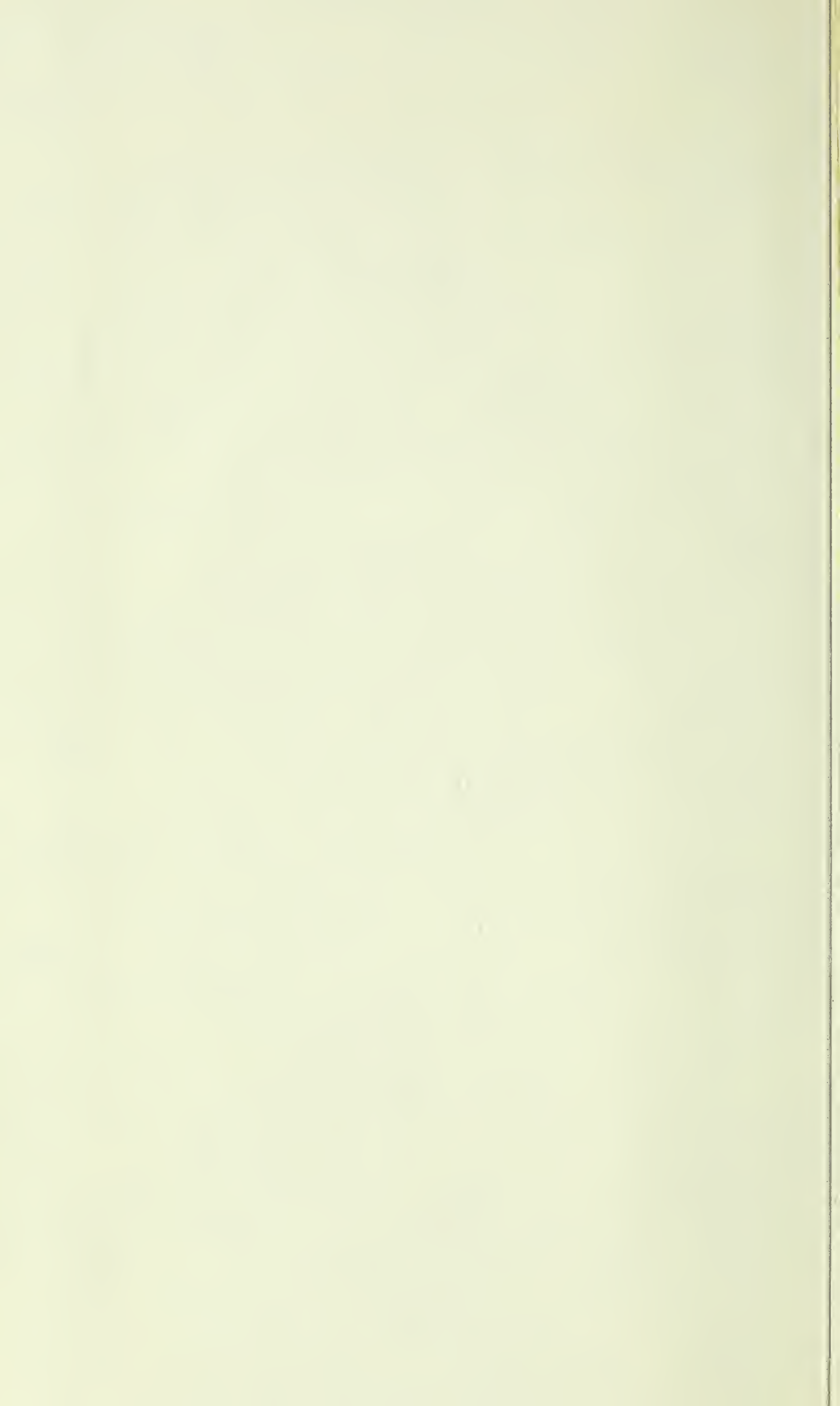
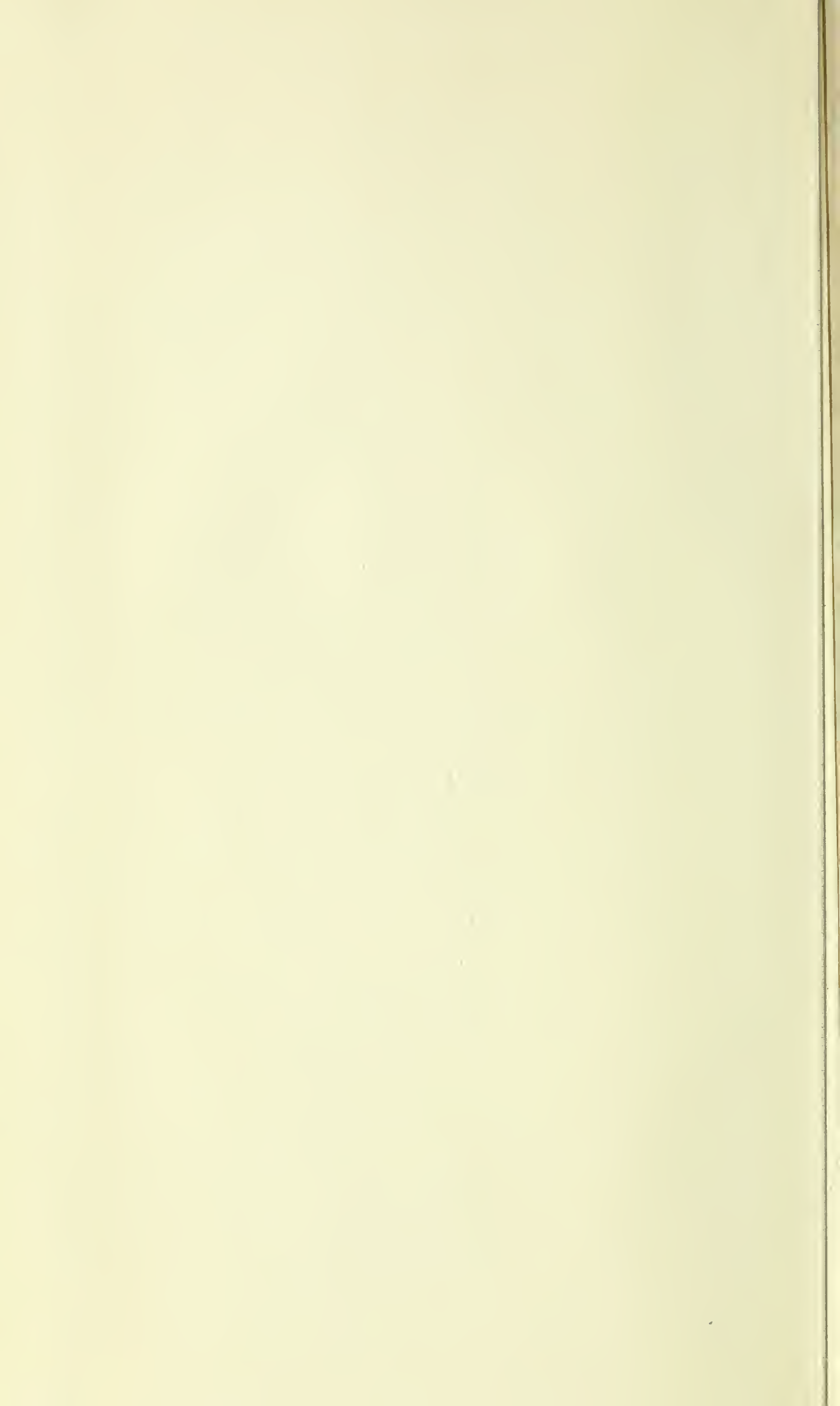






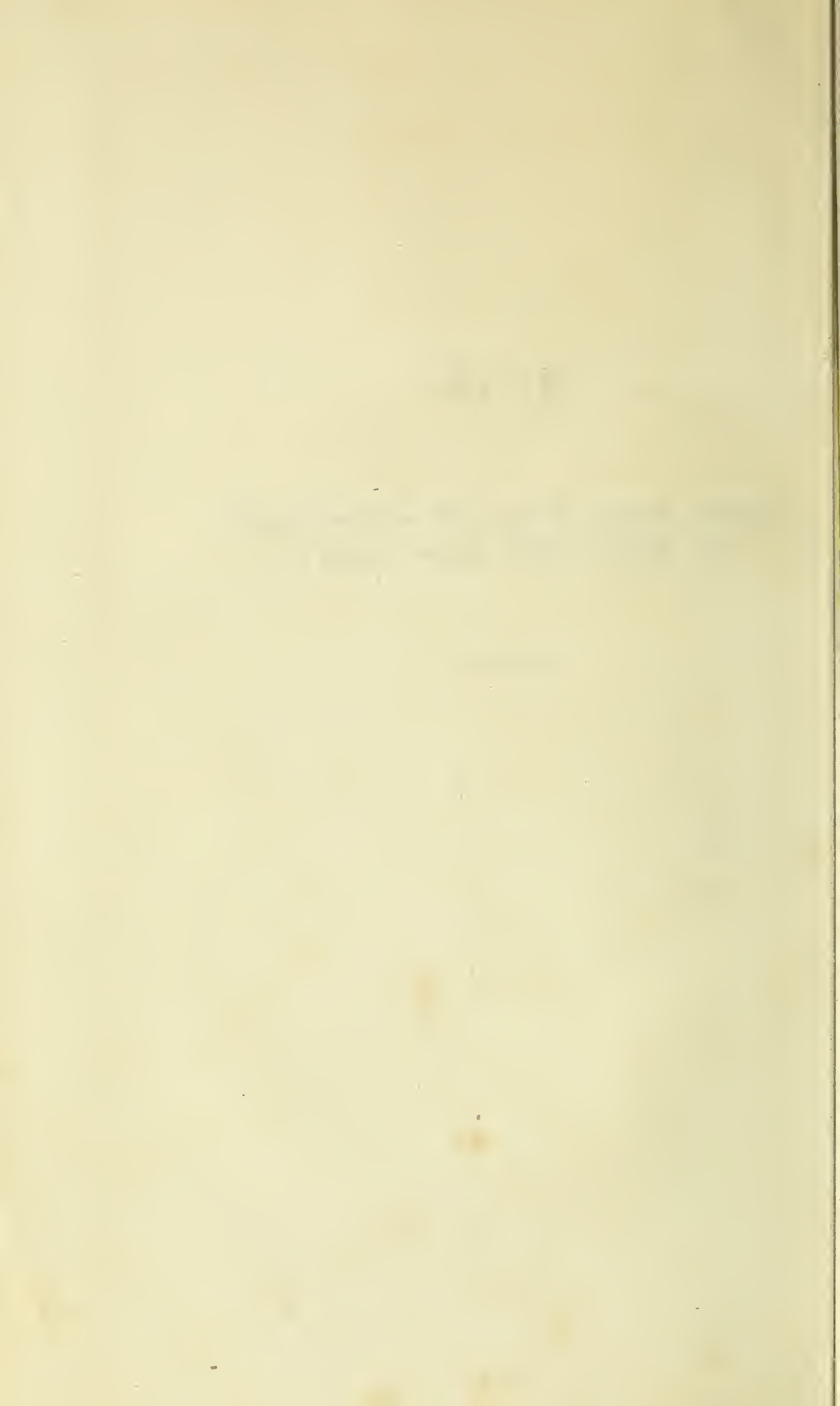


Briefe

von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.

Erster Band.



Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe

von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.

Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen

von

Varnhagen von Ense.

Erster Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.

Vorwort.

Es sind nicht mehr vorzugsweise die Franzosen, welche die Briefe, die ihre Litteratur und Geschichte karakterisiren, werth halten und als dauernde Quelle ihrer Studien benutzen. Auch in unserem Deutschland wächst der Sinn und das Interesse hiefür immer mehr: man hat begriffen, daß durch derartige Mittheilungen die Vergangenheit, die ohne sie unserem Blicke so rasch entfliehen würde, uns auf's neue näher tritt, und zwar in einem so klaren Lichte wie die Gegenwart es nie zu geben vermag. Unsre Helden, unsre Gelehrten und Dichter, unsre berühmten Frauen feiern in den Briefen und Memoiren, welche die Nachwelt von ihnen aufbewahrt, gleichsam eine geistige Auferstehung, und zeigen sich ohne die Schleier, in welche die Tagesverhältnisse und auch oft die Tagesirrthümer und Mißverständnisse sie theilweise vor den Augen ihrer Zeitgenossen einhüllten. So vervollständigt sich ihr Bildniß erst nachdem sie nicht mehr unter uns weilen, und der gerechte und unpartheiische Psycholog wird immer diesen Zeitpunkt abzuwarten haben, um sein letztes und endgültiges Urtheil zu fällen.

Mit besonderer Liebe und Sorgfalt hat Varnhagen von Ense alle Zeugnisse der ihn umgebenden Welt, die ihm

zu Gebote standen, alle Briefe und Nachrichten, die seine Freunde, seine Mitlebenden betrafen, alle Aufzeichnungen, welche den Gang des Weltlaufs und seine geheimen Fäden aufklären, im Dienste der Wahrheit und der Geschichte bewahrt. Ohne ihn, ohne diesen seinen treuen und unermüdlichen Eifer, würden viele der glänzendsten und ausgezeichnetsten Erscheinungen unter seinen Zeitgenossen von der jetzigen Generation wenig gekannt oder halb vergessen sein. Außer demjenigen, was er selbst in dieser Richtung herausgab, enthält sein Nachlaß eine ganze mannigfaltige Litteratur dieser Art.

Auch die vorliegende Sammlung ist ein neuer Beweis davon. Wilhelm von Humboldt, dessen innerstes Wesen noch immer nicht nach allen Seiten hin von dem größeren Publikum gekannt worden, tritt hier zum erstenmale als Jüngling in zärtlichen Freundschaftsbriefen an die schöne Henriette Herz vor den Leserkreis. Der edle und liebenswürdige Dichter Adalbert von Chamisso zeigt sich in inniger Beziehung zu einer anziehenden Französin. Prinz Louis Ferdinand, der preußische Held, von dem Varnhagen schon früher ein unvergängliches Karakterbild lieferte, und seine eigenthümliche Geliebte, Pauline Wiesel, die durch Büchner's dankenswerthe Veröffentlichung doch nur unvollständig dargestellt ist, erscheinen von gegenseitiger flammender Leidenschaft ergriffen, in ihrer merkwürdigen Besonderheit. Während Stägemann in seinen etwas verbitterten Greisesbriefen an seinen Freund Cramer sich in die mit der Juli-Revolution anbrechende neue Zeit mit ihren Freiheitsbestrebungen nicht recht zu finden weiß, und

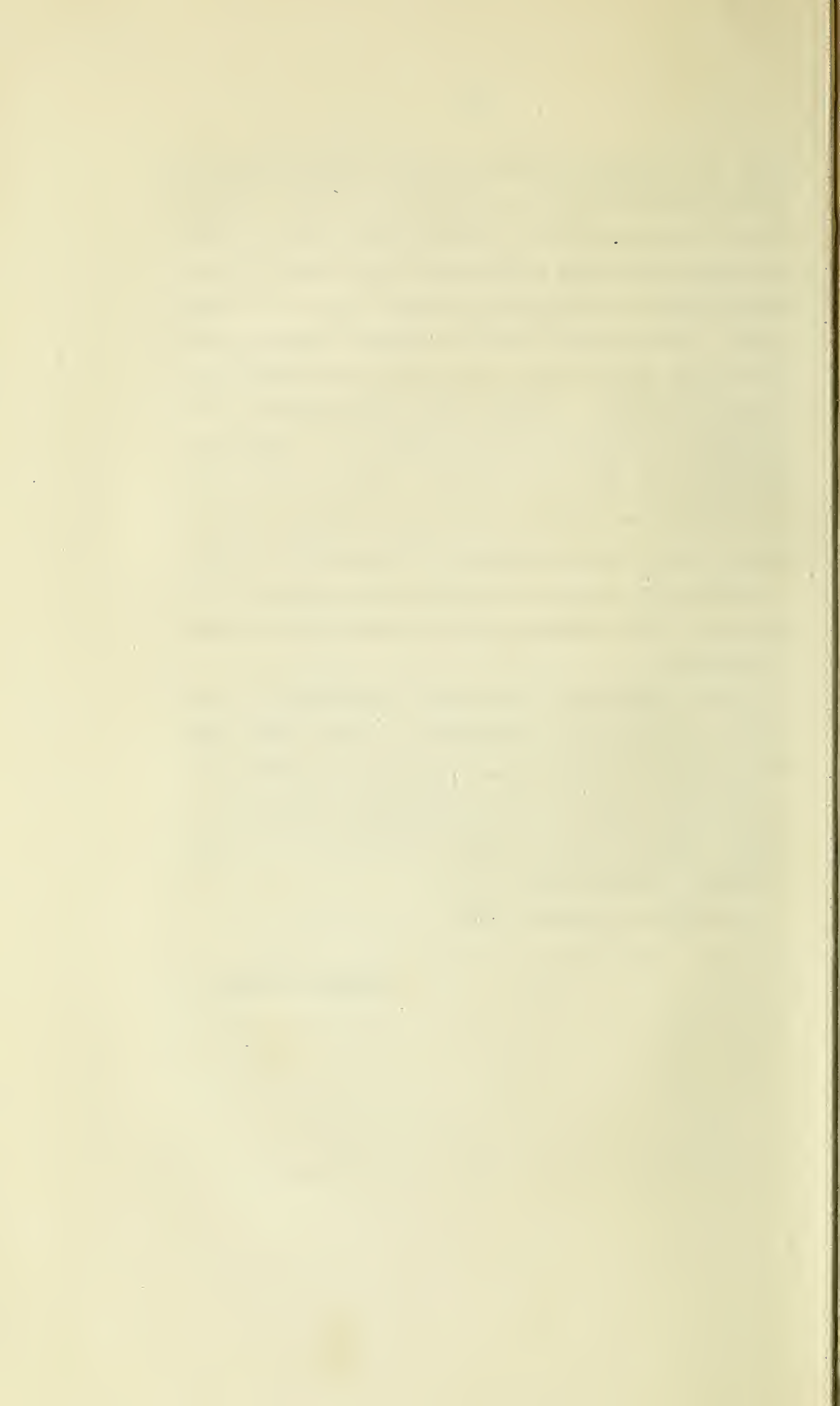
sogar für die edle Erhebung der unglücklichen Polen nur Spott und Abneigung hat, erklärt sich der Dichter Ludwig Tieck in einem Reisebriefe aus dem Jahre 1793, der eine anmuthige Anschauung von Franken giebt, zugleich für die Republik und die französische Freiheit, für die er sterben möchte. Die Freunde Rahel's begegnen mehreren neuen Briefen der seltenen Frau, in denen sich ihr Geist und Gemüth kundgeben. Briefe des Staatsministers von Beyme, des Generals Gneisenau, des räthselhaften Grafen von Saint-Germain, des erst seit kurzem dahingeschiedenen Dichters Friedrich Rückert und noch vieler anderer interessanter Persönlichkeiten schließen sich an.

Außer den ergänzenden Aufzeichnungen meines Onkels habe ich selbst mitunter einige fehlende Erläuterungen hinzugefügt.

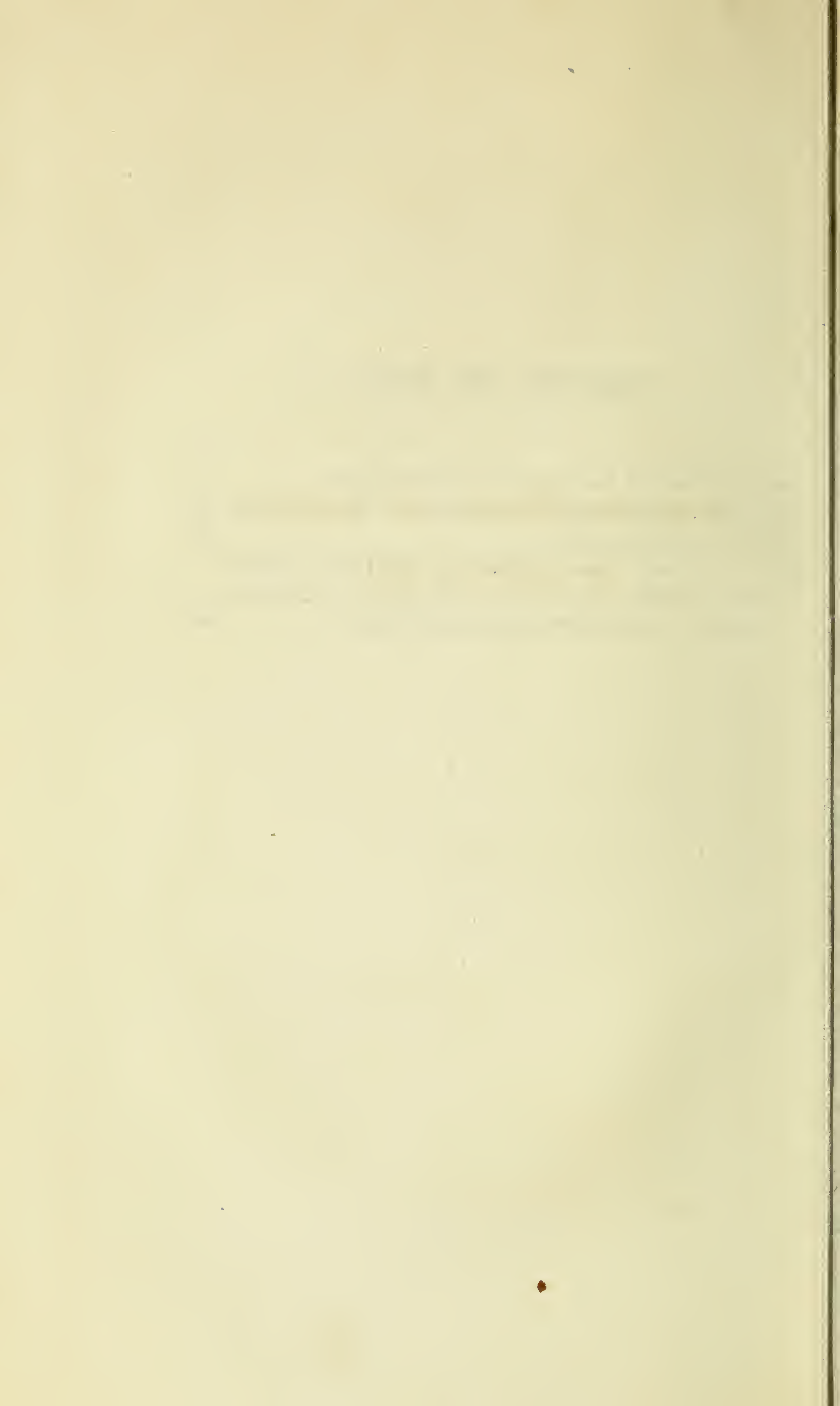
Liebe, Leidenschaft, Freundschaft, Geistesverkehr, politische und litterarische Verhältnisse, karakteristische Züge, Gedanken und Mittheilungen geben in den beiden hier dargebotenen Bänden dem aufmerksamen Beobachter in reichem Maße Anlaß zu ernstem Nachdenken wie auch zu belebender Unterhaltung.

Florenz, im Januar 1867.

Ludmilla Assing.



Inhalt des ersten Bandes.



Briefe von Wilhelm von Humboldt
an Henriette Herz.



Ueber Wilhelm von Humboldt, so viel auch schon über ihn geschrieben, so Mannigfaltiges von ihm selbst mitgetheilt worden, sind die litterarischen Akten doch noch lange nicht geschlossen. Manches ihn Karakterisirende, das einige seiner Zeitgenossen wußten, blieb der Menge und auch seinen Biographen unbekannt; die Zeugnisse, die davon aufbewahrt worden, möchten zum Theil erst in weit späterer Zeit sich zur Veröffentlichung eignen, zum Theil auch wohl für immer sich ihr entziehen. So lange Wilhelm's großer Bruder Alexander lebte, war es natürlich, daß die Rücksicht auf diesen auf alle Schilderungen Einfluß ausübte, die von Wilhelm's Eigenart versucht wurden. Das Bildniß, welches Varnhagen von ihm entwarf, deutet daher manches nur leise an, ist hin und wieder nur für den Eingeweihten ganz verständlich. Wilhelm's Briefe an Charlotte Diede zeigen ihn als einen nachdenkenden, leidenschaftslosen Weisen; dies ist Eine Seite von ihm; er hatte deren aber auch ganz andere in Bezug auf Neigung und Freundschaft.

Seine hier nachfolgenden Jünglingsbriefe an Henriette Herz zeigen ihn uns in seiner frühsten Jugendzeit, mit einer ganzen Gruppe anderer Personen gemeinschaftlich in den Blumengärten erregter Gefühle; Küsse, Pfänderspiele, Tänze, Geschenke von Schattenrissen und Ringen, Tugendversicherungen, schriftliche Ergüsse, hochgespannte Strebungen sind hier vorherrschend; den Mittelpunkt der Anbetung bildet die schöne Henriette Herz. Sogar ein Familienvater — Meyering — widmet ihr ungescheut seine Liebe, und glaubt selbst berechtigt zur Eifersucht zu sein. Karl La Roche, der Sohn von Sophie von La Roche, der Staats-

rath Kunth und mehrere Andere gehören zu den engeren Mitgliedern dieses Kreises. Auch Rahel wurde zur Theilnahme aufgefordert, wies dies aber entschieden zurück, wie die folgende Aufzeichnung von Varnhagen ergiebt:

„Henriette Herz hatte Rahel'n (1792?) eröffnet, sie gehöre einer Verbündung an, einer Art von Orden, den sie mit Wilhelm von Humboldt, Kunth, ihrer Schwester Brenna, Göckingk und noch einigen andern Frauen und Männern, zu gegenseitiger Veredlung und Förderung gestiftet habe, und sie bot ihr an, selber auch in diese Verbündung zu treten. Rahel, in allen Dingen auf das Wesen blickend, erkannte in allem, was die Herz ihr mittheilte, nur empfindsames Tändelwerk, eitles Schönthun, und lehnte es ab, ein Mitglied zu werden. Die Verbündeten trugen es ihr lange nach, und rügten ihre Ablehnung als einen Mangel an edlem Streben!!" —

Wilhelm von Humboldt selbst bewahrte in seinen späteren Jahren die Gefühle nicht, die er in seinen Briefen an den Tag legt, denn wir entnehmen gleichfalls aus den Aufzeichnungen Varnhagen's, daß Humboldt sich häufig gegen ihn und Rahel sehr scharf über Henriette Herz äußerte, ja, die Doktorin Johanna Motherby (nachherige Dieffenbach) sagte zu Varnhagen, die Herz sei fast immer der Gegenstand seiner Verwunderung und seines Spottes gewesen.

Ergänzende Züge zum Wesen und Karakter Humboldt's bieten die nachfolgenden Notizen Varnhagen's, die er zu verschiedenen Zeiten niederschrieb.

Humboldt'sche Familie.

Der Vater unsrer beiden Humboldt war in Potsdam königlicher Kammerherr, und zugleich dienstthuender Kammerherr bei der Prinzessin von Preußen Elisabeth. Er verließ Potsdam, als die Prinzessin nach Stettin gebracht wurde. Er blieb in der vollen Gunst des Prinzen von Preußen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II., der ihn regelmäßig jedes Jahr in Tegel besuchte.

[Raumer's Beiträge zur neuern Geschichte Thl. 5 S. 297. „Hertzberg, Schulenburg könnten ein Ministerium bilden, aber die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolgs haben, obgleich sie nicht derselben Art sind, diejenigen, welche als des Prinzen Günstlinge betrachtet werden. Zu den ersten unter ihnen gehört Hr. von Humboldt, ehemals ein Beamter beim verbündeten Heere, ein Mann von einfachem Verstande und schönem Karakter zc." Engl. Depesche vom J. 1775.] „Beamter" ist hier ein Raumer'scher Uebersetzungsfehler, es soll Offizier heißen. Humboldt war Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, nachdem er lange in dem Finckenstein'schen Dragonerregimente gedient. Er wurde oft vom Herzog an Friedrich II. während der schlimmsten Zeiten des Siebenjährigen Krieges geschickt, daher dieser in Briefen über den Unfall des Diktators Wedel schreibt: „Ich habe an Humboldt alles gesagt, was man von solcher Ferne nur sagen kann."

Die Familie Humboldt stammt aus Hinterpommern. Die Mutter der beiden Brüder, eine geborne von Colomb, war eine Kousine der Fürstin Blücher, Nichte des alten Präsidenten in Aurich (Ostfriesland). Sie war in erster Ehe mit einem Baron von Holwede verheirathet. (Aus dieser ersten Ehe war ein Stiefbruder unsrer Humboldt's, Offizier im Regimente Gendarmes.) Sie hatte das Verdienst, ihren Söhnen, auf des alten Geh.-Raths Kunth Antrieb, eine sorgfältige Erziehung zu geben. Wilhelm ward in den ersten Jahren von Campe, als dem Humboldt'schen Hauslehrer, erzogen. Den Grund zu seinen tiefen griechischen Studien legte Löffler, der Verfasser eines freigesinnten Buches über den Neu-Platonismus der Kirchenväter, damals Feldprediger des Regiments Gendarmes, nachher Ober-Konsistorial-Rath in Gotha. Nach Löffler unterrichtete Fischer vom Grauen Kloster viele Jahre lang Wilhelmen im Griechischen, ein Mann, der, was ziemlich unbekannt ist, neben der Mathematik viel Griechisch wußte. Engel, Reitemeier, Dohm und Klein lasen beiden Brüdern lange Kollegien über Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft. Auf der Universität Frankfurt an der Oder wohnten beide Brüder sechs Monate in Löffler's Hause, der dort

Professor geworden war; in Göttingen besuchten sie zusammen (ein Jahr lang) das philologische Seminarium von Heyne.

Tegel war ursprünglich ein Jagdschlößchen des großen Kurfürsten, und daher zuerst nur in Erbpacht genommen; erst Wilhelm hat das Schlößchen und das dazugehörige Land als Rittergut besessen; einen alten Thurm aus der Zeit des großen Kurfürsten bei dem spätern Aus- und Umbau desto schicklicher zu erhalten, ersann er eine sinnige Anordnung, nach welcher alle vier Ecken sich thurmartig erheben (jedes Thürmchen ist mit dem griechischen Namen eines Windes bezeichnet.) Ringeswalde, bei Soldin in der Neumark, hat später Alexandern gehört (sein Erbtheil), der es verkaufte, und von dem Ertrag seine große Reise nach Amerika ausführte.

Wilhelm besaß bei seinem Tode Tegel, Burgörner und Auleben (letztere beide durch seine Frau erworben, da der Dacheröden'sche Lehnsnexus aufgehoben ward), Hadersleben im Magdeburgischen, und das Schloß Ottmachau in Schlesien (die ihm nach dem Pariser Frieden ertheilte Dotation).

Wilhelm von Humboldt's Jugend.

Von seinem Erzieher, nachherigem Staatsrath Kunth — der die geschiedene (vierte) Frau von Zacharias Werner, eine Polin (noch als Wittwe hier in Berlin lebend*)), heirathete — handelt ein gedrucktes Blatt.

Frühe Spielgenossenschaft, Tanzenlernen 2c. mit Fräulein von Briest, nachherigen Frau von Rochow und dann Frau von Fouqué (Mutter des Gesandten von Rochow in Stuttgart), mit Rahel, mit Henriette Herz, nachlebender Wittwe des berühmten Professors und Hofraths Markus Herz. Mit der letztern insbesondre innige Freundschaft, Du, vertrauter Briefwechsel. Humboldt war in jener Zeit über die Maßen sentimental, schwelgte in Gefühlen, wollte

*) Starb vor einigen Jahren.

sich und Andre veredeln, nahm Theil an Vereinbarungen hiezu, mit Briefwechsel voll Selbstprüfung und Rechenschaft, in selbsterfundner Geheimschrift, zum Theil auch in jüdischer Schrift. Auf der Universität dauerte das fort, auch nach der Universität, und über die Heirath hinaus. Innige Freundschaft auf der Universität mit Veit, Oelsner, und mit Stieglitz, nachherigem Leibarzt in Hannover, der, wie auch Kunth, an den geheimen Freundschafts- und Veredlungs-Bünden Theil nahm. So auch der Graf von Dohna-Schlobitten, nach 1806 preußischer Staatsminister, vor etwa 10 Jahren gestorben. Auch Göckingk, der Dichter, und nachherige Geh.-Ober-Finanzrath, gehörte dazu.

Neben dieser Empfindsamkeit — die ungeheuer war, und gegen das Ende des Lebens in reiner und hoher Gefühlsweise wiederkehrte, aber auch in der Zwischenzeit nie ganz erlosch — entwickelte sich die furchtbarste Schärfe und Kälte der Satire, der Ironie, die ruhigste Anmuth des Scherzes, die ausgebildetste Macht der Dialektik, der allseitigste Trieb der Forschung, der Neugier (Sinnlichkeit, Gespensterei, so gut wie Sprachwesen und Staatsgeschäfte, dienten zum Stoff), der Beweisführung und Ueberredung.

In frühster Zeit machte Kant's Philosophie den größten Eindruck auf ihn. Er kam auch über Kant eigentlich nicht hinaus, blieb immer ein Kantianer. In den späteren Jahren stand Humboldt mit Hegel in sehr freundschaftlicher Beziehung, lud ihn ein, sandte ihm seine Schriften, zum Beispiel die Abhandlung über Bagavadh-Gita, welche Hegel rezensirte, zwar scharf und herb, aber mit größter, aufrichtigster Verehrung für Humboldt. Dieser wollte in dem „höchst verehrten" Verfasser, wie ihn Hegel immer nennt, eine kleine Ironie sehen, allein es war von Hegel treulichst und ernstlichst gemeint, und ich war Schuld an dem Ausdruck, denn Hegel fragte mich, wie auteur illustre im Deutschen zu sagen sei, und ich nannte jenes Wort, das er sogleich annahm; es hätte aber als Ein Wort „höchstverehrt" gesetzt sein sollen.

Der Geh.-Kabinetsrath Beyme war es, der Humboldt'n in die diplomatische Laufbahn berief; er schlug ihn dem Könige zum

Minister-Residenten in Rom vor, und der König genehmigte dies auf der Stelle.

Wilhelm Freiherr von Humboldt.

Humboldt steht mit großem Geiste über allen Verhältnissen weit hinaus. Die Welt ist seinem Scharfsinne eine Sammlung scherzhafter und ernsthafter Aufgaben, tiefes umfassendes Wissen und ausgebreiteter Lebensgenuß die Lösung, in beiden Arten mit fleißigem Eifer, den eine cynische Gleichgültigkeit dicht begleitet. Er hat eine Menge Eitelkeiten, über die er doch alle weit hinaus ist. Er hat die größten weltbildenden Gedanken, deren Wirksamkeit aber durch den Zustand der Staaten und überhaupt jetziger Welt ausgeschlossen ist. Daher kommt ihm von dem, was er als Denker besitzt, nicht immer viel zu Nutze als Staatsmanne. Die Gewandtheit und Klugheit kommt ihm ganz von innen aus höheren Gebieten. Statt solcher Mystifikationen Einzelner, wie Metternich sie treibt, übt er gegen die Menschen insgesammt eine scherzende Verhöhnung, die nicht beleidigt, weil sie unpersönlich ist und aus freier Geistesüberlegenheit kommt. Er ist gar nicht leichtsinnig, aber auch gar nicht schwer, die Gegenstände als solche sind ihm immer von gleicher Wichtigkeit. Der Staat ist ihm eigentlich gleichgültig, aber da es einmal solche Einrichtung giebt, so ist ihm die höchste Stelle darin die bequemste. Er unternimmt nichts für ihn, aber er läßt ihn keineswegs im Stich. Ein trefflicher Ausführer von Aufträgen, weiß außerordentlich zu arbeiten, schnell und geschickt, mündlich und schriftlich, läßt es an keinem Eifer fehlen, um den Zweck zu erreichen, und macht sich dann plötzlich gar nichts mehr daraus, weil die Sache nun aufhört die seinige zu sein, welches sie nur so lange war, als sie noch nicht gelöste Aufgabe war. Er zeigt in Bearbeitung von Staatssachen philologischen Sinn und Genauigkeit, erkennt mit Uebersicht, trifft mit Sicherheit, und spielt mit den Schwächen der Andern mehr noch, als er sie benutzt. Mit Metternich hat der Zufall ihn in günstige Vertraulichkeit auf

einige Zeit gebracht. Er sieht das Zukünftige wohl nahen, und es kann ihm nicht gefallen, aber er setzt sich darüber hinweg. Seine physische Beschaffenheit ist höchst merkwürdig: Musik, Farben, schöne Natur sind ihm verschlossen und zuwider, oder doch gleichgültig; die plastische Kunst ist die einzige, die ihn reizt, als Heiden, welches er im stärksten Sinne des Worts ist, und als Erasten. Die innerste Richtung geht in ihm auf Erforschung der Körperlichkeit, seine Sinnlichkeit ist zumeist ein Versuch und eine Erkundigung, und der Punkt, wo ihn die Natur wieder in ihren großen Zusammenhang stellt. Seine Paradoxieen sind angenehm und geistreich, und auch praktische; zum Beispiel sein Wohlbehagen in dichtverschlossener Stubenluft und außerordentlicher Hitze. Er bleibt sich immer gleich, noch ganz anders als Metternich. Seine Unterhaltung ist höchst leicht und liebenswürdig, und bei allem Witz gutmüthig. Dies ist er überhaupt öfter und mehr, als man gewöhnlich glaubt. Sein Herz ist allerdings bewegbar, aber freilich nicht immer dann, wann man es möchte. Er ist geizig, aber kein Filz. Mit größerer Grazie war noch niemand verheirathet, völlige Freiheit gebend und nehmend.

Wien 1814.

Graf Schlabrendorf sagte mir 1815 in Paris, die beiden Humboldt hätten alle mögliche Anlagen, große Männer zu sein, es fehle beinah keine Eigenschaft dazu, und doch wären sie es nicht, weil man ohne Gemüth nie ein großer Mann, sondern nur allenfalls ein bedeutender, merkwürdiger, talentvoller sein könne.

Houdetot fragte 1807 Rahel'n: Je connais depuis si longtems Mr. de Humboldt, mais je vous prie, dites-moi ce qu'il est? a-t-il le coeur bon? est-il bon? Rahel sagte ihm: il est si loin dans ses idées, qu'on ne peut pas dire s'il est bon ou non, c'est au-dessous de lui! — Je vous entends! sagte Houdetot. Bon, je vous entends!

Il a une étonnante puissance de négativité, sagte Graf Custine von Humboldt, als Rahel gesagt hatte: il dit au fond tout par ennui, et il a trop d'esprit pour dire des bêtises.
Frankfurt am Main 1816.

Ein andermal sagte Rahel von ihm, als man von dem Geiste verschiedener Männer gesprochen, und dann auch Humboldt fragend erwähnte: il a autant qu'il veut!
Ebendaselbst 1816.

Talleyrand sagte vom Minister von Humboldt: „Il est comme la Prusse, on ne sait pas bien ce que c'est.“

Görres im Rheinischen Merkur 1815 nennt Humboldt'n eine kalte Dezembersonne.

In Prag 1813 wollte Humboldt beim Abnehmen der Hand eines Verwundeten aus Neugier Zuschauer sein; der Wundarzt fand die Operation späterhin nicht mehr nöthig, und unterließ sie; Humboldt, verdrießlich über die getäuschte Erwartung, bot dem Wundarzte Geld, damit die Operation, wenn auch gerade nicht nöthig, doch geschehe, weil er gar zu neugierig sei, das Zusammenziehn der Sehnen und Nerven beim Schnitte zu sehn! Diese furchtbare Abscheulichkeit hat Humboldt damals in Prag selbst an Rahel erzählt, und dies mag einzig die Möglichkeit an die Hand geben, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. —
Berlin, Januar 1820.

Rahel sagte zu Humboldt, sie könne ihm seine Geistesfreiheit weniger hoch anrechnen, da er auch für sein Thun und Handeln in seinem Innern weder Schranken noch Zügel habe.
Januar 1820.

Zu Vater's Mithridates hat Wilhelm von Humboldt nur Baskisches geliefert, aber ihm die amerikanischen Grammatiken, welche Alexander mitgebracht, zu sonstigem Gebrauch geliehen, doch sind sie alle zurückgekommen, und jetzt mit dem übrigen sprachwissenschaftlichen Nachlasse auf der hiesigen königlichen Bibliothek.

Frau von Humboldt hatte Verstand und Gefühl mit Maß; große Anmuth; ernste Tiefe und helle Wahrheit nicht, alles lenkte bei ihr in eine Art Dämmerwesen ein.

Wilhelm von Humboldt haßte Musik und Gesang. Singen nannte er Sreien, und die berühmte Sonntag war ihm eine Person, die vom Sreien lebte. Von musikalischen Instrumenten erklärte er den großen Baß für das beste, dem könne man am leichtesten entgehen, den bringe auch so leicht keiner fort und nicht in Gesellschaft, dagegen das Flageolet ihm das schrecklichste Instrument dünkte, als welches einer unversehens aus der Brusttasche ziehe, wie zum Meuchelmord!

Als eine seiner Töchter sang, sagte er zu ihr: „Was hast du nur an dem fatalen Sreien! Du wirst dir dadurch nur deine söne S—prechstimme verderben!"

Man sagte von seinem ehemaligen Lehrer Kunth, derselbe wisse viel Geschichte, erzähle sie aber mit peinlicher Weitläufigkeit. „Das ist wahr", meinte Humboldt, „wenn man ihn Geschichte vortragen hörte, konnte man wünschen Adam zu sein, wo die Geschichte noch ganz kurz war." — Ich bemerkte dazu, bei Adam's Lebzeiten sei doch Wichtiges genug vorgefallen, zum Beispiel der Sündenfall, Abel's Tod, worüber man noch heutiges Tages sehr langweilig rede.

Der Brief Humboldt's in der Allgemeinen Zeitung (10. Juni 1819) an Sommer über Verfassung wurde in der Speierer Zeitung mit scharfem Spotte durchgenommen. Humboldt war gerade in

Frankfurt, und erkundigte sich in der Stille, wer der Verfasser wohl sein möchte; er bekam die Auskunft, er sei von Karlsruhe gesandt worden. Auf diese Anzeige hin hielt er mich für den Verfasser, wie er mir in spätern Jahren zu Berlin selbst bekannte. Ich fragte ihn, wie er mir habe zutrauen können, etwas der Art gegen ihn zu schreiben, was, bei unsern Verhältnissen, doch nur als Treulosigkeit erscheinen müßte? „O“, sagte er lächelnd, „so arg ist es doch nicht, und dergleichen thut man ja wohl, man liebt sich und man neckt sich.“ — Nein, erwiederte ich, ich necke nicht in dieser Art, wenn ich liebe. — Ich gab ihm nun das Ehrenwort, daß ich nicht der Verfasser sei; Ludwig Robert war es.

Humboldt's Brief vom Ende Augusts 1815 aus Paris an den Prinz-Regenten von England spricht unverhohlen über die Gründe der sogenannten Mäßigung des Kaisers Alexander in den Verhandlungen mit Frankreich. Der Brief erschien im Jahre 1822 im 8. Bande von Montvéran's Werk über England öffentlich gedruckt; er machte in höheren Kreisen Aufsehn, und man zeigte ihn geflissentlich da, wo er schaden konnte. Humboldt war schon seit dem Anfange des Jahres 1820 außer Wirksamkeit, man benutzte aber dergleichen, um ihn außer Wirksamkeit, die er jeden Augenblick wieder ergreifen zu müssen schien, zu erhalten. Der Brief steht in der „Histoire critique et raisonnée de la situation de l'Angleterre au 1. janvier 1816. Par. M. de Montvéran (Paris, 1816—1822. 8 Vol.). Tom. VIII, p. 323. 324.

Ein Freund fand Wilhelm von Humboldt beim Lesen eines überaus feinen Druckes. „Sie zerstören Ihre Augen“, rief er aus, „muthen Sie ihnen solche Schrift nicht an!“ — „Ei was“, versetzte Humboldt, „ich habe gerade nur diesen Druck, und will gerade jetzt das Buch lesen! Uebrigens bin ich der Meinung, daß man nichts besseres thun kann, als diese körperliche Maschine allmählig zu Grunde zu richten, dazu ist das Leben, und wenn der Tod

endlich kommt, findet er den wenigsten Stoff, an dem er seine Lust büßen kann!“ —
1824?

Steffens wollte dem Sündenfall die Bedeutung eines Naturereignisses geben; er behauptete, damals sei die Erde aus ihrer graden Stellung gegen die Sonne in die jetzige schiefe übergegangen, der ewige Frühling des Paradieses in den Wechsel der Jahreszeiten. Wilhelm von Humboldt bemerkte in seiner Scherzweise: „Ja, ja, die Erde hat einen Schreck gekriegt und ist davon schief geworden.“ (In Humboldt's Sprache lautete es „Sreck“ und „sief“, was die Sache noch ungemein zuspitzen half.)

Steffens war aus Norwegen zurückgekommen, und hielt, bevor er nach Breslau heimkehrte, im Winter 1824, 25 Vorlesungen über Naturphilosophie in Berlin. Der General Graf von Gneisenau hatte seinen Saal dazu eingeräumt, wo sich ein zahlreiches und angesehenes Publikum versammelte. Die auffallenden Sätze wurden nachher weiter herumgesprochen, und so kam obige Ansicht über den Sündenfall auch zu Humboldt's Ohren, der sich denn darüber lustig machte.

Berlin, März 1825.

Hr. Minister von Humboldt erzählte mir, er habe während des Wiener Kongresses ein Tagebuch geführt, und nicht nur die großen Sachen, sondern auch die gesellschaftlichen Vorgänge, Anekdoten u. s. w. darin bemerkt. Unglücklicherweise habe er aber gleich im Jahre 1815 zu Paris eine Anwandlung gehabt, viele Papiere zu verbrennen, und leider, wie er jetzt sehr bedaure, auch das Tagebuch dem Feuer hingegeben.

September 1830.

Humboldt hat für Preußen ausführliche Denkschriften über Repräsentativ-Verfassung gemacht, und Entwürfe zur Konstitution

selbst. Ich habe diese scharfsinnigen (aber doch ungenügenden) Arbeiten gehabt, aber habe sie nicht mehr! Nach und nach wird wohl manches davon an den Tag kommen. — Humboldt war von der Nothwendigkeit der Reichsstände für Preußen durchdrungen, und er arbeitete darauf hin, so viel er immer konnte. Nach der Julirevolution hieß es in Berlin allgemein, er sei nun wirklich vom Könige berufen und beauftragt, eine Konstitution zu entwerfen. Es war aber ein grundloses Gerücht, wiewohl selbst in den höchsten Kreisen die Sache geglaubt wurde.

Ueber die Maßen ist Wilhelm von Humboldt gelobt worden, daß er in der tiefsten Erniedrigung Preußens den kühnen Gedanken gehabt, in Berlin eine Universität zu gründen. Den ersten Gedanken aber hiezu hat nicht er, sondern Beyme gehabt, wie dies auch Bassewitz in seinem Werk über die Kurmark Brandenburg bezeugt.

Nolte schreibt noch unter dem 10. Januar 1809 an Hofrath Schütz nach Halle: „Wahrscheinlich wird erst nach des Königs und Beyme's Rückkehr, mithin Ausgangs dieses Monats oder im Anfang des Februars endlich einmal entschieden werden, ob hier eine Universität errichtet werden soll oder nicht. Des Herrn Grafen von Dohna Exzellenz sollen für die Sache sein; wie der Hr. Geh.-Staatsrath von Humboldt darüber denken, ist mir unbekannt.“ —

(S. meine Autographen: „Nolte.“)

Von Henriette Herz hegte Varnhagen nicht eine so günstige Meinung wie ihr Biograph Fürst; wohl erkannte er die guten und liebenswürdigen Eigenschaften der besonders durch ihre Schönheit glänzenden Frau, aber auch ihre Schwächen konnten seiner Beobachtung im Laufe der Jahre nicht entgehen. Wir geben seine Aufzeichnungen als Beitrag zu ihrer wahren Karakteristik:

Hofräthin Herz, geb. de Lemos.

Die Gräfin Genlis erzählt in ihren Memoiren, sie habe in Berlin einigen Personen Unterricht im Französischen gegeben, im Deklamiren der Verse, im Briefschreiben. Sie nennt darauf ihre Schülerinnen, und sagt: „Les premières furent madame Bernard, aussi spirituelle qu'obligeante; madame Herz, femme d'un médecin, belle comme un ange, et remplie aussi d'esprit et de bonté; madame Cohen, femme d'un très-riche négociant, et Mr. Lombard, frère du secrétaire intime du roi." —

Mém. de Mad. de Genlis, Paris 1825.
Tome V, pag. 49.

— „ein überaus erfreuliches Zusammentreffen mit einer Berliner Freundin, der geistreichen Hofräthin Herz" —

Christian Wilhelm von Dohm nach seinem Wollen und Handeln. Ein biographischer Versuch von W. Gronau. Lemgo, 1824. S. 364.

Beide Stellen — ungefähr auf gleiche Zeit bezüglich, die letztere auf das Jahr 1800, die erstere vielleicht auf 1801 — haben das Gemeinsame, daß sie der Dame „Geist" beilegen. Diesen aber kann man ihr am wenigsten zusprechen, sie entbehrt dessen gänzlich; aber dagegen hat sie eine Fülle andrer Eigenschaften, angenehmen Verstand, Freundlichkeit, hülfreiche Sorgfalt, ungemeine Sprachenkunde, alles aber nicht allzu tief, und mit einer großen Neigung zur Beschränktheit. Ihr Leben ist an dem Bedeutendsten vorbeigestreift, und hat doch immer nur das Unbedeutendste davon — nämlich die äußere Bekanntschaft — sich aneignen und festhalten können, dies aber mit großer Ausdauer und Beständigkeit in Freundschaften aller Art. —

Eine große, wunderschöne Frau, voll Anmuth und Lieblichkeit, klug, gebildet, kenntnißreich, beredt, mild und gütig, eifrig im Wohlthun. Wie kommt es, daß, bei großen Huldigungen, festgehaltenen Freundschaften, heitern Umgangsverhältnissen, wesentlichen Dienst-

leistungen, diese Frau gleichwohl bei den Menschen, auf die sie am meisten hielt, keine wahre Liebe und Zuneigung erweckte? Selbst Schleiermacher, der älteste und ergebenste ihrer Freunde, spöttelte viel über sie, besonders in späterer Zeit, Wilhelm von Humboldt dachte sehr gering von ihr, Karoline von Humboldt ging darin noch weiter, Dorothea Schlegel wurde nur durch Gewalt alter Gewohnheit von ihr festgehalten, Frau Schleiermacher hegte die entschiedenste Abneigung gegen sie, die Reimer'sche Familie ebenso, die Frau Schede nicht minder, deßgleichen Frau von Bardeleben, die Savigny's, Achim und Bettina von Arnim, Rahel kämpfte immer zwischen Vorliebe und Mißachtung. Nur Immanuel Bekker und Herrn Fürst, auch allenfalls den Starrkopf Börne wußte sie dauernd in Anbetung zu erhalten. Die Schüler und Verehrer Schleiermacher's, Marwitz, Adolph Müller, Harscher, zeigten ihre Geringschätzung bis zur Grobheit. — Der Schlüssel liegt in ihrem Mangel an eigentlichem Kern, an Karakter, an tiefem Herzen. Das Innerste war schwach, leer, sollte durch Aeußeres ersetzt werden, sie war eine allseitige Anempfinderin, das gefiel jedem auf kurze Zeit, wurde widrig im Wechsel. In späteren Jahren minderte sich die Ziererei, aber dafür frömmelte sie, und hätte es noch weit stärker getrieben, wäre sie dadurch nicht vielen Leuten, mit denen sie es auch nicht verderben wollte, anstößig geworden. Auch fand sich mit dem Alter viel Absichtliches, Berechnetes ein, was in manchen Fällen zur freventlichen Verläugnung der Wahrheit wurde.

Unter ihren vielen Freundinnen war Dorothea Veit ihr die liebste und vertrauteste, auch mit deren Schwestern, den andern Töchtern Moses Mendelssohn's, war sie eng verbunden, doch mit keiner so wie mit Dorothea. Als diese ihren Mann verließ, und offen mit Friedrich Schlegel lebte — ohne Scheidung und neue Heirath, die erst nach einigen Jahren Statt fanden, erschien das Aergerniß so groß, daß Markus Herz seiner Frau untersagte, jene noch bei sich zu sehen. „Ich muß mich fügen", sagte diese, „wenn du sie nicht mehr in deinem Hause sehen willst, aber

verbiete mir nicht, sie bei sich zu besuchen, denn ich würd' es nicht unterlassen können und es heimlich doch thun!" Markus Herz erwiederte, wenn ihre Freundschaft so groß und ihnen die Trennung so schmerzlich sei, so möchten sie denn ihren Umgang fortsetzen! Friedrich Schlegel war der innigste Freund Schleiermacher's, und dieser der eifrigste Freund der Herz, sie waren stets beisammen, und letztere nahm an allen jenen Ansichten und Bestrebungen, die sich um die Lucinde und das Athenäum vereinigten, entschieden Theil. Noch im Jahre 1808 rühmte sie sich gegen uns Jüngere, daß Schleiermacher ihr zu Ehren gesagt, die Briefe über die Lucinde habe mehr sie geschrieben als er. —

Doch wie veränderten sich die Zeiten! Die Ausgelassenen waren artig, die Frechen fromm geworden, Friedrich Schlegel und seine Frau sogar katholisch!

Im Jahre 1830 war Fanny Elßler in Berlin, und von Gentz dringend empfohlen viel bei Rahel. Die Herz nahm daran ein Aergerniß, und sagte, sie könne nicht gut Rahel besuchen, weil sie die Tänzerin nicht dort treffen möchte! So groß war in der alten Frau jetzt die Pruderie! — Als Fanny Elßler fortgereist war, schrieb Rahel ein Billet an die Herz, und diese ängstigte sich, denn sie erwartete starke einschneidende Vorwürfe. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie bloß die Worte fand: „Liebste Freundin, jetzt können Sie wieder kommen, die Luft ist rein." Die Herz war wenigstens noch unverdorben genug, dies von Rahel ganz himmlisch zu finden, und als die liebreichste, edelste Milde zu rühmen!

Das Buch von Hrn. Fürst über Henriette Herz ist in dem Theile, den sie nicht selbst geschrieben, sondern den er nach ihren Gesprächen und Erzählungen verfaßt hat, durchaus unzuverlässig, oft ganz falsch und unwahr, woran sie selbst nicht ohne Schuld sein mag. Sie hatte in der spätern Zeit ihres Lebens vieles zu verschweigen, zurechtzustellen, hauptsächlich in Betreff Schleiermacher's, Friedrich Schlegel's und seiner Frau, der Frau von Humboldt, der beiden Brüder von Humboldt, des Grafen zu

Dohna ꝛc. — Dies mein Urtheil stand mir längst fest, ich war aber sehr erstaunt, dasselbe von zwei Damen, die hier wohl eine Stimme haben, ganz bestätigen zu hören. Die Geheimräthin Steffens und Frl. Wilhelmine Schede, beide mit der Hofräthin Herz eng befreundet, besonders aber die letztere durch volle vierzig Jahr hindurch, sprachen ganz von selber das nämliche Urtheil aus, vieles sei offenbar falsch, andres verschoben, zurechtgemacht, oder gräßlich verstümmelt, zum Beispiel über Dorothea Schlegel, Schleiermacher und seine Frau ꝛc.

Januar 1853.

Ein wenig erfreuliches Bild von der alten Frau entwirft Varnhagen in einem Tageblatt vom 26. Februar 1836; es lautet:

„Ich besuchte heute die Hofräthin Herz. Die gute Frau zeigt in ihrem Alter die Seelen- und Geistesdürftigkeit nackt und bloß, die sie früher mit erborgten Läppchen anständig genug zu verhüllen wußte. Sie ist bis zur Unsittlichkeit bornirt, und auch wieder bis zur Unschuld. Sie thut einem leid, indem sie einen empört. Sie ist eigentlich bescheiden, und nur durch die Gunst der Umstände und durch ihre Leichtigkeit in allerlei Aeußerlichkeiten, die Innerlichkeiten scheinen, einzugehen, zu den Ansprüchen verlockt worden, die sie jetzt macht, auf Tugend, Frömmigkeit, Weiblichkeit und konventionell Lobwürdiges aller Art. Sie kann wirklich sehr liebenswürdig sein, thut viel Gutes und Achtbares, wissentlich gegen bestimmte Personen gewiß nichts Böses; — aber ihre Meinung und Richtung dabei ist die kleinlichste von der Welt.

Heute fing sie ganz von selbst an, sie lese ihren Briefwechsel mit Schleiermacher, und rühmte mir mit Nachdruck, wie schön, lebendig, reich, und ganz unschätzbar, Schleiermacher's Briefe seien. Sie sagte, die Wittwe Schleiermacher habe sie ihr abgefordert, und wolle daraus für den Druck eine Auswahl treffen. «Ich», setzte sie stolz hinzu, «würde sie nie drucken lassen!» Warum nicht, fragte ich, wenn der Inhalt so schön ist? «O nein! das kann ich schwören», erwiederte sie, «nie werde ich mich dazu hergeben.» Aber so geben Sie ja doch die Hand dazu! «Welch ein Unter-

schied! So bin ich es doch nicht selbst! Und die Schleiermacher hat mir versprechen müssen, nichts mitaufzunehmen, was die Lebensverhältnisse und Persönlichkeiten betrifft.» Wenn Schleiermacher darin schlecht erscheint, oder nur mißverständlich, dann begreife ich Ihre Zurückhaltung, sonst aber nicht. «O vortrefflich erscheint er, aber ich will ihn nicht so zeigen, weil es zu meiner Ehre mit wäre, und jederman würde mir Eitelkeit schuld geben!» Da rief ich aus, ganz unschuldig und arglos: «Ah! Ich glaubte, Sie dächten bei der Sache einzig an Schleiermacher, und nun seh' ich wohl, Sie denken dabei bloß an sich! Ja, da haben Sie Recht. Aber für Ihren Freund bezeigen Sie sich nicht liebevoll, daß Sie sein schönstes Bild lieber unterdrücken wollen, weil ein dummer Mensch etwa sonst sagen könnte, Sie hätten sich selber eine Ehre anthun wollen.» Sie wurde verlegen, und wußte nichts mehr zu sagen. Nun fiel mir erst auf, welche Wahrheit ich scharf ausgesprochen hatte.

So ist es aber mit der gleißnerischen Züchtigkeit, Bescheidenheit und Tugend aller Art! An sich selber denken diese Leute nur, an ihren heuchlerischen Putz, den elenden Flitterstaat ihrer kleinen Seelen, an das Lob und den Gewinn ihrer armseligen Tageserscheinung, — nicht an die Sache, an die Wahrheit, an das Recht des Andern, an den Gewinn der Welt, des Geistes, der Einsicht! Und ihr Wahn verblendet und verwirrt sie so, daß sie ordentlich stolz darauf sind, gewisse dehors nicht zu verletzen, als wenn es nur die wären, auf die es ankäme!

Das ist der Grundzug aller solchen Leute! — — Ist auch in mir dergleichen, so will ich es verdammen und vernichten wie ich nur kann! — In Rahel, meiner ewiggeliebten Rahel aber, das kann ich betheuern, war n i e, n i e die geringste Spur einer solchen Regung! In ihr war dergleichen unmöglich! Was litt sie auch unbekümmert für Tadel und Verunglimpfung! Die Liebe, Edle, Herrliche!"

In einem Tageblatt Varnhagen's vom 11. März 1836 heißt es: „Die Hofräthin Herz liegt sterbenskrank. Gott sei ihr gnädig! Eine liebe, freundliche, thätige, wackre Frau, von schwachen Geistes-

gaben, aber edlem Sinn. Ich bin ihr sehr gut, wenn ich auch oft, und besonders in der letzten Zeit, wie früher auch oftmals Rahel, sehr empört über sie war, und mit Recht war! —"

Mögen hier zum Schlusse auch noch Scherzverse von Ludwig Robert aus dem Jahre 1803 ihren Platz finden:

Hofräthin Jette Herz.

Junonische Riesin,
Egypt'sche Marquisin,
Tugend verübend,
Treuer, als liebend
Entzückt mit Gewalt.
Hundertfach herzlos,
Edel und schmerzlos,
Rüstig und kalt,
Zu jung für so alt.

Wir durften um so weniger Scheu tragen einige scharfe Striche in die vorstehenden Schilderungen mit aufzunehmen, da die nachfolgenden Briefe Wilhelm's von Humboldt die anmuthige Henriette im schönsten Rosenlichte zeigen.

1.

(Tegel) Sonntag Vormittag.

(Mit hebräischen Lettern.)

Wie oft werde ich mich noch mit innigem Vergnügen an die letztvergangene Woche erinnern! Seit langen, langen Jahren ist mir keine so angenehm verstrichen. Erst sah ich Sie Dienstag, dann empfing ich Ihren lieben freundschaftlichen Brief, Freitag konnte ich beinahe den ganzen Nachmittag mit Ihnen, und Ihrer vortrefflichen Freundin — o grüßen Sie sie doch tausendmal von mir — allein sein; und dann noch Ihr gütiges, mir so theures Geschenk! Ich kann Ihnen nie genug für das alles danken, theuerste Freundin, ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon so oft sagte, und was gewiß so ganz wahr ist, daß ich jede recht glückliche Stunde nur Ihnen danke. Was habe ich bei der Durchlesung Ihres Briefes empfunden. O wie oft habe ich ihn gelesen und wiedergelesen! Er erregte ein so gemischtes Gefühl von Freude und Schmerz in mir, daß ich es Ihnen nicht beschreiben kann. Auf der einen Seite that es mir so sehr, so innig leid, daß Sie, die Sie gewiß unter Allen so vorzüglich glücklich zu sein verdienen, doch so oft Verdruß und Kummer erfahren müssen, und gerade von denen erfahren müssen, die Sie am meisten lieben, und von denen auch Sie wiedergeliebt

sind; aber auf der andern freut es mich so herzlich, daß Sie mich des Vertrauens würdigten, mir Ihre Lage ein wenig genauer zu schildern. Denn seitdem ich mich Ihres Vertrauens, Ihrer Freundschaft schmeicheln darf, sehe ich mit einem weit ruhigern Blicke meinem künftigen Leben entgegen. Ich darf hoffen, Sie selbst berechtigen mich dazu, daß Ihre Freundschaft immerfort dauern wird, und wer eine solche Freundin hat, kann meiner Empfindung nach, das schwöre ich Ihnen, nie ganz unglücklich sein. Ich habe mich auch seit der Zeit meiner Bekanntschaft mit Ihnen fast ganz in meinem Karakter geändert. Sonst lebte ich mehr außer mir, weniger für mich und mit mir selbst; jetzt habe ich mich gleichsam mehr in mich zurückgezogen, den Kreis der Dinge und der Personen, die mich interessiren, verengt, und wenn ich gleich sonst oft munterer und aufgeräumter war, als ich jetzt bin, so bin ich doch nie so im eigentlichsten Verstande ruhig gewesen, als jetzt. Und so hoffe ich nun auch mein ganzes Leben hindurch zu bleiben, mag mich auch das Schicksal in eine noch so unglückliche Lage versetzen. Denn ich fange nun an, meine Zufriedenheit in Dingen zu suchen, die weniger dem Wechsel unterworfen sind, in dem Beifall meiner Freunde — und jetzt gewiß nur in dem Ihrigen — und in mir selbst. Es wird nun auch gewiß nicht wieder eine solche Veränderung meiner Denkungsart vorgehen, als bis jetzt so oft vorgegangen ist. Denn in der That ich bin schon in den wenigen Jahren, die ich durchlebt habe, mehr als Einmal zu ganz entgegengesetzten Arten zu denken und zu handeln übergegangen. Bis in mein zwölftes Jahr war ich natürlich, wie alle andern Kinder sind, nur ein wenig unartiger und verzogener, als die gewöhnlichen. In meinem zwölften Jahre gewann ich durch die Lektüre der alten Geschichte

auf einmal Geschmack an Litteratur und Wissenschaften. Ich saß jetzt fast immer bei meinen Büchern, und war äußerst arbeitsam, nur, wie es sich nach meinem damaligen Alter wohl denken läßt, bald mit größerm, bald mit geringerem Eifer. So dauerte es bis in mein achtzehntes Jahr. Da verliebte ich mich, wie Sie wissen zum erstenmal, und wenn ich vorher ganz fühllos gewesen war, wenn ich mein Herz ganz unbeschäftigt gelassen hatte, so wurde ich nun in der That schwärmerisch. Ich habe noch einen Abschiedsbrief an das Mädchen, die ich damals liebte, den ich nicht Gelegenheit hatte, abzugeben, und der ein redender Beweis meiner damaligen Schwärmerei ist. Und dennoch werde ich mich dieses Sommers, wenngleich mit einiger Scham vor meinem Verstande, der kindisch genug war, so leichtgläubig zu sein, noch immer mit Vergnügen erinnern. Er hat bei dem allen einen sehr wohlthätigen Einfluß auf meinen Karakter gehabt. Am Ende des Sommers mußte ich mich von dem Gegenstande meiner Liebe trennen. Nun folgten ein paar trübe, melancholische Wochen. Aber die Abwesenheit von der, die ich liebte, erlaubte mir ein ruhigeres Nachdenken. Ich sah nun die Geschichte des Sommers mit andern Augen an, als vorher. Ich wurde wieder heiterer, ich fing an, weniger an meine vorige Liebe zu denken, und nur wenige Wochen, so wurde ich, der ich mich vorher hatte durch eine verstellte Empfindsamkeit hintergehen lassen, und der ich jetzt dies als eine thörichte Leichtgläubigkeit verlachte, durch einen ganz entgegengesetzten Karakter betrogen. Eine Kokette, die viel in der Welt gelebt hatte, und sich meisterhaft darauf verstand, jedermans Schwachheiten zu entdecken, und zu benutzen, sonst ein kluges, kenntnißvolles Mädchen, die aber fern von aller wahren und falschen Empfindsamkeit nur der

kältesten Galanterie fähig war, diese wußte mich jetzt so an sich zu fesseln, daß sie meinem Herzen schon unentbehrlich war, ehe ich noch gewahr wurde, daß ich sie liebte. Man bildet sich immer nach dem, was man liebt; dies ist eine Wahrheit, die ich damals bestätigen mußte. Vorher hatte ich nie weder auf meinen Anzug, noch auf mein Aeußeres überhaupt gesehen, jetzt wendete ich die größte Sorgfalt darauf, und es fehlte nicht viel, so hätte ich mir eingebildet, nicht häßlich zu sein. Vorher mied ich jede Gesellschaft, war ich am liebsten allein, um ungestört an die denken zu können, die einzig mein ganzes Herz beschäftigte; jetzt schätzte ich das Vergnügen in jeder Gesellschaft nur nach der Anzahl ihrer Personen, und die größeste war mir gewiß immer die liebste. Vorher war ich mit der Liebe einer einzigen zufrieden und glücklich gewesen, jetzt suchte ich, ungeachtet ich verliebt war, einer jeden zu gefallen; und wie lächerlich dies nun mit meiner sonstigen Steifheit und Ungelenksamkeit kontrastirte, mögen Sie selbst beurtheilen, beste Freundin. Das Schlimmste dabei war, daß in unserm Hause dieses Betragen Beifall erhielt. Meine Mutter, so vernünftig sie auch sonst in diesem Stücke ist, hat doch einmal in der Welt gelebt, und wünscht eben das auch wieder von ihren Kindern; wenn sie daher auch wohl sahe, daß ich zu weit ging, so war ihr doch dies Extrem lieber als das vorige entgegengesetzte. Kein Wunder also, daß ich volle sechs Monate so blieb, und vielleicht noch eben so wäre, hätte ich Sie nicht kennen gelernt, theuerste Freundin. Ich mußte mich am Ende des Winters (ist es nicht sonderbar, daß immer der Wechsel der Jahreszeiten meiner Liebe so gefährlich war?) von Fanchon trennen, und wenn diese Trennung mir gleich nicht so schmerzhaft war, als die vorige, so that sie doch

meinem Herzen sehr wehe. Indessen unterhielten wir noch eine sehr lebhafte Korrespondenz. Nun fing die Dienstag-Gesellschaft an; ich lernte Sie kennen, und dies ist die letzte wichtige Epoche in meinem Leben. Ich fing an, mich meiner Thorheit zu schämen, ich schrieb seltener und kürzer an Fanchon, ich hätte gern ganz aufgehört, aber mein einmal gegebenes Wort war mir heilig. Ich entschloß mich, Sie selbst um Rath zu fragen, aber nie hatte ich Muth genug dazu. Oft, o vielleicht merkten Sie es, war ich in Bouché's Garten im Begriff Ihnen zu sagen, wie innig ich Sie verehrte, wie glücklich mich Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft, Ihr Rath machen würde; Ihnen meine Lage zu schildern, Sie zu fragen, was ich thun sollte; aber nie gelang es mir. Endlich wurde mir der Briefwechsel unerträglich. Ich brach ihn unter einem falschen aber scheinbaren Vorwande ab. Es war im Julius vorigen Sommer. Seitdem lebe ich weit ruhiger, nicht eben glücklich — denn Familienuneinigkeiten, die Verschiedenheit meines Karakters und des Karakters Aller mit denen ich leben muß, und was, ich schwöre es Ihnen, mich am meisten kränkt, Sie so selten sehen, mit Ihnen so selten recht von Herzen sprechen zu können, macht mir manche kummervolle Stunde. Aber wenn ich dann auch ein andermal etwas thue, wovon ich glaube, daß es Ihren Beifall erhalten würde, wenn Sie es wüßten, so macht mir das eine herzliche Freude. Ueberhaupt so lange ich Ihre Freundschaft, vielleicht gar Ihr Vertrauen besitze, so lange Sie mit mir zufrieden sind, werde ich nie klagen. Aber sagen Sie mir ja — o ich beschwöre Sie darum, wenn Sie es nicht sind. Und dann noch eine Bitte, theuerste, innigstgeliebte Freundin, machen Sie für mich eben die Ausnahme, die Sie für die Veit gemacht haben.

Ich habe hierin gleiche Ansprüche mit ihr. Auch ich, das betheuere ich Ihnen, will Ihnen nie etwas geheim halten, wie nachtheilig es mir auch sein möchte. Und wie könnte ich es auch Ihnen, der ich soviel danke, die ich so innig verehre, der ich so gern, was ich besitze, aufopfern möchte! — Da haben Sie nun vier vollgeschriebene Seiten, und alle von mir. Nun müssen Sie mir aber auch künftigesmal erlauben, ganz von mir zu schweigen, und bloß Ihren vorigen Brief zu beantworten. Leben Sie tausendmal wohl, beste Freundin.

Wilhelm.

2.

(Tegel) Sonnabend Nachmittag.

Eben habe ich eine recht glückliche Stunde genossen. Jetzt muß ich Ihnen schreiben, beste Freundin, mein Brief wird heiterer werden, und Sie sind sicher, daß ich, wenn ich von den Ursachen meiner Unruhe oder meines Mißmuthes rede, gewiß nicht übertreibe. Ich war eben ausgeritten. Es ist hier im Walde ein kleines, niedliches Birkenthal, abgelegen vom Wege, am Fuße eines ziemlich hohen Berges. Da hab' ich Ihren Namen in eine recht schöne Birke gegraben, und deswegen, und weil man da so still und einsam sitzen kann, besuche ich diesen Ort so oft. Mein kleines Pferd findet nun schon den Weg ohne Zügel dahin, und bleibt jedesmal bei dem Baume stehen, dann steig' ich ab und es graset indeß. Klingt das nicht romantisch? Freilich wohl. Aber mag es immer. Ich danke doch einmal diesem kleinen Thale die süßesten Stunden dieses Sommers, meine reinsten Empfindungen, meine besten Vorsätze; und wie Sie auch darüber urtheilen mögen,

ich kann mich Ihnen einmal nicht anders zeigen, als ich bin. Verzeihen werden Sie mir doch gewiß. Ich hatte Ihren Brief bei mir; ich habe ihn recht oft gelesen. Wie kann ich Ihnen je genug für Ihre herzliche Theilnehmung an meinem Schicksal, für Ihre freundschaftliche Besorgniß danken. Wahrlich wenn ich noch so traurig, noch so niedergeschlagen wäre, ein Brief, wie der Ihrige, würde mich wieder aufheitern. Wenn Sie es je fühlten, und gewiß fühlten Sie es, wie erquickend die Theilnahme der Freundschaft in jedem traurigen Augenblick ist, und wenn Sie wissen, was Sie, theuerste Henriette, mir sind, welchen Einfluß Sie, und das, was Sie mir sagen, oder was Sie mir schreiben, auf mich, auf die ganze Stimmung meiner Seele hat; o so glauben Sie mir gewiß, daß ein Brief, wie Ihr letzter, mich ganze Tage von Kummer vergessen macht. Aber nennen Sie es doch nicht Zudringlichkeit, wenn Sie Vertrauen von mir fordern, wenn Sie wünschen, daß ich Ihnen etwas sagen soll, wovon Sie vielleicht glauben, daß ich es Ihnen verheimliche. In meinen Augen ist eine solche Forderung nur eine Erlaubniß, um die ich selbst schon gebeten hätte, wenn ich nicht fürchtete, zu viel von mir selbst zu reden. Sonst, liebe Freundin, soll nichts, nichts was mich angeht, ein Geheimniß vor Ihnen sein. Glücklich für mich, wenn Sie es nur immer hören wollen. Fahren Sie ja fort, es mir jedesmal, wie Sie jetzt gethan haben, zu sagen, wenn Sie glauben, daß ich etwas auf dem Herzen habe, was ich Ihnen nicht sage. Sie wissen es ja, meine Beste, ich habe zu niemand ein so völliges, so uneingeschränktes Vertrauen, als zu Ihnen, und, ich darf es ja wohl sagen, ich glaube es Ihnen bewiesen zu haben. Noch mit niemanden — die Nächsten meiner Familie ausgenommen — sprach ich, das

schwöre ich Ihnen, von der Sache, von der wir gestern am Fenster redeten, und ich schmeichle mir, daß Sie vortheilhaft genug von mir denken, um diese Unterredung für den größten Beweis meines Vertrauens zu Ihnen zu halten. Wenn Sie mich nur nicht schon tadeln auch nur mit Ihnen davon gesprochen zu haben. Aber Sie sind ja die beste, ja — ich kann es mit Wahrheit sagen — die einzige Freundin, die ich habe, und Sie haben sich gegen mich immer so edel, so vortrefflich, so großmüthig gezeigt. Wäre ich dessen wohl werth, wenn ich Ihnen nicht alles, alles anzuvertrauen bereit wäre. Und der Punkt, von dem wir sprachen, ist gerade ein so wichtiger für mich, hat einen so nahen, so großen Einfluß auf meine ganze Lage, daß es unmöglich ist, diese zu kennen, ohne davon unterrichtet zu sein. Schade daß ich hierüber nichts schreiben kann. Und warum nicht? werden Sie sagen. Nicht darum, liebste Freundin, weil ich fürchtete, meine Briefe würden noch von Andern als von Ihnen gelesen; aber es steht dann so für ewig da — und der Gedanke ist mir verhaßt. Es wird ja wohl noch einen Nachmittag geben, ehe ich Sie auf ein halbes Jahr — o und wer weiß nicht, ob nicht auf ein ganzes! doch davon nachher — verlassen muß, wo ich Sie allein finde; und dann erlauben Sie Ihrem Freunde sein ganzes Herz, auch über diesen Punkt vor Ihnen auszuschütten. Ich hoffe doch, Sie sollen mit mir und mit meinem Betragen zufrieden sein. Schon längst hätte ich mich gern deswegen gerechtfertigt; aber gegen wen? Nur gegen Sie darf ich es, und nur gegen Sie, theure Henriette, interessirte es mich auch im Grunde. Aber ich eile Ihnen das zu sagen, warum Sie mich in Ihrem Briefe fragen. Sie könnten gar denken, ich wollte der Antwort ausweichen und das will ich doch nicht. Es

ist mir ja so angenehm, daß ich mit Ihnen darüber reden darf. Ich sagte Ihnen schon gestern, daß die größte Ursache meines Mißmuthes in mir selbst liege, und das ist auch gewiß sehr wahr. Ich übergehe den Kummer, den mir so mancher Fehler macht, den ich noch immer an mir bemerke. Denn mit wie vielem Rechte ich ihn auch anführen könnte, so könnte es Ihnen eine erkünstelte Bescheidenheit scheinen; und das möchte ich so ungern. Ich habe, Gott weiß, ob durch die Natur, oder durch Gewohnheit, oder durch irgend einen Umstand meines Lebens einen Zug des Karakters erhalten, der meiner künftigen Bestimmung ganz zuwider ist. Nicht daß ich nicht Lust hätte, arbeitsam und thätig zu sein, nein, liebste Freundin, vielmehr ist es mein einziger Zweck, nützlich zu werden, und ich bin bereit, diesem Zwecke alles, wie schwer es auch werden möchte, aufzuopfern. Aber ich muß künftig mit vielen Menschen leben, und gerade mit Menschen von meinem Schlage, wie ich sie nicht liebe. Und jetzt ist es mein einziger Wunsch, soviel als möglich allein, und einsam zu sein, jetzt würde ich, wenn ich meiner Meinung folgen könnte, die Einsamkeit nur mit der Gesellschaft eines Freundes, oder einer Freundin, wie Sie, vertauschen. Und nun ist es nicht bloß das Unangenehme mit ihnen leben zu müssen, es entsteht auch noch das daraus, daß auch ich ihnen nothwendig mißfallen muß, daß sie mich schief beurtheilen, und nur etwa eine, und gerade die Seite an mir herausheben, auf die ich selbst den wenigsten Werth setze. Allein dies ist bei Weitem nicht alles. Es giebt etwas, das seinen Sitz weit tiefer, so tief in meiner Seele aufgeschlagen hat, daß nichts es so leicht daraus verbannen wird. Es ist einmal mein einziger Wunsch, meine einzige Sehnsucht, die einzige Art der Glückseligkeit,

die ich mir denken kann — zu lieben und wieder geliebt zu werden, und dieses Glück werde ich nie, nie genießen. Fragen Sie nicht warum? theuerste Freundin. Ich kenne mich zu gut, die Ursache liegt in mir, und ich kann sie nicht ändern. Wenn ich selbst ein Mädchen fände, die gerade so wäre, wie ich, ich selbst würde sie kaum lieben. Ich sagte neulich zur Hollwede von einem Mädchen, das sie kennt, daß nur den ersten Tag es Ueberwindung kosten würde, sie zu lieben, hernach würde man recht glücklich mit ihr sein. Von mir möchte ich statt des Tages die ersten Jahre sagen, und auch dann möchte ich nicht den Erfolg versprechen. Ich weiß es zu gut, ich kann nichts als Gegenliebe wiedergeben, und das ist so wenig; aber die, das fühle ich, würde rein und treu, und herzlich sein. Denn, was für mich noch das Unglücklichste ist, wenn ein Eindruck auf mein Herz geschieht, da ist er so tief, daß auch eine lange Zeit ihn auszulöschen Mühe hat! Glauben Sie darum nicht, daß ich vielleicht jetzt noch die liebe, von denen ich Ihnen in meinen ersten Briefen ein paarmal schrieb. Das war nicht rechte Liebe; damals hielt ich es wohl dafür. Aber ich fühl' es, die war es nicht, die hätte sonst länger gedauert. Nehmen Sie nun diese innere Stimmung meiner Seele, denken Sie jene äußere Lage, von der wir noch gestern sprachen, hinzu, vergessen Sie auch ja nicht, daß ich nirgends auf der Welt so gern bin, als bei Ihnen, theuerste Freundin, und daß ich jetzt nur so selten kommen kann — und dann frage ich Sie selbst, ob ich nicht Ursache, volle Ursache habe, traurig zu sein? Gewiß habe ich sie, und nur erst seit wenigen Monaten öffnen sich meinem Auge frohere Aussichten. Diese Aussichten gewährt mir die Freundschaft, die Sie mir beweisen. O, liebe Henriette, Sie können soviel dazu thun meinem

Herzen mehr Ruhe, und meiner Seele mehr Heiterkeit zu verschaffen, wenn Sie fortfahren, mir so gut zu sein, als ich glaube — o verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit — daß Sie mir sind, wenn Sie mir Ihr Vertrauen wenigstens in sofern geben, daß Sie mir alles das sagen, was Sie über mich denken. O thun Sie es ja. So selten ich Sie auch jetzt sehe, so sehe ich Sie doch zu oft, als daß ich nicht hie und da etwas sagen, oder etwas thun sollte, das Ihnen mißfällt. Sagen Sie es mir doch jedesmal. Es ist mir ja so wichtig, ganz so zu sein, als Sie es wünschen, und haben Sie mich je widerspenstig gesehen? Auch in meinen Briefen mag so manches stehen, was Sie anders wünschten. Schreiben Sie es mir doch immer, wenn Sie vielleicht einmal glauben, daß ich nicht recht offenherzig schreibe, daß ich Ihnen etwas verschweige, oder daß das, was ich Ihnen sage, nicht ganz so wahr ist; oder wenn ich einmal Ihre Güte mißbrauchen, wenn ich zu vertraulich werden sollte. — Hier haben Sie nun, was Sie forderten, beste Freundin. Die größte Ursach liegt, wie Sie sehen, in mir selbst, und wird, wie ich glaube, nie gehoben werden. Nennen Sie es immer Schwachheit, nennen Sie es gar Schwärmerei; haben Sie nur wenigstens Mitleid mit mir, spotten Sie nur nicht darüber. Es ist doch einmal etwas, das ich empfinde, und so lebhaft empfinde, etwas, das sich nicht wegspötteln und nicht wegvernünfteln läßt. Nie hätte ich es Ihnen so ausführlich geschrieben, wenn Sie mich nicht dazu aufgefordert hätten. Lassen Sie mich nun aber auch Ihr Urtheil darüber wissen, sagen Sie mir recht ausführlich, was Sie über mich und mein Schicksal denken. Von wem möchte ich das lieber wissen, als von Ihnen, beste Henriette. — O ich nenne Sie jetzt immer bei diesem traulichen Namen; der Gedanke,

Sie so nennen zu dürfen, ist mir so angenehm; aber wenn ich es auch nur darf, wenn Sie mich auch nur dieser Vertraulichkeit werth halten. O schreiben Sie es mir, wenn ich nicht soll. Aber Ihr Stillschweigen wird mir eine Erlaubniß sein, und darin danke ich Ihnen schon im voraus von ganzem ganzem Herzen dafür. Ich sagte erst von Frankfurt. Stellen Sie sich vor, man fängt jetzt an davon zu sprechen, daß es wohl leicht nöthig sein dürfte, daß ich statt eines halben, ein ganzes Jahr dabliebe. Sie können sich vorstellen, was mir dies für eine neue erfreuliche Aussicht giebt. Noch ein halbes Jahr länger von Ihnen entfernt zu sein! O das würde mir schwer werden! Bis jetzt aber ist noch alles ungewiß, und Kunth ist nicht dafür! Ich werde, das können Sie leicht denken, dagegen arbeiten, soviel ich kann. Allein wenn man nun sagt, daß es nützlich, vielleicht sogar nothwendig ist, und wenn ich einsehe, daß man Recht hat, was will ich dann thun? Auf alle Fälle kommt aber doch alsdann Kunth und mein Bruder auf Ostern zurück, und ich bleibe allein den Sommer in Frankfurt. Nun ist es wohl endlich Zeit, diesen überlangen Brief zu schließen. Mich soll nur wundern, was Sie dazu sagen werden. Wenn Sie aber auch mit vielem, was ich geschrieben habe, unzufrieden wären, so können Sie es doch damit nicht sein, daß ich es schrieb. Sie forderten ja doch Wahrheit. Leben Sie recht wohl, theuerste Freundin, und denken Sie manchmal an Ihren Freund.

W.

3.

(Tegel) Sonnabend früh.

Wie geht es Ihnen denn, was machen Sie, beste theuerste Freundin? Mehr als acht Tage sind nun verflossen, seitdem ich Sie nicht gesehen, seitdem ich keine Zeile von Ihnen gelesen habe. Und da ich Sie das letztemal sah, waren Sie so mißvergnügt, so traurig. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie lang mir die Zeit seit dem Freitag geworden ist, da ich zum letztenmal bei Ihnen war. Die Hollwede, und Alle, die sonst noch hier sind, klagen, daß ich unaufgelegt, daß ich verdrießlich bin; aber wie soll ich's ändern? Es sind nur noch zwei Monate hin, so muß ich mich auf ein ganzes halbes Jahr von Ihnen trennen, und nun werden mir von den wenigen Tagen, da ich Sie noch sehen, da ich noch Ihren Umgang genießen könnte, noch so viele geraubt. O und wenn dies nur die letzten wären, die ich verlieren muß; aber wer weiß, welche Hindernisse mich noch um so manchen Dienstag und Freitag bringen. Schon künftigen Freitag kann ich nicht zu Ihnen kommen. Mein jetziger Aufenthalt hier macht, daß ich ein paar Stunden, die ausgefallen sind, nachholen muß, und dazu ist kein anderer Tag als Freitag übrig. Dann bin ich also bis nach sechs Uhr beschäftigt, und dann ist es zu spät: Nehmen Sie nun dies alles zusammen, und setzen Sie noch hinzu, daß ich Donnerstag auf einer Hochzeit sein mußte, da drei Stunden lang Pfänderspiele spielen, wobei alles auf ein leidiges Küssen hinauslief — und Sie wissen, was ein Kuß bei einem Pfänderspiele ist — dann bis an den Morgen um drei Uhr tanzen, daß ich heute wieder tanzen muß, und daß man bei allen diesen Gelegenheiten doch wenigstens

lustig scheinen muß, daß ich kaum einen habe, dem ich sagen kann, daß ich mißvergnügt bin, und keinen, dem ich sagen könnte, warum ich es bin, und ich frage Sie selbst, liebste Freundin, ob ich nicht volles Recht habe, verdrießlich zu sein? Möchten nur Sie recht vergnügt indeß gewesen sein! Wie bald würde ich dann das Unangenehme dieser acht Tage vergessen! Wie oft habe ich daran gedacht, und wie viel hätte ich darum gegeben, nur zu erfahren, ob Sie vergnügter wären, als Sie es Freitag Nachmittag waren. Ich wünsche wohl, daß Sie einmal drei oder vier Wochen allein auf dem Lande zubringen könnten. Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe würden gewiß dabei gleich viel gewinnen. Der ungestörte Genuß der freien Natur würde — ich glaube Sie genug dazu zu kennen — Ihre Seele heiterer, für jeden angenehmen Eindruck empfänglicher machen; und dann würde weniger Gelegenheit zu Verdruß und Kummer sein, der Sie doch hier schwerlich je ganz entgehen können. Wie sehr bedaure ich Sie deßhalb, theuerste Freundin. Und doch ist eben dies auf der andern Seite mit einem Vortheile verknüpft, den Sie gewiß um keinen Preis würden verlieren wollen. Denn woher entspringt eigentlich so oft dieser Kummer? Die, mit denen Sie am meisten leben, und die vielleicht oft die Gelegenheit dazu sind, denken gewiß auch edel, lieben Sie gewiß aus dem Grunde ihres Herzens; aber sie empfinden nur nicht so fein, so lebhaft als Sie, und darum können sie sich oft nicht vorstellen, daß das, was sie sagen, oder thun, einen solchen Eindruck auf Sie machen werde, da sie es gewiß nicht sagen und nicht thun würden, wenn sie das wüßten. Wären Sie, liebste Freundin, weniger empfindsam, weniger gefühlvoll, so würden Sie gewiß ruhiger leben. Wollten Sie aber wohl, ich

frage Sie selbst, wollten Sie wohl diese größere Ruhe um einen solchen Preis erkaufen? O gewiß nicht, und Sie würden sich auch gewiß selbst die größesten Freuden des Lebens rauben, wenn Sie es thäten. Die kälteren gleichgültigern Menschen empfinden freilich weit weniger Kummer, und den, welchen Sie empfinden, in einem weit geringeren Grade. Aber sie empfinden auch weit weniger Freuden, und der Freuden giebt es doch gewiß noch immer weit mehr als des Kummers in diesem Leben. Denn wenn die kummervollen Stunden nicht die Ausnahme wären, warum würden wir uns so lange an sie erinnern? Der Eindruck, den sie auf uns machen, ist doch gewiß nicht stärker, als der, den ein froher Augenblick in uns hervorbringt. Beinahe möchte ich wieder die Offenherzigkeit entschuldigen, mit der ich Ihnen über Sie und Ihre Lage schreibe. Aber Sie haben es mir ja erlaubt, und es ist so schön, gerade so zu sprechen, als man denkt. Ich habe diese Glückseligkeit so lange entbehren müssen, und vielleicht darum noch höher schätzen gelernt. Jetzt verdanke ich sie Ihnen, theuerste Freundin, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich dabei bin. — Ich muß hier aufhören, liebste Freundin. Sie können nicht glauben, was es jetzt für Störungen und Zerstreuungen hier giebt. Ich kann kaum eine einzige Stunde Muße finden. Doch hoffe ich noch, morgen Zeit zu gewinnen, um Ihnen noch mehr schreiben zu können.

Sonntag Morgen.

Das war wieder ein ganzer Nachmittag vertanzt, von drei Uhr bis zehn. Vergnügen hat es mir eben nicht gemacht; aber es tödtet doch wenigstens die Zeit, und übertäubt gleichsam die Langeweile. Sonst habe ich recht gefühlt,

wie wenig Vergnügen das Tanzen gewährt, wenn einem die Gesellschaft, mit der man tanzt, nicht werth ist. Aber, werden Sie fragen, war denn die Gesellschaft so schlecht, so langweilig? Das eben nicht, liebste Freundin, es waren recht hübsche Mädchen, ein paar sogar schön, auch tanzten sie sehr gut; es fehlte ihnen nur etwas mehr Geist und Bildung, und Sie wissen es, ich bin einmal verwöhnt. Vor einiger Zeit hätte es mir in dieser Gesellschaft gewiß sehr gut gefallen. Aber gestern hätte sie noch besser sein können, und ich würde doch wenig Vergnügen genossen haben. Ich konnte es immer noch nicht vergessen, daß alle diese Gesellschaften daran schuld waren, daß ich Freitag nicht hatte zu Ihnen kommen können. Und überhaupt — ich sollte es Ihnen nicht sagen, Sie könnten es wieder für Schmeichelei halten, aber es ist es gewiß nicht, — jede Gesellschaft, wo Sie nicht sind, ist mir jetzt uninteressant, höchst uninteressant, und Sie wissen gewiß selbst aus Erfahrung, wie nah das Uninteressante an das Langweilige gränzt. Eine halbe Stunde habe ich mich gestern von den Uebrigen losgemacht. Da bin ich spazieren gewesen, und habe an Sie gedacht, theuerste Freundin, habe gewünscht, o recht innig gewünscht, daß Sie vergnügter sein möchten, als ich es war.

Sie sind so gütig gewesen, mir Dienstag durch Andere sagen zu lassen, daß Sie nicht in die Gesellschaft kommen würden. Wie sehr danke ich Ihnen dafür. Ich sehe daraus, daß Sie doch manchmal an mich denken, daß es Ihnen leid thut, wenn Sie mir selbst das Vergnügen rauben müssen, Sie zu sehen; und wie soll ich Ihnen ausdrücken, wie sehr mich das freut. Mein Bruder hat an Behr geschrieben, aber ich bin nicht ganz mit dem Briefe zufrieden. Ich fürchte Behr merkt etwas von dem, was

Sie mir neulich sagten, und was ich meinem Bruder wiedererzählt habe, und wiedererzählen mußte, wenn ich machen wollte, daß er ihm bald schreiben sollte. Künftigen Dienstag sehe ich Sie doch gewiß, beste Freundin? O wie sehr wollte ich Sie bitten, mir Dienstag nicht wieder einen so traurigen Abend zu machen, als letzthin. Wenn Sie nur diesen Brief vor Dienstag kriegen könnten; aber so muß ich es schon dem Schicksale allein überlassen. Nun leben Sie recht, recht wohl. O wenn Sie wüßten, wie oft ich in der langen Zeit, da ich Sie nicht gesehen, an Sie gedacht habe, wie oft ich mich zu Ihnen, in Ihren Garten versetzt habe, Sie würden vielleicht dann auch meine Bitte erfüllen, und sich auch meiner manchmal erinnern. O thun Sie es doch, theuerste Freundin, vergessen Sie doch Ihren armen Freund nicht ganz, der kein anderes Vergnügen kennt, als Sie zu sehen, Sie zu sprechen, und der dies Vergnügen nun schon so lange hat entbehren müssen. Leben Sie recht wohl.

W.

4.

(Tegel) Mittwoch Abend.

So ist er denn wieder verstrichen, der frohe, glückliche Tag, an dem ich Sie so lange sehen und so ungestört mit Ihnen reden konnte! O wie vielen vielen Dank bin ich Ihnen noch schuldig, theuerste Freundin, für alle die Güte, die Freundschaft, die Sie mir erwiesen, für das Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft genossen habe! Ach bald bald werde ich es nicht mehr genießen, noch wenige Wochen, und ich kann Sie in einem ganzen halben Jahre

nicht sehen. O wer, liebe Henriette, wer wird mir diese lange Zeit ertragen helfen? Wer könnte es, als nur Ihre lieben, innigen, freundschaftlichen Briefe, und die, die soll ich entbehren! Aber warum rede ich schon jetzt von dieser traurigen Zukunft? Warum quäle ich mich schon jetzt mit der Vorstellung davon? Wird mich das wirkliche Gefühl nicht genug schmerzen? Wäre doch der heutige Tag mit dem Augenblick geendigt gewesen, da Sie von uns wegfuhren! Aber nach Ihnen noch ein paar Stunden in Tegel zuzubringen, in einer völlig gleichgültigen Gesellschaft nach Hause zu fahren, und nicht einmal ruhig und ununterbrochen an Sie denken zu können, o das war schrecklich. Ich wäre so gern noch heute Abend wegen des Pelzes der Meyer'n selbst zu Kircheisen's gekommen; ich hätte Sie doch vielleicht noch gesehen. Allein die gute Salomon nöthigte mich herein, und nun durfte ich doch wohl nicht gleich wieder fortgehen, ohne die Achtung zu verletzen, die ich Ihrer Freundin schuldig bin. Desto mehr habe ich mit der Levin von Ihnen gesprochen; es ist ein amüsantes kluges Mädchen. Was wir geredet haben, wird sie Ihnen wohl selbst morgen erzählen. — Ob ich Sie wohl Freitag sehen werde? Daß ich es so gern thäte, das wissen Sie. Aber wenn ich Sie auch nicht sehe, so danke ich Ihnen doch von ganzem Herzen, beste Freundin, schon für das Versprechen, zu machen, daß wir gebeten würden. Ach Sie sind so gut, so gut gegen mich, liebe Henriette, so viel mehr, als ich es verdiene. Und ich sollte je aufhören können, Ihnen gut zu sein, je aufhören können, Sie zu lieben, Sie je nur weniger innig, weniger herzlich lieben önnen, als jetzt? Nein, Henriette, halten Sie mich jeder Schwachheit, jedes Fehltritts fähig, nur keiner Untreue, keiner Unbeständigkeit, ich bitte Sie darum. Wenn Sie

wüßten, wie Sie, und nur Sie allein meine ganze Seele beschäftigen, wie ich nur dann recht froh, recht zufrieden bin, wenn ich bei Ihnen sein, oder doch recht ungestört an Sie denken kann, wie meine Aussicht in eine glücklichere Zukunft sich nur darauf gründet, daß Sie, meine Theuere, fortfahren, mir so gut zu sein, als ich oft glaube, daß Sie mir jetzt sind; o dann würden Sie nicht besorgen — wenn es denn eine Besorgniß für Sie ist — daß ich je aufhören könnte, das für Sie zu empfinden, was ich jetzt empfinde. Wie lange schon suchte ich, sehnte ich mich nach einer Freundin, der ich mein ganzes Herz ausschütten, deren Vertrauen ich verdienen, die ich recht, recht innig lieben, und dadurch glücklich sein könnte. Diese Freundin habe ich jetzt gefunden, gewiß in Ihnen gefunden, theuerste, innigstgeliebte Henriette, — denn Sie haben mich ja Ihrer Freundschaft gewürdigt, erlauben mir ja, Ihnen jede Empfindung meines Herzens zu entdecken — und ich sollte jetzt dieses Glück nicht zu schätzen wissen, sollte es nicht genießen, nicht so lange genießen wollen, als Sie mir es zu genießen verstatten? Ist denn auch das, was ich für Sie empfinde von der Art, daß es so leicht wieder erlischt, so leicht von Gegenstand zu Gegenstand flattert? O, Henriette, klagen Sie die Freundschaft, die reinste, innigste, herzlichste Freundschaft nicht so ungerecht an! Ich fühle zu sehr, daß meine ganze Ruhe, meine ganze Zufriedenheit nur von Ihnen abhängt, daß Ihre Freundschaft mir unentbehrlich geworden ist, als daß ich nicht alles thun sollte, sie mir zu erhalten. Möchten Sie doch mein ganzes Herz sehen können, nur Ihnen, beste Freundin, würde ich mich nicht scheuen, es zu zeigen, Sie würden dann gewiß sehen, daß ich nie anders gegen Sie denken kann. Wie gern hätte ich Ihnen das schon öfter gesagt, wie gern hätte ich Ihnen

schon öfter versichert, daß ich Sie gewiß ewig, ewig lieben werde. Allein ich gestehe es Ihnen, oft, oft hielt mich die Furcht zurück, daß Sie mir böse werden möchten. Wenn ich Ihnen manchmal mit mehr Wärme schrieb, wenn ich manchmal den Ausdruck meiner Empfindung weniger mäßigte; o wie begierig war ich dann auf Ihre Antwort, mit wie viel Furcht öffnete ich sie, und wie dankte ich Ihnen hernach in meinem Herzen, daß Sie mir wenigstens verziehen hatten, waren Sie auch gleich vielleicht mit dem unzufrieden, was ich Ihnen geschrieben hatte. Das wird mich auch gewiß oft noch quälen, wenn ich Ihnen von Frankfurt aus schreiben werde. Da kann ich nun gar keine Antwort von Ihnen erhalten; wie werde ich da immer in Sorgen stehen, ob ich auch nicht vielleicht durch ein Wort, durch einen Ausdruck, Ihre Güte, Ihre Freundschaft gemißbraucht, ob ich Sie auch nicht vielleicht böse auf mich gemacht habe. O gewiß, liebe Henriette, Sie müssen mir noch hier recht aufrichtig, recht ohne Zurückhaltung und Schonung sagen, in wie weit diese Furcht gegründet ist, wenn ich Ihnen den Winter über ganz frei, ganz offenherzig schreiben, alles schreiben soll, was ich empfinde. Sie werden es mir doch sagen? Verzeihen Sie mir diese Furchtsamkeit, tadeln Sie mich deßhalb nicht. Der Gedanke, Ihre Freundschaft zu verlieren, ist mir zu unerträglich. Wenn Sie mir nicht mehr gut wären! Gott, was sollte ich dann anfangen? Ich bin, Sie wissen es, schon jetzt manchmal so unglücklich; wenn ich nun noch Ihre Freundschaft verlöre, diesen einzigen Trost, diese einzige Quelle aller Freuden, die ich jetzt genieße! — o, Henriette, lassen Sie mich nicht daran denken. — Leben Sie wohl, beste Freundin! Ach, vielleicht habe ich nur noch zu viel Zeit, diesen Brief fortzusetzen! Leben Sie recht, recht wohl! W.

5.

(Berlin) Sonnabend Nachmittag.

Wie herzlich leid hat es mir gethan, theuerste Freundin, daß ich gestern nicht habe zu Ihnen kommen können, aber ich konnte wirklich nicht. Und doch bin ich den ganzen Nachmittag bei Ihnen gewesen, denn ich habe immer nur an Sie gedacht. Allein freilich unterscheidet sich dadurch dieser Nachmittag um nichts von allen übrigen Tagen. Sie schrieben mir neulich, Sie wollten gern einer Geliebten, aber keiner Freundin nachstehen. Wie, liebe Henriette, wie sollten Sie je in meinem Herzen irgend einer Andern nachstehen, Sie mögen sie nun eine Geliebte, oder eine Freundin nennen! Ich sagte es Ihnen schon letzthin, und es ist so wahr; es ist mir unmöglich, jetzt recht eigentlich zu lieben; Sie, Sie allein erfüllen zu sehr meine ganze Seele. Und wenn ich auch einmal einem Mädchen gut, recht gut wäre, so würde ich doch für diese nie, nie das empfinden, was ich jetzt für Sie empfinde. Ich kann es mir sogar vorstellen, wie meine Gesinnungen gegen Sie und gegen jene verschieden sein würden. Gegen Sie würden sie immer wärmer, inniger, vertraulicher, aber zugleich auch mit größerer Ehrfurcht, mit einem lebhaftern Gefühl, wie wenig ich noch Ihrer Freundschaft werth wäre, mit größerer Besorgniß, sie zu verlieren, verbunden sein. Jene würde ich auch treu und herzlich lieben, aber doch nie mit der Wärme, mit der Innigkeit, ich würde ihr nie so offenherzig, wie Ihnen jede, auch die geheimste Empfindung meines Herzens vertrauen, ich würde nicht so ängstlich sein, ihre Liebe oder ihre Freundschaft wieder zu verlieren. Wenn Sie je aufhörten, mir gut zu sein, so würde ich unglücklich sein, und, wie sehr mich jene auch liebte, so würde mich ihre

Liebe doch nie trösten können, änderte aber jene ihre Gesinnung gegen mich, so würde es mich nur dann recht eigentlich kränken, wenn ich daran schuld wäre. Sie, liebste Freundin, würden gleich erfahren, wenn ich ihr gut wäre; aber wie müßte jene sein, und wie lange müßte ich sie kennen, wenn ich ihr sagen sollte, wie gut ich Ihnen wäre. Glauben Sie auch nicht, daß ich mich nach so einer Verbindung eben sehnte. Bin ich nicht schon durch Ihre Freundschaft so glücklich, so viel glücklicher, als ich es verdiene? Und würde ich denn durch jene Verbindung glücklicher werden, ich könnte ja doch einer Andern nie so gut sein, als Ihnen, die Freundschaft, selbst die Liebe einer Andern würde mich ja doch nie so innig glücklich machen, als mich Ihre Freundschaft macht, als sie mich machen würde, wenn ich völlig gewiß wäre, sie ganz zu besitzen. Und gesetzt auch es läge irgend einer daran, daß ich ihr gut wäre; würde sie nicht dennoch gern Ihnen nachstehen wollen, o wenn sie Sie kennte, und wollte sie das nicht, so könnte auch ich sie nicht lieben. Welche Rechte, wenn ich auch nur das sagen wollte, besitzen Sie nicht schon auf meine Dankbarkeit, und auf mein Vertrauen! Sagen Sie selbst, was würden Sie von mir denken, wenn ich unbescheiden genug sein sollte, von Ihnen zu fordern, daß Sie mich irgend einem Ihrer Eltern, Freunde vorziehen sollten, wenn ich nicht diesen gern nachstehen wollte, da sie doch gewiß in längerer Zeit mehr Gelegenheit gehabt haben, Ihnen zu zeigen, daß sie Ihrer Freundschaft nicht unwerth sind. Glauben Sie also nicht, daß ich je eine Andere Ihnen vorziehen, sie je mehr lieben könnte, als Sie. Sie thäten gewiß meinem Herzen sehr Unrecht, liebe Henriette; denn wahrlich wenn ein gewisser Grad von Freundschaft noch von Liebe verschieden ist, so hat die Freundschaft auf ewig

die Liebe aus meinem Herzen verdrängt. Möchten nur auch Sie mir recht gut sein, beste Henriette; ach oft glaube ich es, Sie sagten es mir ja manchmal. Aber Sie kennen so manchen bessern, vorzüglichern Menschen als ich bin, Sie können noch täglich so manchen kennen lernen, ich habe so gar nichts, wodurch ich Ihnen gefallen, und noch weit weniger, wodurch ich Ihre Freundschaft verdienen könnte; wie ist es wohl möglich, daß Sie mir gut wären, oder anders gut wären, als vielleicht nur aus Mitleid, weil Sie sehen, daß ich sonst so unglücklich sein würde? So denke ich oft bei mir selbst, liebe Henriette, und wenn ich so denke, dann werde ich immer so traurig, dann weine ich so manche Thräne im Stillen. Aber mag mich auch immerhin jeder Andere in jeder Eigenschaft übertreffen, so giebt es doch gewiß niemanden auf der Welt, der Sie so innig, so herzlich liebt, als ich, niemanden, der es so treu, so aufrichtig mit Ihnen meint, als ich, niemanden, der so gern wie ich alles thun, alles hingeben möchte, um Sie nur recht glücklich zu sehen; und das ist es auch nur, was mir noch einige Hoffnung giebt, daß Sie das vielleicht wissen, daß Sie es mir vielleicht glauben, wenn ich es Ihnen sage, und daß es Sie doch vielleicht etwas freut.

Ich habe Ihnen wieder recht offenherzig geschrieben. Sie sagten mir neulich, es freute Sie, mein ganzes Herz vor Ihnen offen liegen zu sehen: o, wenn das ist, so sehen Sie es gewiß heute so ganz, wie es ist. Ich brauche doch nicht mehr deßhalb um Verzeihung zu bitten? Ich glaube kaum, daß ich Ihnen Dienstag werde diesen Brief geben können, was wird das wieder für ein Dienstag werden. Wenn Sie sich indeß nur da, wo Sie sind, amüsiren, dann opfre ich Ihnen gern den Abend auf, wie groß auch das Opfer ist. Sehe ich Sie Dienstag nicht, so schreibe ich wohl

bis Freitag noch mehr. Leben Sie recht wohl, liebe Henriette, und denken Sie manchmal an den armen

W.

6.

(Berlin) Sonnabend Nachmittag.

Wie glücklich macht mich das Vertrauen, was Sie mir gestern bewiesen haben! Sie sprachen so offenherzig, so ohne Zurückhaltung mit mir. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich das gefreut hat. Ich sehe mich dadurch der Erfüllung meines einzigen Wunsches näher. Nie soll es Sie gereuen, liebe Henriette, mich Ihres Vertrauens nicht unwerth gehalten zu haben; gewiß nie. Ich habe noch viel über das nachgedacht, worüber wir gestern zuletzt sprachen. Ob Sie ihm auch nicht vielleicht Unrecht thun, beste Freundin? Ob Sie auch nicht vielleicht unzufriedener mit ihm sind, als Sie es zu sein Ursache haben? Ich will zugeben, daß er Sie liebt, sogar daß er in Sie verliebt ist. Aber wollen Sie das nicht verzeihen? O bei so viel Schönheit, theuerste Henriette, muß man ein wenig nachsichtiger sein, und wie, wenn sich dazu nun noch ein Geist und ein Herz gesellen, die die Schönheit vergessen lassen? Und gewiß er liebt Sie auf eine edle Art. Ich glaube nicht, daß er jetzt auf eine andere Art lieben kann. Ich halte ihn zu gut dazu. Bedenken Sie es auch selbst. Er ist Gatte, er ist Vater, er hat eine junge hübsche Frau, die ihn über alles liebt, und die — lassen Sie uns billig sein — wenn sie gleich stolz ist, doch gut und sanft, und rechtschaffen ist. Sie haben mir selbst oft gesagt, daß er sie sehr liebt, daß er ihr alle mögliche Aufmerksamkeit erzeigt, Sie haben mir

noch das Beispiel von dem Ringe erzählt. Sie erinnern sich, wie er während ihrer Krankheit traurig war, wie ihm oft die Thränen in den Augen standen. Nein, liebe Freundin, wenn ich das alles zusammennehme, so kann ich nicht anders als gut von ihm denken. Und gesetzt sogar, er wäre fähig, auf eine weniger edle Art zu lieben, so könnte er Sie doch nicht so lieben. Es ist wahrlich unmöglich, daß er Sie zwei Jahre kennen, Sie zwei Jahre fast täglich sehen sollte, und Sie dann noch auf diese Art lieben. Nein, er hätte längst aufgehört, zu Ihnen zu kommen, oder seine Liebe hätte eine andere Gestalt angenommen, und wäre edler geworden. Und nun, theure Henriette, wenn er Sie auf eine so edle Art liebt, können Sie dann noch unzufrieden mit ihm sein? Aber, sagen Sie, er fordert soviel? er ist eifersüchtig! er fordert Freundschaft und Vertrauen, die innigste Freundschaft, das größeste Vertrauen! Das ist freilich sehr viel, freilich mehr, als man fordern sollte. Ich gestehe überhaupt ein, daß es nicht recht ist, so etwas zu fordern; aber auch nicht es zu wünschen? Das sagen Sie nicht, Henriette, Sie sprechen sonst gewiß nicht ihm allein das Urtheil. Das Unrecht liegt also nur darin, daß er es fordert. Und, wenn Sie unpartheiisch urtheilen wollen, ist das wohl eigentlich Schuld des Herzens? Liegt es nicht mehr nur daran, daß er vergißt, daß Freundschaft und Vertrauen sich eben so wenig fordern, als auf Fordern geben lassen? Und wenn er eifersüchtig ist, liebe Freundin, sind Sie es nicht auf Ihre Freunde? Würden Sie es nicht sogar auf ihn sein, wenn Sie glaubten, daß er eine andere Frau mehr als Sie liebte? Sie sagten mir es noch nie von ihm, aber von der Veit und von Laroche sagten Sie es mir oft. Und wenn diese Eifersucht noch Verzeihung bedarf, ist sie dann nicht ihm noch verzeihlicher, da er doch

gewiß mehr zu fürchten hat, als Sie? Aber Sie tadeln auch wohl nicht diese Eifersucht selbst, Sie tadeln wohl nur die Art, wie er sie äußert. Allein das hängt so sehr von Temperament, von Gewohnheit ab, das ist nicht immer so schlimm gemeint, und so wie mich dünkt, so war er doch zuletzt sehr freundschaftlich mit Laroche. Lassen Sie ihn also immer wünschen, unter allen Ihren Freunden den Vorzug von Ihnen zu erhalten; der Wunsch ist gewiß sehr edel, denn wenn er wirklich so gut ist, als ich mir ihn denke, so kann dieser Wunsch nichts anderes bei ihm heißen, als zugleich unter allen Ihren Freunden den Vorzug, den er verlangt, am meisten zu verdienen. Wenn also Ihr Freund es wagen darf, Ihnen zu sagen, was ihm fürs Künftige gut scheint, so dächte ich, führen Sie fort, ihm so gut zu sein, als Sie es jetzt sind, und äußerten es ihm lieber etwas mehr, als Sie sonst thun würden; wer weiß, ob nicht auch er viel auf Aeußerung hält, und o Henriette, Sie können so viel mit einem einzigen Worte! Ich müßte mich sehr irren, oder er wird dann mit der Zeit ruhiger, zufriedener und noch vernünftiger werden. Und wie würde es Sie dann freuen, sich einen Freund und ihm seine Zufriedenheit erhalten zu haben. O bedenken Sie das recht! Ich möchte wohl wissen, ob die Veit eben so über diesen Punkt denkt, als ich. Könnten Sie es mir nicht schreiben? Für partheiisch für ihn können Sie mich wohl unmöglich halten. Ich habe Ihnen schon gestern geradezu gestanden, daß ich ihn sogar mit Vorurtheil gegen ihn habe kennen lernen. Es scheint ja sogar auf gewisse Art vortheilhaft für mich zu sein, wenn Sie ihm noch weniger gut wären. Aber nein, das möcht' ich nicht. Er und Laroche sind gewiß zwei sehr gute, treffliche Menschen, deren Freundschaft Ihnen auch noch künftig viel Zufriedenheit

und Vergnügen gewähren kann. Ich habe Ihnen, theuerste Freundin, meine Meinung über diesen Punkt völlig freimüthig geschrieben. Wenn ich daran unrecht that, so verzeihen Sie mir. Ein Wink, und ich schweige künftig. Aber sonst sein Sie versichert, daß ich Ihr Vertrauen nie mißbrauchen werde.

Sie schreiben mir von Laroche. Sie haben gewiß sehr recht, theuerste Henriette, seine Freundschaft ungern verlieren zu wollen. So viel ich ihn kenne, ist er ein überaus guter Mensch, und noch hörte ich kein Urtheil über ihn fällen, das nicht damit übereinstimmte. Aber Sie werden sie auch nicht verlieren. Laroche ist gewiß nicht unbeständig, und mißverstanden kann er Sie unmöglich haben. Die Frage, die Sie ihm in Ihrem Briefe vorgelegt haben, ist gewiß sehr gerecht, und ich wüßte nicht, wie er auf irgend eine Art daraus eine Veränderung in Ihren Gesinnungen gegen ihn vermuthen könnte. Sie fragen ihn ja, ob er eigentlich *Sie selbst* lieb hat, oder bloß das, was nur zu Ihnen gehört, was nur Abdruck, nur Bild Ihres Innern — Ihres Geistes und Ihres Herzens — nicht dieses Innere selbst ist. Das dächt' ich, müßte ihn freuen. Ich bin Ihnen auch für die Antwort Bürge, und nicht bloß für die Antwort des Mundes, nein auch für die Antwort des Herzens. Gewiß, liebe Henriette, auch unter den Bedingungen, die Sie machen, würde Laroche eben das für Sie empfinden, was er jetzt empfindet. Und wer, der Ihre Freundschaft besitzt, würde das nicht? Laroche denkt gewiß zu edel, um Jugend und Schönheit — wie mächtig auch die Reize von beiden sind — allein zu schätzen, um sie nicht da ganz zu vergessen, wo er Vorzüge findet, die weit vortrefflicher, weit erhabner als jene sind. — Sie sind eine glückliche Frau, Henriette, Sie genießen das

Glück von manchen guten Menschen geliebt zu werden, gewiß ein seltenes, aber darum nur noch beneidenswertheres Glück. Ich beneide es Ihnen nicht, beste Freundin, ich wollte gern jede Glückseligkeit entbehren, wenn ich dadurch machen könnte, daß Sie sie genössen. Ich wünsche nur, daß Sie es immer genießen mögen, und das werden Sie gewiß, denn wenn irgend ein irdisches Glück dauernd ist, so ist es dieses. — Ich schließe heute hier; ich will noch spazieren reiten. Sie wissen doch wohin? Ich werde gewiß viel Vergnügen haben. Es ist ein schöner Abend, und ich bin ja allein. Leben Sie recht wohl, liebe Henriette.

W.

Sonntag Vormittag.

Warum kann ich heute nicht bei Ihnen sein, theuerste Freundin, warum können Sie nicht selbst sehen, wie mir der heutige Tag lieber, theurer ist, als jeder andere im Jahr? Warum kann ich Ihnen nicht mündlich alles das Gute sagen, was ich in meinem Herzen Ihnen wünsche, warum ich den Himmel heute für Sie bitte? Möchten Sie doch recht ruhig, recht zufrieden, recht glücklich sein! Möchte keine Sorge, kein Kummer diese Ruhe unterbrechen! Zwar eine ununterbrochene Glückseligkeit ist für sterbliche Menschen nicht bestimmt. Sie würde auch für sie kaum einmal wahre Glückseligkeit sein. Und auch Sie, liebe Henriette, werden gewiß — wie sehr Sie auch vor allen Andern glücklich zu sein verdienen — in dem künftigen Jahre manchen Kummer empfinden müssen. Möchte er dann nur wenigstens kurz, und selten, und nicht wieder Quelle neues Kummers, sondern Quelle von Freuden sein! Dann würde es Ihnen sogar süß sein, sich wieder daran zu erinnern, nur ich müsse Ihnen nie welchen, nie nur

eine weniger vergnügte Minute machen. Mit meinem Willen thue ich es gewiß nie, aber sollte ich je, ohne es zu wollen, so unglücklich sein, o so verzeihen Sie mir. Denken Sie immer, daß mein Herz keinen Theil daran hat, und haben Sie Nachsicht mit meinen Fehlern und Schwachheiten. — Einen Wunsch möchte ich vor allen andern für Sie erfüllt sehen; den Wunsch, daß Sie in diesem Jahre den Geburtstag einer Tochter erleben möchten. Ein Herz, wie das Ihrige, liebe Henriette, verdient es, die Freuden der Mutter zu genießen! Und wie glücklich würden Sie Ihre Kinder machen! Aber eine Tochter wünschte ich Ihnen. Die Söhne machen den Müttern wenig Freude. Und die Veit hat einen Sohn. Wenn Sie nun einmal Ihre Kinder verbunden sähen! Gott, welch glückliches Alter würde das Ihnen beiden bereiten! — — Für mich, wenn ich noch für mich etwas bitten darf, o, so erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen! Es öffnet sich so jetzt eine traurige Epoche für mich. Zwölf lange Monate, wo ich das einzige Vergnügen, das für mein Herz ein Vergnügen ist, entbehren muß, wo ich höchstens eine empfindungslose Ruhe zu erwarten habe, die mich nicht entschädigen wird. Doch warum rede ich davon. Wenn Sie nur glücklich sind, Henriette, wenn ich das nur höre! Leben Sie wohl, theure Henriette, und glauben Sie, daß nie ein wärmerer, innigerer Wunsch in meinem Herzen emporsteigt, als der Wunsch, Sie glücklich zu sehen, und die, denen Sie wohlwollen! Leben Sie recht wohl!

W.

Verzeihen Sie die Fehler dieses Briefes. Aber meine jetzige Lage macht meinen Kopf so unruhig und verwirrt; das fühle ich.

7.

(Berlin) Mittwoch Nachmittag.

Kunth und mein Bruder sind in die Komödie gegangen. Ich habe lieber zu Hause bleiben wollen, um Ihnen mit mehr Muße schreiben zu können; es macht mir so viel Vergnügen, und Sie, beste Freundin, sehen es doch nicht ungern? Es ist recht schade, daß wir uns jetzt nur noch so wenigemale werden allein sprechen können. Es ist vielleicht jetzt gerade die Zeit, wo Sie mehr als sonst zu sagen hätten; und für mich erhöht das Vertrauen, das Sie mir beweisen, noch das Vergnügen Ihrer Gesellschaft. Allein es ist nun schon einmal so im menschlichen Leben. Die glücklichsten Perioden sind immer die kürzesten. Glauben Sie aber doch ja nicht, daß jetzt für mich eine dieser glücklichen Perioden wäre. Nein, gewiß nicht, und nie, liebe Henriette, wird sie für mich mehr kommen. Ach! es gab eine Zeit, wo sie so war, wo ich ohne Leidenschaften, ruhig, und sorglos lebte! Aber nie kommt sie wieder diese glückliche Zeit. In Frankfurt selbst kann ich kaum hoffen, nur etwas ihr ähnliches zu finden. Ruhiger wie hier werde ich freilich wohl sein, aber ich nehme ja doch eben das Herz mit dahin. Jetzt gehen mir tausend Dinge im Kopf herum, die mich beunruhigen, und, glauben Sie mir, die Unruhe, die Sie selbst, wie Sie mir sagten, empfinden, der Verdruß, den Sie jetzt haben, hat nicht geringen Antheil daran. Allein mich dünkt, Sie haben nicht ganz recht, verdrießlich zu sein, liebe Freundin. Er hat Sie gewiß nicht beleidigt, er hat Ihnen gewiß keine Ursache gegeben, auf ihn böse zu sein, und alle Verliebtheiten auch abgerechnet, hat er doch gewiß sehr viel Freundschaft für Sie. Warum wollen Sie böse auf ihn sein? Sie sind sonst so gut, so nachsichtig?

Wollen Sie es gegen ihn nicht sein? Ich gebe gern zu, daß sein Betragen manchmal langweilig, sogar lästig sein mag; aber bedenken Sie nur den Grund, woher es entspringt. Er ist gewiß in einer sehr unglücklichen Lage, und wenn er nicht darin ist, so glaubt er doch darin zu sein, und das ist für ihn dann einerlei. Besonders bedaure ich ihn jetzt, da er krank ist. Die Unbequemlichkeiten der Krankheit, das Mißvergnügen, Sie nicht zu sehen, die Unruhe über den Grund, warum Sie seine Einladung nicht annehmen, den er doch gewiß nur darin sucht, daß Sie ihm nicht gut sind, daß Sie ihn nicht leiden können, bedenken Sie einmal, in welche Stimmung ihn das versetzen muß. Ich wünschte wenigstens, daß Sie ihm schreiben könnten. Geht denn die Veit gar nicht mit seiner Frau um, die könnte sie ja besuchen? Denn daß Sie nicht hingehen, scheint mir doch gut, um so mehr, da auch Ihr Mann es dafür hält. Wäre aber das nicht zu fürchten, daß seine Frau glaubte, Sie machten den Besuch seinetwegen, so würde ich es Ihnen sehr verdenken, wenn Sie nicht hingehen wollten. Sie könnten ihm mit einer so kleinen Mühe eine so große Freude machen. — Sie müssen mich gestern ganz mißverstanden haben, liebe Henriette. Das hörte ich aus den letzten Worten, die Sie mir sagten. Wir mußten so leise sprechen, und wurden so oft unterbrochen, daß ein Mißverständniß sehr leicht war. Ich bin weit davon entfernt, seine Liebe für unedel zu halten. Ich verstehe darunter auch nicht bloß das, daß er, wie Sie gestern sagten, keine unedle Absichten hat, nein ich meine damit auch, daß seine Liebe nicht bloße Galanterie, nicht bloße Verliebtheit, sondern daß sie wirkliche Liebe ist. Sie sagten zwar gestern, es wäre Galanterie mit dabei; allein das glaube ich kaum, ich glaube, daß seine Liebe nur die

Aeußerung davon hat; und davon liegt denn der Grund offenbar in dem Ton, in dem Zirkel, in dem er lebt. Ueberhaupt dünkt mich immer, rührt wohl seine Unzufriedenheit großentheils daher, daß er wahrscheinlich nie mit einer Frau umgegangen ist, wie Sie sind, Henriette. Sie sind so offenherzig, so natürlich, so ungezwungen, so ganz entfernt von dem gezwungenern, steifern, kokettern Ton der sogenannten vornehmern Frauen. Er aber ist immer mit diesen umgegangen. Kein Wunder also, wenn er Sie, beste Henriette, oft mißversteht. So erkläre ich mir sein Betragen; sagen Sie mir, ob Sie einig mit mir sind. Ich beharre gewiß nicht eigensinnig auf meiner Meinung. Ich kenne ihn noch viel zu wenig, und überhaupt ist meine Menschenkenntniß, wie sich bei meinem Alter, und meiner Lage schon von selbst versteht, so klein, daß ich mich sehr gern zurecht weisen lasse. Nur übel möchte ich nicht von ihm denken. Aber wie, ich bitte Sie, theure Freundin, konnten Sie glauben, daß ich durch das, was Sie mir gesagt haben, eine weniger vortheilhafte Idee von Ihnen bekommen würde? Könnte es Sie schon gereuen, mir es gesagt zu haben? O lassen Sie es das nicht! Ich mißbrauche gewiß Ihr Vertrauen nicht. Aber warum sollte ich weniger gut von Ihnen denken? Ihr Betragen in dieser ganzen Sache macht gewiß Ihrem Herzen überaus viel Ehre. Ich gestehe es Ihnen, ich habe, als ich nur Meyering ein paarmal bei Ihnen gesehen habe, bemerkt, daß er verliebt in Sie ist. Aber nie, das versichre ich Ihnen, ist es mir eingefallen, daß Sie nun etwas Aehnliches auch für ihn empfänden, und ich wundere mich über Laroche, daß er das Gegentheil geglaubt hat. Ihr Betragen dünkt mich ist ganz und gar von dem verschieden, was man bei Verliebten so leicht bemerkt. Ich frage Sie selbst,

liebe Henriette, ob Sie wohl mit der Freiheit, mit der Unbefangenheit mit ihm umgehen würden, wenn Sie verliebt wären, ob Sie es thaten, wenn Sie es je waren? Und sonst haben Sie gewiß ganz so gehandelt, wie es sich von Ihrem Geiste und Ihrem Herzen erwarten ließ. Warum sollten Sie darum, daß Meyering Sie liebte, böse auf ihn sein? Warum sollten Sie aufhören, Freundschaft für ihn zu empfinden, darum weil er mehr als Freundschaft empfand? Wahrhaftig bei den Frauen, die bei jeder auch edlen, aber nur wärmern Empfindung, die man ihnen äußert, böse werden, und allen Umgang abbrechen wollen, liegt nur Eitelkeit und Prüderie zum Grunde, und gerade bei diesen ist der Sieg am leichtesten. Nein, theure Henriette, Sie haben sich mir durch das, was Sie mir seit Freitag gesagt haben, von einer Seite gezeigt, von der Sie eben so edel, eben so vortrefflich erscheinen, als von so vielen andern. O wo giebt es noch auf Erden ein Weib wie Sie? — —

Ich muß hier abbrechen, ich habe noch viel zu thun. Leben Sie recht wohl, liebe Henriette, und vergessen Sie nicht Ihren

W.

8.

(Frankfurt a. d. Oder) Donnerstag Abend um 12½ Uhr.

Ihr kleines Briefchen, liebe Henriette, hat mir viel, sehr viel Freude gemacht, mehr als mancher langer, den Sie mir oft schrieben. Denn in diesen klagten Sie oft, und in dem heutigen kurzen schreiben Sie, daß Sie vergnügt, daß Sie glücklich sind. Sie sind glücklich, Henriette, durch

das Bewußtsein edler Thaten, durch das Gefühl innerer Herzensgüte. O möchte doch nie eine widrige Begebenheit Sie hindern, alles das Glück zu genießen, was Ihnen dies Gefühl, das Sie gewiß immer begleitet, verschafft! Sie nähen also mit der guten Veit für das kleine Mädchen. Ist das nicht mehr Verdienst, als wenn Sie ihr etwas geben, das Ihnen keine Mühe zu erwerben gekostet hätte, ein Geld, das Ihnen unnütz gewesen wäre? Klagen Sie nicht, daß Sie nicht reicher sind, Henriette. Die Wohlthaten, die Sie jetzt thun, kosten Ihnen mehr Sorge, mehr Arbeit, aber sie sind auch verdienstlicher, sie machen Ihnen auch mehr Freude. Nicht wahr, Liebe? Ich bin begierig, ob Sie den Vorschlag wegen des Mädchens annehmen werden? Es würde mir viel Freude machen. Gott, Henriette, die Vergnügungen des Herzens sind die einzigen, recht beglückenden, recht beseeligenden. Was ist gegen sie alle Freude, die Eitelkeit, Ruhmsucht, Ehrgeiz, sogar die Ausbildung des Kopfes und Gelehrsamkeit gewähren? Und doch wie selten genießen wir diese Vergnügungen des Herzens? Diese Vergnügungen, die aus dem Bewußtsein edler Thaten, und der daraus entspringenden Liebe der Menschen, und zwar der edelsten besten Menschen entstehen? Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo ich sie gar nicht kannte, wo mir ein Lob, ein Beifall, denn ehrgeizig war ich immer sehr, mehr werth war, als ein herzliches Gespräch, als eine der Freundschaft geweihte Stunde. Aber wie viel anders ist das jetzt! Ich bin noch nicht gleichgültig gegen das Lob von Männern, deren Urtheil beweisend ist. Aber für den Mangel des Genusses der Freundschaft und Liebe kann es mich nie in keiner Rücksicht entschädigen. Ich freue mich, daß Sie so glücklich sind, meine theure, herzensliebe Henriette! O könnte ich

doch machen, daß Sie immer so wären. Gott! wenn meine Henriette so recht ruhig, recht zufrieden wäre, wie viel wollte ich darum geben. Aber wählen Sie sich nur immer so gute Menschen zum Umgange, dann werden Sie selten Kummer empfinden. Sie leben jetzt, dünkt mich, so recht, als es Ihrem Herzen und Ihrem Karakter gemäß ist; mit wenigen, nur mit zwei, aber mit den vortrefflichsten Menschen. Möchte ich doch erst wieder in diesem Zirkel sein. Wie glücklich wollte auch ich mit Ihnen leben! Aber wie viele Wochen müssen noch verstreichen, ehe die so lang, so sehnlich gewünschte Zeit herbeikömmt. Wie viel kann indeß noch vorgehen? Was kann nicht die schönen Pläne, die ich jetzt mache, zerstören. Und wird dann auch G. bei uns sein? Und wenn das nicht ist, dann sind wir doch getrennt, dann sind wir doch weniger glücklich. Doch wozu diese Chimären! K. wird da sein, wir werden uns täglich sehen, wir werden ganz das Glück reiner Liebe genießen. Sie müssen es schon Ihrem Wilhelm verzeihen, wenn ihm sein Unmuth manchmal Grillen in den Kopf setzt, die er sonst nicht haben würde. Meine Lage ist zwar nicht schlimm hier. Aber ich bin nicht bei Ihnen, nicht bei der Veit, nicht bei K. Darin allein liegt die Quelle meines Mißvergnügens. O! ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir diese Einsamkeit noch durch Ihre Briefe ertragen helfen. Was machte ich ohne diese? Sie sind doch nicht böse darüber, Liebe, daß ich immer einen hier behalte? Aber den kann ich gewiß in Acht nehmen, der fällt gewiß niemand in die Hände. Und ich kann unmöglich ganz ohne einen Brief von Ihnen sein. Ich trag' ihn immer bei mir, und wenn ich Muße habe, so lese ich ihn, und danke Ihnen in meinem Herzen, daß Sie mir ihn schrieben. Ich kann so Ihren Ring hier nicht tragen. Darum freue

ich mich auf Göttingen. Da kann ich ihn tragen. Weil ich von Göttingen rede, es ist nun gewiß, daß S. mitgeht. Seine Eltern haben es erlaubt. Es ist mir sehr lieb. Er ist ein herzlich guter und fleißiger Junge. Sehr viel Kopf hat er zwar nicht, aber doch genug, doch soviel, um ein recht brauchbarer, nützlicher Mann zu werden, und was kann man mehr verlangen. Ich für mein Theil bin mit diesem Ruhme zufrieden, wenn ich ihn nur erlangen kann; ach und sollte ich das nicht? — Ich will nun für heute schließen, Henriette, morgen Abend schreibe ich weiter. Was sagen Sie denn zu der Verwirrung, die in meinen Briefen herrscht? Ich schreibe Ihnen, wie ich's denke. Und das wird Ihnen, hoff' ich, lieb sein. Sie sind ja die Vertrauteste meines Herzens. Nicht wahr, ist's Ihnen nicht lieb? — Gute Nacht, liebe Henriette.

Freitag Abend um 8 Uhr.

Ich bin um Ihnen noch heute schreiben zu können, nicht mit an den Tisch gegangen, sonst hätte ich schwerlich noch Zeit gehabt. So aber kann ich nun noch mit meiner lieben Henriette reden. Und es ist so schön, so still um mich her, ich bin so ganz ungestört. Ach! Henriette, heute ist wieder ein Freitag, haben Sie wohl auch daran gedacht, daß ich heute vor drei Monaten bei Ihnen in Ihrer kleinen Stube saß? Mir vergeht kein Freitag, wo ich daran nicht dächte. Es waren die glücklichsten Tage für mich diesen Sommer, und Ihnen, Henriette, waren sie auch lieb! das weiß ich. Sie hätten es mir auch sonst in dem Grade nicht werden können. Nun ist endlich ein Drittel der traurigen Zeit verflossen, die ich hier zubringen muß! Gott! wären nur erst die andern zwei Drittel auch hin. Aber was hilft's denn, dann sehe ich Sie 14 Tage lang,

und muß dann wieder fort. Doch wird's in Göttingen, hoff' ich, besser sein, wenigstens in manchen kleinern Rücksichten. Recht zufrieden werde ich auch so zwar nicht sein, aber doch zufriedener, und das ist schon sehr viel. Doch wozu die Klagen? Geduld ist in solchen Fällen das einzige Mittel. Desto größer wird nun auch die Freude sein, wenn ich Sie zum erstenmale wiedersehen werde. O dieser Gedanke beschäftigt mich oft. Sie freuen sich doch auch darauf, meine Liebe? Aber dann wieder der Abschied! Doch der wird leichter sein. Ich bin dann schon mehr mit der Idee bekannt, daß ich Sie nur auf ein paar Wochen sehen kann. Beinahe wünschte ich mir meines Bruders Temperament. Er hat zwar Langeweile hier, aber im Grunde ist er doch recht vergnügt. Er läuft viel herum, moquirt sich, und so immer fort. Aber traurig ist er gar nicht. Er sagt auch selbst, er hätte in Berlin auch nicht mehr Vergnügen gehabt. Aber doch möchte ich nicht so sein, schon für jetzt tauscht' ich nicht mit ihm. So manche wehmüthige Empfindung hat auch viel Süßes, wenigstens gewiß mehr als eine so flatterhafte Denkungsart, die überall Vergnügen sucht, und es eben darum so selten findet. Sie müssen aber nicht denken, daß er darum alle seine Zeit so verläuft. Er ist doch recht fleißig dabei und thut manches recht Gute. So hat er neulich eine Kollekte für einen armen Studenten gesammelt. Nämlich er, S. K. ich und noch Einer geben dem Menschen monatlich etwas. Uebrigens leben wir beide noch wie sonst mit einander. Wir sind uns sehr gut, aber selten einig. Darum sprechen wir auch sehr wenig zusammen. Unser Karakter ist zu verschieden. — Man erzählt hier sonderbare Geschichten von der Gebel nnd Engel. Sie haben gewiß auch davon gehört. Und nun schreibt man uns, daß Engel

das Verlöbniß der Gebel auf seine Kosten gegeben hätte. Schreiben Sie mir doch, ob das Gerede sehr allgemein ist, und ob es Engel'n wohl schadet. Das sollte mir leid thun. — Von Bauer's hören Sie wohl jetzt gar nichts? Ich glaube, ich habe Ihnen noch nicht geschrieben, wie der F. ihre Intrigue abgelaufen ist. Das arme Mädchen ist sehr zu beklagen. Sie wissen, daß sie einen Brief durch meinen Onkel besorgen ließ. Rathen Sie was die Antwort gewesen ist. Man hat erklärt, man könne weder für jetzt, noch für künftig an eine eheliche Verbindung denken, die Umstände erlaubten das nicht; man hat sich aber sehr höflich ihre Freundschaft ausgebeten. Sie können denken, welches Wehklagen dieser Brief erregt hat. Die F. und die Klemeyer, ihre vertraute Freundin, sind täglich zu meinem Onkel gekommen, und haben ihm vorgeweint. Es ist unverzeihlich, wenn Männer einem Mädchen eine Hoffnung machen, die sie in der Folge nicht erfüllen können, oder nicht erfüllen wollen. Solch ein armes Mädchen kann manchmal sehr dabei verlieren. Und wenigstens macht es ihr allemal gewiß viel Kummer. Ich wollte heute Abend noch unserm lieben guten K. schreiben, aber ich habe schon seit gestern heftige Kopfschmerzen, und ich müßte, wenn ich ihm noch schreiben wollte, noch sehr lange aufbleiben, denn ich habe noch sonst zu thun. Entschuldigen Sie mich doch bei ihm. Ich schreibe ihm Montag ganz zuverlässig. Der Veit danken Sie sehr für ihren Kuß, und geben Sie ihr einen recht herzlichen in meinem Namen wieder. Sagen Sie ihr nur, es wäre der erste weibliche Kuß, den ich in Frankfurt bekommen hätte (und das ist auch buchstäblich wahr) und es sollte auch der letzte sein, wenn sie mir nicht noch einen schickte. Küssen Sie auch den kleinen Moses, der wird uns noch viele Freude machen. Seinen

ersten Unterricht muß er von niemand anders erhalten, als von uns Vieren. Soll er da nicht viel lernen? — Nun gute Nacht, gute, herzensliebe Henriette! Das war einmal eine fröhliche Stunde mit Ihnen verplaudert. Leben Sie wohl, recht wohl. Entschuldigen Sie mich ja bei K., daß er ja nicht böse wird. Ich lieb' ihn so herzlich. Wie gefällt Ihnen mein Pettschaft? Es ist so wie Sie haben wollten, hoff' ich. K. hat's mir machen lassen.

W.

9.

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Abend um 7 Uhr.

Arme Henriette, also sind auch Sie unglücklich! O das, das fehlte nur noch, um mich die Härte meines eigenen Schicksals ganz fühlen zu lassen. Ihr Brief hat mich in Unruhe und in Bestürzung gesetzt. Ich habe ihn zwei, dreimal überlesen, und soll ich Ihnen noch sagen, welche Empfindungen er in mir hervorgebracht hat? Und was noch das Schlimmste ist, so muß ich diese Empfindungen verbergen. Kunth fragte mich schon ein paarmal diesen Nachmittag, was mir fehle? Warum ich so ungewöhnlich traurig sei? Ich schützte Kopfschmerzen vor. Was sollte ich antworten? Aber was ist denn vorgefallen, liebste, beste Henriette? O, ich bitte Sie, schreiben Sie es mir, schreiben Sie es mir, und ganz so wie es ist. Jetzt bitte ich Sie um Vertrauen, jetzt bitte ich Sie mir die eigentliche Ursach Ihres Kummers zu entdecken. Denn jetzt kann ich Ihnen vielleicht nützlich werden, jetzt Ihnen vielleicht durch manches, was auch ich hörte, Aufschlüsse geben. Sie schreiben, daß man Sie so falsch beurtheilt, daß das so

weit geht, daß Sie Berlin deßwegen zu verlassen wünschen, Gott, Henriette, was ist das, und wer ist daran schuld? Und wie ist das so plötzlich entstanden? Ich weiß wohl, daß man schon immer unwürdige, nur Verachtung verdienende Urtheile von Ihnen gefällt hat. Ich weiß, daß Meyering davon wenn nicht die Schuld, doch wenigstens die Veranlassung ist; daß man wenigstens jetzt von ihm am meisten spricht. Ich habe Sie selbst so oft vertheidigt, mich so oft nur hüten müssen, nicht durch zu große Heftigkeit und Erbitterung den Leuten Gelegenheit zu geben, zu glauben, daß auch ich partheiisch für Sie sei, und Ihnen dadurch mehr schädlich als nützlich zu sein. Ich erinnere mich noch besonders einesmals diesen Sommer, wo — Sie sollten es kaum glauben — Carmer, den Sie nicht leiden können, mit ungewöhnlicher Wärme Ihre Parthei nahm — Sie wußten dies alles, Sie sprachen einigemal mit mir davon, und sagten mir sogar, daß Sie das nicht beunruhige, weil es in Berlin jeder jungen und auch nur leidlich hübschen Frau so gehe. Wie kommt es nun, daß Sie jetzt auf einmal so bewegt darüber sind? Bing scheint mir ein zu unbedeutender Mensch, um auch mit aller Bosheit Ihnen viel schaden zu können. O erklären Sie es mir, ich bitte, ich beschwöre Sie darum. Ich werde nicht eher nur etwas ruhiger sein. Sie können ja — soll ich es Ihnen noch betheuern — auf meine Verschwiegenheit rechnen. Ich müßte ja der verabscheuungswürdigste, verworfenste aller Menschen sein, wenn ich Sie, gütige, freundschaftliche Henriette, hintergehen könnte. Und auch durch Unbesonnenheit verrath' ich gewiß nichts. Ich spreche sogar überhaupt ungern von Ihnen. Nur mit der Veit und Laroche thue ich's gern; sonst verräth mein Mund und mein Gesicht zu sehr, was ich für Sie empfinde, und

das wird so oft falsch beurtheilt. Und daß Sie sogar wünschen, sich von Berlin auf eine Zeitlang zu entfernen! Um Gottes willen, arme, unglückliche Henriette, es muß weit gekommen sein. Ich weiß, wie werth Ihnen Berlin ist, wie werth Ihre Veit; wie werth — ich kann's doch hinzusetzen, Laroche, der nun bald hinkommt, und ich weiß, daß Ihre Schwester keine Frau für ihn ist. — Doch ich muß nun zu Tisch gehen. Sobald ich wieder komme, noch soviel ich kann. Leben Sie wohl so lange, meine liebe, liebe Henriette. Gott, wenn ich Ihnen doch helfen könnte. Gern, gern wollt' ich noch jede glückliche Stunde dafür einbüßen, die ich jetzt noch habe. O Sie gute, liebe Henriette! Ich kann den Namen nicht genug wiederholen, der meinem Herzen so über alles, so unendlich mehr als jeder andere theuer ist, und ewig sein wird!

Nach Tisch.

Wenn ich Ihnen sagen soll, liebe Henriette, so gefällt mir der Entwurf der Entfernung nicht. Sie können leicht denken, daß ich unpartheiisch dabei bin. Ich kann Sie so jetzt doch nicht sehen, und Anfang Aprils, wenn ich wieder nach Berlin käme, wären Sie schon lange wieder da. Aber ich glaube wirkliche Gründe zu haben. Darf ich sie Ihnen sagen? Mich dünkt, wenn die Verläumdungen, die boshafte Menschen ausgestreut haben, so allgemein und so laut sind, daß deßwegen eine Entfernung nothwendig ist, so müßte es eine Entfernung von einer längern Zeit, von einem halben Jahre vielleicht sein, und die ist ja in Ihrer Lage ganz unmöglich, und wäre sie auch nicht, ich würde doch nicht dazu rathen. Sie kennen vielleicht die Bosheit der Leute noch nicht ganz. Die würden selbst diese Reise gewiß nicht unbenutzt lassen,

würden ihr Absichten unterschieben, sie auf eben solche Art verdrehen, und erklären, wie sie schon so viele Ihrer unschuldigsten Handlungen erklärten und verdrehten. Und was würden Sie indeß in Prenzlau machen? Sie erzählten mir selbst einmal, daß Sie sich nie mit dieser Schwester hätten vertragen können, daß Sie, wenn Ihr Mann damals, als er so krank war, gestorben wäre, nicht in Berlin geblieben sein würden, bloß weil Ihre Schwester noch zu Hause gewesen wäre. Aber werden Sie mir sagen, nur auf zwei Monate? Auch auf zwei Monat, Liebe! In zwei Monaten kann man sehr viel leiden, und bedenken Sie nur, so ganz allein, ohne alle Freunde, im Winter, wo das beklommene Herz nicht einmal die Erholung genießen kann, die leblose Natur zu suchen, und sich da Luft zu machen. O Henriette, ich fühle jetzt selbst zu sehr das Schreckliche einer solchen Lage, um Sie nicht davor zu warnen. Melancholie mit allen ihren unseligen Folgen würde Ihr Loos sein. Ach, die Thränen stehen mir in den Augen, indem ich dies schreibe. Ich zittere, wenn ich Sie mir in diesem Zustande denke, ich beschwöre Sie, führen Sie den Entwurf nicht aus, selbst dann, wenn Ihr Mann ihn billigte, nicht aus. Sie schreiben mir, Sie hätten es ihm vorgeschlagen, sagten Sie ihm aber auch die Ursache? Und was meint denn er dazu? O schreiben Sie es mir doch auch, wenn Sie mir doch auch sagen wollten, ob er wohl merkt, woher anfangs Meyering's großer Eifer ihm zu dienen, gekommen ist, und warum er jetzt erkaltet? Nehmen Sie sich nur jetzt in Acht, liebe theure Henriette, beharren Sie nur jetzt fest bei dem Entschlusse niemanden zu trauen, den Sie nicht recht genau kennen, gute und edle Seelen, wie die Ihrige, werden so leicht getäuscht. Schränken Sie den Kreis Ihrer Vertraulichkeit auf die Veit, Meyering,

denn in diesem Punkt, glaub' ich, sind Sie auch bei ihm sicher, und vorzüglich auf Laroche ein. Ich wollte wohl Bürge dafür sein, daß der immer der vortheilhaften Meinung entsprechen wird, die wir beide jetzt von ihm haben. Wollen Sie auch mir den Theil Ihres Vertrauens erhalten, den ich jetzt besitze, o so machen Sie mich so glücklich, so glücklich dadurch, und so sollen Sie es gewiß nie bereuen. Und doch, Henriette, doch habe ich einen Fehler begangen, und begehe ihn noch, über den ich nicht eher ruhig sein werde, bis ich nicht Erklärung und Verzeihung darüber von Ihnen erhalten habe. Ich wollte ihn Ihnen schon oft gestehen, aber die Furcht, dadurch vielleicht Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen ach! auf ewig zu verlieren, oder doch die Furcht, Ihnen, wenn Sie es wüßten, vielleicht nicht so oft antworten zu dürfen, hielt mich zurück. Doch jetzt soll sie es nicht länger. Sprechen Sie mein Urtheil, Henriette, sein Sie nur nicht, o nur nicht zu streng, nur darum bitte ich Sie. Das Posthaus ist nur etwa fünfzig Schritt von unserm Hause entfernt, und Kunth und Löffler's können jedesmal sehen, wenn jemand in's Posthaus geht. Nun fügt sich's gerade so, daß immer wenn ich ausgehe, Kunth zu Hause ist, ich kann also nie wagen, in's Posthaus hineinzugehen, aus Furcht bemerkt zu werden. Ich habe daher die Briefe an Sie, nur einige wenige ausgenommen, durch meinen Bedienten besorgen lassen. Das, Henriette, das ist der Fehler, den ich begehe, für den ich Verzeihung bitte. Denn mein Bedienter ist einmal noch in Berlin mit einem Briefe an Ihren Mann geschickt worden, und hat den Brief, weil Ihr Mann gerade bei der Veit gewesen ist, dahin gebracht. Er kann also wenigstens wissen, daß Sie und die Veit in Verbindung stehen, er kann fühlen, daß immer

noch ein Brief darin liegt. — Die Gefahr ist klein, ich gestehe es; aber sie hat mich doch sehr beunruhigt, und beunruhigt mich noch. Entscheiden Sie selbst, Henriette. Ich sage Ihnen gewiß die Wahrheit, und folge gewiß künftig Ihrer Entscheidung. Wenn ich die Briefe nicht mehr durch den Bedienten hinschicken soll, so kann ich Ihnen für jetzt gewiß nur Einmal höchstens die Woche schreiben. Halten Sie es aber nicht für zu gefährlich, es so zu machen, wie jetzt, so kann ich so oft schreiben, als ich nur immer Zeit habe. Noch eins müssen Sie wissen. So viel ich meinen Bedienten kenne, ist er ein stiller, mir sehr treuer, attaschirter Mensch. Entscheiden Sie aber nun bloß nach dem, was Ihnen hierin gefährlich sein könnte. Nehmen Sie gar keine andere Rücksicht, ich bitte Sie. Ich möchte um alles in der Welt nicht mir einmal den Vorwurf machen müssen, auch nicht delikat genug gewesen zu sein, Sie auch nicht vor schiefen Beurtheilungen gesichert zu haben. Vergessen Sie also, wenn Sie mir hierauf antworten, und das thun Sie ja recht bald, daß Sie meine Briefe gern lesen, wenn Sie sie gern lesen, wie Sie sagen, vergessen Sie, was Ihrem Herzen noch weit schwerer sein wird, daß an Sie zu schreiben mein einziges Vergnügen hier ist. O ich will ja gern alles aufopfern, wenn Henriette nur glücklich ist! — Sie schreiben mir in Ihrem letzten Briefe von einem Briefe von B. und einer Karte an K., die Sie mitschickten. Aber ich finde keins von beiden. In Ihrem Kouvert lag blòs Ihr Brief und ein Stückchen weißes unbeschriebenes Papier. Schreiben Sie mir doch ja, ob Sie vergessen haben, es einzulegen, oder ob sonst etwas damit vorgefallen. Schicken Sie mir aber nichts an K. durch diese Briefe. Ich kann ja nicht vorgeben, einen englischen Brief von Ihnen bekommen zu haben, wenn es nicht ist. Das würde Kunth

bald merken. Es hat überhaupt nichts auf sich, daß Sie K. noch nicht geschrieben. Ich rathe Ihnen nicht einmal es so geschwind zu thun. Sie könnten sich sonst eine häufigere Correspondence zuziehen, als Sie vielleicht wünschten. Nun leben Sie recht wohl, theuere liebe Henriette. Ich hätte Ihnen noch so manches zu sagen, aber ich habe heute nicht mehr Zeit dazu. Mein Brief ist ja auch schon so lang. Ich schrieb ihn sehr geschwind, Liebe, und schrieb ihn so ganz nach meiner Empfindung. Werden Sie nur nicht böse über manches, was darin stehen mag. Es floß wahrlich alles aus dem reinsten, freundschaftlichsten Herzen. O und schreiben Sie mir doch bald wieder. Sie versprechen mir's Dienstag oder doch Donnerstag, dann kriegt ich es Freitag. Das wären noch fünf lange Tage. O wie sauer werden sie mir werden. Ich schreibe gewiß Mittwoch wieder. Leben Sie wohl und glücklicher!

W.

Noch um eins muß ich Sie bitten, ehe ich zu Bette gehe. Sagen Sie noch niemand, auch B. nicht, allenfalls nur der Veit, von Göttingen. Es muß noch bis jetzt unter uns bleiben. Bis jetzt weiß es noch niemand, als meine Mutter, Kunth, K. und ich. Schlafen Sie wohl!

10.

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Abend um 12 Uhr.

(Mit deutschen Lettern.)

Wundern Sie sich nicht über die neue Gestalt meines Briefes, liebe Henriette. Sie fragen mich in Ihrem vorletzten Briefe, ob es mir wohl gleichviel sei, ob wir uns

deutsch oder hebräisch schrieben? Ich schließe aus der Frage, daß Sie lieber deutsch schreiben wollen. Hab' ich Sie unrecht verstanden, so sagen Sie's mir, und Sie sollen wieder hebräische Schrift bekommen. Aber warum fragen Sie mich erst? ist es nicht Bewegungsgrund genug etwas zu wollen, daß Henriette es will? Gewiß, meine Theure, das ist es, und nicht bloß in Kleinigkeiten, wie diese, sondern auch in wichtigen Dingen. Glauben Sie darum nicht, daß ich Ihnen überall blindlings folgen werde. In vielen Stücken werd' ich's gewiß, aber in allen wird Henriette selbst es nicht wollen. Aber mein Herz, das gesteh' ich, wird zuerst immer Ihrer Meinung sein, und mein Verstand wird viel Mühe haben, es zu überzeugen, daß doch auch Sie sich vielleicht geirrt haben, daß es Ihnen vielleicht nicht möglich war, die Sache von allen Seiten zu sehn. Aber, um auf das Hebräische zurückzukommen, so ist es mir wirklich gleichviel, wie wir uns schreiben. Das Hebräische ist mir freilich theuer, weil wir uns darin zuerst geschrieben haben. Man liebt auch solche leblose, an sich nichtssagende Dinge wegen der Ideen, die man damit verknüpft. Es ist vielleicht eine Schwachheit, aber geht es Ihnen nicht auch so, theure Henriette? Doch auf der andern Seite schreiben wir wahrscheinlich beide das Deutsche geläufiger, als das Hebräische, und dann können wir uns vielleicht, ohne mehr Zeit auf unsren Briefwechsel zu verwenden, länger schreiben. Und soll ich Ihnen noch sagen, wie wichtig es mir ist? Und auch Ihnen, gute Henriette, weiß ich, ist es lieber. Es ist nicht mehr bloß Stolz, wenn ich das sage. Es wäre Undankbarkeit, Ihre Liebe zu verkennen. Gott! sie macht mich so glücklich! Mehr zu befürchten haben Sie gewiß auch nicht, wenn wir uns deutsch schreiben. Fände man einen Ihrer hebräischen Briefe, so wäre die Verfasserin doch

bald errathen, und je versteckter dann, je schlimmer. Und gewiß, Sie brauchen nichts zu befürchten, meine Beste. Ich schicke Ihnen ja die Briefe immer wieder zurück; und wer müßte ich sein, wenn ich weniger vorsichtig damit umginge? Ich kenne die Menschen, die mich umgeben, ich weiß, daß sie Sie nicht verstehn würden, selbst Kunth nicht, und an meinen Bruder, so gut er sonst ist, ist gar nicht zu denken. Ach, und ich freue mich so innig, daß ich Sie verstehe, und daß Sie mir das zutrauen, und mir so naiv, so offenherzig schreiben. O! Henriette, sich eines reinen Herzens und schuldloser Absichten bewußt zu sein, und sich dann ganz einer dem andren zu vertrauen, das ist das seligste Gefühl. Sagen Sie mir, könnte ich bei der heißesten, aber nicht so edlen, nicht so reinen Liebe des schönsten, klügsten, besten Weibes, eines Weibes wie Henriette, wenn solch ein Weib auch einer solchen Schwachheit fähig wäre, nur halb so glücklich sein, als ich es jetzt bin? O! meine Theuerste, ich bin von gewissen Seiten beneidenswerth glücklich, beneidenswerth glücklich, daß ich Sie gefunden, daß Sie mich lieben. Der Gedanke an Sie tröstet, richtet mich bei jedem Kummer, bei jedem Verdrusse auf; und wenn er mich manchmal nicht heiter zu machen vermag, so macht er mich doch ruhig, und versetzt mich in einen Kummer, der selbst so süß ist! — Ich schicke Ihnen zwei Ihrer Briefe zurück, ich habe keinen Fehler darin gefunden, als in dem kleinen einen, den ich aber im Reden selbst oft zu machen pflege. Gern, liebe Henriette, will ich es Ihnen immer schreiben, wenn Sie einen Fehler gemacht haben. Es kränkt mich freilich, Ihre Briefe, die mir so viel, so unendlich viel Vergnügen machen, so durchgehn und auf ein paar kleine Sprachfehler achten zu müssen. Allein es ist die einzige Art, wie ich Ihnen nützlich sein

kann, und darum thu' ich's gern. Glauben Sie aber nicht, daß ich werde viel zu korrigiren haben. Sie machen im Schreiben sehr selten Fehler. Nur weil Ihnen doch auch da noch hie und da einer entschlüpft, so vermuthe ich, daß Sie im Reden mehr machen. Warum ich es Ihnen nicht früher gesagt habe? Aus Schmeichelei gewiß nicht. Sagt' ich es Ihnen nicht schon in Berlin manchmal? Aber hier wußte ich eben kein Mittel, wie Sie den Fehler ablegen könnten; oder vielmehr, ich will es nur gestehn, ich wollte, daß Sie ihn durch mich ablegen sollten, und dazu sah ich nicht eher ein Mittel, als wenn ich wieder bei Ihnen wäre. Sie verzeihen mir doch diese Eitelkeit? Ich möchte so gern ein kleines Verdienst um Sie haben. — Noch Eins, Henriette, muß ich Ihnen erzählen, ob etwas Trauriges oder Fröhliches weiß ich selbst nicht, aber wenigstens etwas Ernsthaftes. Luise ist vor vierzehn Tagen mit einem todten Kinde niedergekommen. Es hat doch manche Betrachtung in mir veranlaßt. Im Ganzen, glaub' ich, ist es gut. Es ist ein unglückliches Geschöpf weniger in der Welt. — Leben Sie wohl, inniggeliebte Freundin, und gedenken Sie Ihres Wilhelms, der gewiß nie aufhört Sie zu lieben, und sich so herzlich zu Ihnen zurücksehnt! Leben Sie wohl!

Wilhelm.

Grüßen Sie doch unsren K. und unsre Veit. Ich antworte ihr Mittwoch. —

11.

(Frankfurt a. d. Oder) Montag Nacht um 1 Uhr.

Ich danke Ihnen herzlich, liebe Henriette, für Ihr englisches Briefchen. Sehn Sie, Sie waren bange, es würde Ihnen an Stoff dazu fehlen, und nun haben Sie noch für einen andren übrig. Denn Sie erwähnen der Visite bei Bauer's noch nicht. Meinen englischen Briefen müssen Sie es ansehn können, wie viel Mühe es mir macht, Ihnen weniger vertraulich zu schreiben. Ich möchte so gern für jedes Madam, ein my dearest Harriet schreiben. Setzen Sie es immer an die Stelle, vielleicht sind sie Ihnen dann erträglicher. Aber, beste Henriette, Sie haben eine kleine Unvorsichtigkeit begangen, die uns bald hätte theuer kosten können. Begehn Sie sie ja ein andermal nicht wieder. Sie hatten B. die Aufschrift auf Ihren englischen Brief machen lassen. Sie hatten wahrscheinlich nicht daran gedacht, daß B. auch immer die Adressen auf den Briefen der vermeinten Sophie macht, und daß Kunth die Hand kennt. — Er kennt sie so gut, daß er mir die Briefe gewöhnlich gleich so giebt, als sie kommen, noch versiegelt und an ihn adressirt. Hören Sie nur, wie's mir gestern ging. „Die Herz hat mir", sagte er, „einen Brief an Dich geschickt, aber er scheint nicht von ihr zu sein. Die Aufschrift ist von Sophiens Hand." Sie können denken, wie ich erschrak. Ich ließ mir aber nichts merken; und es gelang mir glaub' ich, ihn zu überreden, daß er sich irre. Bis jetzt hat er wohl keinen Verdacht geschöpft; aber nehmen Sie sich doch ja künftig in Acht. Es wäre doch sehr schlimm, wenn er erführe, daß die Briefe von Ihnen wären, nicht wahr? O Gott! theuerste Henriette, tausendmal habe ich mir schon bittre Vorwürfe gemacht, daß Sie meinetwegen

etwas wagen, das Sie in der Folge bereuen könnten! Geben Sie mir nur in Ihrem Herzen das Zeugniß, daß ich Sie nicht darum bat, daß ich kaum mir nur heimlich es zu wünschen erlaubte. Ich wußte, welch ein Leben ich hier ohne diese Briefe führen würde; aber ich hätte lieber alles verlieren, als Sie bitten wollen, nur das Geringste zu wagen. Sie selbst, innigstgeliebte, traute Freundin, Sie waren gütig, großmüthig genug mir es anzubieten. Sein Sie nur jetzt darum nicht böse auf mich, o gewiß nicht! Ich brauche sicher alle nur ersinnliche Vorsicht, und in wenigen Monaten ist der Zwang vorbei, dann schreiben wir uns frei. Wenn Sie nur bis dahin hübsch vorsichtig sind, dann ist gewiß nichts zu fürchten.

Ihr Mann schreibt mir in den paar Zeilen unter Ihrem Briefe von dem kleinen Aufsatz, den ich in Zöllner's Lesebuch habe einrücken lassen. Ich habe nicht geglaubt, daß Sie etwas davon erfahren hätten. Aber da Sie es, wie ich nun vermuthe, schon seit einiger Zeit wissen, so wundert es mich, daß Sie mir nicht davon geschrieben haben. Sie sind doch nicht böse, liebe Henriette, daß ich es Ihnen nicht früher gesagt habe? Doch nein, das sind Sie nicht, daß es mir nicht an Zutrauen zu Ihnen mangelt, hab' ich Ihnen, glaub' ich, bewiesen, und Sie versprachen mir auch, mir immer zu sagen, wenn Sie böse wären, und Sie haben mir nichts gesagt. Warum ich aber bis jetzt nichts davon erwähnt habe? Je nun die Wahrheit zu gestehn, hab' ich diesen Aufsatz nie leiden können. Er lag schon seit zwei Jahren in meinem Pult. Den Mittag, als Ihr Mann bei uns im Thiergarten aß, schlug Kunth, ich wahrlich nicht, Zöllner'n vor, ihn mit abdrucken zu lassen; und nun mußte ich in den letzten Tagen, wo ich schon so viel Sorgen und Unruhe und Verdruß hatte, Tag und Nacht sitzen und

umarbeiten und Vorreden machen. Daher sieht man auch dem Dinge bei jeder Zeile die Eilfertigkeit an. Es würde mir sehr viel Vergnügen gemacht haben, etwas drucken zu lassen, wenn es etwas andres, und zu einer andren Zeit gewesen wäre. Aber damals dachte ich nur an meine Trennung von Ihnen und Brenna, und da kümmerte ich mich viel um alles Autor= und Uebersetzerwesen. Ich habe Ihnen schon ein paarmal davon schreiben wollen, aber es war immer etwas Wichtigeres da. Auch glaube ich dem Inhalte nach nicht, daß es Sie sonderlich interessiren wird. Xenophon's Beweise sind zu leicht und gemein; und Platon's oft zu verwickelt und nicht streng genug. Sagen Sie mir aber doch, liebe Henriette, wie es Ihnen gefallen hat? — ist es nicht sehr stolz, daß ich so voraussetze, daß Sie es gelesen haben? — ob man ihm die Uebersetzung sehr ansieht? Mich dünkt, es fehlt ihm vorzüglich an Leichtigkeit der Wendungen. Es scheint mir so steif. Ich würde Sie bitten recht aufrichtig zu sein, wenn Henriette gegen mich anders sein könnte. Nicht wahr, das können Sie nicht mehr, so wenig als ich?

Ich schicke Röschen zum Weihnachtsgeschenk ein Strickzeug. Sagen Sie ihr in meinem Namen, sie sollte hübsch fleißig sein, Sie recht lieb haben, und manchmal an mich denken. Leben Sie wohl, liebe theure Henriette. Wenn ich nur erst wieder bei Ihnen wäre! Nur bei Ihnen und Brenna kann ich glücklich sein. Gute Nacht, Innigstgeliebte!

Wilhelm.

12.

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Nacht um 1 Uhr.

Wie herzlich hab' ich mich gefreut, liebe Henriette, wieder einen Brief von Ihrer Hand zu sehn! Also sind Sie bald wieder hergestellt? Wie lieb ist es mir! Der Gedanke, meine Henriette krank zu wissen, hat mich sehr beunruhigt. Aber schonen Sie nur noch ja Ihrer Augen, ich bitte Sie, meine Theure. Schreiben Sie mir lieber noch nicht selbst, oder schreiben Sie mir weniger. Ihre Briefe machen mir eine innige Freude; aber wenn ich denken müßte, daß Sie Ihnen schadeten, daß Sie dadurch litten, Gott, Henriette, ich könnte sie nicht mehr mit Vergnügen lesen. Ihr mir so theurer Brief enthält wieder so viel Liebevolles für mich! Sie fragen mich, ob ich ruhiger bin? Ja, Henriette, so ruhig als ich ohne Sie sein kann, bin ich. Aber das ist sehr wenig, ach! ohne Uebertreibung, sehr wenig. Wenn mich nicht Arbeitsamkeit und Einsamkeit trösteten, was finge ich an? Aber die Zeit wird ja kommen, wo ich wieder bei Ihnen sein, wo ich Sie täglich sehn, wo ich ganz das Glück der reinsten, edelsten Freundschaft mit den besten Seelen genießen werde. Möge dann nur Ihr Herz noch empfinden, was es jetzt für mich empfindet! Und das wird es, o! das wird es gewiß! Freundschaft, wahre Freundschaft ist nicht unbeständig, und Henriettens Freundschaft? Wie oft träume ich von dieser glücklichen Zukunft; möchte sie bald nicht mehr Traum sein! Daß ich nach Berlin auf Weihnachten käme, geht nicht an, meine Liebe. Kunth wird, so viel ich absehn kann, auch nicht hinreisen, und allein, das würde ich schwerlich durchsetzen. Ueberdies gehn auch, da wir nur wenig öffentliche Kollegien hören, unsre Arbeiten selbst in den Ferien immer fort.

K. kommt auch nicht nach Berlin. Aber es kommt ein Andrer hin, ein gewisser Albinus, auch ein Student, aber zugleich d. Gesellschafter. Er ist ein überaus sanfter guter Mensch, der viel dazu beiträgt, mir meinen Aufenthalt hier weniger unangenehm zu machen. Vielleicht empfängt ihn Henriette freundlicher, wenn sie das weiß. Denn er wird Ihren Mann besuchen, und Kunth wird ihm einen Empfehlungsbrief an Sie mitgeben. Wenn ich nur irgend kann, so schreib' ich Ihrem Mann zu gleicher Zeit. Er ist mir zwar die Antwort schuldig, aber er hat uns das Buch geschickt, und wer wird auch unter Freunden so rechnen? Daß Sie dann auch ein kleines (aber nur ein kleines) englisches Briefchen zugleich bekommen, versteht sich von selbst. Also soll ich Kante erst über ein Jahr etwa sehn. Es thut mir sehr leid. Ich wünschte so herzlich ihn nur auf einen Tag hieher, oder mich lieber auf einen Tag nach Berlin. Wäre das nicht besser? nicht wahr, meine Henriette? Ich schrieb Ihnen schon neulich, daß mein heutiger Brief würde kürzer sein müssen; also wird meine Henriette heute schon verzeihen. Mittwoch schreibe ich wieder, aber freilich auch noch kürzer. Aber Sonnabend schreib' ich gewiß recht viel. Gute Nacht, meine theure, inniggeliebte Henriette. Leben Sie wohl, und fahren Sie fort, wie Sie thun, an den abwesenden W. zu denken, an den armen W. der nur bei Ihnen zu sein wünscht, und von Ihnen getrennt ist. Grüßen Sie C. und die Veit herzlich von mir! Gute Nacht!

Wilhelm.

13.

(Frankfurt a. d. Oder) Sonntag Abend.

Göckingk hat mir von der nächsten Station aus geschrieben, liebe Henriette, und mir aufgetragen, seinen Stock an Laroche zu schicken, der ihn mit nach Magdeburg nehmen soll. Ich konnte Kunthen, wie Sie leicht sehn, nicht gut merken lassen, daß ich wüßte, wo C. wohnte. Ich werde also morgen Ihnen einen zierlichen Brief schreiben, und den Stock Ihnen schicken, und Sie bitten, ihn dann weiter an C. zu besorgen. Göckingk habe ich heute geantwortet, um ihm von seinem Stocke Nachricht zu geben. Es ist mir sehr lieb gewesen, daß ich ihm diesen kleinen Dienst habe erweisen können. Ich glaube, er kennt außer mir niemand in ganz Frankfurt. Er würde also doch in Verlegenheit gewesen sein. Ich habe auch heute durch Kunth Ihren Brief erhalten. O liebe, theure Freundin, Sie nehmen so herzlichen Antheil an meinem Schicksale! Sie wünschen mich glücklich machen zu können? O Gott, bin ich es nicht, und — ich will nicht undankbar sein — ich bin es doch sehr oft, bin ich es denn nicht allein durch Sie, meine Theure? Habe ich wohl eine recht frohe, heitre Stunde, die ich Ihnen, Ihrer Freundschaft, Ihrer Liebe nicht dankte? O Henriette, Sie können mich glücklich machen, und Sie thun es. Könnte ich nur immer bei Ihnen, wenigstens nur in Ihrer Nähe sein, dann wäre ich auch glücklicher. Aber so, Liebe, so bin ich nun schon vier Monate lang hier allein, ohne eine einzige Seele, die ganz, die so, wie Sie, mit mir sympathisirte, der ich mich so ungescheut, so ganz ohne Rückhalt anvertrauen könnte. Und wenn nun zu dieser Empfindung das Gefühl von Kränklichkeit, oder wenigstens von geringerer Fähigkeit zu

langer, angestrengter Arbeit hinzukommt; ja nun da muß es freilich manchmal finstrer in der Seele aussehn, als es eigentlich sollte. Aber fürchten Sie nichts, meine Beste, lassen Sie mich nur erst wieder bei Ihnen sein; gewiß es wird bald wieder die Heiterkeit zurückkehren, die ich hier zehn Meilen fern von Ihnen — so wie ich nun einmal denke und empfinde; und wollten Sie wohl, daß ich anders dächte und empfände? — nun freilich vermissen muß. Nennen Sie mich auch nicht eigentlich unglücklich. Das bin ich nicht, und habe nicht Ursach es zu sein. Aber ich war ja nie von ganz heitrem Temperament. Ich gehörte ja immer zu den Menschen, die entweder auf der einen, oder der andern Seite ausschweiften. Und so ist's im Ganzen wohl auch noch. Nun freilich, zu lustig, zu ausgelassen bin ich wohl hier in Frankfurt noch nicht gewesen! — Machen Sie mir auch keine Vorwürfe, meine liebe Henriette, wegen meines zu vielen Arbeitens. Es ist freilich wahr, ich habe mehr gethan, als meine Kräfte erlaubten. Aber denken Sie ja nicht, daß bloß meine Lebensart hier in Frankfurt an dem Uebel schuld ist. Ich habe schon immer zu viel gesessen, und wenn ein Fehler verzeihlich ist, so ist's wohl dieser in meiner Lage. War ich nicht unglücklich genug, in meiner eigenen Familie, mit Leuten immer sein zu müssen, mit denen ich so wenig stimmte, daß mir nichts, gar nichts übrig blieb, als mich in mich selbst zurückzuziehen, und das bei Büchern zu suchen, was ich bei Menschen nicht fand? Gerieth ich nicht hernach in Verbindungen, die mich oft so viel Zeit und Muße kosteten, daß ich manche, sonst einer bessern Erholung, oder dem Schlafe gewidmete Stunde aufopfern mußte, um nur das wieder einzubringen? nicht in Verbindungen, von denen ich mit Recht fürchten mußte, daß sie ein schlechtes Licht

auf meinen Karakter werfen mußten, so daß mir nichts übrig blieb, als wenigstens dafür zu sorgen, daß meine Kenntnisse und mein Kopf nicht eben so sehr verachtet würden, als meine Aufführung, und mein Herz, das man doch aber wahrlich oft verkannte? Da, liebe Henriette, da haben Sie die treue Schilderung der Ursachen meines größeren Fleißes in meinen früheren Jahren. Und hernach, nun seitdem mich Ihre Freundschaft jenen Verbindungen, Ihr und Brenna's Umgang jener Langenweile in meiner Familie entrissen hat, ja seitdem hat mich nun eine, vielleicht durch Gewohnheit entstandene Liebe zur Arbeit und zur Beschäftigung, das Gefühl, daß ich noch in so manchen Stücken so weit zurück bin, und nicht Eitelkeit — dazu kennt mich Henriette — aber der innre Stolz, doch wenigstens nicht weniger, als andre junge Leute meines Alters wissen zu wollen, dies alles, sag' ich, hat mich seitdem zu einer angestrengteren Arbeit angetrieben. Und nun gar hier in Frankfurt? O ich kann es Ihnen nicht beschreiben, wie mir in der ersten Zeit war. Ich hatte niemand, mit dem ich recht gern gewesen wäre, niemand, dem ich nur das, was mich so schwer drückte, hätte klagen können; war es da nicht verzeihlich, wenn ich die Veranlassung ergriff, die sich darbot, mich beinah ganz vereinzeln, mich beinah ganz auf meine Stube einschränken zu können? Schon ehe ich nach Frankfurt kam, liebte ich es mehr als alles, allein, ungestört von allen Menschen zu sein. Diesen Hang konnte ich hier befriedigen. Ich konnte des Nachts so ruhig sitzen, konnte so ungestört meiner Henriette jede Empfindung meiner Seele vertrauen, brauchte nicht, wie jetzt, immer Acht zu geben, ob auch nicht jemand hereinkäme. Konnte mich das nicht reizen? Und ich hatte ja noch immer Bewegung, noch immer Erholungsstunden, wie

konnte ich denken, daß mein Körper es so wenig aushalten würde? — Also, sehen Sie, meine Theure, bin ich an dem jetzigen Uebel so viel nicht schuld. Und dann ist das Uebel auch so groß nicht. Ich bin doch nun ganz wieder besser, wenn ich auch manchmal etwas Kopfschmerzen habe. Die hatte ich ja auch oft vorher. — Leben Sie nur wohl, meine herzlichgeliebte Henriette. Grüßen Sie unsre Lieben, und denken Sie an Ihren Wilhelm, der in sieben Wochen von hier Ihnen selbst sagt, wie innig er Sie liebt. —

14.

(Frankfurt a. d. Oder) Montag Abend um 12 Uhr.

O! Henriette! welch einen glücklichen Tag hat mir Ihr letzter Brief gemacht! So viel Vertrauen, so viele Liebe, Gott wie verdien' ich das alle! Ich kann Ihnen dafür nicht danken; was sind Worte dagegen. Aber meine Handlungen, mein ganzes Leben soll Ihnen danken, mein Herz soll ewig nur das Ihre sein. Nicht bloß auf gleiche Gefühle, gleiche Gesinnungen gründet sich unsre Liebe, theure Henriette, nein, von meiner Seite auch auf Dankbarkeit, auf unverlöschbare Dankbarkeit. Ihnen danke ich das Glück meines Lebens, Ihnen jede frohe Minute, die ich genieße. O! wie glücklich werd' ich noch an Ihrer Seite sein. Wäre ich doch jetzt bei Ihnen. Ein Blick würde Ihnen besser als tausend Worte sagen, wie herzlich ich mich Ihrer Liebe freue, wie innig mein ganzes Herz Ihnen dafür dankt. O Ihre Ruhe, sagen Sie, wäre auf ewig dahin, wenn je Kunth oder ich Sie täuschte. Gewiß Sie werden sie nie verlieren, diese allein beglückende Ruhe.

Schon der Gedanke, Sie, Henrietten, Sie die mir Ihr ganzes Vertrauen giebt, die mir keinen Ihrer Fehler, keine Ihrer kleinsten Schwachheiten versteckt, Sie täuschen zu können, kann ich nicht ausdenken. Nein, Henriette, meine Liebe für Sie ist gewiß rein und schuldlos; ist die Liebe, die Seele mit Seele, Herz mit Herz verbindet; und eine solche Liebe hängt nicht von zufälligen Umständen, nicht von Jugend, nicht von Schönheit ab. — So lange die Seelen sich das bleiben, was sie sich waren, dauert auch sie, und können die Seelen wohl je aufhören, sich das zu sein, wenn durch die lange Vereinigung eine sich immer nach der andern bildet? — O! und gewiß Kunth denkt ebenso, K. liebt Sie eben so rein, eben so treu, er hat Ihnen gezeigt, daß sein Herz, auch im höchsten Feuer der Leidenschaft nur einer edlen Liebe fähig ist. — Ihr Brief fand mich gerade in einer Stimmung, die ich bei Empfang eines solchen Briefs haben mußte. Unser ganzes Haus, die Löffler allein ausgenommen, hatte eine Parthie auf's Land gemacht. Ich nur hatte eine Unpäßlichkeit vorgewandt, und blieb zurück. Da saß ich nun, in meiner Stube eingeschlossen, und arbeitete, und dachte an Sie, und sehnte mich, wie nimmer, nach Ihnen hin, und war so recht in mir vergnügt, Ihren Ring am Finger, Ihren Schattenriß vor mir. Da bekam ich Ihren Brief. Wie oft las ich ihn nicht, und mit welchen Empfindungen erfüllte er mein Herz. Mit Empfindungen der herzlichsten Freude, aber auch mit Empfindungen der innigsten Wehmuth. Zu hören wie ein Mensch, der glücklich genug war, Einmal wenigstens einen Theil Ihrer Freundschaft zu besitzen, so schändlich Sie und Ihren Mann hintergehn, so niedrig Gefühle heucheln konnte, von welchen sein Herz nichts empfand, o das ging mir durch's Herz. Verzeihen

Sie, geliebte Henriette, wenn ich bitter werde. Aber könnte ich Sie wohl lieben, könnte ich wohl irgend Gefühl für etwas, das gut und rechtschaffen und grade ist, haben, und es nicht sein! Ich wollte ihm allenfalls noch verzeihen, so unverzeihlich es ist, daß er Sie so ganz verkennen, daß er Sie auf eine Art lieben konnte, die sich vielleicht für die Weiber, mit denen er sonst umgeht, nicht aber für die schuldlose, unbefangne, edle Henriette paßt. Aber, daß er, so wie er that, Freundschaft für Herz vorgab, daß er ihm dienlich zu sein versprach, und daß er jetzt sein gegebenes Wort bricht, und Ausflüchte sucht, daß Herz einen Dienst zu erweisen, ihn nur wegen seiner eigenen Absichten, nicht des Mannes wegen interessirte, sagen Sie selbst, Henriette, kann dafür irgend ein Ausdruck zu hart sein? Sie wissen, ich habe ihn immer vertheidigt, aber jetzt, jetzt können Sie selbst gewiß ihn nicht mehr entschuldigen, und ein Herz wie das Ihrige verdammt doch gewiß ungern. Vergessen Sie ihn, liebe Henriette, er verdiente es nicht Ihr Freund zu sein.

Ich, meine Theure, lebe hier noch wie immer. Aber, denken Sie ja nicht, daß ich so viel sitze, daß es meiner Gesundheit schadete. Ich gehe zwar wenig ohne Zweck aus. Aber schon die nothwendigen Gänge beschäftigen mich genug, und verschaffen mir hinreichende Bewegung. Auch bin ich sehr gesund. Letzthin ist wieder eine Komödie, und heute ein Ball hier gewesen. Mein Bruder ist an beiden Orten gewesen; ich an keinem. Wozu ginge ich auch hin? Wer Henrietten liebt, und von ihr geliebt wird, kann leicht jede andre Gesellschaft, vorzüglich eine größere entbehren. Und es gefällt mir hier im Hause besser als auswärts. Die Leute sind freilich nicht ganz so, wie ich sie mir wünschte. Aber Kunth und Henriette und Brenna

giebt es nur wenige! Doch bin ich vertraut mit ihnen und häuslich. Ich gebe mich viel mit den Kindern ab. Mit den ältern spiel' ich, und die kleine wieg' ich, wenn sie schreit, und die Kinderfrau nicht da ist. Manchmal, wenn ich so sitze und wiege, denke ich, wenn doch das Ihr kleiner Moses wäre, und wenn doch, wie C. dort in der andren Stube sitzen und essen, so Kunth und Henriette und Brenna da säßen, und dann vertiefe ich mich so in den Gedanken, daß die Wiege allmählich still steht, bis die Kleine mich mit ihrem Geschrei wieder aufweckt. Welche Tändeleien erzähle ich Ihnen da, liebe Henriette! Wem möchte ich sie wohl erzählen, außer Ihnen? — Doch sind es nicht unschuldige Tändeleien? Ach, das häusliche Leben ist gewiß das glücklichste.

Gute Nacht, theure inniggeliebte Henriette. Schreiben Sie mir doch recht bald wieder. Gute Nacht!

Wilhelm.

15.

(Frankfurt a. d. Oder) Freitag Abend.

Also schon in acht Tagen verläßt Euch C. Ja wohl hast Du Recht, liebe Henriette, daß „leid sein" dafür ein viel zu schwacher Ausdruck ist. Ich bedaure Dich und die arme B. herzlich. Wenn Ihr beide nicht noch immer beisammen und ungetrennt beisammen wäret, würde ich Euch mehr als uns selbst bedauern. Nicht, Henriette, daß wir weniger bei der Trennung verlören. O! Du kenntest unsre Herzen nicht, wenn Du das denken könntest, wenn Du glauben könntest, daß Dir oder B. eine Trennung von uns mehr Schmerz verursachte, als C. oder mir eine Trennung von Euch. Aber ein Mann

hat es darin doch besser. Er hat Arbeit, oft Zerstreuungen, die mehr als leere Vergnügen sind. Er kann eher selbst wieder an den Ort kommen, nach dem sich sein Herz sehnt. Ein Weib hängt oft so sehr von den Umständen ab, und hat zu viel Muße, ihrem Kummer oder ihrer Sehnsucht nachzuhängen. Oft zwar wünsche auch ich mir diese Muße, doch es ist sehr gut, daß die Erfüllung dieses Wunsches nicht immer, und nur sehr selten bei mir steht. Aber freilich — wie oft hab' ich das schon hier an eben der Stelle, auf der ich jetzt schreibe, gefühlt! — wird die Arbeit sehr sauer, wenn das Herz stark bewegt ist. Sie erschöpft dann noch Einmal so sehr unsre Kräfte. Wie gut ist es nun, daß ich noch in Berlin gewesen bin. Wenn ich so bedenke, wie viel glücklicher ich durch diese Reise geworden bin, als ich sonst war, und von welchen kleinen Umständen doch am Ende diese Reise abhing, so wird mir ich weiß nicht wie bange. Schon oft ging es mir so in meinem Leben, und ich denke dann oft mit inniger Rührung bei mir: wenn so wichtige Begebenheiten von so kleinen Umständen abhängen, von Umständen, aus welchen sie sich so gar nicht vorhersehen ließen, wie wenig hängt dann menschliches Glück von menschlicher Klugheit ab? wie wichtig ist dann die Ueberzeugung, daß nicht ein blindes Ungefähr, sondern eine gütige Weisheit unsre Schicksale lenkt? Du wunderst Dich doch nicht, theure Henriette, daß mir diese Reise so wichtig scheint, daß ich durch sie um so vieles glücklicher geworden zu sein glaube? Ihr liebtet mich schon vorher, wie oft hab' ich das mit inniger Rührung empfunden; ich liebte Euch, das weiß Gott. Aber jetzt habt Ihr mir durch diese Verbündung gleichsam ein Recht auf Eure Liebe, Eure Treue, Euer Vertrauen gegeben; nun haben wir uns gegenseitig gelobt, einander einen

Vorzug in unsrem Herzen vor allen übrigen Menschen zu geben, bis wir vielleicht einen finden, den unsre Verbündung glücklich machen kann, mit dem wir dann gleich redlich, als jetzt mit uns, unsre Liebe theilen. O! Henriette, nun bist Du ganz mein! Einen stärkern Beweis Deiner Liebe, Deines Vertrauens konntest Du mir nie geben, als indem Du mich in diese Verbündung aufnahmst, indem Du mich würdigtest wie mit einer Schwester vertraut mit Dir, auf Du und Du zu reden. O! wahrlich — soll ich es Dir noch schwören? — nein, nie wird Dein W. dieses Vertrauen mißbrauchen. Er wird es verdienen, gewiß verdienen; Du wirst ihn durch Dich ganz glücklich sehn, und dadurch selbst glücklich sein! — Es schlägt sieben. Ich muß hier schließen. Die Löffler ist ausgegangen, und da ihr Mann krank ist, soll ich sie abholen. Lebe wohl solange!

Um 10 Uhr.

Da sitz' ich schon wieder und schreibe Dir. Du schriebst, ich hätte Dir viel von Minetten zu sagen. Je nun, wie Du es nehmen willst. Eigentlich nichts, insofern ich nämlich eigentlich nichts sagen *sollte*. Aber sonst freilich viel. Aber ich weiß, Henriette schweigt. Und Henrietten kann ich sicher auch meiner Freunde Geheimnisse anvertrauen. Doch versteht sich's, auch B. und C. müssen nichts davon wissen. Was könnte sie's auch interessiren? Auch ist's mir nicht gleichgültig, daß Du um die Sache weißt. Ich habe Minetten einen Rath gegeben; sage mir, liebe Henriette — aber recht offenherzig — ob er vernünftig ist? Der Hofrath von Oe. in Potsdam hat Sellentin den Auftrag gegeben, ihm eine Frau zu verschaffen. Sie kann häßlich und arm, nur soll sie nicht böse, und häuslich und wirthschaftlich sein. Sellentin hat ihm Minetten vorgeschlagen,

und ob er sie gleich so wenig, als sie ihn je gesehen noch gesprochen hat, so hat er doch gesagt, wenn sie so wäre, als Sellentin sie beschrieben, würde er sie gewiß nehmen. Ende dieser Woche wird er nach Berlin kommen, sie werden sich sehen, und die Sache wird sich entscheiden. Die junge Sellentin kennt den Oesfeld genau. Es soll ein sehr guter, aber etwas einfältiger Mann sein; und der von seiner Frau nichts fordert, als daß sie für gutes Essen und für eine L'Hombrepartie alle Abend sorgt. Dies ist Eine Parthie für Minetten. Die zweite ist ein gewisser Herr von St. Dieser Mann lebt in Pommern auf seinen Gütern, unweit Stettin. Er hatte eine sehr hübsche Frau, die aber vor ein paar Jahren gestorben ist, und ihm vier oder fünf Kinder hinterlassen hat. Minette besuchte einmal seine Frau auf einige Wochen; der Mann verliebte sich in sie — Du mußt Dich darüber nicht wundern, er verliebt sich in jede — und sie hatten schon damals mehrere interessante Scenen. Jetzt, ich glaube vorige Woche, ist er zu Minetten gekommen, ist sehr gerührt gewesen, hat sie bei der Hand gefaßt, und ihr versichert, er liebe sie noch immer, und sei fest entschlossen sie zu heirathen. Jetzt erlaubten es seine Vermögensumstände nicht. Er habe aber um Meliorationsgelder an den König geschrieben; wenn er die erhielte, so fehlte nur ihre Einwilligung um sie zur seinigen zu machen. Eben als ich in Berlin war, hatte er die Gelder wirklich. — — (Das Uebrige fehlt.)

16.

(Frankfurt a. d. Oder) Freitag früh.

Dein Brief, gute Henriette, hat mich, wie jeder, den ich von Dir empfange, herzlich gefreut, aber er hat mich doch auch, ich gesteh' es Dir, auf der andern Seite nicht minder gekränkt! O! sage mir, ich beschwöre Dich darum, sage mir, Henriette, wie konntest Du — Du die Du mich nun schon so lange kennst, Du der ich immer mein ganzes Herz öffnete — wie konntest Du mich so mißverstehn? wie konntest Du glauben, daß es mir auffallen würde, wenn Du mir sagtest, daß Du meine Briefe gewöhnlich A. und B. zeigst? wie kannst Du glauben, daß Du einen Vorzug bei mir vor A. und B. habest, da ich doch — mein Herz ist mein Zeuge — Euch alle drei gleich innig, gleich herzlich liebe? Gab ich Dir, sag' es mir selbst, je Gelegenheit dies zu glauben? O! wenn ich es that, so war ich in dem Augenblick Deiner nicht würdig, so verdiene ich jetzt nicht, so eng mit Euch vereint zu sein! Aber gewiß nie, nie that ich es. Und was enthalten meine Briefe an Dich, das A. und B. nicht wissen sollten? Sie enthalten das Bild meines Herzens, oft die Geständnisse meiner Fehler, soll A. und B. diese nicht auch kennen? Sollen sie sich so eng mit einem Menschen vereinigen, den sie nur halb kennen? Nein H. ich hab' es gewußt, daß A. und B. meine Briefe lesen. Es war so natürlich. Du hättest mich weniger lieben müssen, wenn Du sie ihnen nicht gezeigt hättest. Und ich schwöre es Dir, schwöre es Dir bei der Heiligkeit unserer Verbindung, mein Herz hat kein Geheimniß vor Euch dreien, und wird es nie haben! — Aber daß ich Dir neulich schrieb, das, was M. betraf, A. und B. nicht zu zeigen, das, liebe Henriette, war ein

andrer Fall. Sonst enthielten meine Briefe meine Geheimnisse, und die konnten und durften vor Euch dreien keine Geheimnisse sein — denn, o! ich danke Dir für diesen herzlichen Ausdruck, der mich, so oft ich ihn aus Deinem Munde hören werde, beglücken wird, denn wir viere sind Eins — aber was ich Dir neulich schrieb, war fremdes Geheimniß, war mir anvertrautes Gut, das ich, hätte ich strengen Regeln der Moral folgen wollen, auch Dir nicht hätte mittheilen sollen. Daß ich wußte, daß Du und B. und A. schweigen würden, war nicht genug. Wäre Minette auch eben so sehr, als ich davon überzeugt gewesen, würde sie wohl gewollt haben, daß auch Ihr nur es wüßtet, und kömmt es nicht hier auf ihren Willen allein an? Ich tadle Dich nicht, theure Henriette, daß Du den ganzen Brief B. u. A. gezeigt hast, ich hätte vielleicht an Deiner Stelle eben so gehandelt. Aber tadle nur auch Du mich nicht, daß ich das Gegentheil wünschte, und Dich um das Gegentheil bat. Es war eine Schwachheit von mir, — verzeihe mir diesen Ausdruck; aber ich urtheile jetzt nach den Regeln der Vernunft und der Moral, und sollten wir, deren Zweck Reinheit der Seele und Adel des Herzens ist, je anders urtheilen? — es war also eine Schwachheit von mir, daß ich Dir sagte, was nach M.'s Willen nur ich wissen sollte. Ich habe mich solcher Fehler sonst nur selten schuldig gemacht. Du weißt, wie unglücklich ich um Minette diesen Herbst war. O! ich hätte mein Herz so gern gegen eine mitfühlende Seele, und gegen welche andre wohl als gegen die Deinige ausgeschüttet. Aber ich that es nicht, und gewiß nehme ich auch dies Geheimniß, das heilig außer mir und ihr niemand auf der Welt weiß, mit mir in's Grab. Aber jetzt hatte ich auch einen Grund, Dir von diesen Heirathsvorschlägen zu erzählen. Du kennst

M.'s Lage, und kennst sie selbst, Du konntest mich belehren, ob mein Rath gut war. Aber das konntest nur Du. A. u. B. kennen M. nicht. Darum bat ich Dich ihnen nichts zu sagen, aber warlich aus keinem andren Grunde. Dies, theuerste H. ist meine Rechtfertigung. Urtheilet nun Ihr, Du und Br. — da A. nicht mehr bei Euch ist — ob ich schuldig bin, oder nicht. Ich unterwerfe mich ganz Eurem Ausspruche. Aber wenn ich gefehlt habe, so hat, das schwöre ich Euch, nur mein Verstand, nicht mein Herz die Schuld. Ich schreibe Euch heute nicht mehr. Ich habe auch durch Friedländer's Hiersein — so wenig Zeit, daß ich Euch heute gar nicht geschrieben hätte, wenn es mir nicht zu wichtig gewesen wäre, mich zu rechtfertigen. Antwortet mir nur recht bald hierauf. Ich sehe mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo Ihr nicht mehr unzufrieden mit Eurem W. seid. Aber wenn Euch auch meine Rechtfertigung nicht überzeugen sollte, so liebt mich nur darum nicht minder. Wir haben uns ja gegenseitig heilig versprochen, an unserer moralischen Vervollkommnung zu arbeiten, und, wenn ich gefehlt habe, so bessre ich mich gewiß. Verzeiht Ihr es mir nur, meine Lieben. Und nun lebt wohl, Ihr Inniggeliebten! O! warlich, es wird Euch nie wieder ein andrer so lieben, als ich! Seid glücklich!

Euer W.

17.

(Frankfurt a. d. Oder) Dienstag Abend um 7 Uhr.

Wie herzlich hab' ich mich gefreut, Deinen und unsres lieben A.'s Brief zu erhalten! O! wenn Du so ganz wüßtest, so wie ich's fühle, wieviel mir immer jeder Deiner

Briefe ist, wie oft ich sie lese, wieviel Freude mir jede Zeile macht! Es ist ja der einzige Genuß jetzt, da wir von einander getrennt sind! Wohl uns nur, daß wir es nun nicht mehr lange sein werden, daß ich nun mit jedem Tage den Augenblick näher sehe, wo ich meine Henriette und meine Brenna wieder in meine Arme schließe! — Der arme A. Er schreibt mir, Mittwoch spätstens reise er ab. Ach Gott! vielleicht sitzt Ihr jetzt eben zum letztenmal auf lange Zeit beisammen. O! könnte ich doch auch diese wehmüthige Scene mit Euch theilen. Wie Euch sein muß, wenn Ihr nun wieder allein seid! Ihr wart jetzt gewohnt, ihn täglich zu sehen, Ihr brachtet so manchen glücklichen Abend mit ihm zu, und nun ist das, wenigstens auf mehrere Monate, wieder dahin! Sage es selbst, Henriette, wenn die Erfahrung uns nicht allmählich an diesen steten Wechsel unsrer Glückseligkeit gewöhnte, wie könnten wir solche Trennungen ertragen? Zwar hat C. Recht, die Seelen bleiben vereint, wenn auch Hunderte von Meilen ihre Hüllen trennen. Aber wenn sie sich nur auch gegenseitig mittheilen, gegenseitig verstehn könnten! Ohne das ist jene Idee zwar tröstend, beruhigend, aber sie thut dem sich sehnenden Herzen dennoch nicht Genüge. Glücklich nur, daß Du in Brenna und Brenna in Dir einen Ersatz für unsre Abwesenheit — wie stolz müßte das jedem Andern klingen! — Aber Dir doch nicht, meine Theure? Wir lieben uns ja gegenseitig! — hat. Seid Ihr nicht beneidenswerth glücklich gegen uns? Ihr seid doch immer zwei gleichgestimmte Seelen beisammen; aber wir? wir müssen jede Empfindung in uns selbst verschließen. Doch ich will ja nicht klagen.

Was Du und A. von unsrer Verbündung schreiben, scheint auch mir sehr gut und sogar nothwendig. Du hast

wohl Recht, daß selbst das Addressiren an einen von uns nicht sicher genug ist, besonders Deines Mannes wegen. Und bei Chiffren ist, sobald sie nur gut gewählt sind, gar nichts mehr zu besorgen. Und was ist die kleine Mühe, den Chiffre zu lernen, gegen den großen Vortheil der Sicherheit, der daraus entspringt! Wir können Dir gewiß Alle für diesen Vorschlag herzlichen Dank wissen. Denn Du hast wohl Recht, daß wir verloren wären, wenn ein Andrer es fände. So unschuldig, und nicht bloß so unschuldig, sondern gewiß so edel, so vortrefflich diese Verbündung ist, so würden nicht Alle so gerecht davon urtheilen. Der Eine würde Schwärmerei, überspannte Empfindsamkeit darin sehn, der Andre vielleicht gar versteckte Absichten, die nur dessen würdig wären, der so etwas vermuthen könnte, und wenigstens würden wir dem Gespötte manches schalen Kopfs ausgesetzt sein. Ich will nicht einmal von dem Eindruck reden, den es bei aller Vernunft und sonstigen Herzensgüte auf Deinen und B.'s Mann machen könnte. Und doch würde ich gerade die noch am wenigsten fürchten. Also ist gewiß keine Sorgfalt, auch die größeste nicht, überflüssig, um das Geheimniß unsrer Verbündung mit in's Grab zu nehmen. Nimm Dich nur recht in Acht, liebe Henriette, ich bitte Dich um Deiner selbst willen, wenn ich nach Berlin komme. Wenn man sich immer Du nennt, so entschlüpft das Wörtchen so leicht auch da, wo es nicht gehört werden sollte, und dann fehlt es nicht selten an Gegenwart des Geistes, das Versehn wieder durch einen Scherz gut zu machen. Aber ist es Dir nicht lieber, daß wir uns Du nennen? Ich gestehe Dir, meine Liebe, ich wünschte es schon oft. Wenn ich einem so von ganzer Seele gut bin, wenn ich ihm mein ganzes Herz so zeige, wie es ist — und o sage es selbst, that ich das Dir nicht immer seitdem wir uns näher

kannten? — dann brauche ich so ungern die Sprache auch des kleinsten Cärimoniels. Wenn ich manchmal an Dich schrieb, und das, was ich schrieb, bei mir überdachte, und Dich dann in Gedanken Du nannte — denn in Gedanken konnte ich es nicht anders — dann wünschte ich oft: möchtest Du auch jetzt so schreiben können, das traute Du würde sich viel besser zu der Herzlichkeit dieser Empfindung passen, und welchen Schaden könnte es haben? Ich kannte mein Herz und meine Gesinnungen gegen Dich, und ich kannte auch Henrietten. Jetzt nenn' ich Dich Du, und darf Dich so nennen, und danke es Dir in meinem Herzen, so oft ich es thue. — Was A.'s Vorschlag betrifft, so billige ich ihn völlig. Wollten wir wohl so stolz sein zu glauben, daß wir alles so gut eingerichtet hätten, daß es keiner Verbesserung mehr fähig wäre? Und wenn wir das nicht glauben, muß dann nicht jedes Mitglied, eben so gut als wir das Recht haben, neue Vorschläge zu machen? Darum, daß wir die ersten waren, welche die Verbündung stifteten, kommt uns doch nicht eigentlich ein Vorrecht zu. Und wer weiß, ob wir nicht durch solche neue Mitglieder manche gute neue Idee mehr erhalten. Schreibe doch also A. und bitte ihn, Deinen und seinen Vorschlag, wenn er's noch nicht gethan hat, den Regeln zuzusetzen. Vergiß auch nicht, mir den von A. erfundenen Chiffre zu schicken. Du weißt, daß ich mir A.'s Aufsatz abgeschrieben habe. Ich werde mir ihn denn auch im Chiffre abschreiben, und das alte verbrennen, damit wir ganz sicher sind. — Wie soll ich denn A.'n jetzt schreiben? Geradezu, oder durch Dich, liebe Henriette? Schicke mir doch, wenn ich geradezu schreiben soll, seine Addresse. Ich weiß nicht einmal recht den Ort, wo er ist. Ich dachte er hieße Schönebeck, aber er schreibt mir von Schöningen. Schreibe es mir doch recht aus=

führlich. — Die gute B. grüße tausendmal. Ich erwarte mit sehnlichem Verlangen ihren zeigbaren, aber noch mehr einen nicht zeigbaren Brief von ihr. — Du, Henriette, wirst mir doch wohl auch bald wieder schreiben? O thue es ja! Bedenke nur, wie wenig Freude ich ohne Deine Briefe habe. Und es macht Dir, das weiß ich, ja auch Vergnügen, mit einem Freunde zu reden. Lebe nun wohl, meine beste, theuerste Henriette! Gott! Ich liebe Dich unaussprechlich. Du hast mich so glücklich gemacht. Wärest Du es nur halb so sehr auch durch mich geworden! Lebe wohl, traute Freundin, und liebe Deinen

W.

18.

(Frankfurt a. d. Oder), den 23. Februar 1788.

Liebe Freundin, der gestrige Tag war in der That nicht bloß der glücklichste, den ich in Frankfurt verlebte, sondern überhaupt einer der fröhlichsten meines Lebens. Minettens Ankunft machte mir eine große und noch dazu ganz unerwartete Freude; und wie sehr, wie unendlich wurde diese Freude durch Ihren so freundschaftlichen Brief vermehrt! Dadurch vermehrt, daß Sie äußern, es Minetten zu beneiden, daß nicht auch Sie mir die Freude machen können, Sie nach dieser längern Trennung einmal wiederzusehn! Die Güte und die Herzlichkeit, mit der Sie mir schreiben, hat mich innigst gerührt. Denn ich weiß, wenn Sie so schreiben, so fühlen Sie auch so; und waren wir nicht immer einig, daß die süßeste Wonne, die ein nicht ganz fühlloses Herz genießen kann, aus der Freundschaft edler, vortrefflicher Menschen entspringt? Nur das Gefühl, daß

noch so vieles, was Ihre Freundschaft Sie von mir glauben läßt, nicht so ganz wahr ist, konnte meine Freude vermindern. O! in der That, Sie thun sich sehr Unrecht, wenn Sie glauben, daß meine Bildung durch Sie nichts mehr gewinnen könnte; und wenn ich stolz genug sein könnte, zu glauben, daß Sie Recht hätten, daß es wirklich so wäre, wem würde ich es danken müssen, als Ihnen? Sie wissen, ich schmeichle nicht, — was ich sage, das fühl' ich. Aber ich weiß es zu gut, wieviel ich durch Sie und durch Ihren Umgang, vortreffliche Frau, schon gewonnen habe; und meine Mutter müßte wenig Antheil an meinem Schicksale nehmen, wenn nicht auch sie es bemerkt, und sich mit mir darüber gefreut hätte. — Ich erwarte mit Sehnsucht die Zeit, wo ich wieder bei Ihnen sein kann, und liebte ich Minetten nicht so sehr, so mißgönnte ich ihr das Vergnügen, Ihnen diesen Brief bringen zu können. Glücklich nur, daß jetzt nur noch wenige Wochen mich von meinen Freunden trennen. Leben Sie wohl, und vergessen Sie nie

Ihren Freund
Humboldt.

Grüßen Sie doch die gute Veit.

19.

(Göttingen), d. 9. Mai 1788.

(Zum Theil in Ziffern.)

Gott! Gott! Ihr lieben, trauten Weiber, Schwestern, Freundinnen, wie glücklich, wie unbeschreiblich glücklich bin ich in diesem Augenblick! O! wenn ich doch nur alles

das, warum ich es bin, auch so mit Einem Worte sagen könnte; aber das so langsam, so nach und nach herauszubringen, das bin ich heute kaum im Stande. O! meine Brust ist so voll, so voll, daß ich nicht schreiben, nicht reden, nicht denken kann! Stellt Euch nur vor, morgen Abend bin ich bei Kunth, und die ganzen folgenden acht Tage sind wir bei einander, unzertrennlich bei einander, wachend und schlafend, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, auf und unter der Erde! Und was sich der gute liebe Kunth freuen wird! Er erwartet mich erst den 11. in Goslar, und ich werde nun schon den 10. Abends hinkommen. Aber ich rede da von Goslar, als wenn Ihr schon alles wüßtet. O verzeiht mir's, aber ich kann unmöglich jetzt nach der Ordnung erzählen. Lest nur K.'s Brief, den ich Euch mitschicke. Daraus werdet Ihr alles sehen. Auch Kar. seh' ich nun wahrscheinlich. Wie nur mein Herz das alles wird fassen können! Den Zirkel, den wird nun K. auch küssen, und Kar. wird ihn küssen, und dann geb' ich ihn Euch zurück, und dann küßt Ihr ihn wieder. Und meinen Ring, Jette, wie wir alle die Verbundenen auf dem Sopha ihn küßten? Den küßt nun K. auch. O! welche Freude, welche unbeschreibliche Wonne! Wenn ich nur nicht so unruhig wäre; denn ich schwör's Euch, kaum kann ich die Feder halten. Mein Herz fliegt nur. Wenn doch die Tage Augenblicke wären. Ach! morgen Abend erst seh' ich meinen K., morgen Abend schließ' ich ihn erst in meine Arme. Wie sich unsre Herzen gegenseitig ergießen werden. O! morgen Nacht schlafen wir gewiß nicht, dann sitzen wir und reden von Euch. Wenn Ihr es doch schon auch wüßtet, dann könntet Ihr auch sitzen und von uns reden. Gott! welch Entzücken wäre das. Und nun zu all der Freude und der Trunken-

heit, in die mich der Gedanke, K. und Kar. zu sehn, versetzte, kam nun noch Euer Brief, und so unvermuthet, ich erwartete ihn erst Dienstag. O B. Du warst noch unter meinem Fenster! Gott, Gott, könnt' ich Dich doch jetzt in meine Arme drücken, könnt' ich Dir mit tausend Küssen den herrlichen, den liebevollen, den himmlischen Gedanken lohnen! Meine Vernunft, sagst Du, hätte das nicht gethan! O! B. ich bitte und beschwöre Dich, sage das nicht. Wehe der Vernunft, die sich da widersetzt. Sie mag für kalte unempfindliche Menschen taugen, aber für Euren W. taugt sie nicht, Deinen W., den Du, den J. den K. so lieben, für den taugt sie nicht, den würde sie entehren! Du bist glücklicher durch mich geworden, sagst Du! O! B. sage das nicht, ich kann's, ich vermag's nicht zu fassen. Es ist, als wollte mein Herz zerspringen, wenn ich den Gedanken nur denke. Und ich kann ihn nicht denken. Er hebt mich zu einer Höhe empor, vor der mich schwindelt. Oder nein, sag' es mir oft, sag' es mir immer. Es wird meiner Seele wieder Ton, meinem Herzen wieder Kraft geben. Es wird mich mit mir und den Menschen wieder aussöhnen; ich werde mein Dasein wieder schätzen, weil Du dadurch glücklicher wurdest. O! wie es mich hinriß, als ich diese Stelle Deines Briefes las, es war mir dabei, als wären unsre Seelen nicht bloß mehr verschwistert, nein als wären sie Eins, Eins. Aber was redest Du von unermüdeter Sorgfalt? Ist Drang des lieberfüllten Herzens auch Sorgfalt? Konnte ich glücklich sein, ohne Dich glücklich zu sehn? Was sagst Du von den Angelegenheiten eines Herzens, die ich vergessen hätte? Sind denn die Angelegenheiten der Deinigen nicht auch die meinigen? Sind denn nicht Du und ich und ich und Du, Jette und ich, und K. und

Jette, und K. und Du, kurz wie Du uns miteinander verbinden magst, sind wir nicht Alle Eins, nicht so Eins, daß wir uns nicht mehr den Worten nach trennen können? O! sei ferner so glücklich, liebe mich ferner auch so, und Du wirst mich noch glücklicher machen, als ich schon ehemals durch Dich, und durch Jette und K. war. — Und Du, geliebte, traute Jette, wie hat mich Dein Brief entzückt, wie der naive Ausdruck Deiner Liebe, die aus jedem Worte hervorleuchtet! Die ganze Nacht träumte ich von Dir, und wie wir uns küßten, und wie ich vor Deinem Schoß auf den Knieen lag, und wie wir uns ansahen, und wie wir uns dann zuwinkten und zuriefen, wie wir von K. und B. sprachen! Gott, was ich glücklich war! Antworten kann ich Dir unmöglich jetzt auf Deinen Brief. Schreib Du mir recht viel. Sobald ich zurückkomme, schreib' ich, und schreibe einen recht langen Brief von K. und Kar. und mir. Ich schicke den Brief wieder an B. Vielleicht bist Du auch dann schon von Prenzlau zurück. Nun lebt wohl, o recht wohl und denkt an mich, und an K. und mich zusammen, denn wir denken ja nun auch zusammen an Dich. Gott, wie ich Dich liebe. So oft wähnt' ich, nun könne die Liebe nicht höher steigen, und doch stieg sie noch immer! O! das hat keine Gränzen; ist gränzenlos und unendlich, wie die Allgüte, die uns dies Gefühl einhauchte. Lebt wohl, Ihr Trauten!

Euer W.

20.

(Göttingen), den 25. Mai.

Du versprachst mir von Prenzlau aus zu schreiben, liebe Jette, Du bist den 5. hingegangen, heute ist der 25. und ich habe noch keinen Brief. Wenn ich nicht wüßte, daß es mit den Briefen hieher so langsam geht, so würde ich unruhig sein. Darin war doch Frankfurt wirklich besser, man konnte so bald und so schnell Briefe haben. Ich hoffe jetzt von einem Tag zum andern. Ich bin nun schon so lange von Berlin abwesend, und habe erst Einen Brief von Dir. Ich schreibe Euch diesmal, jeder besonders, ich hatte B. soviel zu sagen. Die arme B. ist ganz unglücklich. O hilf ihr doch, beruhige sie doch, soviel Du kannst. Ich habe ihr gesagt was ich konnte; ich wollte, ich wäre bei ihr. Aber außerdem hab' ich B. noch viel geschrieben, was Du nothwendig lesen mußt, was ich so gut Dir, als ihr schrieb.

Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief, meine Theure, Du schreibst so liebevoll. Deine Liebe macht mich ganz glücklich. Ach! ich dachte es nicht, daß Du mich ganz liebtest, und das machte mich unglücklich. Lies nun, was ich B. davon geschrieben, es ist wirklich ganz wahr. Ueber meine Lage, die Stimmung meiner Seele, sag' ich Dir nichts. Du findest das alles in meinem Brief an B. Aber desto mehr muß ich Dir von unserm lieben, herrlichen K. sagen. Ich bin in den letzten acht Tagen so glücklich mit ihm gewesen. Welch ein Karakter das ist! So sanft, so weich, so liebevoll und liebenswürdig; und doch dabei so stark, so standhaft, so männlich. Wir sprachen beinah immer von Euch. O! er liebt Euch so innig und so edel. Er sagte mir: er wünschte Du liebtest

mich so wie Du ihn liebst, Du würdest mit mir glücklicher sein, weil Du mich näher hättest. Kannst Du Dir etwas Edleres, Größeres denken? Und bei unsrer Trennung. Sie that ihm so weh als mir, und doch war er so stark, so entschlossen. Ich konnte seinem Beispiel nicht folgen, so gern ich gewollt hätte. Ich mußte weinen. O! Jette, was wir glücklich sind, so von ihm geliebt zu werden! Wie oft, wie lebhaft hab' ich es in den letzten acht Tagen gedacht! Die Umstände unsrer Reise wird er Euch wohl erzählt haben, er wollte es ja; auch meinen kleinen Zettel werdet Ihr wohl durch ihn bekommen haben.

Daß Dir die Uebersetzung Vergnügen gemacht hat, liebe Jette, freut mich sehr. Es war ja die einzige Absicht, warum ich sie machte. Einige Stellen sind wirklich sehr schön in dem Stück, und so wahr, als wären sie aus dem Herzen gestohlen. Noch mehr habe ich mich darüber gefreut, daß Dir grade eben die Stelle so gefallen hat, die auch mir vorzüglich schien. Es ist so hübsch, wenn man in seinen Gefühlen so zusammentrifft. Ich wollte, ich könnte Dir öfter so etwas machen, was Dich freut. Ich genieße so viel durch Dich, ich bin im Grunde jeden Genuß der Freundschaft und Liebe Dir schuldig, denn ich bin Dir schuldig, daß ich dieses Genusses recht fähig wurde. Und wie wenig kann ich Dir dafür geben? — Aber drucken laß die Uebersetzung nicht, ich danke Dir herzlich, daß Du es noch nicht gethan hast, ohne mich zu fragen. Es wäre mir sehr unangenehm gewesen. Ich machte das Ding für Dich, und daß es Dir gefiel, war mir Lohn genug. Es ist ein eignes Gefühl, in dem nichts zu liegen scheint, in dem aber doch, glaub' ich, etwas liegt. Was ich so für Dich mache, das lass' ich

nicht gern einen Andern mitgenießen. Es ist mir dann so, als hätte ich es nicht allein für Dich gemacht, und das mag ich nicht. Dann ist es auch zum Druck nicht tauglich. Es mag viel Fehler haben, die zu der Absicht, zu der ich es Dir gab, verzeihlich sind, aber nicht, wenn es gedruckt wird. Was liegt Dir daran, wenn auch ein Wort nicht ganz genau verstanden, nicht ganz treu übersetzt ist; genug wenn das Ganze den Eindruck macht, Dich eben das empfinden läßt, was ich beim Originale empfand. Das wirst Du vielleicht Bescheidenheit nennen, so wenig es auch das ist. Du weißt, wie zerstreut ich war, und wie wenig Zeit ich hatte, als ich diese Arbeit machte, ich machte noch keine so flüchtig; wenn sie gerieth, so dank' ich es nur dem Gedanken, der mir immer so lebhaft war: Du machst es für Jette. Doch diesem Mangel ließe sich freilich abhelfen. Ich könnte es durchsehn, und die Fehler verbessern. Aber mein erster Grund ist der wichtigste, und ich bitte Dich recht sehr darum, behalt' es für Dich, und zeig' es keinem Andern mehr. Du wirst es doch thun, liebe Jette? Wenn Du mich liebst! —

Ich soll Dir von Stieglitz erzählen? Ich habe wieder mit ihm von Dir gesprochen. Er hat mir auch erzählt, daß er Dich sehr beleidigt hätte, und daß es ihm leid thäte; daß Du Dich aber edel gegen ihn betragen hättest. Ueberhaupt lobte er die Güte Deines Herzens sehr, und dann setzte er hinzu: überhaupt, ich weiß nicht, aber seitdem Sie hier sind, denk' ich ganz anders von ihr. Bin ich nicht ein guter Missionnair, liebe Jette? Du siehst, ich verstehe mich auf's Bekehrungswerk. Stieglitz hat Euch in diesen Tagen geschrieben. Schreibt mir doch, was er von mir gesagt hat. Gegen Euch wird er offen-

herzig gewesen sein, und es interessirt mich doch zu wissen, was er von mir denkt, da ich hier soviel mit ihm lebe.

Daß mon frère so oft zu Dir kommt, freut mich. Und aus Mitleid thut er's gewiß nicht, er ist Dir wirklich gut. Ueberhaupt verkennen ihn die Leute, vorzüglich wenn sie mich in Talent und Kenntnissen so weit über ihn setzen. Talent hat er weit mehr wie ich, und Kenntnisse — abgerechnet, daß er jünger ist — eben so viel, nur in andern Fächern. Er hat sich zwar oft gegen mich über Dich moquirt, aber theils um mich zu ärgern, theils weil er sich über jeden moquirt. Gegen jeden Andern hat er Dich mit einem, ihm sonst ungewöhnlichen Eifer vertheidigt. Er hat mir einen der possierlichsten Briefe geschrieben, die Du Dir denken kannst, der Anfang ist griechisch, das Mittel lateinisch, und das Ende deutsch. Hebräische Schrift kommt auch darin vor. Von Dir schreibt er, und zwar griechisch, damit es Kunth nicht verstehn soll: die kriegerische Liebe komme nicht mehr zu Dir. Du verstehst doch, daß er damit: von jeher meint. Keverberg's Brief von der besten Welt an Dich beschreibt er mir sehr lächerlich. Apropos, wenn Keverberg nach Berlin kommt, so sieh doch zu, ob Du ihm das Geheimniß von Sophien abfragen kannst. Ich möchte wohl wissen, ob er verschwiegen wäre. Ich glaub' es fast. Es versteht sich doch, daß mon frère von allem diesen nichts erfährt. Dein italienischer Graf ist sehr hübsch angeführt worden. Wie kannst Du denken, daß mich die Geschichte nicht interessiren würde? Sie betrifft ja Dich.

Verzeihe, wenn ich heute schon schließe. Du empfängst freilich einen sehr uninteressanten Brief. Aber der an B. ist ja auch an Dich. Ich schrieb ihn nur ihr, weil sie so sehr des Trostes bedarf, und ich recht ausführlich mit ihr

reden wollte. Ach! ich liebe sie so sehr, und sie ist so unglücklich! Sieh also den Brief an B. für Einen mit diesem an, und ich hoffe Du wirst zufrieden sein. Doch noch um Eins muß ich Dich bitten. Ich habe in Brenna's Brief von dem Plan zu einer längern Abwesenheit geschrieben. Antworte mir doch auch darauf, mein Entschluß hängt ganz von Euch ab. Es würde mir freilich sehr nützlich sein, noch hier zu bleiben, aber wenn es Euch um vieles glücklicher macht, mich bei Euch zu haben, so wißt Ihr ja wohl, was mein Herz vorzieht. Lebe wohl, meine innig geliebte Jette, Du antwortest bald Deinem

W.

Kunth und meine Mutter addressiren die Briefe an meinen Wirth. Thut das doch auch. Ihr müßt nur Euren Brief — versteht sich, wohl zugesiegelt — noch in ein anders Couvert legen und dann die Addresse machen:

An Herrn Aktuarius List
Wohlgeb.
in
Göttingen.

Vergeßt es aber nicht. Es ist doch besser. Lebt wohl. Ich schicke Euch den Zirkel zurück. K. und ich haben ihn geküßt.

21.

(Göttingen), den 21. Juni 1788.

Ich ging gestern Abend mit Stieglitz um mich zu baden. Es war ein herrlicher Abend. Der Mond schien hell, und schön, der Himmel war über uns heiter, nur in der Ferne

waren einige finstre Gewitterwolken, aus welchen es von Zeit zu Zeit blitzte. Das schöne Wetter, die einsame Stille der einbrechenden Nacht, und unsre gegenseitige Freundschaft stimmten meine und Stieglitz's Seele sehr ruhig und heiter. Wir wollten uns in der Leine baden, wir wählten einen Platz unterhalb einer Mühle. Wir kannten beide den Ort nicht genau, aber das Wasser war nicht sehr breit, und Stieglitz hatte gehört, daß man sich da zu baden pflege: Stieglitz stieg zuerst hinein. „Ob wir wohl beide wieder herauskommen werden?" sagte er scherzend. „Einer ohne den andern nicht", antwortete ich, „entweder beide, oder keiner!" und so stieg ich nach. Das Wasser ging uns bis an die Brust. Wir fühlten wohl, daß es reißend war, aber wir konnten uns doch halten. Wir scherzten, tauchten unter, und sprangen im Wasser. Diese Bewegungen machten, wahrscheinlich, daß die Gewalt des Wassers, die durch die Mühle, und durch einen Wolkenbruch, der den Tag vorher ein paar Meilen weiter hinauf gewesen war, vermehrt wurde, stärker auf uns wirken konnte. Ich sah Stieglitz vor mir immer weiter vorgehen, und fühlte, daß mich das Wasser auch fort zog, ohne daß ich widerstehn konnte. Aber ich hielt das nur für eine Folge meiner gewöhnlichen Ungeschicklichkeit. Stieglitz, dachte ich, könnte zurück, und ginge nur aus Spaß weiter. Bei den ersten sechs Schritten hatte ich noch sehr gut Grund, aber es wurde immer tiefer und tiefer, zuletzt war ich bis an's Kinn im Wasser, und konnte nur mühsam noch mit den Zehen den Boden erreichen. Ich rief Stieglitz zu, er möchte zurückkommen. Aber nur so, wie man einem zuruft, der einen Scherz zu weit treibt. Gefahr ahndete er nicht. Er antwortete mir, er könne nicht, und eh' er das noch gesagt hatte, riß mich das Wasser um,

und wir arbeiteten beide um uns zu retten. Zum Unglück strebten wir beide immer nach dem linken Ufer zu, an dem es wegen seiner Steile unmöglich war in die Höhe zu kommen. Dennoch ergriff Stieglitz ein Rohr. Aber da er mich noch in Gefahr sah, erwartete er mich, und Gott weiß, wie es kam, aber in dem Augenblick, als ich mich ihm näherte, verlor er das Rohr. Wir umfaßten uns beide, und strengten alle unsre Kräfte an. Doch vergebens· Wir sanken immer tiefer, und ich gab alle Hoffnung der Rettung auf. „So soll Stieglitz", dacht' ich, „doch nicht mit mir sterben!" ich wand mich los, und gab ihm einen Stoß von der Seite. Einen Augenblick darauf sah ich ihn am Lande in Sicherheit. Wie er mir nachher sagte, so war mein Stoß daran schuld. Und unmöglich ist's nicht. Im Wasser thut ein kleiner Stoß große Wirkung, und der Fluß war nicht breit. Ich war froh, doch Einen von uns gerettet zu sehen, aber für mich glaubt' ich alle Hoffnung verloren. Doch war ich nicht unruhig. Der Tod erschien mir nicht fürchterlich, wozu wohl die Heiterkeit der Natur und die Stimmung meiner Seele viel beitragen mochten. Ich rief Stieglitz zu: „Ich ertrinke, Stieglitz, aber es thut nichts." Meine Kräfte waren erschöpft, ich streckte mich aus, und überließ mich dem Wasser. Ich sank gleich tiefer. Stieglitz sagte, er hätte nur meine Haare, und ein paarmal meinen Arm gesehn. Meine Besinnung hatte ich völlig. Deutlich kann die Seele in solchem Augenblick freilich nicht denken, aber ich war mir doch meines Zustandes bewußt. Ihr drei beschäftigtet mich allein. Aber ich dachte mir keinen von Euch besonders, und daraus könnt Ihr sehn, daß ich Euch drei gleich liebe. Die gute L. muß mir verzeihn, an sie dacht' ich nicht. Ich kenne sie noch nicht so genau; sie hat mein Herz noch nicht oft

genug beschäftigt, um mir in solchem Augenblick gegenwärtig zu sein. Was ich dachte war ungefähr: „Die werden doch trauren, und die Briefe im Bureau!“ Da ich aber so tief im Wasser lag, hatte ich äußerste Mühe Luft zu schöpfen. Meine Brust arbeitete gewaltsam; das Wasser fing an, mir in Mund und Nase zu dringen. Alles dies verursachte mir heftige Schmerzen, und ich dachte immer zugleich mit: „Ruhig, Wilhelm, in wenig Augenblicken ist's vorüber!“ Auf Einmal hob mich das Wasser wieder empor, und ich sah Stieglitz — der mir indeß, wie er mir hernach erzählte, nachgelaufen war — mir zu Hülfe in's Wasser springen. Den Eindruck dieses Anblicks auf mich vermag ich Euch nicht zu beschreiben. Er sprang so gut als in einen gewissen Tod. Denn daß wir uns beide retten würden, dazu war nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Wir hatten's ja schon einmal vergebens versucht. Auf Einmal waren in mir alle vorige Ideen erlöscht — Ihr, ich, mein so naher Tod. Die edle, ich möchte sagen beispiellose That, diese Aufopferung des eignen Lebens für das Leben des Freundes, und die so ganz uneigennützig war, die so gar keinen Lohn, als das Bewußtsein edel gehandelt zu haben, die nicht einmal Lob und Bewunderung — denn es war kein Zeuge — erwarten konnte, gab meiner Seele eine unbeschreibliche Kraft. Wir umfaßten uns, und strengten noch Einmal alle Kräfte an. Doch wieder umsonst. Wir sanken nun ganz tief, und verzweifelten beide jetzt völlig. Allein halb unwillkürlich machte ich noch eine Bewegung, und glücklicherweise brachte die uns dem Lande näher. Stieglitz ergriff zuerst ein Bündel Rohr, dann ich; und so retteten wir uns an's Ufer.

So endete sich diese schreckenvolle Scene, die aber gewiß für Euch, wenn Ihr sie einmal leset, schreckenvoller sein

wird, als sie es für uns war. Gott weiß es, wie wir gestimmt waren. Aber uns ließ sie ganz kalt. Hättet Ihr uns in dem Augenblick nach unserer Rettung gesehn, Ihr hättet gewiß nicht errathen, was vorgegangen war. Stieglitz und ich sind gewohnt, hier auf einen so närrschen Ton zu leben, wir raisonniren über alles, über das Lächerliche und über das Ernsthafte, und das thaten 'wir auch da. Ihr hättet vielleicht gedacht, wir würden nach unsrer Rettung uns jeder hingesetzt, und still über den Vorfall gedacht, oder uns in feurigen Umarmungen über die Rettung gefreut haben. Aber nichts von dem allen. Wir gingen ganz kalt neben einander zu unsern Kleidern, scherzten und raisonnirten über den Vorfall. Wir gingen wohl noch zwei Stunden hernach herum, bis nach 11 Uhr, aber weder wehmüthig noch finster. Wir lachten über so manche lächerliche Folgen, die unser Tod gehabt haben würde, über die Leichenreden, die man uns gehalten, die Gespräche, die man über uns geführt hätte. Und auch jetzt hat das Erinnern an diese Scene nichts Schaudervolles in mir zurückgelassen, sondern nur Bewundrung gegen den edlen Stieglitz, aber Bewundrung, die mich niederdrücken würde, wenn ich mir nicht bewußt wäre, daß auch ich das für ihn gethan hätte!

22.

(Göttingen), den 7. September 1788.

Wär' ich heute in Berlin bei Euch, meine Theuren, so hätten wir gewiß einen glücklichen Nachmittag. Es ist so schönes Wetter, ein so herrlicher Tag, daß wir ihn gewiß nicht in den Mauern des fatalen Berlins zubrächten.

Wir wären irgendwo in Gottes freier Natur, und wären ungestört, und wären glücklich. So verleb' ich ihn in der Stube, den schönen Tag. Aber den Abend, den will ich genießen, da will ich einsam gehn, und diese heiligen Stunden Euch weihen, die mein Herz liebt. Ihr schreibt mir in Euren letzten Briefen so vieles gegen den armen K. Aber glaubt auch den Leuten nicht so alles auf's Wort. Manches von dem, was Ihr ihm vorwerft, ist, wie ich selbst weiß, falsch. Ihr sagt unter andern, seine Reise nach dem Reich jetzt wäre ganz ohne Nutzen und Absicht. Aber Heinitz hat ihm ja Aufträge gegeben, er hat ja ein eignes Reskript wegen dieser Reise erhalten, und, wenn ich mich nicht sehr irre, so thut er sie, wenigstens zum Theil, auf Königliche Unkosten. Daß er in diesem Sommer so viel in Magdeburg und Burg gewesen ist, darüber wundre ich mich auch nicht so sehr. Er ist ja noch nicht eigentlich angestellt, und ich sehe also nicht, welche Geschäfte er versäumt haben kann. Eigentlich hatte er sollen bei Abich sein. Aber da sollte er lernen, und er sah, daß diese Gelegenheit nichts taugte. So wenig ich also auch unsren K. von aller Nachlässigkeit frei sprechen will; so ist er doch auch, dünkt mich, nicht so schuldig, als Ihr ihn macht. Schreiben könnt Ihr ihm jetzt nicht. Die einzige Gelegenheit, die ich weiß, ist, daß Ihr die Briefe an Kar. schickt. Denn er kömmt zunächst bei seiner Rückkunft nach Auleben. Schreibt aber in diesen Briefen, die Ihr ihm durch Kar. schickt, nichts von Nachlässigkeit und Vorwürfen. Es würde das arme Mädchen gewiß sehr kränken. Wartet nur bis K. zurückkömmt, dann will ich ihm ausführlich schreiben. K. ist vernünftig, und von seiner Nachlässigkeit in Dienstgeschäften fürchte ich nichts. Redet auch nicht so sehr gegen seine Reise nach Berlin. Sie kostet ihm wenig

Zeit, und ist ihm und Euch äußerst nöthig. Wenn K. sonst fleißig ist, so bringt er vierzehn verlorne Tage bald wieder ein. Seht nur mich an. Ich bin so viel von hier verreist, so oft abwesend gewesen, und ich glaube doch, daß es nicht viele hier giebt, die so viel gethan haben, als ich. Ihr seid so edel, so stark, meine Lieben, Ihr laßt Eure liebsten, entzückendsten Gefühle so ganz von der Vernunft beherrschen. Aber täuscht Euch auch nicht selbst. Auch in dieser höheren, dem Anschein' nach kalten Tugend giebt's eine Art von Schwärmerei, vor der man sich sehr hüten muß. Man will immer bloß nach ruhiger Vernunft handeln, man ist gewöhnt es zu thun, es macht einem Vergnügen, und welches Vergnügen könnte erhabner und edler sein? Nun aber fängt man an zu raffiniren, man glaubt von jeder, auch der unschuldigsten Sache, daß sie mit der Vernunft nicht ganz zu vereinigen sei, und man kommt endlich dahin, sich alles Vergnügens zu berauben, und, was das schlimmste ist, nicht eigentlich mehr aus Tugend, sondern aus einem, dann nicht mehr ganz reinen Hange zu einer gewissen Stärke, in deren Besitz man sich freuet. Verzeiht mir diese Bemerkung. Aber glücklich die, die so eine Warnung bedürfen, glücklich die, die in Gefahr sind, im Uebermaß der Tugend zu fehlen. O! Jette, o Brenna! wie viel werden K. und ich noch von Euch lernen, wie viel besser noch durch Euch werden? Ich schrieb's noch neulich Kar. Wenn ich gut bin, so bin ich's durch Jette. Ach! und das ist so wahr! Wenn ich mich so bedenke, wie ich sonst war, und wie ich jetzt bin, und wenn ich dann bedenke, wer mich so umschuf, wer mein leichtsinniges, eitles, ehrgeiziges, wenig empfindendes Herz zu dem Herzen machte, das Euch liebt, und von Euch geliebt wird, so hebt sich mein Blick feurig zum Himmel, so überströmen mich Ge=

fühle des Dankes, daß mich das Schicksal Dich finden ließ! Darum schließt sich auch der Gedanke an Dich an jede meiner Empfindungen; denn jede hast Du in mich gelegt, jede genährt, zur Reife gebracht. Darum müßte ich aufhören zu sein, wenigstens aufhören zu denken und zu empfinden, wenn der Gedanke an Dich meiner Seele entrissen würde! — Nun noch ein paar Worte von Stieglitz und Seiffer. Ich führe mit beiden ein sonderbares Leben. Wir kommen des Abends um 9 Uhr zusammen, und dann bleiben wir bis 1, 2 Uhr. Manchmal auch bis 4 Uhr, und letzt war ich mit Stieglitz ganz allein die ganze Nacht auf. Um 3 tranken wir Kaffee, um 4 gingen wir spatzieren, und dann um 6 jeder an seine Arbeit. Bei allen diesen Zusammenkünften wird bloß gesprochen, und roher Zucker gegessen. Du glaubst nicht, wie interessant Stieglitz im Gespräch ist. Einen so richtigen Verstand, einen so feinen Beobachtungsgeist fand ich nie. Was ich ihm wünschte, wäre für's Gespräch mehr Richtigkeit und oft Schönheit des Ausdrucks; für den Karakter weniger Empfindlichkeit in einigen, und mehr Delikatesse in anderen Empfindungen. Wir lieben uns sehr. Er ist gern mit mir, hat mir hier schon sehr viel Dienste gethan, und hat — wie das fast bei allen Menschen mit mir der Fall ist — eine weit größere Meinung von mir, als ich verdiene. Von der Ephraim ist manchmal die Rede, und wenn ich allein mit ihm bin, so redet er sehr offen. Er hat mir vieles erzählt, und d a v o n, glaub' ich, sagt er nicht leicht einem Andern so viel. Ob er auch in andren Dingen ganz ohne Rückhalt mit mir ist? daran zweifle ich. Ich bin völlig vertraut mit ihm, einen einzigen Punkt ausgenommen — Euch. Von Euch red' ich selten mit ihm, und wenn ich rede — o! wie viel mich so ein Gespräch kostet! — in einem kalten ruhigen

Ton, so daß ich mich erst an seine Ideen von Euch anschließe, und sie dann nach den meinigen lenke. So bin ich mit ihm. Die Trennung wird mich schmerzen. Gewiß kommt nie eine Zeit wieder, wo ich so mit ihm leben kann. — Ganz anders ist Seiffer. Sein Kopf vortrefflich, gründlich, scharfsinnig, witzig, gelehrt; sein Herz offen, sanft, gutherzig im höchsten Grade. Mich liebt er außerordentlich. Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der mich in so kurzer Zeit so lieb gewonnen hätte, so bereit gewesen wäre, alles für mich zu thun, und mir seine Liebe so auf jede Art zu beweisen. Aber eben daher fließt auch manche Eigenschaft, die mir lästig ist. So kann er's gar nicht leiden, wenn wir Geheimnisse vor ihm haben, und ich habe doch so viele, z. B. die Reise nach Berlin, und dringt, zwar im Spaß, doch unaufhörlich, in uns sie zu sagen. Stieglitz hat er endlich den Vornamen der Ephraim ausgepreßt, aber hernach bei jeder Gelegenheit, soviel mit ihm davon gesprochen, daß Stieglitz böse wurde. Ich hab's klüger gemacht. Ich habe ihm Sophien Preis gegeben. Mit dem mag er machen was er will. Euch, und weil er doch bei Dir am meisten sein wird, Dich, Jette, hab' ich ihm beschrieben, und er freut sich auf Euch. Von meinem Verhältniß mit Dir, Jette, hab' ich ihm gesagt, Du wärst mir gut und ich Dir auch, aber mehr nicht. Wir schrieben uns selten, und englisch. Ich habe ihm einen englischen Brief von Dir gezeigt; er gefiel ihm, und besser als die der Campin. (Ueber die Campin hab' ich einen herrlichen Einfall. Sie schreibt und spricht nicht wie eine gelehrte Frau, aber wie die Frau eines Gelehrten.) In so weit also, könnt Ihr offen gegen ihn sein, weiter um's Himmels Willen nicht. Nehmt Euch ja in Acht. Ob er Euch gefallen wird, weiß ich nicht. Ich sah ihn nie mit

Frauenzimmern, und ich zweifle, daß er da angenehm ist. Er ist gar nicht fein in seinen Aeußerungen. Aber für Kopf, Herz, und Liebe gegen mich, steh' ich. Du willst, gute Jette, daß er nicht eher in Dein Haus kommen soll, als bis Du von L. zurück bist. Ich danke Dir, Du bist zu gut. Aber ich mag das doch nicht. Ich gebe ihm einen Brief an Herz mit. Ob an Dich? weiß ich nicht. Er sieht Dich doch auf alle Fälle. Meine Reise hab' ich nun anders eingerichtet, da ich nicht nach L. gehe. Freilich wird sie um so besser; aber ich sehe Euch nicht! Doch entbehre und genieße! ist die erste Regel der Weisheit. Küßt Euch in meinem Namen, Ihr Traute meines Herzens! Ewig Euer

Wilhelm.

23.

Den 11. November.

Ich kam den 8. zurück, Ihr Lieben, und fand Eure Briefe hier. Mit welchen Empfindungen sie mich erfüllten, kann ich Euch nicht beschreiben. Ich antwortete Euch gleich den folgenden Tag ein paar Zeilen. Tausend Geschäfte und Sorgen — denn noch nie erinnere ich mich einer Zeit, in der ich so wenig zu mir selber komme, als jetzt — hinderten mich, Euch mehr zu sagen. Gestern erhielt ich auf Einmal Eure Briefe durch Bing. Ihr könnt nicht glauben, wie ich erschrack, als ich sah, daß Ihr meinen ersten Leipziger Brief nicht empfangen hattet. Ich lief gleich hin zu dem Menschen, dem ich die Besorgung übertragen hatte. Zum Glück beruhigte er mich. Er sagt, Du wärst, Jette, grade einen Tag früher von Leipzig abgereist,

als er, er habe also den Brief dem ältern Vieweg gegeben, der Buchhändler in Berlin ist, und Vieweg habe versprochen ihn zu besorgen. Hast Du ihn also nun noch nicht, so schicke gleich zu Vieweg hin, und gieb mir augenblicklich Nachricht. Ich hoffe es soll alles gut gegangen sein. Auf meinen Kommissionair kann ich mich verlassen, und Vieweg kenne ich auch. Ich habe überdies gesagt, daß der Brief nicht von mir, sondern von einem guten Freunde von mir sei.

Nun, Liebe, laßt mich auf alles das antworten, was Eure Briefe zusammen enthalten. Ich antworte Euch allen Dreien zugleich, es geht Euch doch alle Drei gleich nah an, und ich spare etwas Zeit, die mir bei der ungeheuern Last von Geschäften, die ich habe, so theuer ist. Herzlich dank' ich Dir, guter treuer K. für den herrlichen Plan, ein paar Monate in Erfurt zuzubringen. Wie schön, wie beneidenswürdig es sein müßte um L. zu leben, wie glücklich würde ich sein, wie viel glücklicher auch sie! Gewiß könnte ich ihr nützlich sein. Denn sind zwei liebende Seelen einander nicht immer nützlich? Aber laß' uns jetzt diese Betrachtungen entfernen, dieses Vergnügen und dieser Nutzen wären vorübergehend, wären die Monate verstrichen, so wäre der Tag der Trennung wieder da, und wir wären wieder an dem Punkt, von dem wir ausgingen. Wir müssen also sehn, ob sich von dem Plan überhaupt ein dauernder, bleibender Gewinn erwarten läßt. Ich gestehe es Dir, ich bin noch ganz unschlüssig, und erst in acht oder vierzehn Tagen werde ich die bestimmtere Antwort geben können. Offenbar spricht für den Plan, daß Dalberg ein vortrefflicher, kenntnißvoller Mann ist, daß ich mir gewiß leicht — ich kenne ihn darin, er ist ein schwacher Mann, auf den man leicht Einfluß erhält — seine Freundschaft und sein Zutrauen

erwerben würde, daß ich dadurch einen Namen bekäme, daß sogar sein Einfluß meiner Beförderung vortheilhaft sein könnte. Aber auf der andern Seite ist es auch offenbar, daß ich, wenn ich den Plan annehme, in's auswärtige Departement gehen muß. Will ich Jurist bleiben, so kann ich weder von Dalberg, noch in Erfurt selbst etwas lernen, versäume Zeit und gute Gelegenheit hier und thue mir gewiß Schaden. Du kennst mich, K. Du weißt ob ich aus Eigennutz L. das Glück versagen würde, einmal längere Zeit mit einem von uns zu leben. Aber sieh nur, es liegt jetzt uns Allen, es liegt der Loge daran, daß Du und ich bald befördert sind, daß wir eine feste Stelle haben. Wir können dann besser für die Weiber, für L., für uns sorgen, als bei dem ewigen Herumtreiben, in dem wir jetzt sind. Allen Zeitverlust muß ich also, soviel ich kann, vermeiden. Wollte ich in's auswärtige Departement gehn, so wäre mir dann freilich niemand auf der Welt so nützlich, als Dalberg. Aber bedenke, dann muß ich immer außer Berlin, und sogar immer an fremden Oertern leben, bin also ganz von Euch abgeschnitten, kann Euch nicht nützen, und selbst das Glück, Euch zu besitzen, nicht genießen. Das sind die Betrachtungen, die mich unschlüssig machen. Aber wie gesagt, ich schlag' es noch nicht ab; rede noch nicht mit Dacheröden, warte noch einen Brief von mir ab.

Was Du mir schreibst, mein Theurer, daß ich in ein paar Jahren eine Stelle zu bekommen suchen sollte, und den Zweck, warum ich das sollte, davon rede mir nicht mehr, ich beschwöre Dich darum, so schön, so herrlich, so edel es auch von Dir ist. L. muß Dein oder niemandes werden. Daß sie Dein wird, dazu ist jetzt freilich wenig Aussicht, aber, es ist doch auch, soviel ich weiß, keine nahe Furcht, daß sie eines Andern werden müßte. Ihr wollt,

daß Du, K., Dich dem Vater entdecken sollst. Auch mein Gedanke ist das längst gewesen. Aber bedenkt doch ja, ob es auch jetzt der rechte Zeitpunkt ist. Denn thust Du's und schlägt er's ab, so ist einmal alles auf immer verloren, und dann würdest Du es ertragen können? Hört nun, wie mir die Sache scheint. L—ns Vater ist in der That nicht bloß ein redlicher und sanfter Mann, sondern liebt auch L. unendlich, und, was Göckingk einmal schrieb, daß er nur Geburt und Geld achte, ist, oder alles müßte mich täuschen, wirklich nicht wahr. Nur freilich will er L. einen Mann geben, der sie ernähren kann. Und ist ihm das so sehr zu verdenken? Auf der einen Seite freilich, weil er, so lange er lebt, sie doch immer unterstützen könnte, wovor er sich nun allerdings scheuen mag; aber auf der andern doch auch in der That nicht. Du sagtest mir selbst einmal, daß nach dem Tode des Vaters der größte Theil des Vermögens an den Sohn fällt. Wie nun, wenn der Vater stürbe, und L. hätte Kinder, und ihr Mann hätte wenig und sie selbst auch nicht viel? Gewiß würde Dir der Vater alle diese Einwendungen machen, wenn Du Dich ihm jetzt eröffnetest, und was wolltest Du ihm antworten? Zwar brauchte er sie Dir nicht gleich zu geben, er könnte sie Dir nur versprechen. Aber da er einmal doch ein wenig geizig ist, so wird er, sieht er nicht nähere Aussichten für Dich, es schwerlich thun. Warte also lieber jetzt ruhig ab, bis Du ein einträglicheres Amt hast. Dann, steh' ich Dir dafür, versagt er sie Dir nicht. Und was verlierst Du beim Warten? Jetzt ist L. ja ruhig, ihr Vater will ihr niemand aufdringen. Sollte aber eine solche Gelegenheit kommen, sollte er schärfer, anhaltender in sie dringen — was er, weil er sich immer sehr ungern von ihr trennen wird, nicht leicht thun wird — nun so kannst Du ja dann noch immer

thun, was Du jetzt thun willst, so ist es dann noch immer Zeit. Ueberlege diese Gründe genau, mein K., setze Dich keiner abschlägigen Antwort aus. Bedenke L—ns und Dein Glück hängt davon ab.

Was Ihr mir, liebe Jette und Brenna, von L. sagt, ist mir nicht recht begreiflich. Ihr nennt sie schwärmerisch, sagt daß sie von der Mode angesteckt sei, die Traurigkeit für etwas Nützliches zu halten, daß sie die Bürde des Lebens nicht so gut, wie Ihr, zu tragen verstehe. Freilich sah ich sie nur drittehalb Tage und hatte nur wenige Briefe erst von ihr, ich mag mich also in ihr irren. Aber sonst betheure ich's Euch, sah ich nie ein Mädchen, die so viel Vernunft besitzt, auch über allgemeine, sehr ernsthafte Gegenstände so reif, ich möchte sagen männlich raisonnirt, in ihren Leiden so standhaft, so duldend ist als sie. Sie erfüllt jede ihrer Pflichten so genau, sie geht mit ihrem Vater, mit Allen, die um sie sind, so liebreich um, sie schickt sich so gut in alle seine Launen, sie liest die ernsthaftesten, von aller Schwärmerei und Empfindsamkeit entferntesten Bücher — ich fand sie mit Gibbon's history of the Roman empire —, sie ist so oft so heiter und scherzt so gern, kurz ich finde schlechterdings nichts an ihr, das den Namen Schwärmerei verdiente. Es ist wahr, sie hängt sehr an Religionsideen, aber diese Ideen sind von der Art, daß sie der aufgeklärteste Mann, der kälteste Philosoph haben kann, ohne erröthen zu dürfen. Gewiß beschuldigtet Ihr mich nie der Bigotterie noch der Schwärmerei. Aber in den Augenblicken, in welchen mein Herz den Gefühlen der Dankbarkeit, der Liebe, der Freude offen ist, habe und nähre ich eben die Ideen, die L. nährt. Du sagst, Jette, sie hinge fest an der Meinung des Wiedersehens jenseits des Grabes, und ich bestärkte sie darin. Es ist wahr, sie

sprach mit mir über diese Materie jenen glückseligen Morgen in der himmlischen Laube, ich fing die Idee in ihr auf, gab ihr neue Gründe dafür. Nicht aber aus Nachgiebigkeit, nein, aus wahrem innerem Gefühl. Sage nicht, daß ich der entgegengesetzten Meinung bin. Ich bin es nicht. Denke an so manche meiner Unterredungen, sieh meine Briefe an, und Du wirst finden, daß meine Gedanken mit L.'ns ihren übereinstimmen. Freilich glaub' ich an Dinge, die so entfernt von uns, so sehr außer dem Gesichtskreise aller menschlichen Philosophie liegen, nicht so fest, daß ich nicht vielleicht manchmal ein wenig verschieden darüber reden sollte. Aber erinnerst Du Dich nicht, Jette, jenes herrlichen Abends, da ich bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin Hand in Hand auf Deinem Sopha mit Dir saß, da wir jeden Grund hervorsuchten, um, was unseren Herzen so werth war, auch dem Verstand zu empfehlen, da wir so glücklich waren im Vorgefühl der Freuden, von denen wir redeten. O! mir, theure, liebe, traute Jette, mir werden sie unvergeßlich sein, diese göttlichen Stunden, wonach sich mein Herz jetzt oft so ängstlich und doch so vergebens sehnt! Und warum soll die arme L. nun diese Idee nicht nähren? Weil sie Wahn ist? Aber wer vermag denn dies so geradehin zu entscheiden? und noch sah ich keinen Grund dagegen, manche dafür. Oder weil sie dadurch abgezogen wird vom Genusse gegenwärtiger Freuden? O! das wird L. nicht. L. genießt Freuden, Freuden neuerworbener Kenntnisse, Freuden geselliger Heiterkeit, Freuden liebenswürdiger Wohlthätigkeit. Gewiß, meine Theuern, Ihr thut unsrer armen L. Unrecht. Es mag wahr sein, daß sie die Bürde des Lebens nicht so gut, als Ihr, trägt, aber das kommt nicht daher, daß sie so schwach ist, nein daher, daß Ihr so stark seid. Setzt Euch denn

auch einmal in ihre Lage. Ihr seid immer beide zusammen, habt oft K., habt lange Zeit mich gehabt. Verkennt die Erleichterung nicht, die Freundschaft, und eine Freundschaft wie die Eure, verschafft. Hingegen L.! L. ist allein, L. hat niemand, gegen den sie ihr Herz ausschütten kann. Versetzt Euch, jede einzeln in ihre Stelle, und prüfet Euch dann. Mit mir übrigens, denk' ich, sollt Ihr zufrieden sein. Ich habe eine zeigbare Korrespondenz mit ihr über so ernsthafte Gegenstände, daß ich nach meinem ersten Briefe beinah fürchtete, von L. oder ihrem Vater darüber ausgelacht zu werden. Sie hat mir geantwortet, einen so reif überdachten, so männlich geschriebenen Brief, wie ich noch von wenig Weiberhänden las. Meine geheimen Briefe seht Ihr immer selbst. Ich schreibe doch L. nicht anders, als Euch, und schwärme ich denn mit Euch? Glaubt es mir sicherlich, ich studire ihren Karakter, ich verkenne ihre Fehler nicht, ich arbeite gewiß ämsig daran, nützlich auf sie zu wirken, so wie ich für Euch daran arbeite, und so wie es Euch Liebe zur Pflicht macht, auch für mich zu thun.

Ob wir das langsame Jahr überspringen, und K. V. B. gleich aufnehmen wollen, mein K.? Ist das noch eine Frage? Das Jahr war nur festgesetzt, damit jeder Gelegenheit hätte, den Neuaufzunehmenden genau kennen zu lernen. K. V. B. kennen wir jetzt schon, K. kennt sie, Du kennst sie, und wir kennen Euch und Eure Menschenkenntniß. Ueberhaupt gesteh' ich Dir, lieber K., daß es mir nicht ganz gefällt, eine Zeit zu bestimmen, eh jemand aufgenommen werden soll. Welche Zeit man auch so allgemein annehmen mag, so läßt sich nicht vermeiden, daß sie nicht im einzelnen Fall zu kurz oder zu lang sei. Suche die Stelle, wenn Du die Regeln für K. abschreibst, anders zu fassen. Ueberhaupt kannst Du vielleicht bei dieser Abschrift noch manche

kleine andre Abänderung machen. Wichtige wüßte ich zwar nicht, aber z. B. stehen Zeichen darin, die doch keiner von uns je macht, kaum weiß, die auch Herzen, die sich lieben, und eine natürliche Sprache durch Miene und Blick kennen, leicht entbehren können. Bliebe dies und vielleicht einiges Andre weg; so würde auch unsre ganze Loge weniger die Gestalt eines Ordens haben. Denn nimmt man nun das Wesentliche aus der Loge heraus; so läßt sich doch alles auf folgende sehr simple Sätze herausbringen:

Der Zweck unsrer Loge ist Beglückung durch Liebe. Daher hat auch ein Verbündeter gegen den andern eigentlich keine Pflichten. Denn die Liebe kennt keine Pflichten. Sie beseligt eben darum so sehr, weil sie für das, was Andre aus Pflicht thun, höhere beglückendere Prinzipien kennt.

Weil der Zweck der Loge Beglückung durch Liebe ist, und der Grad des Glücks wahrer Liebe immer im genausten Verhältniß mit dem Grade der moralischen Vollkommenheit der Liebenden steht; so ist moralische Bildung das, wonach jeder Verbündete am eifrigsten strebt.

Die Verbündeten haben alle Schranken des bloß konventionellen Wohlstandes unter einander aufgehoben. Sie genießen jede Freude, die nicht mit dem Verlust höherer Freuden erkauft wird.

Jeder Verbündete geht mit jedem Neuaufgenommenen eben so vertraut um, als mit den alten Verbündeten. Dadurch werden die sonst nothwendigen langen Prüfungszeiten erspart, dadurch wird der erste Augenblick der Bekanntschaft eben so beseligend gemacht, als sonst vielleicht erst das zweite Jahr hätte sein können. Wie sehr fühlte ich das mit L.!

Gleichsam um beweisen zu können, daß wir zu einander

gehören, haben wir ein simples äußerliches Zeichen, den Namenszug der Verbündeten.

Ich soll also, lieber K., nach Erfurt oder Rudolstadt, K. aufzunehmen. Gern will ich's thun. Wer könnte so eine Freude versäumen. Aber freilich wird's Mühe kosten, es mit meinen Geschäften zu vereinigen. Mehr als vier, fünf Tage werde ich nicht abwesend sein können. Schreibe mir mehr von Kn.'s Karakter. Nicht so bloß Bewunderung. Schildre mir sie genau. Schreib mir allenfalls einige interessante Gespräche, die Du gewiß mit ihr hattest.

Was mein Journal betrifft, so streiten sich Kunth und Du, liebe Jette, wahrlich um ein Ding, das gar nicht vorhanden ist. Ich schrieb nur sehr wenig auf, von den meisten Orten nichts, und was aufgeschrieben ist, ist so unleserlich, daß nur ich es herausbringen kann. Ich werde aber jetzt noch es umarbeiten, und dann erhälst Du — kannst Du noch fragen? — alles.

May und Genz, die Du in L. sprachst, kenne ich nur von Ansehn. Sie haben mir Deinen Gruß gebracht. May ist ein guter Mensch, und der vertrauteste Freund von Kn.'s Bruder Franz. Genz ist ein Windbeutel, der jedem Weibe den Hof macht.

Nun lebt wohl alle Drei. Schreibe mir bald, K., recht ausführlich über alle Punkte dieses Briefes. Sei indeß glücklich. Gewiß, Du wirst noch einmal L. besitzen. Arbeite nur, Deine Lage zu verändern. Kommst Du denn nicht nach Berlin? Du schreibst mir doch bald, Jette? Und Du, o! geliebte B. Ich hatte so lange nichts von Dir. Soll denn Dein W. nicht mehr durch Dich glücklich sein?

Euer W.

Für L. erhaltet Ihr Sonntag einen Brief.

24.

Göttingen, den 8. Februar 1789.

Wie glücklich, theure Jette, hat mich Dein liebevoller Brief gemacht! Ach! Du glaubst es nicht, wie mein Herz sich sehnt wieder bei Dir zu sein. Es sind die einzigen glücklichen Augenblicke hier, wenn ich mich in Gedanken zu Euch hinträume. O! und wie oft ich das thue, wie oft ich in Deiner kleinen Stube neben Dir auf dem Sopha sitze, wie oft ich Dich an mein liebewallendes Herz drücke! Hast Du wohl schon dran gedacht, liebe Jette, an den ersten Augenblick des Wiedersehens, wie mir das 'Herz dabei klopfen wird, wie ich Dich in meine Arme schließen, wie Thränen der Freude in meinen Augen glänzen werden! Aber, weg mit diesen wohl beglückenden, aber auch mit Sehnsucht erfüllenden Bildern! Es ist nicht gut, Freuden der Phantasie zu genießen, und am wenigsten, wenn die Phantasie in der Zukunft, wenn auch der gewissesten, umherschweift. Nützlicher ist's, mit dem verweilenden Blick auf der Vergangenheit ruhn. Meine Seele ist auch dazu weit aufgelegter. Tausendmal bin ich nun schon alle Scenen unsrer Bekanntschaft durchgegangen, von dem Augenblick an, da ich zum erstenmale Dich sah, bis zu dem Tage hin, da ein Band uns an einander knüpfte, das selbst das Schicksal nicht zu zerreißen vermag. Es ist doch eine schöne, große Idee, etwas zu haben, das so unabhängig ist von allen unseren Ereignissen, so ganz uns eigen gehört. So ist Tugend, so das Gefühl sympathisirender Tugend — Liebe. Ich kann nie aufhören Dich zu lieben. Unzählige Fäden knüpfen mich an Dich. Wieviel hab' ich nicht Deinentwegen geduldet, gelitten! Gott, ich liebte Dich, wie ich vorher nie geliebt hatte, jetzt nie mehr lieben werde

können; und ob Du mich liebtest, lieben würdest! wie konnt' ich das hoffen? Ich zählte die Augenblicke, eh ich Dich sah, und wenn ich Dich gesehn hatte, kehrt' ich fast immer trauriger zurück, als ich gekommen war. Einmal — o! es schwebt meiner Seele noch vor, als wär's heute — war Meyering da, und Du standest vor mir. Du warst so schön den Tag, so ein Ausdruck erhabner Seelengröße, gemildert durch liebevolle engelgleiche Güte! Der Anblick riß mich hin. Da warfst Du M. einen Blick zu, der mir das Herz durchdrang. Er preßte mir die Worte aus: „Armer Wilhelm, sie ist nicht für dich." und doch bist Du jetzt mein, liebst mich mit so unaussprechlicher Wärme! Einen Blick damals in das Dunkel der Zukunft, einen Perioden Deines letzten Briefes gelesen, und ich hätte mich glücklich, so namenlos glücklich gefühlt! Doch nein, es war besser, daß Freuden, stufenweise immer höher genossen, diesen Kummer, dies bange Zweifeln aus meiner Seele vertilgten. Reichlich, reichlich belohntest Du mich, Jette. Was ich empfand, als Du zuerst wärmeren Antheil an mir nahmst, den ersten Händedruck erwiedertest, den ersten Kuß mir erlaubtest, als Dein Vertrauen immer stieg, Du erst von M. dann von H. mit mir sprachst! Weißt Du noch, wie Du mir sagtest — wir hatten B. nach Hause gebracht, und gingen eben die Treppe zusammen hinauf: — „Ich rede mit Ihnen so offen, als mit einem Frauenzimmer." Lohne es Dir, meine liebe, theure inniggeliebte Jette, lohne Gott Dir alles, was Du mir schenktest! Es ist zu groß für jeglichen Dank! — Deine Ideen über Gott, und über das, was man eigentlich Beten nennt, sind ganz die meinigen. Vielleicht erinnerst Du Dich noch des langen Briefs, den ich Dir von Frankfurt aus darüber schrieb. Aber sehr Recht hast Du, daß in allen den Em=

pfindungen, die sich auf einen sorgenden Vater des Alls beziehn, eine unwiderstehliche Seligkeit liegt. Es giebt zwei Wege, die uns zu der Idee eines Gottes sehr natürlich führen, der eine durch den Verstand, der andre durch's Herz. Aber im Grunde ist in beiden ein ähnliches Bedürfniß unsrer Seele. Unsre Vernunft sucht nach Ursachen zu den Wirkungen, die sie um sich her sieht, nach Bedingungen zu dem Bedingten. So lange sie bei den endlichen Wesen stehn bleibt, leistet nichts ihrer Forderung ein Genüge. Es ist überall Wirkung, nirgends eine Ursach, die nicht wieder durch etwas andres gewirkt wäre, nirgends eine Bedingung, die nicht wieder bedingt wäre. Sie geht also weiter hinaus, schafft sich eine Ursach aller Ursachen, eine Bedingung alles Bedingten, welche nicht wieder gewirkt, noch bedingt ist. Auf der andren Seite, sucht unser Herz Befriedigung der mannigfaltigen Neigungen, die es in sich fühlt, Glückseligkeit. Wir sehen bald, daß wir diese Glückseligkeit nicht allein in uns finden, daß wir von einer Menge andrer Dinge abhangen, die nicht bloß auf unsre äußere Lage Einfluß haben, sondern sogar die Möglichkeit der innern Vervollkommnung erleichtern oder erschweren. Wir suchen also Hülfe bei Andren. Bei endlichen Wesen? Diese sind, wie wir, dem Schicksale unterworfen, sind in ihrem Willen oft nicht gut, in ihren Gesinnungen veränderlich. Also werden wir auch hier auf ein unendliches Wesen geführt, das in seiner Kraft zu wirken, unabhängig und allmächtig, in seinem Sein unveränderlich, in seinem Willen heilig und allgütig ist. Alle Gefühle, die wir für den zärtlichen Freund, für den gütig sorgenden Vater haben würden, tragen wir auf ihn über, der Gedanke seiner Größe gegen unsre Kleinheit, und seine dennoch uns tragende Sorgfalt, erhebt uns zu einem edlen Stolze, und

namenlos muß nun die Wonne sein, sich im Ausguß der Empfindung an Ihn zu wenden, in Dank, Bitte, Bewunderung. Allein freilich muß dann das Gefühl ganz sich unsrer bemeistert, muß alle jene kalten Raisonnements von Unnützlichkeit des Danks und der Bitte — so richtig sie auch sind — erstickt haben; und o! solcher Momente schenkt mir immer manche der Anblick hoher Schöne, physischer in der leblosen Natur, und moralischer in den Seelen derer, die ich liebe. — Verzeih, meine Gute, wenn ich da vieles hinschwatze, das Du besser weißt und fühlst; ich weiß nicht, wie ich in den raisonnirenden Ton gerieth. Du bist zu unzufrieden mit Deinen Fähigkeiten, Jette, und Du thust Dir selbst Unrecht. Dein Kopf ist gerade wie der meinige. Neue Ideen werden wir beide nie schaffen, aber laß uns das nicht bekümmern. Wir fassen dafür die leicht auf, die man uns giebt, und sondern bald das Wahre vom Falschen. Ich studire jetzt schrecklich den Kant. Leb wohl! —

Ewig

Dein

Wilhelm.

25.

(Göttingen), 14. Febr. 89.

Ich habe heute nicht viel Zeit, meine Lieben, und werde Euch also nur wenig Worte sagen können. Indeß verplaudre ich die Minuten, die mir übrig bleiben, doch so gern mit Euch. Dein Brief, Jette, hat mich unendlich gefreut, Du hast immer in allem, was Du sagst und schreibst, eine solche Wahrheit, eine so große Naivetät, eine hinrei=

ßende Innigkeit des Ausdrucks. Es geht so alles gerade von Herz an Herz. Die Nachrichten von mon frère freuen mich. Er ist wahrlich ein wackrer Junge, der einmal viel Nutzen stiften wird. Sein Herz, so boshaft er manchmal scheint, ist doch im Grunde sehr gut. Sein Hauptfehler nur ist Eitelkeit und Sucht zu glänzen. Die Ursach davon aber ist, weil er nie ein starkes Interesse des Herzens gehabt hat. Ich war eben so eitel, als er, eh ich anfing zu lieben, und jetzt liegt mir an dem Urtheil der Leute so schlechterdings nichts, daß ich darum eigentlich nie auch nur das mindeste Wort sage. Das dank' ich allein den Gefühlen, die wärmer, inniger sind, uns mehr an Ein Interesse binden, uns an Einen Gegenstand fesseln. Wer wahrhaft liebt, strebt gewiß nie zu glänzen. Es ist ihm sogar lieb überall verkannt zu sein, wenn nur die Eine, die er liebt, ihn kennt. In mir entstand dieser Zustand früher, und ich sicherte mich dadurch vor manchen Fehlern gewöhnlicher junger Leute. Aber freilich hat auch diese Stimmung ihre Nachtheile, wenigstens hat sie in mir neue Fehler hervorgebracht. Allein bei einer unpartheiischen Vergleichung, wie viel Gewinnst ist da auf der einen Seite! Die Mannspersonenbekanntschaften, wie Du sie sehr gut nennst, kann ich nicht ausstehn. Ich habe keine einzige der Art. Stieglitz ist hier mein einziger Freund im eigentlichsten Verstande. Seit ich hier bin, ging ich alle Tage des Abends um 9 Uhr zu ihm, und blieb eine oder ein paar Stunden bei ihm. Auf einem so vertrauten Fuß wir auch mit einander sind, so machen wir uns doch gar keine sogenannten Vertraulichkeiten, und ich sehe recht aus diesem Beispiel, daß das auch zur engsten Freundschaft gar nicht nothwendig ist. Ich sage ihm nichts von mir, er mir nichts von sich. Wir raisonniren bloß mit

einander, doch selten über wissenschaftliche Gegenstände, gewöhnlich über das Leben, und das, was so in der Welt vorgeht, über Karaktere, über uns selbst und andre. Du glaubst nicht, was er für ein feiner origineller Kopf, und für ein edler Mensch ist. Was er denkt, sagt, und thut, rührt schlechterdings alles aus einem einzigen Grundsatze her, den es aber nicht leicht ist herauszufinden. Er ist schwer kennen zu lernen. Auf Ostern verläßt er Göttingen, ich weiß nicht recht, wie's mir dann gehn wird. Von Euch hat er bessre Begriffe, als ehmals; ich muß nur immer mit vieler Behutsamkeit verfahren, damit er nichts ahndet. — Mecklenburg kennst Du ja auch. Er war bei Biester. Er ist ein sehr guter Mensch, ein offner Kopf, und äußerst aufmerksam auf alles was um ihn vorgeht. Er hat mir etwas von Dir gesagt, Jette, das ich Dir erzählen muß. Er sagte mir, Du gingest gar nicht an öffentliche Orte, aber Du schienest Dir auch etwas darauf zu gute zu thun. Du hättest es ihm einmal in solchem Ton erzählt, und die Gelegenheit dazu herbeigezogen. Denke nicht, meine Gute, daß ich wirklich glaube, Du hättest das so und aus Eitelkeit gethan. Du bist sehr lebhaft, alles was nah um Dich ist, interessirt Dich sehr stark, Du sprichst also oft von dem was Du empfindest, was Du thust. Dabei giebst Du wenig auf den Zusammenhang Acht. So wie Dir eine Idee einfällt, sagst Du sie. Eben diese Eigenschaften nun, die Dich Deinen Vertrauten gerade werther und lieber machen, werden von Andern oft gemißdeutet. Nimm Dich also ein bischen mehr in Acht. Wer einmal so gut, so edel ist, als Du — Gott, wie stark ich das in diesem Augenblicke fühle, wie es mich hebt, daß Du, die Du das alles bist, mich so liebst — muß nie auch nur eitel *scheinen*. Vergieb, daß ich mich bei dieser Kleinigkeit

so lang aufhielt. Aber Dir ist sie doch vielleicht wichtig, ich wenigstens weiß immer sehr gern, was die Leute von mir sagen. — Du klagst, liebe Jette, manchmal von einer dumpfen Gleichgültigkeit befallen zu werden. Der Zustand ist freilich schrecklich. Er ist nicht Ruhe, er ist der höchste Grad des Gefühls, aber eines Gefühls, das von allen Seiten gehemmt wird. Er gränzt auch an Betäubung. Sehr richtig bemerkst Du, daß Genuß irgend einer Freude das einzige Heilmittel dagegen ist. Brauch' es denn oft, so oft Du kannst. Du hast B. Fliehe in ihre Arme, gewiß wird Dir da besser. Gott, warum kann ich nicht zu Euch zurück! Ihr würdet glücklicher sein. Und ich! — aber ich! o! ich habe Kraft zu tragen, ich danke sie der Natur, der Erziehung, kurzer aber belehrender Erfahrung. Eine gewisse Art von Ruhe liebe ich sehr, und suche mit allen Kräften sie mir zu schaffen. Andren kann sie leicht Gleichgültigkeit scheinen, aber auch nur denen, die sie selbst nicht kennen. Es muß Gefühl dasein, und dieses Gefühl muß immer rege und thätig sein. Aber es müssen auch Grundsätze in der Seele sein, mehr aus Erfahrung und Beobachtung, als aus Studium geschöpft, vom ewigen Flusse und Wechsel der Dinge, von der Nützlichkeit jedes Zustandes zur Bildung der Seele, auch des schrecklichsten. Diese Grundsätze müssen so lebendig, so allgegenwärtig sein, daß das Gefühl dadurch zwar nie erstickt wird, aber daß es sie auch nie überwältigt. Je tiefer und stärker nun das Gefühl ist, je größer, je herrlicher ist die Seele in diesem Zustande, denn je mächtiger und thätiger müssen die entgegenarbeitenden Grundsätze sein.

Ob ich L. noch sehe, ehe ich Göttingen verlasse? Gott, welche Frage! Noch zweimal seh' ich sie. Einmal diesen Sommer in Burgörner. Dann bei meiner Rückreise im

Herbst. Da reis' ich durch Sachsen, also über Erfurt. Wie oft hernach. Alle Jahr einmal, denk' ich doch. Wird K. mir nicht schreiben? Lebt wohl. Ich kann Euch heute nicht mehr sagen. Ich kriege doch bald etwas von Euch. Ewig Euer

W.

26.

(Gutannen im Haslithal), den 24. Oktober 1789.

Es ist schon wieder beinah ein Monat verflossen, seit ich Euch das letztemal schrieb; aber ich entschuldige jetzt meine Nachlässigkeit nicht mehr, ich habe schon alle Hoffnung aufgegeben, mich zu bessern, eh' ich wieder bei Euch bin. Habt also immer so lange Nachsicht mit mir. Auch müßt Ihr nicht denken, ich sei ganz müßig. Ich halte ein sehr ordentliches Journal, und das bekommt Ihr, sobald ich bei Euch bin. Da werdet Ihr Wunderdinge lesen, von soviel Menschen und mitunter recht berühmten, Lavater, Pfeffel, Schlosser, dann auch von Weibern allerlei Art, und endlich gar von Felsen und Wasserfällen, und beschneiten Einöden.

Von Konstanz, von wo aus ich Euch zum letztenmale schrieb, ging ich über Schaffhausen nach Zürich. Ich blieb — eine kleine Wanderung nach Zug und Luzern mit eingerechnet, — vierzehn Tage in Zürich. Die Leute sind da über alle Maßen gastfreundlich. Ich kam gleich in den ersten Tagen in eine solche Menge von Bekanntschaften, daß ich kaum eine Stunde für mich hatte. Am meisten und liebsten aber war ich bei Hottinger's. Er ist ein vernünftiger, kenntnißvoller und von Karakter

vortrefflicher Mann, und sie ist ein herrliches Weib. Ich sah noch wenig Weiber, die ihren Mann und ihre Kinder so glücklich machen, und dabei und dadurch selbst so glücklich sind, als sie. Ich war bei ihnen völlig vertraut, und es schmerzte mich sehr, mich von ihnen trennen zu müssen. Lavater sah ich so gut als täglich; er war sehr freundschaftlich gegen mich. Daß sein Gespräch oft tiefen, seltnen Geist verräth, ist unläugbar; allein so interessant, als man ihn gewöhnlich macht, fand ich ihn nicht. Von Zürich ging ich nach Bern. Ich blieb aber nur einen halben Tag da. Denn da es grade heitres schönes Wetter war, so machte ich eine Wanderung in die gebirgigten Gegenden, und auf der bin ich noch. Ich besah zuerst das Lauterbrunnerthal mit dem Staubbach, dann das Grindelwalder mit seinen Gletschern, und endlich das Haslithal. Von da aus wollte ich über die Furka den Gotthard besteigen. Ich kam glücklich bis an den Fuß der Furka, ob ich gleich schon stundenlang tiefen Schnee fand. Aber in der vorigen Nacht schneite es auf's neue so heftig, daß ich umkehren mußte, und nun wieder gerade auf Bern gehe. Wo mich das Schicksal hinführen wird, weiß Gott. Doch weiter als Genf gehe ich gewiß nicht. Ich lebte sehr glücklich in diesen letztvergangenen Tagen, so ganz mit der Natur und mir. Ich erinnerte mich aller süßen Stunden der Vergangenheit, und träumte mich in eine wonnige Zukunft. Aber was macht Ihr, theure liebe Seelen? Es ist unbegreiflich lang, daß ich nichts von Euch weiß. Meine letzten Nachrichten sind, was mein Bruder von der Levin gehört hat. Neulich träumte ich von Dir, Jette. Wir sahen uns zum erstenmal wieder. O! noch fühlt meine bezauberte Phantasie den Druck Deiner Umarmung, die Innigkeit Deines Kusses! Ich sehne

mich unendlich wieder bei Euch zu sein, doch kürze ich meine Reise nicht ab, sondern verlängre sie vielmehr, so viel es andrer Umstände wegen angeht. Wahrscheinlich ist es das letztemal in mehreren Jahren, daß ich Berlin, oder welches der Ort meines Berufs sei, auf lange verlassen kann; und leben mit Menschen mannigfaltiger Art, Wechsel von Lagen ist mir doch überaus nützlich. Aus diesem Gesichtspunkt billigt auch Ihr gewiß mein Zögern. Viel über zwei Monate kann es nun doch nicht dauern, daß ich noch fern von Euch bin. Darum zürne mir nicht, gute traute Jette. Bald werden wir wieder glückliche Tage mit einander genießen. Wir lebten doch eigentlich erst vierzehn Tage recht vertraut mit einander. O! ich kannte Dich nicht, nicht dies tief empfindende, so sanft, so innig, so ganz dahingebende liebende Herz; eh' ich nach Frankfurt ging, kannte ich es mehr, aber nicht ganz an dem Abend, da unser Kreis sich enger schloß, kannte es erst ganz, als Du mir, als ich Dir alles war, und da in den Tagen der seligsten Wonne trennte uns das Schicksal! Seitdem bin ich in mannigfaltigen Lagen gewesen, Du weniger, aber auch Dein Herz hat gewiß mancherlei verschiedene Richtungen genommen. Dennoch — o! ich fühle es mit unumstößlicher Gewißheit — sind wir uns geblieben, was wir einander waren, dennoch werd' ich, wie damals, jeden Deiner Blicke verstehn. Herzen, die sich begegneten, wie die unsrigen, können einander nie wieder verlassen, wie auch das Schicksal sie trennen mag. Wir gingen beide, Du früher, ich später, durch wechselnde Schicksale, unsre Herzen glühten von den heiligen Gefühlen der Freundschaft und Liebe, wir sahen uns mehr als einmal getäuscht, aber endlich lernten wir unterscheiden, was wir immer suchten, einzig schätzten, die innere Kraft edler Seelen, die sich zu

höherer Schöne und Stärke entwickelt. Diese sah ich in Dir; in mir sahst Du Sinn, sie zu bewundern, glühende Sehnsucht sie zu erringen, so wurd' ich Dir lieb, so verwebte sich Dein Bild in meine innersten Gefühle. Alles das ist, wie es war; denn das ist unser, das entreißt uns keine Trennung, kein Schicksal, das werden wir nun wieder näher in uns sehen, werden es in einander übergehen lassen, — und werden glücklich sein, wie damals. Von L. und Kar. weiß ich eben so wenig etwas, als von Euch. Seit ich bei ihnen war, hab' ich keine Zeile von ihnen. Ich schrieb ihnen in meinem letzten Briefe, K. zu bitten, wenn es ihm möglich wäre, nicht eher nach Berlin zu kommen, bis ich auch da wäre. Ich weiß nicht, ob er meine Bitte erfüllen wird. Aber sehr lieb wär' es mir. Es wäre so schön, wenn wir einmal wieder alle vier beisammen wären. Nur Einen Tag erst genossen wir diese Freude. Warum sollte das Schicksal uns nicht den zweiten gönnen? Kennt Ihr in Berlin einen gewissen Karl Spazier? Alle Welt fragt mich nach ihm, und in welches Wirthshaus ich komme, so find' ich seinen Namen an Tisch und Wänden. Ich habe in meinem Leben nichts davon gehört, daß so ein Ding in Berlin umherspaziert. Ich freue mich aber schon im voraus auf alle die kleinen berlinischen Schöngeister. Da ist ja auch Herr Jenisch. Das ist auch ein liebenswürdiger Mensch. Jetzt schreibt er: den Geist der Alten. Wenn darüber nur nicht sein junger Geist verloren geht! Erinnerst Du Dich vielleicht, liebe Jette, eines jungen Dr. Schinz aus Zürich, des Bruders der Hottinger? Er ist einmal in Berlin und in Deinem Hause gewesen. Er beklagte sich bitterlich, daß Du ihm nichts hast in's Stammbuch schreiben wollen; aber Du hast ganz recht gehabt. Er ist nicht der liebenswürdigste Sterbliche.

Noch eins wird Euch doch zu lachen machen. Wißt Ihr, was Lavater über mein Gesicht sagt? Er liest Eigensinn und Veränderlichkeit darin. Ist das nicht abscheulich? Eigensinnig wollte ich noch wohl allenfalls sein, aber nun gar veränderlich! Das bin ich doch auch nie gewesen. Des Eigensinns hat man mich freilich nicht selten beschuldigt, aber da hatten die Leute unrecht, die das thaten. Nicht wahr, Ihr sprecht mich von beiden frei? Indeß hat Lavater auch noch viel andre schöne Dinge gesagt. Die schreib' ich Euch aber nicht so gradezu, das schickte sich nicht. Ich habe sie Wort für Wort in mein Journal gesetzt. Wenn Ihr's nun auch da leset, so ist's doch als sagte ich's nur zu mir selbst.

Wo mein Bruder sich herumtreibt, weiß Gott. Er hat mir nicht geschrieben, und auch von Forster, bei dem er wahrscheinlich schon gewesen ist, habe ich lange keine Briefe. Ich denke, er muß etwa in Aachen bei Dohm's sein.

Lebt nun recht wohl. Wenn es mir möglich ist, so schreib' ich Euch bald wieder. Aber Ihr glaubt gar nicht, wieviel ich zu thun habe. Zwar wenn ich's Euch einzeln sagen sollte, was? so würde es mir sehr schwer werden. Aber doch ist es so. Lebt wohl und laßt mich gewiß bei K. oder Kar. einen Brief von Euch finden. Ewig Euer

Wilhelm.

27.

(Erfurt), den 26. Mai 1792.

(Ohne Ziffern.)

Gewiß habt Ihr schon von Alexander gehört, daß meine Frau am 16. d. Abends mit einer Tochter niedergekommen ist. Herzlich leid thut es mir, Euch nicht die Nachricht

zuerst gegeben zu haben. Allein ein ausgenommener Zahn verursachte mir einen so geschwollenen Backen, daß ich bloß mit großer Mühe die nothwendigsten Briefe an meine Mutter und Alexander schreiben konnte. Mutter und Kind sind jetzt, indem ich dies schreibe, vollkommen wohl. Das Kind hat dunkelblaue Augen, wie die Mutter, mit der Stirn soll es mir gleichen, und alles Uebrige wird sich wohl in der Zukunft deutlicher zur Gleichheit oder Ungleichheit entfalten. Aber auch jetzt ist die Kleine schon sehr hübsch und stärker und größer, als ich sonst leicht ein Kind von so wenig Tagen gesehen habe. Ihr seht nun, daß mein Wunsch mit der Tochter erfüllt ist, und der Himmel muß also wohl eingesehen haben, daß er gerathen ist. Meine Frau ist jetzt auch sehr wohl damit zufrieden. Ihr glaubt nicht wie unendlich glücklich und froh uns der Anblick des kleinen Geschöpfs macht, wir behaben uns den ganzen Tag damit, und sehnen uns recht, nun erst wieder auf dem Lande zu sein, wo wir noch weniger Störungen, als hier, erfahren können. Auch pflegt die Landluft den Kindern mehr wohlzuthun. Karoline, die große nämlich, denn die Kleine heißt auch so, grüßt Euch tausendmal, und wir freuen uns im voraus des Vergnügens, das Euch diese Nachricht machen wird. Gewiß hattet Ihr sie schon sehr lange erwartet, und die immer dauernde Verzögerung war auch Ursach, warum ich Euch so lang nicht schrieb, und Deinen Brief, liebe Brendel, den ich endlich empfangen, so lange unbeantwortet ließ. Ich wollte Euch doch so gern das Wichtigste, was wir von Tage zu Tage erwarteten, zugleich mitsagen. Die Beulwitz ist die ganze Zeit unsers Hierseins bei uns gewesen, und wir haben eine sehr schöne Zeit mit einander verlebt. Jetzt will sie uns aber in ein paar Wochen verlassen.

Wir selbst werden etwa noch bis gegen Ende Julius hier bleiben, wenn wir nicht noch eine kleine Reise indeß nach Rudolstadt machen, und von hier werden wir nach Dessau reisen, wohin meine Mutter uns entgegenkommt. Von dort gehen wir nach Burgörner zurück, um wieder den Winter ruhig dort zuzubringen. Erst im künftigen Sommer also können wir hoffen, nach Berlin zu kommen. Wie sehr werden wir uns dann freuen, Euch die kleine Karoline schon größer und verständiger zu zeigen.

Karl's Heirath mit einer Fräulein Stein wird Euch keine Neuigkeit mehr sein. Ich kenne das Mädchen nicht, aber er hat mir, seitdem er in dem Hause Bekanntschaft gemacht hat, welches gleich nachher war, als wir zusammen in Weimar waren, mehreremale von ihr erzählt, und ich hoffe gewiß, er soll nun recht glücklich sein.

Stieglitzens Heirath ist ja, wie ich höre, nun auch geschehen. Schreibt mir doch etwas Näheres davon. Wie er nach Berlin hin reiste, hatte ich einen Brief von ihm. Er wollte mich in Burgörner besuchen, oder sich ein Rendezvous mit mir geben. Es that mir leid nicht mehr da zu sein. Seit seiner Ankunft in Berlin habe ich noch keine Zeile von ihm erhalten, ob ich ihm doch gleich auf der Stelle geantwortet habe. Er ist außerordentlich nachlässig im Schreiben.

So vergnügt und froh wir auch hier den Winter zugebracht haben, so sehr sehnen wir uns doch wieder allein auf dem Lande zu sein. Wir haben im vorigen Herbst bis zum Februar dort einen einzigen Aufenthalt gehabt. Es vergingen sehr oft vierzehn Tage, drei Wochen, ohne daß wir auch nur einen einzigen Menschen sahen, und ich konnte so ruhig und ungestört mich beschäftigen, und so ganz mit meiner Frau des Glückes genießen, das man

sich allein durch sich verschafft. Wie sehr wünschte ich Euch einmal, nur auf einige Monate, eine ähnliche Empfindung! Brinckmann hatte aber wohl Recht, wenn er oft behauptete, ich hätte ein impertinentes Glück. Denn so viele Menschen ich gesehen habe, und so Vieler Lage ich mit der meinigen vergleiche, so finde ich sie doch immer so bei weitem durch die Vorzüge meines Schicksals übertroffen. Jetzt wird es nun bald ein Jahr, daß ich ununterbrochen diese Freuden genossen, und je weiter ich in die Zukunft hinausblicke, je fester sehe ich mich im Besitz dessen, was mich jetzt beglückt, und je mehr in der Lage, den Reichthum meiner Freuden noch zu vermehren. Diese freudige glückliche Stimmung zugleich auf die zu übertragen, die mich näher und ferner umgeben, kann in dieser Lage beinah mein einzig Geschäft sein, und ich darf es wohl sagen, daß es auch mein einziges ist. Wie sehr es mir bei meiner Frau gelingt, vermag ich Euch nicht auszudrücken, und ich hoffe, mein Kind, oder Kinder, wenn ich je mehrere haben sollte, sollen unser gemeinschaftliches Glück noch mehr als theilen. Es ist immer eine meiner Lieblingsideen gewesen, den Kindern eine frohere Kindheit zu verschaffen, als sie gewöhnlich haben, und ich hoffe, in meiner Lage, diese Idee völlig realisiren zu können. Ueberhaupt ist es mir so über alle Beschreibung lieb, daß die völlige Geschäftslosigkeit meiner Lage mir erlaubt, mich ganz den Beschäftigungen mit meinem Kinde zu widmen, und ich bin doch überhaupt überzeugt, daß schon die ungetrennte Gegenwart der Kinder bei den Eltern in den ersten Jahren, der richtigen und schnelleren Entwicklung sehr viel hilft. Ich habe Euch hier so viel von mir und den Meinigen gesagt, aber ich kenne den liebevollen Antheil, den Ihr daran nehmt.

Lebt nun wohl, liebe Freundinnen, meine Frau bittet

Euch herzlich um die Fortdauer Eures Andenkens und versichert Euch des ihrigen. Sehe uns bald ein Wort von Euch.

Varnhagen von Ense an Wilhelm von Humboldt.

(Berlin), den 26. Juni 1833.

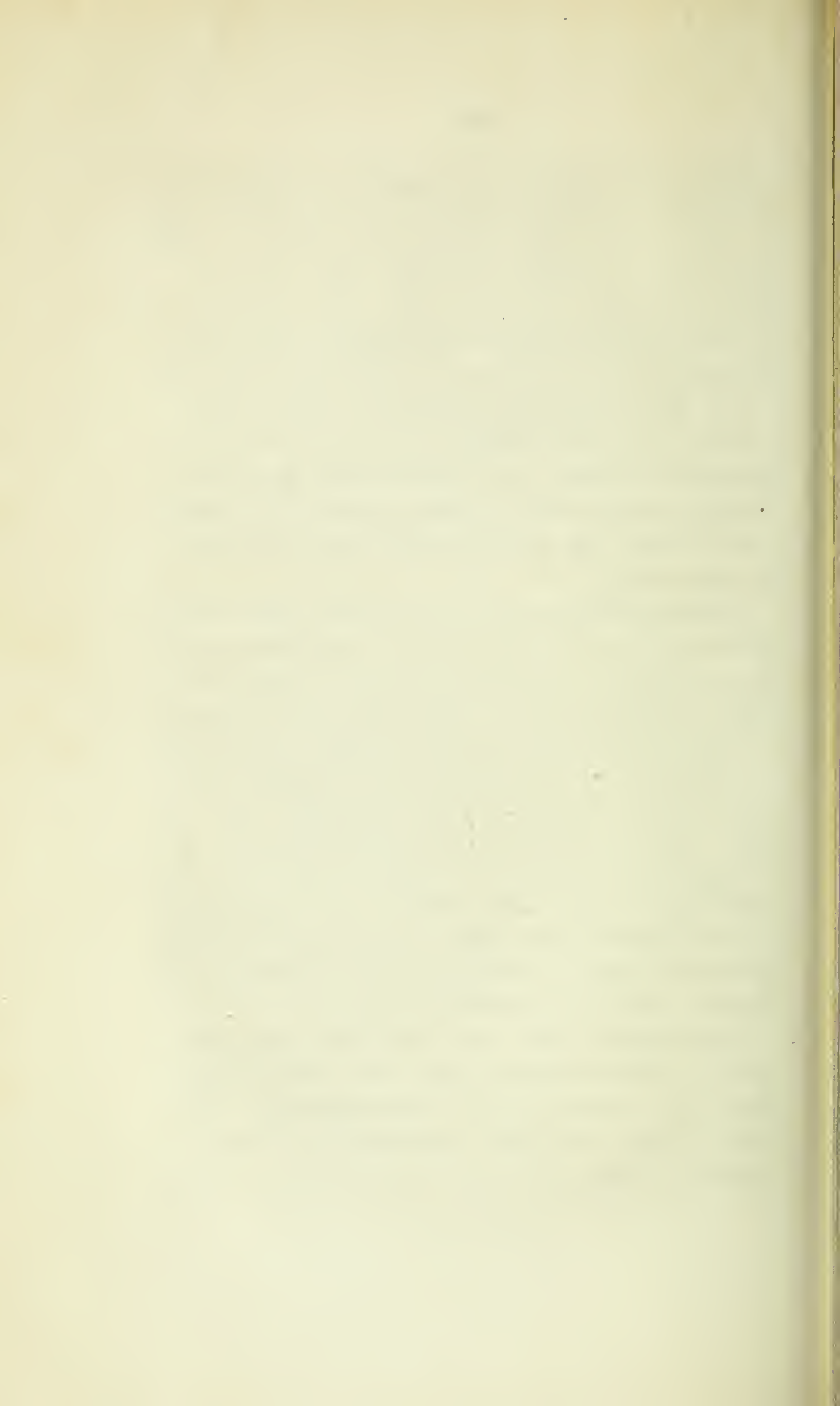
Ew. Exzellenz

beeile ich mich anzuzeigen, daß ich die Rede nun empfangen. Was über die Gleichartigkeit und Verschiedenheit des Gegenstandes in dem Lessing'schen und in dem Bendemann'schen Gemählde von Ihnen gesagt worden, finde ich so vortrefflich eingesehen als klar aufgestellt. Die Worte bilden, unabhängig von den Gemählden, eine geistige Gruppe für sich, die man betrachten und wieder betrachten kann, und immer schön finden muß. Lassen Ew. Exzellenz mich bei dieser Gelegenheit an frühere Gebilde, die Sie längst vergessen haben wollen, erinnern! In den Briefen der theuern Rahel an Brinckmann, die ich jetzt abschreibe, findet sich oft Ihr Namen; einmal auch diese Stelle: „Ich lese Humboldt's Buch; bin aber noch im Anfang: mir kann er gar nicht weitläufig genug schreiben.“ Sie sehen, was Leben hat, lebt, und wenn es für todt erklärt wird! Und hier findet sich ein bedeutender Leser, dem Ihr Buch gerecht war, und dessen Ausspruch seit dem 11. Februar 1799 nicht untergegangen ist, sondern noch zu neuem Leben aufsteigen wird. Ich denke, so etwas muß den Autor freuen, als der schönste Geistergruß. Und welcher edle, reine, unschuldige und hohe Geist hier athmet, das erkennen und würdigen Sie gewiß! O könnt' ich auf Einen Augenblick seine irdische Erscheinung noch wieder=

gewinnen, um dann mit dieser zugleich zu verlöschen! — Es kommen noch andre Erwähnungen jenes Buches vor, sie sind mir aber nicht sogleich wieder auffindbar. Ich theile Ihnen gern einmal die Folge dieser inhaltvollen, lebenreichen Briefe mit, wenn ich sie erst in vollständiger Abschrift und Ordnung habe. Meine süßeste, meine einzige Beschäftigung, dies zu besorgen! welche andre sollte mich reizen? Alle Lebensquellen strömen hier, alle Erquickungen bieten sich meiner Trauer an, alle, die ihr nicht verwerflich sein müssen! Und doch bleibt der Schmerz übermächtig, die Seele will es nicht glauben, die Sinne wollen es nicht, daß dieses Lebensbild nicht mehr leibhaftig neben mir ist! —

Die Kreuzpredigten gegen die Universitäten wollen schon ermatten; es ist auch hohe Zeit; Hr. von Altenstein war schon im Begriff, ernstlich böse zu werden, und ein rebellischer Minister ist schlimmer, als hundert solche Studenten. Er stampfte schon mit dem Fuße, und fragte unwillig, ob man denn mit Gewalt wieder in die Verblendung fallen wolle, die dem Unglück von Jena voranging? Man erbittre, anstatt zu heilen, man wolle das Uebel immer nur da suchen, wo es nicht sei, u. dgl. m. Daß er aber in einem Bericht an den König warnend auf die Katastrophe von 1806 hinweisen werde, wie er anfangs gewillt gewesen sein soll, bezweifle ich; es wäre auch übel angebracht, und erbitterte ebenfalls nur, anstatt zu heilen. —

Euer Exzellenz haben das wahre Wort gesprochen: „Alle die Unruhe würde sich geben, wenn nur nicht so gar schlecht regiert würde, wie fast überall geschieht.“ Das einfache Thema zu all den Variationen, mit denen wir überschüttet werden! — —



Briefwechsel zwischen Adalbert von Chamisso und Ceres Duvernay.



Dr. L. Klein, der geistvolle Kritiker, schrieb den 28. November 1838 an Varnhagen: „Die Briefe von Chamisso haben mich durch und durch erwärmt und erquickt. Es ist eine edle, eigenfühlige, ritterliche Seele; der Stil eines Römers und die Gesinnungen eines Paladin! Amadis von Gallien mit Tacitus Griffel würde solche Briefe geschrieben haben. Deutsche Kraft und französischer Rittergeist waren in diesem merkwürdigen Manne zart und innigst vereint.“ In der That tragen alle Briefe, die man von Chamisso gesammelt, einen eigenthümlichen Charakter; in den hier vorliegenden, die er mit einer interessanten Französin gewechselt, enthüllt sich ein in vielfacher Beziehung bedeutsamer Herzensroman, über welchen sich Varnhagen in seinen Aufzeichnungen wie folgt äußert:

„Hitzig hat von Chamisso's Neigung zu Cérès Duvernay so gesprochen, als habe diese zu der Zeit, wo er Varnhagen und durch ihn Neumann kennen lernte, schon aufgehört, und ganz entschieden nimmt dies Dr. Hüser in seinem Aufsatz über Chamisso an. Dies war aber nicht der Fall; Chamisso machte im Sommer 1803, nachdem er jene Freunde und Dichtungsgenossen gefunden, erst die nähere Bekanntschaft von Cérès, und die Neigung stieg hierauf mehr und mehr, bis zum unbedachten Heirathsantrage.“

„Solche kleine Unrichtigkeiten, wie jene Angabe, führen leicht den spätern Leser und Forscher in Verwirrung; daher diese Be-

richtigung. Hitzig scheint, der Himmel weiß aus was für Absicht, die Sache mit Fleiß so gestellt zu haben; auf seine Treue darf man sich nicht zu sehr verlassen!"

Wo Lücken in den Briefen vorkommen, sind sie den mitunter sehr unleserlichen Handschriften zuzuschreiben.

1.

Chamisso an Ceres Duvernay.

Je reçois enfin ta lettre, ma chère soeur, et — et, je devrais encore me plaindre — quand vous voulez être aussi polie, vous me rendez embarrassant de te répondre — oh ma bonne amie, je t'en conjure, écris à ton frère comme à ton frère, épanche ton coeur sans gêne et que ce ne soit pas comme par erreur que tu ne tienne une promesse qu'il serait bon que tu fasses. Que penserait-on, dis-tu. Le monde est si corrompu, c'est pour cela, Cérès, qu'il faut dérober les choses sacrées aux regards impies et profanes, mais les coeurs purs doivent sans crainte se rencontrer dans le sanctuaire.

Tu me reproche de t'avoir trop peu écrit, tu me demande s'il m'est déjà fatiguant de parler à toi.

Le monde est si corrompu, le sommes-nous pour avoir à nous craindre? Non, ma chère, nous nous sommes donnés la main, nous nous tenons enlacés sûr l'un de l'autre et c'est ainsi que nous devons poursuivre notre route.

Ne propose pas à ton frère avec une malice que tu as toujours exercée et que je dois blâmer, de lui envoyer des baisers de ... mais envoie lui les pensées les plus secrètes de ton coeur et si tu as des douleurs

soulage les en épanchant les expressions dans son sein avide de recevoir tout ce que le tien a nourri — j'ai besoin, ma chère amie, de mieux savoir tes relations actuelles; fais-moi voir par tes yeux les gens qui t'entourent, ton élève, ses parens, fais moi connaitre, je t'en conjure, jusqu'à l'intérieur de la chambre que tu habite, où tu te retires pour étudier, ou pour être seule, ou pour te dérober à l'importune contrainte qu' exercent sur nous des êtres indifférens ou quand tu es triste, le bruit que vient faire notre charmant et bon César doit en te rappelant à lui, t'arracher à ta tristesse; ce qui nous entoure, exerce sans que nous puissions nous en rendre compte, tant d'empire sur nous. As-tu des livres, quels sont tes lectures, y a-t-il des livres italiens, lis-tu le Dante chez vous? Mais toi-même, ma chère amie, tu me reproches de trop peu t'écrir, tu me demandes s'il m'est déjà fatiguant de parler avec ma Cérès. — Femme grande et belle, comme tu me parle dans ce passage de tes sentimens pour moi — sache, mon amie, ma Cérès que tu exprimes alors ceux que j'ai pour toi, sache que si quelque chose me relève dans ma petitesse et soutient mon orgueil, c'est d'avoir pu mériter ton amour et d'être aimé par toi.

Tu es dans ton triste egoïsme et dans ton faux orgueil, ma chère soeur, un vice que j'ai quelque fois repris avec véhémence et qu'il faut que je gourmande encore, parce qu'il m'alarme, et que c'est moi qu'il peut offenser.

2.

Chamisso an Ceres.

Si je vois la fin de tout ceci, je prononcerai sans doute le mot de la liberté, insensé que j'étais de ne pas le faire dans le temps, voilà qu'une nécessité odieuse m'a saisi: — alors, mon amie, je remerciai le ciel et la terre et il faudra que ta retraite te revèle à moi, — je veux t'écrire, il faut que je t'écrive et quand je prends la plume pour le faire, je ne sais quels mots tracer et il faut que je ris sur moi-même d'un rire amèr. Une seule idée se présente à mon coeur, à ma raison, à mon bonheur, à ma plume, je n'ai plus à te dire que ce que je t'ai si souvent redit qu'il faudrait ne plus te le répéter, point de lettres de toi, alors que j'en ai plusieurs de France.

Il faut donc que je te parle de moi. Je me porte bien au physique, mais mon âme souffre de plusieurs playes, tu les sais toutes. Divergé de mes occupations et loin de tout secours humain, de tout être qui comprenne ma langue, — je me suis rejeté en moi-même, j'y travaille à assembler dans des phrases continues les caractères que j'ai dechiffrés dans le livre du monde. — Ce monde est pour moi comme un temple sacré de l'Egypte, tout y est hyérogliphe, d'une signification profonde — ce que j'ai cru avoir ordonné selon son intelligence et avoir compris, je le dis souvent à ceux qui sont sourds et — à ceux qui entendent, mais il faut prononcer ces choses avec suite et n'être pas tourmenté d'une idée fixe.

Nous parcourons ce pays dans tous — nous errons ça et là à travers ces contrées.

Je devrais te parler de — dois-je?

Tout ceci finira d'une manière ou d'une autre, et dieu sait comme, mais si j'en vois la fin, il faudra qu'un peu de bien vouloir, plusieurs choses changent.

3.

Chamisso an Ceres.

Madame!

Le serment libre de l'amour, plus religieux, plus saint, plus respectable que celui que dans nos usages corrompus un enchainement de contraintes arrachent devant les loix et le prêtre — ce serment, madame, je voulais vous le jurer. J'osais aspirer à porter la chaine belle et sacrée qui unit deux êtres qui se sont donnés tout entier l'un à l'autre, qui se possèdent l'un l'autre tout entier et sans réserve — c'est un autre serment que vous voulez que je vous jure, c'est dans d'autres liens que vous voulez que je m'engage — — Quels voeux faut-il que je prononce! — Au nom de tout ce qui vous est sacré, au nom de tout ce qui vous est cher, madame, ces voeux — voulez-vous que je les prononce? un dernier cri encore avant que je m'engage. Voulez-vous que je les prononce?

Et bien, Cérès, je serai votre frère.

Mais savez-vous, madame, que la promesse que vous recevrez vous engage, qu'en m'imposant des devoirs, vous me donnez des droits, que le frère de Cérès doit

avoir une soeur en elle? Cérès, vous me témoignez de l'estime, laissez-moi y répondre. Je vous fait le sacrifice d'un de mes plus beaux espoirs de ma liberté!

4.

Chamisso an Ceres.

Madame!

Si vous êtiez engagée par les liens sacrés de vos sermens ou de votre amour, à quelle épreuve vouliez-vous donc m'exposer! la confiance ne devait-elle pas être le premier devoir de l'amitié fraternelle que vous vouliez avoir pour moi? — Je vous ai offensé, madame? vous, vous m'avez trompé.

La nuit et le silence nous enveloppaient, les nuages seuls répandaient la lumière affaiblie de la lune, votre main reposait dans les miennes, qui n'osaient la serrer. Je marchais en silence, je ralentissais le pas, je jouissais. Vous voulutes que ma bouche vous dise ce que toute ma vie vous disait depuis longtems — je serrais contre mon coeur la main que je tenais, je m'inclinais devant vous, mes lêvres rencontraient les vôtres — — oh Madame, j'ai cru que l'amour pouvait être couronné par de l'amour. Vous me demandâtes ce que j'avais fait pour mériter votre amour, on force l'estime, madame, mais on ne mérite pas l'amour. Il est un don pur comme ceux des immortels, le bonheur, la beauté. — Vous vous estimiez trop pour consentir à approuver une fois des désirs passagers — je restai muet, madame, c'est moi qui rougissant d'umiliation pouvait vous demander que penser de moi; j'ai dû vous le jurer, madame,

jamais je n'ai aspiré, jamais je n'ai joui des faveurs d'aucune femme, et mon propre prix a dû me garantir d'une conception plus avilissante. Je ne sais n'adorer dans les faveurs de l'amour que le sacrifice sublime que le plus bel être de la création fait de soi-même tout entier à l'être auquel doit se rattacher son existence; malheur au profane qui pourrait cesser de respecter la femme susceptible de ce grand sacrifice, celle qui ne rompe aucun devoir, et estimerait plûtot la coquette qui se joue de la divinité de son être et du bonheur des hommes.

Avant de vous avoir vu, madame, je ne connaissais l'amour que par les désirs vagues et brûlants de mon coeur, à peine je n'ai eu que quelques instants de danger de mariage. — Dans quel état vous me laissâtes l'autre jour, madame — — vous coupez aujourd'hui d'une manière étrange les noeuds des étranges enigmes que je ne voulais pas essayer d'interprêter. Vous m'avez laissé l'espérance que je pourrais une nuit vous entretenir, aujourd'hui vous êtes engagée, vous m'évitez pour rien.

Vous êtes engagée, madame, et je vous ai offensé, je me suis attiré votre colère, j'ai à faire oublier une faute, à mériter votre pardon; celui pour lequel vous l'oubliez avec l'amour d'une soeur, prendre pour vous le sentiment que vous voulez qu'il ait. L'empire que vous exercez est grand, il est un enfant, mais il est un homme.

Daignez, madame, m'accorder une preuve de votre pardon, n'achevez pas l'ouvrage que vous me destinez, ne me faites pas ce cadeau, il serait lié pour moi à des souvenirs trop amèrs, les fleurs que vous avez portée m'ont offertes de plus doux et de plus chéris.

Permettez-moi seulement d'espérer que quand le temps m'aura permis de regagner votre estime, je pourrai recouvrir le gage que vous me destinez et que vous m'avez retiré.

Je venais, madame, confesser ma faute et demander le pardon.

5.

Chamisso an Ceres.

Mercredi soir en vous quittant.

Cérès, aussi mon repos est troublé par des songes et quand vous me tourmentez du vain récit des vôtres, je veux vous décrire les miens.

Cérès, j'ai rêvé un jour que vous m'aimiez, que vos bras s'étendaient pour enlacer fortement un amant heureux, lui offraient dans un ciel ouvert l'oubli de lui-même et de la vie. Je volais pour me précipiter dans une mer éternelle et profonde de flammes et d'amour. Là disparait le monde, là le temps perd et sa faux et ses ailes, la froide onde du Léthé sa triste vertu — ce songe — j'ai pleuré quand il a défleuri.

J'ai rêvé, Cérès, que je vous aimais comme mon amante; que j'étais votre frère, que je voulais vous aimer comme un frère; que vous n'étiez plus ma soeur, que vous n'étiez plus qu'une femme étrangère qui voulait se venger d'un sexe dont elle avait été la victime.

Vous blessant vous-même, vous téniez des réseaux de ronces et d'épines dont vous prétendiez m'enlacer; je ne songeais point à me défendre et ne m'enlaçais pas dans vos perfides réseaux. Vous téniez une coupe

couronnée de pampre et remplie de poison, atteinte vous-même de la vapeur du breuvage, vous présentiez la coupe à mes lèvres, vous évitiez le désir brûlant, vous m'appelliez pour me repousser ensuite, et arracher la coupe à mes lèvres; — vous m'appelliez, vous appelliez sur moi des furies qui me sont inconnues: mais, Cérès, le sourire qui reposait sur vos lèvres effrayait l'amour, qui répandait des larmes et agitait ses ailes pour s'envoler. Enfant que j'étais moi-même, je vous montrais cet autre enfant, (le génie du siècle se riait de ma simplicité et me prodiguait ses injures) je vous montrais cet autre enfant, je vous disai: Cérès, vous n'êtes point ma soeur, nous enivrerons-nous des poisons de la coupe?

Je rêvais encore en traçant ces images fantastiques et bizarres, mais Cérès, choisissez ou de m'écrire ou de me voir. Quand et comment parvenir jusqu'à vous! il faut que vous m'écriviez ou que je vous parle.

Adelbert.

Femme singulière et dangereuse, voulez-vous être mon amie, ma soeur, mon maitre.

6.

Chamisso an Ceres.

Vous méditez de fuir, Cérès, et vous voulez entrainer avec vous vers la rive inconnue celui qui était ici toute votre vie, et vous m'appellez, moi, dans cette direction.

Si je vous montrais, Cérès, qu'il fut plus beau de rester, vous restériez et le sentiment du grand sacrifice

que vous faisez en supportant la vie, vous apprendrait encore à la chérir.

Ayez plus d'orgueil, Cérès, et apprenez à vous connaitre. Vous avez projeté hors de vous la lumière de votre flambeau, il vous reste à la rappeller sur vous, il vous reste à vous réconcilier avec vous-même, à devenir avec connaissance ce que vous êtes, à déprimer la possibilité, de vous inscrire en sceau contre vous-même, et celle de connaitre le sentiment du remords, dans un certain sens le seul des maux. De la connaissance naît la force.

Je vous remêts à vous-même, Cérès, ici il ne peut point, il ne doit point y avoir d'autorité. Votre ami parle, écoutez-le, réfléchissez et veuillez.

Rompre les chaines de devoirs positifs est toujours un crime; il n'est pas question ici d'une action qui serait le sacrifice volontaire de la vie, mais souvent l'on ne porte point, l'on ne se connait point de semblables chaines; je n'appartiens qu'à moi, je secoue un fardeau qui pèse, je ne reste point. Telle est la fuite vulgaire, la négation d'action dont le droit a toujours été allégué avec de si faibles armes. Ceux qui ont dit: tu étends la main dans la nuit, ont dit peut-être plus que d'autres, cependant pourquoi ces timides efforts pour chercher à tracer les bornes du devoir et déterminer la ligne ou finit le précipice et commence l'élévation. Continue d'être, tu le peux, donc, tu le dois, ton existence peu suffisante d'elle-même, t'impose pour devoir de la prochaine et te promet sa beauté pour couronne. Gravis avec force vers la hauteur infinie de la cime, et froissé par l'obstacle, et déchiré par les ronces, et brisé contre les rochers de la terre hospice à la lumière et jouis du

monde qui est en ton sein. N'est-ce point encore un devoir pour l'homme ennobli que celui de laisser exister son exemple parmi les hommes quand tout pouvoir d'influer autrement sur eux lui serait d'ailleurs enlevé? — Ainsi parlerait celui pour lequel le juste ne serait que le beau moral et que circonscrit en lui-même n'aurait pas besoin de chercher hors de lui un appui à ses actions.

7.

Chamisso an Ceres.

Retombé et abandonné dans l'aride désert, je me retrouve de nouveau seul et morne, et toi Cérès, toi qui comme l'image d'un songe mystérieux, d'une signification profonde et non pénétrée, m'approches revêtu de clarté, tu t'échappes, tu me quittes, la poste t'enlève par les routes, et tu vais — qui peut dire où? tout cela se présente à moi comme une fable bizarre de féerie. Je pressens les efforts des puissances inconnues et extraordinaires; il me semble que je sois moi-même enchanté, dressé sans mouvement dans la chambre secrète de la montagne; toi Cérès, mon espérance me parais comme une fée de lumière, mais de qui la force est comme courbée sous la sombre puissance de quelque génie ennemi et indompté; sur toi est jetté un vêtement de silence, et le charme te force à vouloir t'en couvrir, tu n'as prononcé qu'un mot, brûlant et inextinguible dans la profondeur de mon coeur, et arrachée, loin de moi tu as disparu. — Je cherche le sens de ces choses, et tout se confond et s'enlace; je ne puis rien saisir et fixer que cela seul, que je te

chéris, ma belle et douce amie, et te chérirai toujours. J'attends la fin de l'aventure, j'attends que du moins il me soit rendu de me mouvoir et d'agir avec les forces de la jeunesse qui appartiennent à mes membres.

Ces mots, ma soeur, te paraitront prononcé par le poéte, — un seul est poéte, mon amie, celui dans la fable du quel d'après ses plans nous avons reçus et jouons ces rôles; celui, d'après les plans duquel encore il m'est donné maintenant d'entrevoir dans la fastidieuse réalité la sagesse de l'art et la poésie, et de te la confier — il finira avec nous son allégorie, et alors, mon amie, avec lui, en lui et ensemble nous jouirons avec sérénité de l'ouvrage, de l'artiste et de nous-mêmes.

Le cri de ma plume sans doute, comme le sifflement de ma bouche, embarasse ce que je veux dire, et il est difficile de dire ce que l'on sent; ce que l'on tait serait plus facile à dire. Il est une langue mystérieuse qui nous est parlé, mais qu'il ne nous est pas donné de parler à notre tour, une langue qui n'est écrite que dans le seul grand livre; c'est de cette langue qu'essayent de traduire les poétes d'entre les hommes; de cette langue aussi, mon amie, que je suis déterminé à vouloir traduire pour toi en français par l'intermédiaire de l'allemand, des choses aussi grandes que sont peut-être les sottises que j'écris. Pardonne à mon ignorance!

Je comptais te voir au printemps prochain, et voilà que je suis renfoncé plus avant dans mon sable.

8.

Ceres an Chamisso.

Paris, novembre 1805.

De joie, de consolation, que personne ne parle, entretenous-nous de vers, de tombeaux, d'épitaphes; que la poussière soit notre papier et avec les armes qui tombent de nos yeux, traçons nos chagrins dans le sein de la terre, etc. etc. Shakespear.

C'est là commencer bien tristement ma lettre, mon chèr et bon ami; tandis que je devrais mettre tous mes soins à dissiper la teinte sombre de tes idées, il semble que je prenne à tâche de l'augmenter; ne m'en veux pas, car à bien m'examiner je crois découvrir que ce qui cause ma plus grande peine est d'être séparée de toi et de penser que c'est probablement pour toujours: cette idée me tourmente plus que tout le reste. En vain je veux être calme, mon frère, lorsque je me représente que tu dois être — — qu'allai-je dire! sois heureux, je m'efforcerai d'être contente, il y a longtems que j'ai renoncé à chercher pour moi le bonheur, je ne puis plus jouir que par celui de ceux que j'aime. Je n'entrerai aujourd'hui, mon cher Adelbert, dans aucun détail sur ce que je prétends devenir, il n'y a encore rien de décidé, bien que je suis toujours ferme dans la résolution que j'ai prise de vivre seule; cela est de toute nécessité si je veux disposer de moi et de mon fils; je t'en dirai plus dans ma première. Adieu, écris-moi souvent; pour la vie ta dévouée soeur Cérès.

P. S. il y a aujourd'hui illumination pour la prise de Vienne.

J'ai reçu ton billet daté de Berlin.

9.

Ceres an Chamisso.

Il est bien vrai, mon ami, j'ai dû vous paraitre indiscrète, egoïste même, en manquant au si vif désir de vous voir pendant votre séjour à Paris, je sens si bien mon tort, que je veux le réparer; vous connaissez assez le genre d'amitié que j'ai pour vous, pour croire que c'est sans rancune que je vous dis toutes choses, eh bien que ce mot gêner dont vous vous êtes servi, m'aie choquée dans le premier moment, je puis l'employer à présent sans fiel; pour ne pas vous gêner, mon bon frère, je vous préviens donc que je ne serai pas à la maison dimanche, je n'y serai pas non plus toute la semaine qui vient, mais je compte assez sur l'attachement que vous m'avez voué, pour croire que vous voudrez bien me marquer par un petit mot, le jour où vous devez quitter la capitale et surtout celui où vous pourrez prendre congé de moi, car pour cela je ne vous en tiens pas quitte.

Malgré que je serai obligée, demain, de vous faire passer pour malade chez ma soeur Isabelle, qui espérait le plaisir de vous voir, je suis bien certaine de n'avoir pas besoin d'employer des sermens pour vous persuader que tous mes voeux sont pour votre santé et votre bonheur, vous êtes habitué à croire sur parole

votre amie

Céres.

Mon adresse est Madame Cérès Duvernay, rue du Verneuil, St. Germain No. 29 près la rue du Bacq.

Samedi 20 decembre, 3 heures.

10.

Ceres an Chamisso.

Paris, 17 avril 1806.

C'est si peu mon intention de me dérober à tes recherches, mon bon Adelbert, que sans que tu m'en parlasse je t'avais donné mon adresse dans la lettre que je t'écrivis au mois de décembre et que je t'adressais à Delbach; tu me reproches ainsi injustement de t'oublier puisqu'il est vrai que sans compter celle dont je ne me rappelle pas, je t'ai envoyé 2 lettres depuis le mois de février: dans l'avant-dernière je te faisais part du malheur que j'ai eu de perdre ma vertuense et bonne mère et j'osais même exiger de ton amitié que tu portasses pendant quelque tems un signe de deuil; tu le feras je n'en doute pas et tu le dois même, par reconnaissance, d'après ce que je lui avais dit, elle avait conçu pour toi, mon frère, une vive affection et désirait extrêmement te voir; dans cette même lettre où je te donnais mon adresse et où je te proposais de recevoir à la place de ton amour rompu une alliance que j'ai porté longtems; ma mère m'avait chargé de mettre quelque chose d'elle; je l'ai écrit dans le moment exactement comme elle disait, mais je ne puis plus me rappeler ses propres paroles. J'ai fait, ô mon ami, une perte affreuse, l'image d'une si tendre amie, d'une mère si chérie, est incessamment devant mes yeux, je ne pourrai cesser de la pleurer. Si cependant quelque chose peut contribuer à rendre mes larmes moins amères, ce sera la pensée que ses enfans ont tout fait pour rendre ses derniers momens moins douloureux et que ni l'art ni les soins ne pouvaient la sauver. Tu es

dans une grande erreur, mon chèr Chamisso, lorsque tu crois que je puisse être irritée contre toi, non, à présent aurais-tu l'intention de m'offenser, tu ne le pourrais pas, je suis liée à toi pour toujours; j'ai trop perdu pour ne pas veiller à ce qui me reste. En songeant à ma mère, ton idée m'est présente, tout ce que je puis éprouver de sentimens retombe sur toi.

Tu m'écriras toujours poste restante pour éviter toute confusion; mais sitôt ton arrivée à Paris, viens me trouver rue de Verneuil faubourg St. Germain No. 29 entre la rue du Bacq et celle de Beaune; je demeure avec mon père, tu demanderas chez le portier Mme. Duvernay. Adieu mon ami,

pour la vie ta Cérès.

Ecris-moi bientôt et dis-moi quand tu comptes venir. Je t'aurais écrit plus longuement mais il m'est survenu des visites.

11.

Ceres an Chamisso.

Paris, 7 juin 1806.

Serait-il bien possible, mon frère, que je te revisse sous si peu de tems et à Paris! ta dernière lettre, mon ami, a rappellé dans mon coeur un sentiment que je n'espérais plus y retrouver, la joie m'a fait oublier un instant toutes mes peines!

Tu as pris une subite et grande résolution, mon Adelbert, la chose est faite et je t'en applaudis, mais permets à ta soeur quelques mots à ce sujet; il me semble qu'il n'aurait pas été inutile dans les circonstances

actuelles de faire faire par tes parens ou tes amis, des démarches auprès de notre empereur; tu étais si jeune lorsque tu quittais la France que je ne vois aucune difficulté, au cas où tu demanderais du service, il est vrai que si ce n'est pas là ton intention, tu n'as pas besoin de protection, aussi je ne t'en parle, mon ami, que dans la crainte que j'ai de te voir quitter encore une fois ta patrie et je n'ai cette crainte que parceque la fortune s'oppose à ce que je l'abandonne pour et avec toi.

Comme je désirerais te voir une fois seule, lorsque tu viendras à Paris, aye la bonté, mon frère, de ne venir le matin que de 11 heures à 3 et l'après-diner de 6 à 9, après je te présenterai à mon père. Annonce-moi bien exactement le tems de ton arrivée, afin que je me trouve pour te recevoir; toute la matinée, je la passe à la maison occupée avec mon César mais l'après-diner je sors ordinairement pour le faire promener; je serais désolée si je savais que tu fusses venu et que je ne m'y fusse pas trouvée. Adieu mon bon et chèr ami, écris-moi bientôt et aime autant que tu en est aimé

ta Cérès.

P. S. Je vaist e renvoyer encore l'adresse que tu me demandais il y a quelque tems, crainte que tu l'aye perdu. Mme. Duvernay, rue de Verneuil No. 29 entre la rue du Bacq et celle de Beaune, c'est près le pont-royal. Quant à moi il faut toujours m'écrire poste restante, car il serait possible que l'on remit tes lettres à mon père et qu'il les ouvrit sans y faire attention.

Adieu encore une fois. Pour la vie à toi. César t'embrasse, c'est un vrai diable et me donne beaucoup d'occupation.

12.

Ceres an Chamisso.

16 août 1806.

As tu bien osé, cruel frère, m'écrire que tu renonçais sans murmurer à l'espoir de revoir ton amie! Si je t'aimais moins, il y aurait eu assez de cet aveu pour que je me brouillasse à jamais avec toi, mais tu connais ma faiblesse et te permets d'en abuser, cela n'est pas généreux; ce n'est pas aujourd'hui mon jour de gronder, ainsi ne crains plus de reproche pour cette fois au moins, d'ailleurs cela ne m'aigrit pas, car j'ai absolument besoin de tes conseils, je me trompe, ce ne sont pas des avis que je veux avoir, je suis déjà décidée, mais je te somme au nom de la tendre amitié qui nous lie à me dire avec toute la franchise qui te caractérise, sans égard aux suites, résultats ou conséquences, ton sentiment sur le sujet que je vais entamer; il s'agit de mariage, ce mot une fois tracé tu t'imagineras tout comprendre, cependant cela demande explication. J'ai des parens, tu le sais, j'en suis aimée autant que je les aime, ils souhaitent me voir heureuse et tranquille, cela est assez naturel, depuis trop longtems le jouet de la fortune, ils redoutent pour moi l'avenir autant qu'ils sont affligés du passé; on me représente sans cesse sous des couleurs vives et effrayantes le sort d'un être qui renonce sans retour aux sentimens qui doivent faire le bonheur de la vie; on m'engage par tout ce qui peut faire impression sur mon esprit et sur mon coeur à ôter toute inquiétude sur moi à des amis tendres et sincères qui ne désirent que mon bonheur, enfin pour mettre le comble à la persécution on me présente un

homme dont le mérite pourrait vaincre la prévention la plus obstiné et je l'avoue je n'en ai aucune contre lui. C'est un émigré qui retournant dans sa patrie a retrouvé assez des biens que les circonstances l'avaient forcé d'abandonner pour espérer rendre une femme heureuse du côté de la fortune; il m'aime, il désire m'épouser — — — ma réponse est faite, je ne te la communiquerai qu'après avoir reçu la tienne, rien ne peut me faire changer, ainsi parle haut avec ta soeur, mon ami, mon Adelbert, tu sais combien je t'aime, aime assez ta Cérès pour que tes sentimens soient conformes aux siens, réponds moi promptement, dis moi si tu comptes encore revenir en France bientôt. Sur-tout, bon frère, de la franchise, tu est averti, rien ne peut me faire revenir sur ma première décision, tu connais la simplicité de mes goûts, la fortune ne saurait me tenter, une chaumière, une bibliotèque et un tendre ami peuvent seul faire le bonheur

de ta dévouée

Cérès.

P. S. Le sujet que je viens de traiter était trop important pour que tu exiges que je parle d'autre chose, je te dirai seulement que j'ai été hièr à la fête du 15 pour l'amour de César, en le voyant sur les bras de la personne qui m'accompagnait qui l'élevait un peu pour qu'il put mieux voir, mon coeur soupirait après toi, mon frère, mon bon frère, quelle reconnaissance je t'aurais témoigné pour ta complaisance si, comme je n'en doute pas, tu en as fait autant.

13.

Chamisso an Ceres.

Tu es déjà décidée — ta réponse est faite, rien ne peut te faire changer. Cela est bien, Cérès, et quand tu me demandes des conseils, voilà les seuls que j'aie à te donner: consulter ton coeur et te décider irrévocablement toi-même pour toi-même.

Si ma soeur a prononcé un oui irrévocable, que son coeur lui ai dit: qu'elle pouvait faire le bonheur d'un homme, qu'elle estimait et dont elle était aimée, qu'elle-même pouvait être heureuse avec cet homme, sans penser à moi-même, je la féliciterai avec sincérité, car l'idée du «sort d'un être qui renonce sans retour, aux sentimens qui doivent faire le bonheur de la vie» est lugubre, est effrayant quand elle revêt l'image d'une personne vivement chérie.

Si mon amie a prononcé un non tout aussi irrévocable, la conscience d'avoir obéi à son coeur et resisté à toutes séductions étrangères, à celles-ci même qui sont les plus dangereuses, aux indiscrètes sollicitations de ceux qui nous aiment et qu'il est cruel d'affliger, sevère consequence. — — —

Ta lettre, Cérès, m'invite à être hardi — et je veux l'être — j'aurai à réfléchir que l'affection qu'elle m'a vouée, a pu l'empêcher de voir le bonheur là ou elle l'aurait peut-être cherché sans cette affection, et quand je dépouillerai tout égoïsme — cette considération pourra m'affliger, m'affliger si je n'avais l'espoir de pouvoir créer là où j'ai détruit; eh bien, je connais ses gouts, la fortune ne saurait la tenter, une chaumière, une

bibliothèque et un tendre ami peuvent seul faire son bonheur, eh bien, je lui dirai, trouvons la chaumière et je t'offre le tendre ami.

Je suis extrêmement ignorant sur ce qui regarde ma fortune, je sais que ce serait pour l'instant fort peu de chose.

Je suppose toujours un non prononcé. «Une chaumière», dit elle, «et un tendre ami» — elle n'a donc pas fait encore de réponse dans la solitude, mais elle me nomme son ami. — Si je ne suis pas un fou que son coeur trompe, je peux lui dire aujourd'hui —

Si tu peux préferer de m'appartenir à appartenir à un autre, eh bien, si tu a voulu n'être pas à un autre, veuillez encore être à moi — et quelque soient les circonstances actuelles (après avoir aussi longtemps éprouvé notre coeur, nous y pouvons croire) quels que soient les circonstances, échangeons nos promesses.

Si rien ne me détermine autrement, le roi ne refusera ma démission et je compte l'exiger aussitôt que cela sera ferable, c'est-à-dire aussitôt que notre régiment sera remis sur le pied de paix.

14.

Ceres an Chamisso.

Paris, 25 septembre 1806.

Ah! mon ami, mon frère, que tu connais peu, que tu juges mal mon coeur, combien ta dernière lettre m'a affligée! Oses-tu le croire, Adelbert, que je veuille des sacrifices! moi qui pourrait sacrifier tout, jusqu'à mon

bonheur pour assurer le tien! Apprends à me mieux connaître et lis dans le sens où elle est écrite cette réponse très déterminée que tu me demandes. Il est possible que je ne sois jamais à un autre, mais je fais ici serment de n'être jamais à toi. Agis à présent, mon frère, comme il conviendra, et travaille à ton bonheur et souviens toi de ce que je t'ai si souvent répété, Cérès ne peut plus jouir que de celui des autres. Continue à m'écrire, mon chèr Chamisso, à me dire tout ce qui t'intéresse, parle moi de tes projets, ne vois plus en moi qu'une soeur qui t'est tendrement attachée et qui ne désire rien avec plus d'ardeur que de pouvoir te prouver autrement que par de stériles voeux son dévouement.

Si des circonstances imprévues, des évènemens dont je n'ai pas même l'idée, me forçaient à changer mes résolutions actuelles, que dans un tems je me crusse obligée de céder à des persécutions qui pourraient se renouveller et se renouvelleront sans doute à la première occasion, alors je te demanderai une grace que je suis sûre d'avance d'obtenir; ce serait de brûler toutes les lettres que tu as reçus de moi; si elles ne t'embarassent pas, j'espère que tu les garderas longtems, car il s'en faut de beaucoup que je regarde comme probable que l'on trouve d'assez bonnes raisons pour me persuader. Suis-je exacte? je crois que tu n'auras pas à te plaindre, à peine ai-je eu lu ta lettre, que j'ai pris la plume pour y répondre, je voudrais que ce papier que je tiens en ce moment dans mes mains fut déjà dans les tiennes; mon Dieu, je ne me pardonne pas d'être cause de ton indécision sur ce que tu dois marquer à ta famille.

Adieu mon frère, mon bon ami, rappelle-toi quelquefois qu'il existe en ce monde, un être qui t'aime autant que tu mérites de l'être et crois que rien ne pourra t'éloigner du coeur de

Cérès.

J'ai lu ce que tu m'as écrit, avec tant de précipitation que je n'ai pas d'abord réfléchi sur toutes les expressions, avant de fermer ma lettre j'ai voulu repasser la tienne et suis justement choquée d'un mot que j'y vois et qui ne devait pas s'y trouver. *Si tu t'es trompé*, dis tu mon ami, *les suites, résultats et conséquences* seront le *ridicule* qui couvrira ta lettre et auquel tu la livres; il est vrai mon frère, tu t'es trompé, mais je ne pensais pas qu'il te fut permis d'employer avec ton amie une semblable expression; tu as oublié là et dans d'autres passages à qui tu écrivais. Du reste c'est bien à moi à qui tu t'adresses, lorsque tu désires que je te dise ce que je pense de l'empire que tu sais prendre sur toi-même, tu as compté sur mon orgueuil, car avec d'autres je crois que tu n'aurais tiré vanité d'une chose qui ne saurait manquer de leur déplaire.

Adieu mon frère, je ne veux pas parler politique, je crois que l'on ouvre les lettres, d'ailleurs tu dois savoir aussi bien que moi, malgré que tu n'en dise rien, les nouveaux malheurs qui nous menacent tous. Le roi de Prusse est fou, sur ma parole, c'est-à-dire son conseil, car lui je l'aime trop pour l'accuser; au reste j'espère que tu es persuadé que dans cette affaire toute ma sollicitude retombe sur toi. Adieu, pour la vie ton amie Cérès. César t'embrasse de tout son coeur, il désire bien te revoir.

15.

Ceres an Chamisso.

Paris, 8 mars 1807.

Je suis charmée que tu te plaise où tu est, j'aime trop sincèrement mes amis, pour désirer les avoir près de moi, lorsque je ne puis contribuer à leur bonheur. Je te dirai pour nouvelle, que mon fils va entrer ces jours-ci, au Prytanée de St. Cyr; toi qui connais ma tendresse pour lui et qui sais à peu près les sacrifices que j'ai faits pour l'avoir toujours près de moi, tu te feras une idée de mes inquiètudes et des chagrins que j'éprouve, lorsque je songe qu'il faut m'en séparer; tout le monde ici me dit que c'est pour son bien, aussi je ne puis plus souffrir voir personne. Cesaire est accouchée d'un garçon, elle te dit bien des choses, ainsi que ses dames. Apropos, j'ai appris que tu n'étais sorti de chez Isabelle la veille de ton départ qu'à minuit, j'espère que tu auras eu la générosité, si tu a été grondé chez ton frère en rentrant de dire qu'il n'y avait pas de la faute de Cérès.

C'est la dernière fois que je te dirai toi, si mon futur savait les libertés que je prends, il m'en voudrais beaucoup, malgré que ce soit un excellent homme.

Tu as eu bien raison de le penser, en effet, mon cher Adelbert, je n'aurais pas écrit la première, avec la meilleure volonté, cela ne m'eut pas été possible, sitôt que je te l'aurais dit, je gage que tu devineras le pourquoi, c'est, mon ami, que tu ne m'avais pas laissé ton adresse et que je ne trouvai pas convenable de la faire demander chez ton frère.

Je crois que l'écriture nous apprends qu'il y a plus

de joie dans le ciel, pour un pêcheur qui se convertit que pour 99 justes; je m'en remets à votre sagacité, Monsieur, pour l'application de ces paroles.

Tu as tort, mon frère, de douter de ma franchise, je n'ai pas toujours pu, il est vrai, te satisfaire, sur ce que l'intérêt que tu prénais à moi te faisais désirer de savoir, mais si tu veux me rendre justice, tu te rappelleras que si j'ai eu quelques fois des réticenses, c'était lorsque les choses ne me regardaient pas seule, pour mon coeur il t'a toujours été ouvert et ce n'est pas à moi qu'il faut s'en prendre, si tu n'y a pas lu tout ce qu'il te disait.

Cette idée de mariage me déplait, surtout à présent que je vais être privée de César, si je ne craignais de passer pour une femme trop légère, en vérité, je me dédirais. Adieu, je ne veux plus parler de tout cela, car je prendrais de l'humeur. Adieu mille fois, écris-moi, tu vois que je ne fais pas attendre la réponse. Mon papa te remercie de ton souvenir, Mr. de Montcarel te dit aussi beaucoup de choses, il va partir incessament. Adieu, j'avais envie de te gronder sur ce que tu avais rendu ton écriture inlisible, mais en regardant ma lettre, je vois que je n'ai plus aucun droit de le faire, puisque la mienne est pire encore.

Rappelle-moi, je te prie, à Monsieur Lafoye.

Dis-moi un peu plus en détail ce que tu fais, et ce que tu veux faire. Tu rencontreras nombre de gens qui t'intéresseront plus, mais jamais qui s'intéresseront plus à toi que ta dévouée

amie et soeur

Cérès.

16.

Ceres an Chamisso.

Paris, 17 mai 1807.

Je dois vous paraitre bien négligente, mon cher Chamisso, voilà deux mois que j'ai reçu votre dernière lettre et vous n'avez pas encore de réponse; ce n'est pas que je vous aime moins qu'à l'ordinaire, mais j'ai eu tant de chagrin lorsqu'il a fallu me séparer de mon pauvre César, que je crois que je n'avais plus la tête à moi. Vous me faisiez espérer que j'aurais le plaisir de vous voir sous peu à Paris, seriez vous parti sans me dire adieu? mon silence vous aurait-il fâché au point de vous faire négliger d'en connaitre la cause? non, je ne veux pas me figurer cela, je dois toujours vous voir tel que vous êtes, c'est mon intérêt qui l'exige, j'ai besoin de vous estimer et de vous aimer. Cela me gêne beaucoup de ne plus vous dire toi, il me semble que cela répand du froid dans mes expressions, car pour mes sentimens, ils sont toujours les mêmes. Sur ce que m'a dit une personne intéressée dans la chose, j'ai pu m'apercevoir qu'il était tourmenté de la grande familiarité qui regnait dans notre correspondance, aussi ai-je promis de ne plus vous tutoyer, il faut bien céder quelque chose à un époux futur, surtout lorsqu'il n'exige rien, qu'il ne fait que prier, d'ailleurs il est si bon que je me ferais un cas de conscience de le chagriner. J'espère que vous croyez, mon cher frère, que ce n'est que par ce que je lui en ai dit et non par vos lettres qu'il a su la manière dont nous nous écrivions; je n'ai pas le droit de faire lire dans votre coeur, mais je crois avoir celui d'ouvrir le mien, je veux que

l'on me connaisse telle que je suis, cela me sauve de l'embarras.

Le futur a fait sa demande en forme à mon père, il a été accepté, je suis promise, mais le mariage est différé pour une cause trop longue à expliquer par lettre.

Adieu, mon cher Adelbert, je vous aime tout autant que je vous ai aimé et je ne crois pas mal faire; écrivez-moi souvent, pensez bien que vous n'avez pas au monde une meilleure amie que

Cérès.

P. S. Soyez sans inquiètude sur vos lettres, elles ne seront jamais lu que par votre amie.

17.

Ceres an Chamisso.

Paris, samedi, 20 juin 1807.

Serait-il donc vrai, monsieur, que si je ne vous écris pas, je ne dois aucunement espérer d'avoir de vos nouvelles? Cela n'est pas joli, il est impossible que vous croyez que je vous oublie, vous devez toujours supposer que des événemens, des accidens, des affaires au moins m'empêchent de vous dire combien je pense à vous; j'ai eu des affaires, en effet et de plus sérieuses, mais pour vous punir de négliger ainsi une soeur qui vous aime, vous n'en saurez pas un mot. Vous voyez que je n'ai pris qu'une demi feuille de papier pour preuve que mon intention n'est pas de vous en dire bien long, il faut que je prenne ma précaution, je me connais, avec vous, je suis toujours prète à fléchir,

lors même que vous ne demandez rien. Adieu, mon bon ami, mon frère, écrivez-moi le plus souvent possible, votre dernière lettre m'a affligée; peut-être les scènes douloureuses dont vous avez été témoin, ont elles contribuées à répandre ainsi du sombre dans vos idées. Prénez courage, mon cher Adelbert, le bonheur sera un jour la récompense de vos vertus, c'est le voeu le plus ardent de

votre dévouée amie

Cérès.

Mon père et ses dames vous remercient de votre aimable souvenir. Pour Mr. de Montcarel, il n'est plus dans ce pays-ci.

18.

Ceres an Chamisso.

Paris, 10 juillet 1807.

Votre silence, cher Adelbert, me cause beaucoup d'inquiètude, il est impossible que vous consentiez à vous séparer de votre amie, peut-être pour toujours, sans au moins lui dire adieu par écrit, il n'est non plus pas croyable que vous m'aimiez moins, votre coeur ne saurait être ingrat et un attachement du genre du nôtre, doit être éternel. Seriez-vous malade, mon bon frère? mais pourquoi m'attrister, n'est-il pas plus probable qu'une liaison d'amour vous fait négliger tant soit peu l'amitié; oh! pour cela, je le souhaite de tout mon coeur, je vous ai toujours aimé pour vous-même, je désire votre bonheur pardessus tout, trouvez une femme charmante, dont l'unique étude soit de vous rendre

heureux, je n'aurais plus qu'à remercier le ciel, tous mes voeux seront accomplis! Allons, cher Chamisso, un peu de confiance, vous savez que je ne suis pas méchante, je vous promets de ne voir que par vos lunettes, à une soeur on peut tout dire. Elle est bien belle, bien douce, bien aimante, partout bien aimable — — j'ai commencé son portrait, je vous laisse le soin de le finir, les couleurs qu'employent les amans sont toujours si vives!

Adieu, cher et bon frère, pour toujours la meilleure de vos amies

Cérès.

19.

Ceres an Chamisso.

Dimanche, 16 aout.

J'ai reçu hier votre billet, mon frère, mais je n'ai pu trouver un moment pour y répondre. Je désirerais, mon bon ami, vous dire adieu encore une fois avant votre départ; si vous pouvez vous trouver demain lundi 17, rue des petits Augustins au museum d'Antiquité sur les 11 heures, vous me feriez plaisir, prénez votre passeport car je ne sais si c'est le jour d'y entrer. J'ai reçu des lettres de Berlin, ou l'on me parle beaucoup de vous, il faut que je m'acquitte de la commission dont on me charge vis-à-vis de vous. C'est moi en effet qui suis passée chez vous le jour de votre départ, je voulais vous remettre cet anneau que je vous ai envoyé depuis, et vendredi c'est encore moi qui avait chargé un commissionnaire de vous porter un billet que

l'on m'avait donné pour entendre le te Deum a Notre-Dame. Votre portier ayant dit que vous étiez à la campagne, le commissionnaire me rapporta le billet. Adieu, mon cher Adelbert, tâchez de vous trouver demain au lieu du rendez-vous, j'y serai a 11 précises. Je connais trop bien mes devoirs pour avoir besoin de vous fuir, ainsi je ne crois pas faire de mal en vous voyant encore cette fois.

Pour la vie votre amie

Cérès.

20.

Ceres an Chamisso.

Paris, 13 décembre 1807.

Je suis si honteuse, cher bon frère, d'avoir laissé ainsi vos deux premières lettres sans réponse, que je ne sais, en vérité, par où ni par quoi commencer celle-ci; si je débute en m'accusant sur mes occupations, j'entends Adelbert me dire avec son air de bonhommie; «je croyais que penser à ses amis et leur prouver que l'on les aimait véritablement, pouvait être regardé comme affaire de haute importance» me voilà arrêtée court; une maladie bien conditionnée aurait pu me tirer d'embarras, mais, malheureusement, je n'ai jamais joui d'une santé plus solide que depuis votre départ — — Allons, tout bien considéré, de la franchise, c'est la seule manière de me sauver près de vous, il y a dans l'aveu sincère de ses fautes une certaine grandeur d'âme, qui ne peut manquer d'exciter l'intérèt; il doit faire naitre un sentiment de générosité dans un coeur tel

que le vôtre, je compte la dessus, mon ami, et sans plus de détours je vous avouerai que je suis d'une paresse, mais d'une paresse — — cela ne se conçoit pas. Tous les jours je pense à mon Chamisso, à chaque instant je prends la plume pour le lui dire, la moindre interruption me fait remettre ce devoir au lendemain, le lendemain se passe comme la veille, en bons projets, qui hélas! ne sont jamais mis à exécution. Jugez-donc, bon frère, si les choses tournent ainsi lorsque l'on a que des devoirs agréables à remplir, comment elles doivent aller lorsqu'ils paraissent pénibles! je ne veux pas m'appésantir la dessus, j'ai trop à me reprocher, je suis d'une négligence — ou plutôt d'une insouciance rare.

Je retrouve mon cher Adelbert dans la même situation d'esprit où il était lorsqu'il a quitté Paris, cela me fait de la peine, je suis de l'avis qu'il faut jouir dans le présent et attendre sans inquiètude l'avenir; il me semble que c'est agir selon les vues du créateur, puisqu'il n'a pas permis que nous sachions combien de tems nous devions passer sur cette maudite terre. Un jeune homme de 27 ans, ose dire qu'il renonce à l'amour! Ah! mon pauvre frère, votre mélancolie, votre indécision sur ce qui vous conviendrait, tout enfin prouve le besoin que vous avez de vous livrer à ses charmes; il faut s'occuper, mon ami, on ne saurait passer sa vie dans une inaction totale, pour vous il n'y a que l'Étude ou l'Amour, l'une de ces passions pourra satisfaire un jour votre vanité, si vous vous y livrez absolument, mais l'autre vous donnera le bonheur du moment, et en bonne soeur je vous conseille de chercher à être heureux le plutôt possible, le tems vous semble-t-il long,

faites l'Amour, voulez-vous le trouver beau et agréable dans les plus tristes jours de l'hiver, faites l'Amour, avez-vous des soucis, des chagrins, ah! pour les dissiper, quel ressource que l'Amour! — — A ça, frère, parlons raison, tiens, je crois que l'on pourrait faire plusieurs choses à la fois, j'aime trop les gens instruits pour vous engager à être paresseux, travaillez-donc et le plus que vous pourrez, mais allez en suite vous délasser de vos fatigues auprès d'une femme belle et aimable et surtout qui sache apprécier ce que vaut le coeur de mon frère! — —

Je ne dois pas oublier, cher bon ami, de vous souhaiter une bonne année, ni de vous faire mes complimens pour l'anniversaire de votre naissance; si je croyais que vous ne fussiez persuadé, comme vous devez l'être, que je pense continuellement à vous, je serais chagrine de ne pouvoir vous envoyer un de mes ouvrages pour vous convaincre que Cérès n'a pas besoin d'avoir son frère auprès d'elle, pour s'occuper de lui.

Ce que vous m'apprénez des Ephraim, m'a extrêmement chagriné, je ne m'attendais point à une si fâcheuse nouvelle; engagez-les, je vous prie, à m'écrire, dites-leur que rien me fera plus de plaisir; ne leur parlez cependant pas de ce que vous m'avez dit à leur sujet, de crainte que cela ne leur fasse de la peine. Comme je pense que vous désirez savoir un mot de ce qui me regarde, je vous apprendrai que je suis encore comme vous m'avez laissé, chez mon père; je ne puis pas vous dire précisément le tems où je cesserai d'être à moi, mais vous connaissez trop ma patience pour craindre que je me lasse d'attendre. Mon cher petit César se porte bien, il a passé les vacances à la maison.

Mr. de Montcarel vous remercie de votre bon souvenir; il vous souhaite toute sorte de bonheur.

Adieu, mon bon frère, mon cher ami, écrivez-moi souvent, très-souvent!

Pour la vie votre dévouée amie

Cérès.

21.

Ceres an Chamisso.

Vendredi, 28 avril 1808.

J'eus, jadis, le bonheur de posséder un bon et tendre ami, mais comme, hélas, il n'y a rien de stable en ce monde et que le coeur humain est encore plus susceptible de changement et d'inconstance que les évènemens et la fortune, je me trouve dans la triste position d'avoir perdu cet ami sans cependant avoir rien fait pour mériter ce malheur. Cela m'afflige, je suis une bête d'habitude, il suffit que j'aie aimé une fois pour aimer toujours, et malgré l'ingratitude d'Adelbert, qui parait m'avoir entièrement oublié, il me semble que rien ne pourrait me détacher de lui. Si vous connaissez celui dont je parle, dites-lui donc, monsieur, que ce n'est pas bien, de chagriner un être qui nous est tant dévoué, que ces gens-là sont rares, qui en aimant font abnégation d'eux-mêmes et cependant avec quel légèreté l'insouciant Chamisso blesse-t-il un coeur qui ne l'aime que pour lui! oh oui, ce n'est que pour lui que je l'aime! Car ce n'est pas lui qui peut faire mon bonheur, il a plutôt augmenté mes peines qu'il ne les a adoucies, eh bon Dieu! je crois que je vais lui faire des reproches,

je ne me reconnais pas, je m'arrête avant d'en trop dire. C'est tout ce que l'on peut demander, je sens bien qu'il eut été plus généreux de ne pas commencer, mais, hélas, je suis si loin de la perfection! — —

Que signifie votre silence? je suis inquiète de toi, mon frère, à quoi pouvez-vous donc passer le tems qu'il ne se trouve pas dans la journée ou dans le mois un moment pour dire à Cérès que l'on ne l'a pas oublié! Si vous vous amusez, si vous êtes heureux, c'est tout ce que je désire, mais est il juste de laisser dans la peine, ceux que l'on pourrait en tirer d'un mot?

J'ai beaucoup de chagrin dans ce moment, ainsi ma lettre s'en ressent, je ne suis pas douce, n'est-ce pas? Qui croirait que je passe le tems a chercher les moyens de devenir bonne et de me résigner à tout?

Cela viendra, n'en doutez pas, passez-moi encore ce petit mouvement d'humeur, j'espère que ce sera le dernier.

Ecrivez-moi, bon frère, dites que vous êtes meilleur que votre amie, ce dont je suis persuadée, vous ne me verrez pas éprouver le sentiment bas de la jalousie, mais une noble émulation s'empare de mon coeur et m'enlève ou j'aspire d'attaindre. — On m'enlève mon pauvre César, il part pour la Flêche, ou va s'établir le Prytanée militaire, cela me fâche beaucoup.

Monsieur de Montcarel est parti pour l'Espagne, je suis éloignée de tous mes amis. —

Je vous prie de dire de ma part bien des choses aux Ephraim, engagez bien les jeunes personnes à m'écrire, dites leur que j'espère qu'elles ne m'ont pas oublié, que je les embrasse de tout mon coenr, que j'attendrai de leur lettres pour savoir si elles veulent

recevoir les miennes, j'ai bien pris part à ce qui leur est arrivé de malheureux; en même que je me suis affligée pour Monsieur et Madame Ephraim qui doivent penser tout différent que la fille; la conduite de Mlle. Henriette m'a enchanté, dites-lui que son vieux bête de César l'embrasse ainsi que Z. et ses soeurs. — César aime toujours bien mon Chamisso, et me demande très souvent de ses nouvelles. Mais que répondre?

Adieu, cher bon ami, je vous embrasse comme une soeur peut embrasser un frère chéri, écrivez-moi le plutôt possible.

Pour la vie votre amie

Cérès.

Rue de verneuil no. 29, faubourg St. Germain.

Dites bien des choses de ma part au cher Mr. Bing, je l'aime tout autant qu'autrefois, j'espère qu'il ne m'a pas oublié. — Si vous voyez Mme. Cohen, la jeune, rappelez-moi à son souvenir. —

22.

Ceres an Chamisso.

Paris, 21 mai 1808.

Je ne sais ce que cela signifie, cher bon ami, si vous ne vous êtes pas trompé en datant votre lettre du 10 avril, elle est restée un mois et demi en route, car elle ne m'est arrivée qu'aujourd'hui 21 mai; je vous ai écrit il y a quelque tems, je commencais à me chagriner de ne point recevoir de réponse, il me serait si douloureux d'être oubliée de mon bon frère! mais il est

possible que ma lettre ait été retardée comme la vôtre, ou plutôt qu'elle soit restée à la poste, car je vois par celle que l'on vient de m'apporter, que vous avez changé de domicile, et ma dernière était encore adressée rue frédéric; en voilà assez d'explication, parlons de choses plus intéressantes. Vous me paraissez bien triste, mon Adelbert, votre stile m'a fait beaucoup de peine, ne vous laissez pas aller ainsi à la mélancolie, mon bien tendre ami, à votre âge on a tant à espérer de l'avenir, et avec votre jugement et votre manière de voir, le présent doit toujours paraitre supportable; vous ne me dites pas un mot de vos occupations, peut-être ne vous en faites vous pas assez, je voudrais que vous en eussiez de forcées, fussent-elles même peu agréables, vous sauriez mieux jouir des momens de liberté, c'est un soulagement d'ailleurs, de s'en prendre à la nécessité, on ne peut plus s'accuser de perdre le tems, lorsque c'est le sort qui nous y force.

Permettez-moi de vous le dire, cher frère, il me semble qu'au lieu de retourner à Berlin, vous auriez dû chercher à vous fixer en France, une place, telle médiocre puisse-t-elle être, n'est pas à dédaigner, à 27 ans; il faut commencer par quelque chose, une fois le pied dans l'étrier, tout devient espérance: vous ne pouvez pas, mon Adelbert, former l'odieux projet de passer votre vie dans le célibat, ce serait renoncer au bonheur, selon moi, ce n'est que dans l'état de mariage que l'on peut sentir, apprécier tout ce que la vie a de charme et malgré que je n'aye pas gouté toutes ses douceurs, je m'en fais une haute idée; si donc, cher ami, votre intention est, comme je n'en doute nullement, de vous marier, il faudrait commencer dès

àprèsent, a vous occuper des moyens de rendre celle que vous épouserez heureuse, si vous avez l'âme assez noble pour ne pas chercher la fortune dans la personne que vous choisirez pour la compagne de votre vie, vous l'avez assez délicate pour ne pas vouloir lui donner d'inquiètude sur son existence et la vôtre; le calcul est une vilaine chose, cependant nous sommes dans un si malheureux tems, qu'en dépit de toute philosophie, on est obligé de calculer; au reste, mon bon ami, il vaut mieux avant qu'àprès, occupez-vous d'avance du bonheur de votre future épouse et de vos petits enfans à venir, afin que vous n'ayez plus qu'à jouir dans le tems. Vous ne vous fâcherez-pas, frère, de la liberté, que je prends de vous donner de semblables conseils, je ne les crois pas hors de saison, et je vous aime trop pour ne craindre de vous déplaire; cette phrase n'a pas besoin d'être expliquée à Chamisso.

Je vous dirai, mon ami, que Mr. de Montcarel est parti pour l'Espagne, il y a 2 mois; je reçois assez souvent de ses nouvelles; mon petit garçon part pour la Flêche, ce qui me désole et me rend malade, voilà plusieurs jours que j'ai la fièvre, mais avec du courage, du raisonnement tout ira bien, je l'espère; écrivez-moi bien souvent, cher frère, pensez à ce que je vous ai dit et déduisez-moi les raisons qui pourraient vous empêcher de suivre mes avis. Je ne me maricrai qu'au retour de Mr. de Montcarel, j'ai trouvé cela plus convenable que de l'épouser avant son départ; l'absence éprouve les gens et pour ma tranquillité il faut que toutes les épreuves soient faites d'avance. —

Adieu, mon cher et bon ami, aimez toujours votre

Cérès.

Je suis fâchée, bon frère, que l'amitié vous cause des peines, mais ça ne m'étonne pas du côté de V— la figure de cet homme n'a aucun rapport avec celle de mon Adelbert.

23.

Ceres an Chamisso.

Paris, 1 décembre 1808.

Je vous supplie, frère, au nom de ce que vous avez de plus cher, de faire cesser mes craintes et mes ennuis en me donnant au plus vite de vos nouvelles; il ne se passe pas un jour, où je n'espère recevoir une lettre de mon ami et tous les jours je me vois trompée dans mes espérances. Serait-il possible que je fusse devenue tout-a-fait étrangère à Chamisso! qu'il ne regardât plus que comme un songe notre liaison et la tendre amitié qui nous a unis si longtems l'un à l'autre! ah, cette pensée est trop chagrinante, je ne veux pas m'y arrêter, peut-être Adelbert a-t-il eu beaucoup d'occupation depuis le mois de juin dernier; peut-être le coeur plein d'un sentiment nouveau, a-t il cru que sa soeur devait pardonner une négligence dont l'amour serait la cause? ah! oui, mon ami, je suis prête à vous excuser, à vous pardonner, mais il me faut une raison, une bonne raison, il faut me prouver que vous avez été et êtes mon bien amoureux, ou que — — non, toute autre excuse ne vaudrait rien, je ne l'admettrais pas, on peut quitter ses livres, ses traductions, ses leçons, ses sociétés etc. etc. pour dire à sa soeur, que l'on existe, que l'on se porte bien, que l'on pense quelquefois

à elle, il n'y a qu'une maitresse à qui il soit permis de faire tout oublier, l'amour est un sentiment qui absorbe tous les autres, malheureusement il a plus de force que de durée, c'est pour cela qu'il faudrait être pendu, mais un amant n'est pas obligé d'y voir de si loin. Mon ami s'est plaint quelquefois de ce que je n'entrai pas dans d'assez grands détails avec lui sur ma vie intérieure — — sur mes sentimens — lui répondrai-je que je n'existe pas! que je ne sens ni ne pense! non, il ne voudrait peut-être pas me croire, cependant que dire? il est certain que je ne suis pas morte, mais est-ce là vivre? il est encore vrai que je m'occupe incessamment de q. q. cher, mais est-ce là penser? je m'en rapporte à vous, bon frère; sans mon amour, mes soins et mes inquiètudes, pour ma petite bête, c'est à dire mon César, je serais, je crois, un être fort insignifiant; je deviens chaque jour plus indifférente à ce qui se passe autour de moi et bien que douée d'une certaine dose de philantropie, je ne vois le bonheur que dans la solitude, mais la solitude absolue, c'est mal! bien mal! ce n'est pas là le but de la nature ou du créateur; il parait que nous avons été crées et mis au monde, pour y vivre en societé, je voudrais pouvoir régler mon imagination d'après ce principe, mais en vérité, cela ne dépend pas de moi, mon fils et un désert — — vous auriez tort de m'appeler égoïste et de croire que dans ce beau rêve de bonheur je songe plus à moi, qu'à mon enfant, au contraire, ce n'est que pour lui que je crains; que sont pour moi tous les êtres qui m'entourent, ils ne peuvent me faire ni bien ni mal, mais ma petite plante précieuse, comment la préserver! — — Je m'aperçois que je deviens

d'une injustice criante, voilà ce que c'est de parler à un ami ou de tout dire. La providence prendra soin de César, et je mets en elle toute ma confiance et je resterai dans le monde pour y faire le bonheur de celui qui sacrifierait jusqu' à son existence, pour assurer le mien, je veux parler de M. de M., je lui dois de la reconnaissance pour son attachement extrême, je voudrais qu'il dépendit de moi de l'aimer comme il m'aime; malheureusement mon coeur sait mieux apprécier l'amitié que l'amour et c'est plus fort que moi, je ne puis montrer que ce que je sens. Mr. M. est de retour d'Espagne, il a éprouvé bien des pertes et des chagrins, depuis qu'il est arrivé, cela m'attache davantage à lui, car je vois qu'il ne souffre de tous les douleurs qu'il éprouve, que par rapport à moi, il espère se marier vers le mois de mai, je ne sais pourquoi, je ne puis jamais dire amen, cependant quelle bizarrerie! je ne m'oppose à rien. Je crois que cela vient de ce que je ne puis pas encore me figurer que tout cela me regarde. Adieu, mon bon ami, gardez le secret sur mes folies, ne dites pas un mot de tout ceci aux Ephraïm, réparez au plus vite vos torts envers moi, mon cher Adelbert, en m'écrivant une lettre bien longue, bien longue, suivez mon exemple, je vous dis tout, ne me cachez rien.

Comptez sur la vive et inaltérable amitié de

Cérès.

Ne dites pas à Henriette que vous avez reçu de mes nouvelles, elle m'en voudrait de ne lui avoir pas écrit. Demandez à Mr. Bing s'il pense quelquefois à moi. Adieu, je vous embrasse de tout mon coeur.

J'attends avec impatience une réponse de mon cher et tendre ami, je le prie de dater sa lettre et de me donner distinctement son adresse.

24.

Ceres an Chamisso.

Paris, 15 avril 1809.

Je suis affligée, mon ami, autant que surprise de ne point recevoir de vos nouvelles; je vous ai écrit quelque tems avant mon mariage, qui a eu lieu le 2 Février de cette année; et vous ne m'avez pas répondu, je suis dans une grande inquiètudé sur votre santé, ne differez donc plus m'apprendre tout ce qui vous regarde, vous savez combien cela m'intéresse! écrivez-moi toujours, mon frère, avec autant de franchise que lorsque nous étions libres tous deux. M. est un excellent et digne homme, il a très-bien senti qu'il ne lui était pas permis de chercher a connaître les secrets de ceux avec qui il n'est pas en relation d'amitié, par cette raison il ne lit point les lettres que m'écrivent mes amis, ainsi parlez-moi comme autrefois avec confiance; (j'entends sur votre manière de voir et d'agir, car pour vos affaires ils ne me regardent qu'en masse, il ne faut que m'apprendre si vous êtes content ou mécontent, je n'en ai jamais demandé davantage). Je ne vous dirai rien de mon mari, je vous en ai assez parlé dans ma dernière, vous saurez cependant que je l'aime et l'estime tous les jours davantage, j'ai trouvé tout ce que je pouvais espérer du côté du coeur et des

sentimens, je ne crois pas qu'il y eut d'homme donc le caractère m'eut plus convenu pour vivre dans l'intimité, aussi on ne peut voir un ménage plus uni que n'est le nôtre, nous n'avons pas encore vu s'élever le moindre nuage entre nous, ce qui est fort heureux, car les commencemens sont assez souvent en mariages comme en autres choses, très difficiles. Je vous dirai aussi qu'à son retour d'Espagne, mon mari a obtenu une place à la cour des comptes, que nous espérons qu'il sera référendaire avant qu'il soit longtems et qu'en attendant sa place lui donne les moyens de vivre fort agréablement; de plus vous saurez que je n'ai pas quitté mon bon père et que j'aime d'autant plus Alexandre qu'il s'accorde mieux avec lui. Mon cher César est toujours à la Flêche, c'est ce qui me désole; il n'y a cependant pas moyen de faire autrement, car puisque toute la jeunesse française est née militaire, j'aime mieux voir mon fils partir à l'armée comme officier, que comme simple soldat. J'ai écrit aux Ephraims et j'ai mis dans leur lettre une feuille que je les ai prié de vous remettre, veuillez-bien me dire si vous l'avez reçu et m'écrire à ce sujet, je ne vois pas sans inquiètude, mon cher Adelbert, votre insouciance, dites moi si votre famille vous informe des choses qu'il est indispensable que vous sachiez? et si vous savez précisément ce qu'il convient de faire?

Je ne dois pas oublier, mon bon ami, de vous rappeler la parole que vous m'avez donné lors de votre séjour à Paris, de brûler toutes mes anciennes lettres; je m'en rapporte parfaitement à mon frère et lorsqu'il m'apprendra qu'il a tenu sa promesse, j'en serai aussi sûre que si j'avais vu l'exécution. Vous me direz,

cher frère et bon ami, ce que vous voulez que je fasse des vôtres, en attendant, croyez bien que personne au monde n'en prendra lecture. Adieu, mon cher Adelbert; écrivez-moi bien vite, j'attends avec impatience de vos nouvelles, dites à votre soeur, que vous l'aimez toujours, songez que je regarderais comme un malheur votre indifférence; pensez toujours que je vous aime bien tendrement et que l'ingratitude est un horrible vice. Mon mari et mon père qui savent que je vous écris ce jour ci, m'ont chargé de les rappeler à votre souvenir. Adieu à présent et toujours

la plus dévouée de vos amies

Cérès.

Pensez, frère, que vous me devez une bien longue lettre en réponse à mes deux dernières, pas d'économie de papier, je vous prie, je ne parle pas d'économie de tems, j'ose espérer que vous aimez assez à le passer avec moi, pour ne pas le regarder comme perdu lorsque vous m'écrivez.

25.

Ceres an Chamisso.

Comol étoit fils d'Albin, le chef de cent montagnes, ses cerfs buvaient de mille ruisseaux, mille rocs répondaient à la voix de ses chiens. Sa figure était la douceur de la jeunesse, sa main la mort du héros. Une il aimait et belle était elle la fille du puissant Conloch. Elle paraissait comme un rayon du soleil entre les autres femmes. Ses cheveux étaient semblables à l'aile du corbeau. Ses chiens étaient dressés à la chasse, la

corde de son arc résonnait sur le vent de la foule. Son âme était fixée sur Comol, souvent se rencontraient leurs yeux pleins d'amour. Leurs courses à la chasse étaient les mêmes et douces étaient leurs paroles en secret. — Mais Gumal aimait la fille, le sombre chef de la nébuleuse Ardven. Il veillait ses pas solitaires, l'ennemi du malheureux Comol.

Un jour, fatigués de la chasse et le brouillard ayant caché leurs amis, Comol et la fille de Conloch se rencontrèrent dans la caverne de Bonan. C'était l'accoutumée retraite de Comol. L'intérieur était tapissé de ses armes, là étaient suspendus cent boucliers de Thong et cent casques de sonnant acier. Repose ici, dit-il, Golvina mon amour, toi, lumière de la caverne de Bonnan, un cerf parait sur lé sommet de Mora; je vais, mais retournerai bientôt. Je crains, lui répondit-elle, le sombre Gumal mon ennemi, il fréquente la caverne de Bonan. Je resterai parmi les armes, retourne bientôt, mon amour. Il va au cerf de Mora. La fille de Conloch veut essayer son amour, elle revêt ses blancs côtés d'une armure et sort de la caverne de Bonan. Il crut voir son ennemi! son coeur battit avec force, sa couleur change, ses yeux devinrent sombres ... il tire l'arc, la flêche vole, Golvina tombe baignée dans son sang. Il court en hâte sur ses traces, appelle la fille de Conloch, point de réponse dans le solitaire roc. Il apperçoit à la fin son — comme battant autour du dart empenné! O fille de Conloch est-ce toi? Il tombe sur son sein.... Les chasseurs trouvèrent le malheureux couple. On le vit après se promener sur la montagne, mais silencieux étaient ses pas autour de la tombe de son amante. La flotte de l'océan parait, il se bât,

l'étranger fuit. Il cherche la mort sur le champ de bataille, mais qui pourrait tuer le puissant Comol! Il jette le sombre brun bouclier. Une flêche trouve son sein mâle! Il dort avec son aimée Golvina, au bruit des flots. Leurs vertes tombes sont vues pas les mariniers qui naviguent sur les vagues du Nord. —

Pourquoi est-tu triste, ô Asmin chef de Gorma environné de mer? Triste! je suis à la vérité et il n'est pas léger le sujet de mes larmes! Calmor, tu n'a pas perdu de fils, tu n'a pas perdu de fille de beauté. Colgon le vaillant vit et Annira la plus belle des filles. Les branches de ta famille fleurissent, ô Calmor! mais Asmin est le dernier de sa race. Sombre est ton lit ô Daura et profond ton sommeil dans la tombe. —

Quand t'éveilleras-tu avec tes chants? avec ta voix de musique? Elevez-vous, vents d'automne, élevez-vous, soufflez sur le sombre champ! Torrents de la montagne, mugissez! Eclatez, vous tempêtes sur le sommet des chênes! Marche à travers les rompus nuages, ô lune! montre par intervalle ta pâle face! apporte à mon esprit cette affreuse nuit où tous mes enfans tombèrent, où Arindal, le puissant, tomba, où Daura, la belle, périt.

Daura, ma fille, tu étais belle; belle comme la lune sur les montagnes de Fusa. Blanche comme la neige tombée; douce comme le caressant zéphir. Arindal, ton arc était fort, ta lance légère dans le combat. Tes regards étaient semblables au brouillard sur les vagues, ton bouclier un nuage rouge dans une tempête. Asmar renommé en guerre, vint et rechercha l'amour de Daura, il ne soupira pas en vain; doux était l'espoir de leurs amis.

Erath, fils d'Ogal, murmura; car Asmar avait tué son frère. Il vint déguisé, semblable à un fils de la mer; charmant était son esquif sur les flots; ses cheveux étaient blanchis par l'âge; calme était son front sérieux. O la plus belle des femmes, dit-il, adorable fille d'Asmin! Un rocher peu distant dans la mer porte un arbre dont le rouge fruit brille au loin, là Asmar attend Daura, je viens pour conduire son amour sur la houlante mer. Elle alla et appella Armar. Rien ne répondit que les fils du roc *), Armar, mon amour! mon amour! pourquoi me tourmentes-tu par la crainte? Ecoute, fils d'Ordnon, écoute, c'est Daura qui t'appelle! Erath le traitre, fuit en riant vers la terre. Elle élève la voix et crie pour son frère et son père. Arindal! Armin! ne délivrerez-vous pas votre Daura?

Sa voix s'entendait sur la mer. Arindal, mon fils, descendait de la montagne, chargé des dépouilles de la chasse, la flêche pendait sur son côté, l'arc était dans ses mains. Cinq chiens d'un gris sombre accompagnaient ses pas. Il vit le féroce Erath sur le rivage, le saisit et le lia à un chêne. Arindal monte dans la barque pour ramener Daura à terre. Armar vint et dans sa fureur laisse fuir une flêche, elle s'enfonce; elle s'enfonce dans ton coeur, ô Arindal, ô mon fils; pour le traitre Erath il périt, la barque s'arrête, il tombe sur le roc et expire! .... Quelle fut ta douleur, ô Daura, lorsque sur tes pieds se répandit le sang de ton frère!

L'esquif est brisé par les vagues, Asmar se précipite dans la mer, pour sauver sa Daura ou mourir, soudain un vent de la montagne vint soulever les flots, il enfonça

*) L'écho.

et ne reparut plus. Seule sur le rocher, battu des ondes, on entendit ma fille se plaindre, fréquents et hauts étaient ses cris et son père ne pouvait la secourir! Toute la nuit je restai sur le rivage, je la vis par le tremblant rayon de la lune. Toute la nuit j'entendis ses cris. Fort était le vent et la pluie battait les flancs de la montagne. Avant que le matin parut, sa voix était faible. Elle mourut comme la brise du soir sur la verdure du roc. Epuisée de chagrin elle expira et te laissa seul, Asmin.

Quand la tempête éclate sur la montagne, quand le vent du nord soulève les vagues, je m'assieds sur la résonnante côte et regarde sur le fatal rocher. Souvent au coucher de la lune, je vois l'esprit de mes enfans. Ils se promènent et tristement s'entretiennent ensemble. Un de vous par pitié ne parlera-t-il pas? ils ne regardent pas leur père. Je suis triste, ô Calmar, et il n'est pas léger, le sujet de mes larmes!

Vous trouverez certainement, Monsieur, que je ne vous envoye pas ce qu'il y a de plus beau dans Ossian, mais j'ai pris une feuille sans choisir, une autre fois vous serez peut-être plus content. Songez que j'ai traduit mot pour mot et que ce n'est pas ma faute si notre langue n'est pas plus expressive, je dis cela pour vous faire plaisir, remarquez bien, car je suis persuadée qu'en ne rendant pas ce poéte si litéralement que j'ai fait, il pourrait bien plaire en français.

26.

Ceres an Chamisso.

Un Décret Impérial, du 6 avril, contient les dispositions suivantes. Titre 1er. — Des Français qui auront porté les armes contre la France — Article 1er. Tous les Français qui ayant porté les armes contre nous, depuis le 1er septembre 1804 ou qui les portant à l'avenir auront encouru la peine de mort, conformément à l'article 3 de la section 1ère du titre 1er de la seconde partie du code pénal du 6 octobre 1791 seront justiciables des cours spéciales. Pourront néanmoins ceux qui seront pris les armes à la main être traduits à des commissions militaires si le commandant de nos troupes le juge convenable. —

2ème Seront considérés comme ayant porté les armes contre nous, tous ceux qui auront servi dans les armées d'une nation qui était en guerre contre la France, ceux qui seront pris sur les frontières ou en pays ennemi, portant de congés de commandants militaires ennemis; ceux qui se trouvant au service militaire d'une puissance étrangère, ne l'ont pas quitté ou ne la quitterons pas pour rentrer en France, aux premières hostilités survenues entre la France et la puissance qu'ils ont servi on qu'ils servent; ceux enfin qui, ayant pris du service militaire à l'Etranger, rappelés par un décret publié dans les formes prescrites pour la publication des loix, ne rentreront pas conformément au dit décret dans le cas toute fois où, depuis la publication, la guerre aurait éclaté entre les deux puissances etc. etc. Titre 2ème Les Français qui sont au service militaire d'une

puissance étrangère avec ou sans autorisation et qui n'auraient pas porté les armes contre nous depuis le 1er septembre 1804 sont tenus de le quitter au moment ou les hostilités commencent entre cette puissance et la France, et d'y justifier de leur retour dans le delai de trois mois à compter du jour des premières hostilités. Suit, ce que doit faire le français rentré, pour être admis dans son département ou à Paris au nombre des autres citoyens. Titre 3ème Tous Français au service militaire de l'Etranger sont tenus de rentrer en France dans les délais fixés par le décret de rappel, de justifier de leur retour sous peine etc. etc. etc. S'il résulte de l'instruction que l'accusé était au service militaire de la puissance étrangère désignée dans le décret de rappel et qu'il n'a pas obéi, il sera dans le cas où la guerre aurait éclatée entre la France et cette puissance, puni conformément à l'article 3, section 1ère titre 1er 2ème partie du code pénal du 6 octobre 1791. Si la guerre n'a pas éclatée entre les deux puissances, l'accusé sera déclaré mort civilement, ses bien seront confisqués.

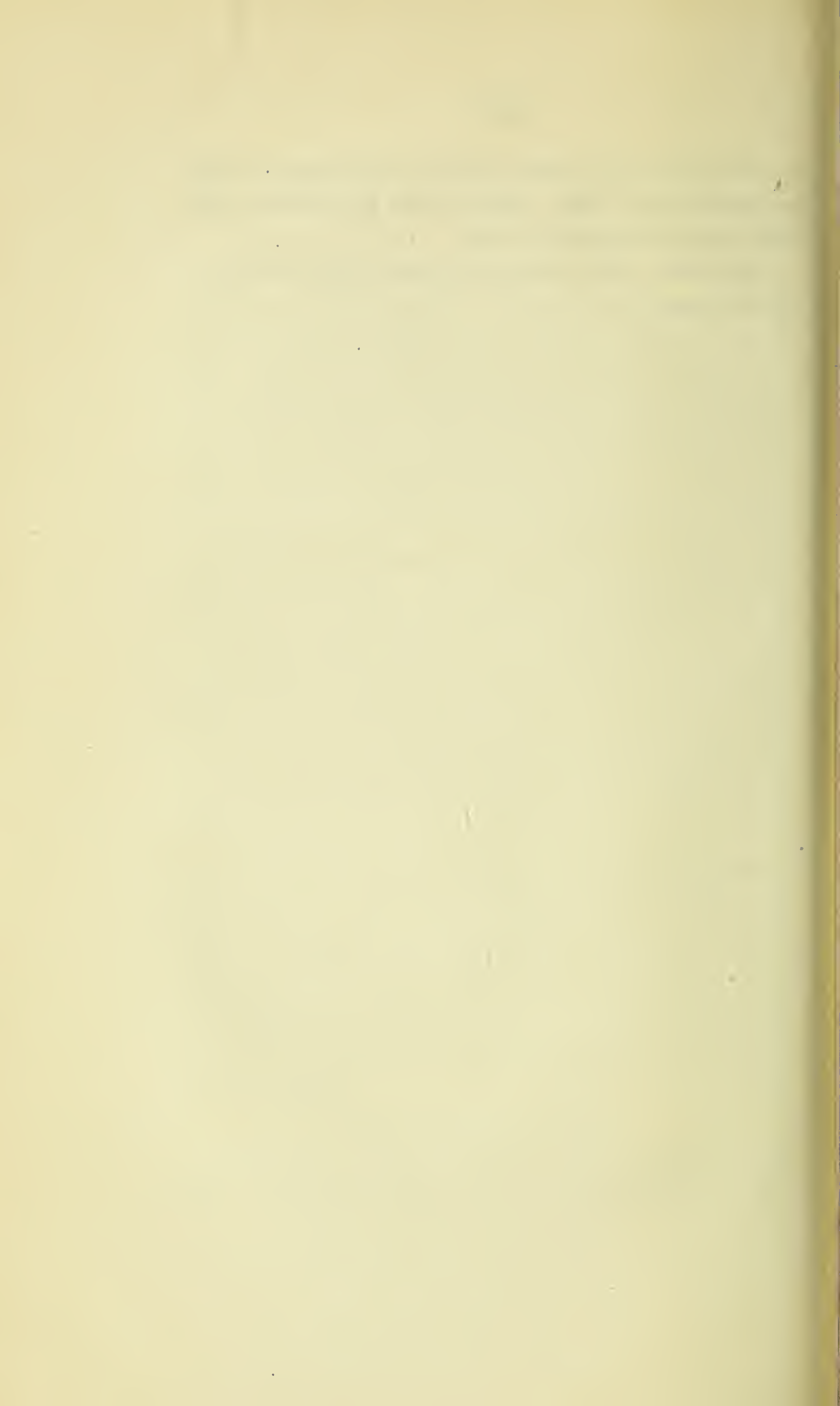
Si vous désirez avoir de plus grands renseignemens, écrivez-moi à ce sujet, je répondrai à vos questions en lisant les loix, je ne vous parle de cela qu'au cas où vous ne pourriez vous procurer le code pénal ou les décrets qui — tous les jours, au reste je pense que votre famille vous informe de toutes choses, voilà pourquoi je ne me suis pas permis jusqu'ici de vous entretenir de celle-ci.

Lisez ceci s'il vous plait.

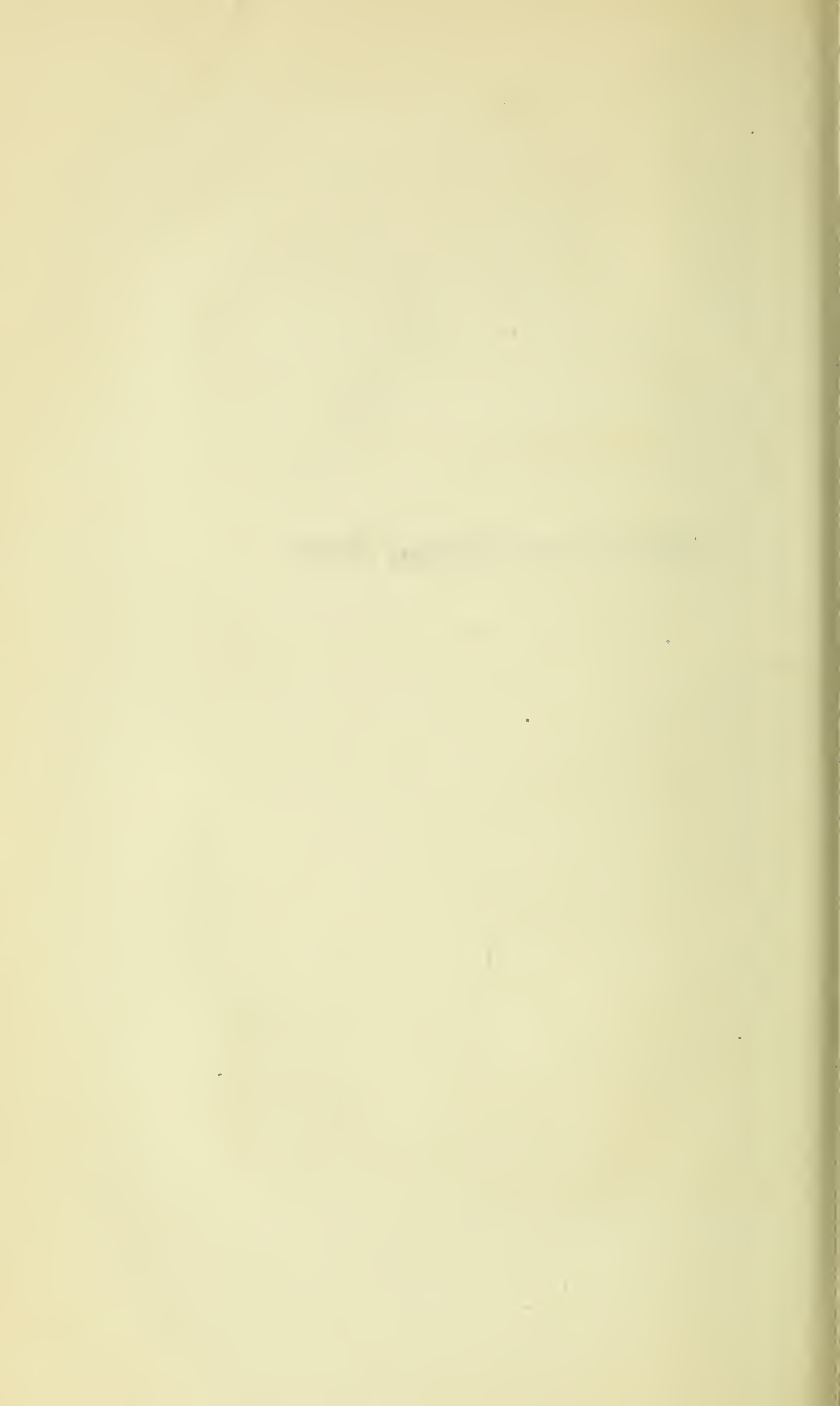
Je prie mon aimable et chère amie de remettre cette feuille à un jeune homme de sa connaissance et de

la mienne à qui je n'ose l'adresser directement; je suis persuadée qu'une lettre doit parvenir plus intacte sous votre couvert que sous le sien.

Dites-moi, s'il vous plait, dans votre première, s'il l'a reçue.



Reisebrief von Ludwig Tieck.



Ludwig Tieck an Bernhardi.

(Das Original hat 68 kleine Oktavseiten.)

Erlangen, 1793.

Liebster Freund!

Ich hatte mir es schon immer vorgenommen, Ihnen etwas von meiner Reise nach dem Fichtelberge zu erzählen und so will ich Ihnen denn sogleich das Versprechen, das ich stillschweigend gethan habe, erfüllen, so gut ich es nur kann, da ich nun schon vieles, was mir vor fünf Wochen noch ganz frisch im Gedächtniß war, ganz rein vergessen habe. Ueberhaupt, welch ein armseeliges Ding ist das Gedächtniß und die Einbildungskraft des Menschen; er durchreist die Welt, alle seine Sinne streben gleichsam das All der Schönheiten zu verschlingen, und kaum ist es genossen, so dürstet er schon nach neuem Genuß, weil der vorige schon auf ewig verschwunden ist. — Ich fange aber wahrhaftig ordentlich wie die alten Chrien mit einem Allgemeinsatz zu erzählen an, hinweg damit, — aber vorher noch eine Bitte, wenn es Ihnen nicht zuwider ist, so zeigen Sie doch diesen Brief meiner Schwester, ich habe ihr sehr lange nicht geschrieben und ich weiß, daß ihr alles, was sie von mir sieht, Freude macht. —

Wenn Sie eine Charte von Franken oder noch besser von Bayreuth zur Hand nehmen, so wird Ihnen unser Herumziehn sehr viel Spaß machen. —

Am Freitag vor Pfingsten bestiegen wir am Morgen um 5 Uhr unsre Rosse, bei einem sehr schönen hellen Himmel und einer angenehmen Luft. Wir hatten in einem Mantelsack Wäsche und Kleider bei uns, den, wie wir ausmachten, jeder abwechselnd hinter sich auf's Pferd schnallen sollte, ich machte den Anfang. Erlangen liegt in einer sehr schönen Ebene, man hat eine weite Aussicht, über grüne Wiesen und Felder, die Sonne war erst eben aufgegangen und gab der Landschaft noch größeren Reiz. Wir ritten zum nördlichen, zum Bayreuther Thor hinaus. Gleich wenn man über die Erlanger Brücke kömmt, findet man den Altstädter Berg, der einen äußerst angenehmen Prospect bildet. Mehrere kleine Häuschen liegen unter Bäumen den Berg hinauf, unter diesen ist auch das Altstädter Schützenhaus (Erlangen theilt sich in Alt- und Neustadt) daher ist es Sonntags hier manchmal sehr voll; man kann selbst in der Stadt den grünen Berg mit seinen schönen krausen Bäumen sehn. Man reitet bis Bayersdorf immer neben angenehmen Wiesen, bei Bayersdorf (einer kleinen Stadt $1\frac{1}{2}$ Stunde von Erlangen) sieht man die kleine Vestung Forchheim sehr deutlich, durch die ich auf meiner Hierherreise kam. Neben Bayersdorf steht ein altes verwüstetes Schloß, welches die Forchheimer im 30jährigen Kriege eingeschossen haben. — Schon unterwegs hatte ich viel von meinem schwankenden Mantelsack leiden müssen, ich ließ mir daher hier bei einem Sattler neue Rieme schneiden um ihn fester binden zu können. — Während dieser Zeit kam ein gewisser Hofmeister Meyer zu Fuß hereingegangen, der den Tag zuvor ein groß Aufhebens

von einer Reise nach Bayreuth in einer schönen Chaise gemacht hatte. Viele Leute hatten uns sogar gerathen, diese Gelegenheit zu benutzen, wir hatten es aber zu spät erfahren und hatten uns während dem Reiten vorgenommen, ihm unsern lästigen Mantelsack bis Bayreuth mitzugeben, — und nun kam er selbst zu Fuß gegangen, die erwartete Chaise war ausgeblieben. Wir lachten zusammen darüber und sprachen mit ihm, in Streitberg sollten wir auf ihn warten und er wollte sich dort ein Pferd miethen, um mit uns reiten zu können. Wir beschlossen auch, weil es gerade so schön Wetter wäre, über Sans pareil zu reisen und von da erst nach Bayreuth, da wir uns vorher vorgenommen hatten, nach Bayreuth zu reisen und von dort nur einen Abstecher nach Sans pareil zu machen. — Wir ritten nun weiter, die Gegend und das Wetter wurden immer schöner, wir kamen durch mehrere sehr reizend liegende Dörfer, die Berge wurden nach und nach immer größer, die Gegend immer romantischer, bei Hirschberg liegt an einem gegenüberliegenden hohen Berge eine kleine Capelle äußerst schön und einsam, auf dem Rathsberge bei Erlangen kann ich sie immer ihrer Höhe wegen sehn und ich freue mich jedesmahl. Dann kamen wir durch Ebermannstadt, eine kleine katholische Stadt, Cruzifixe und Heiligenbilder findet man allenthalben hier, selbst an den Landstraßen im Ueberfluß, die Leute im Bayreuth'schen und der ganzen Gegend sind prächtig, wie ich denn überhaupt die Katholiken lieber leiden mag, als meine frostigen Religionsverwandte, sie haben noch weit mehr vom religiösen Enthusiasmus, sie sind alle sehr freundlich und höflich, sie gehn ganze Strecken mit, um einem den Weg zu zeigen; wenn man nach dem Weg frägt, sind gleich 6 Leute da, die antworten wollen, im Wirthshause kommt einem oft die ganze Familie entgegen,

kurz, sie sind meistentheils so zuvorkommend höflich und freundlich, als ich es nie geglaubt hätte, da man immer von der Tücke der Katholiken gegen Lutheraner so vieles spricht. In Ebermannstadt waren alle Leute sehr freundlich, besonders die Frauenzimmer, die im katholischen fast alle blond sind, blaue Augen und einen gewissen schwärmerischen Madonnenblick haben, die Männer haben fast alle ganz schwarze Haare und sehn aus wie die Petrus und Judas auf ihren Gemählden, einen scharfen festen Charakter, die Bilder und Gemählde müssen gewiß viel auf die physische Bildung des Volks wirken, da die Weiber sie täglich sehn und doch wenigstens zuweilen in eine wirkliche Begeisterung gesetzt werden. — Hinter Ebermannstadt reitet man immer durch ein äußerst romantisches Thal, durch das sich die Wisent in vielen Krümmungen schlängelt, zu beiden Seiten ziemlich hohe Berge, gradeaus ebenfalls Berge vor sich, ich habe noch wenig so schöne Tage als diesen genossen, es ist eine Gegend, die zu tausend Schwärmereien einladet, etwas düster melancholisches und dabei doch so überaus freundlich, — o die Natur ist doch an Schönheit unerschöpflich! hier nur ist der wahre Genuß, eine schöne Gegend veredelt den Menschen, eine schlechte macht ihn kleinlaut und scheu, die erhabene stimmt ihn erhaben, — nur in einer solchen Gegend schöne, brave Republikaner! — O Schweiz, Frankreich, — wenn ich doch hinfliegen könnte, mit genießen und mit für die Freiheit sterben! — Bis Streitberg sind von Erlangen 4 Meilen, o Freund, was ist das ein ganz andrer Weg, als von Berlin nach Potsdam, wo man gähnt und einschläft und nur Sand und kleine Fichten und preußische Wappen sieht! — Vor Streitberg kömmt man noch durch Geiseldorf, — dann kamen wir in Streitberg selbst an. Es liegt im Thale zwischen

Felsen, die meist bewachsen sind, 2 Schlösser stehn sich gegenüber, das eine im Dorfe selbst, steht noch fast ganz und ist ein Magazin, das andre auf dem gegenüberstehenden Berg ist größer, aber es besteht nur noch aus Ruinen. Sie kennen meine Vorliebe für das romantische Mittelalter, solche Ruinen sind mir immer äußerst ehrwürdig, für die Phantasie hat das Mittelalter sehr viel anziehendes und der Verstand findet es immer kräftiger und vorzüglicher als unser schaales Jahrhundert. — Ich und Wack. erstiegen nun den Felsen von der beschwerlichsten Seite, aus zu großer Eil' verloren wir den Weg und hatten nun mit manchen Mühseligkeiten zu kämpfen. Auf dem Felsen sind gleichsam mehrere Auswüchse, einzelne Klippen ragen drohend an manchen Stellen hervor, die Burg heißt Neideck. Wir kamen oben an. Sie ist so groß, wie ich noch bis jetzt keine einzige solche Veste gesehen habe, sie hat doppelte Marken gehabt, mehrere Thürme, große Gräben und selbst auf einen hohen Felsen gelegen. Man hatte von oben eine köstliche Aussicht über die ganze Gegend hin, besonders nach Muggendorf zu, wo die bekannten Hölen sind. — Dort sind durch die Wiesen mehrere Canäle gezogen und durch ein Fenster der Burg sah es gerade so aus, wie die gewöhnlichen Landcharten von Holland, es machte das schönste Gemählde und durch ein jedes Fenster sieht man eine neue Landschaft. Wir kletterten viel in den wüsten Steinhaufen umher und traten dann nach Streitberg unsern Rückweg an. — Man hat dort treffliche Forellen und sie schmeckten uns nach der Wanderung sehr gut. — Das Wirthshaus liegt charmant und ich möchte wohl einige Zeit in Streitberg wohnen, man sieht die Burg grade über vor sich, ein kleiner Bach fließt unter den Fenstern vorbei; man hört die Bäume rauschen und Mühlen aus der Ferne klappern. —

Ein gewisser Rebmann hat einen Roman geschrieben Heinrich von Neideck, der äußerst armseelig ist, indessen wenn Sie ihn bekommen sollten, so sehn Sie ihn durch, es kommen manche von diesen Gegenden darin vor. —

Nachmittag brachen wir wieder auf, Meyer holte uns ab, es war keine Zeit übrig, die Muggendorfer Hölen zu besehen und wir verschoben dies auf eine andre Zeit. Man muß im Dorfe einen ziemlich hohen Berg hinabreiten, der auch ziemlich steil ist, — oben aber hat man eine göttliche Aussicht, man sieht über alle Berge hinweg, ein Thal bis nach Erlangen hin, auf dem Rathsberg bei Erlangen sehe ich auch Streitberg ganz deutlich. — Hinter Streitberg sah ich die erste Wallfarth, eine Menge Leute gingen langsam und singend ihre Straße fort, dann lachten sie wieder und waren lustige Männer, Weiber und Mädchen; sie wallten zu einem wunderthätigen Marienbilde hin, in der Gegend von Culmbach. Eine solche Wallfarth muß wirklich nicht ganz unangenehm sein. — Jetzt kamen wir durch mehrere schöne Gegenden, ein Dorf, dessen Namen ich aber vergessen habe, lag besonders schön auf einer Ebene mit grünen Hecken und Bäumen rund um eingefaßt. Ich und mein Pferd, ein großer Rappe, hat viel Courage, wir setzten mit großer Freude über Gräben und Hügel hinweg; es war aber auch eine schöne Gegend und sehr schönes Wetter. — Bei einem Dorfe kamen wir an einen sehr steilen Berg, wo ein schmaler Fußsteig weit näher führte als der Fahrweg, man wollte es aber nicht wagen, diesen Fußsteig zu reiten, bis ich auf Meyer's Bedenklichkeiten und Wack. Furchtsamkeit gar nicht achtend, im Gallop hinauffsprengte, aus Schaam folgten nun auch die andern Herrn und nachher war es ihnen sehr lieb. — Wir kamen durch Holfeld, einem kleinen bambergischen Städtchen,

das äußerst schön liegt: es ist etwas abentheuerlich gebaut, dann kamen wir über ein paar Dörfer und durch einen sehr angenehmen Wald, allenthalben herrscht hier Frölichkeit und Thätigkeit, das Land ist fruchtbar, alle Gärten sind mit schönen grünen Hecken eingefaßt, alle Leute sind gesund und munter. — Soviel man den Charakter eines Volks nehmlich im Vorbeigallopiren bemerken kann, denn es ist leicht möglich, daß eben so viele, oder noch mehrere krank und verdrießlich waren, viele unthätig, — aber an dem Tage trat alles heiter vor meine Seele und die ganze Natur ist dem Menschen, wenn er poetisch gestimmt ist, nur ein Spiegel, worin er nichts als sich selbst wiederfindet. — Wir kamen in Wunses an, einem kleinen niedlichen Dorfe im Thale, das ist der Geburtsort des berühmten Taubmanns, eines eben so großen Gelehrten als Hofnarren, eines Mannes, der in seinem Zeitalter ein ganz außerordentliches Lumen war, — er war der Sohn eines Schuhmachers in diesem Dorfe, und man zeigt den Fremden noch das Haus, in welchem er geboren ist. Wir stiegen ab, und besahen es, es ist eine kleine, unansehnliche Hütte und ich konnte mir die Jugend Taubmanns und sein erstes Leben in diesem Hause recht lebhaft denken. — Wir stiegen wieder auf und kamen nun in Zwerniß oder Sans pareil an. Die Gegend umher ist nicht im mindesten schön, aber von dem dortigen Garten werden Sie wahrscheinlich schon gehört haben, denn er ist sehr bekannt. Es war schon Abend, wir bestellten nun ein Abendbrot und gingen nun sogleich nach dem Garten; Sans pareil ist 4 Meilen von Erlangen. — Es ist wirklich eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß hier in einem Walde eine Menge sehr großer Felsmassen ganz isolirt stehn, die von Natur Hütten und Grotten bilden, die Steine ragen kühn und wildverzerrt

aus der Erde hervor und stehn unter Bäumen in einer Gegend, wo man sonst weiter gar nichts von Felsen sieht, ich habe noch wenig gesehn, was einen so abentheuerlichen Eindruck macht. — Nachher habe ich bemerkt, daß die ganze Gegend hier herum einen solchen Charakter hat, bis Streitberg (3 Meilen) findet man solche Felsen, sie werden aber nach und nach immer kleiner, und verschwinden endlich unter den gewöhnlichen Feldsteinen, nach Bayreuth zu ist es gerade eben so, eben so noch die Gegend von Culmbach. — Man fand diese Erscheinung hier bei Zwernitz auf einer Jagd und hat nun aus diesem Walde einen Garten gemacht, der äußerst feenhaft ist. Die großen Felsenparthien im Walde, das große und wilde, das dadurch in der Phantasie hervorgebracht wird, ein gewisser Tunnel ist äußerst schön, — aber dadurch hat der Garten auch sehr viel Einseitiges, es ist kalt drin, man findet nichts als Wald und Felsen, um eine Aussicht zu haben, muß man sehr hoch steigen, — und in jedem Garten ohne Ausnahme geht doch immer die hohe, heilige Empfindung verlohren, die die Natur in uns hervorbringt, in Wörlitz hab' ich das so oft empfunden und hier war es wieder derselbe Fall — das Rauschen eines Waldes, ein Bach, der vom Felsen fließt, eine Klippe, die im Thale aufspringt, — es kann mich in einen Taumel versetzen, der fast an Wahnsinn grenzt; in Sans pareil ist gewiß so wenig Kunst als möglich, aber ich dachte doch beständig daran, daß ich in einem G a r t e n sei, von jedem Gange wußte ich, er führt mich zu einem andern Felsen, fände ich von ohngefähr alle diese Parthien in einem Walde, o dann würden sie mich unendlich mehr entzücken, ich suchte sie dann, aber in einem Garten läuft mir die Natur gewissermaßen immer mit allen ihren Plätzen nach — und ist die Natur dann so auffallend

sonderbar, wie hier, gränzt sie so sehr an's Bizarre — dann findet bei mir wirklich kein eigentlicher Genuß der Schönheit statt. — Eine Parthie war, die mich doch gan bezauberte, die Vulkanshöle, (alle Nahmen sind aus dem Télémaque genommen) es ist ein ordentliches kleines Thal, rundum von Felsenmassen eingeschlossen. — Ein kleines Theater ist im Garten auch im Freien angelegt, auf dem sonst gespielt ist, es ist ganz im Geschmack des Gartens, die Coulissen sind Steine, die mit vielen kleinen Steinen bunt gemacht sind, das Parterre besteht aus einer großen natürlichen Felsenhöle, die fast fürchterlich gewölbt ist, und unter der man gebückt hinaufgehn muß. — Für die Nacht und den Mondschein giebt es vielleicht nichts Schöneres, als diesen Garten, — illuminirt müßte er völlig zum Bezaubern sein. — Als wir heraustraten, schwebte noch so eben der letzte rothe Duft der untergegangenen Sonne um die Wälder, mit vielen verdorbenen Empfindungen ging ich zum Wirthshause zurück. — Das Essen war schlecht, ermüdet schlief ich desto besser.

Sonnabend. Zweiter Tag.

Das Menschchen ist ein veränderlich Ding, das ist schon eine sehr alte Sage. — Noch vor einigen Jahren, wie konnt' ich da den Tag nicht erwarten, wenn eine Reise ausgemacht war, wie konnt' ich mehrere Nächte nicht schlafen, wie horcht' ich, wenn der Wagen herbeirollte, mein Herz klopfte, mir war, als müßte mich die ganze Stadt beneiden, — und jetzt bin ich gegen diese, sonst meine größte Freude so kalt. Ich erwarte ganz gelassen die Stunde der Abreise, ganz trocken überlasse ich mich der Zeit, wie sie mich von einem Orte zum andern bringen will, so sehr entzückt mich keine Gegend mehr, als in meiner Kindheit, die schönsten

Blüthen der Phantasie sind bei mir schon lange abgefallen. — Am Morgen besahen wir mit dem Castellan von Sans pareil noch einmahl den Garten, es war etwas trübes Wetter, er führte uns auch in die Gebäude herum, die sehr wenig sagen wollen. — Es kommt jetzt hier in Erlangen bei Walther eine Beschreibung mit Kupferstichen von Sans pareil heraus, vielleicht können Sie sie in Berlin zu sehn bekommen. — Wir hatten uns etwas zu lange aufgehalten, und als wir zurückkamen, war unser Begleiter Meyer schon nach Culmbach, seiner Vaterstadt, abgereist. Wir ritten nun auch weiter. Die Gegend um Sans pareil ist sehr unangenehm, sie hat sehr etwas Wüstes. Allendorf, ein Dorf, liegt sehr niedlich, wir ritten recht steil hinunter, Wackenroder's Pferd hatte ein Eisen verlohren, und mußte hier neu beschlagen werden, ein ziemlich breiter, aber nicht tiefer Bach floß durch das ganze Dorf und gab ihm ein sehr romantisches Ansehn. — Nachher war die Gegend wieder ziemlich uninteressant, wir ritten über mehrere Kalkberge, hatten bald Aussichten, bald gar keine, so kamen wir endlich auf die Chaussee nach Bayreuth. Am letzten Dorfe vor Bayreuth ist ein Garten, der Phantasie heißt. — Dies Dorf liegt äußerst schön, wie ein Amphitheater eine Anhöhe hinan gebaut, unten eine sehr große Kluft gerissen und am jenseitigen Ufer wieder einzelne Häuser. — In dieser großen Kluft eben ist der Garten angelegt, es war ein prächtiger Anblick. — Hinter diesem Dorfe steht eine alte Linde, die wirklich merkwürdig ist, ihr Stamm, glaub' ich, hat über 20 Klaffter im Umfange. — Etwas weiter hin geht die Chaussee ziemlich bergab, Wack. Pferd war müde, und stürzte recht stark, Wack., der kein recht starker Reiter ist und dem dies eine ungewohnte Erscheinung war, fing laut an zu schreien, ich mußte noch lauter lachen. —

Wir kamen nun in Bayreuth an, die Straße ist mit einer Art von Kalksteinen gepflastert, ich ritt stark und mein Pferd stürzte noch stärker, da vom Fahren mehr Stellen so glatt, wie polirt sind. — Wir kehrten im goldenen Anker ein, es wurde gerade gegessen, ich setzte mich also sogleich zu Tische. — Die Gesellschaft bestand aus lauter Offizieren und Schauspielern, die gerade dort spielten und einem französischen Grafen, der schon lange in Deutschland wohnte und den ich am ersten Tage auch immer für einen Schauspieler ansah. — Die Offiziere waren so armseelige Geschöpfe, als man nur armseelig sein kann, ihre Unterhaltung war ohngefähr die, wie man sie bei den hallischen Studenten, die recht dicke Freunde sind, antrifft wenn sie besoffen sind, — nun werden Sie gewiß die beste Idee davon haben können: schimpfen, schlagen, dummen Witz machen; keinen Funken von Verstand oder Laune, die allergemeinste Lustigkeit des Pöbels, mit einem Phlegma des Geistes und einer Faulheit des Körpers, die ordentlich eckelhaft, — sie waren im höchsten Grade preußisch, denn so rohe Offiziere trifft man gewiß unter keiner andern Armee an. Die Schauspieler waren etwas mehr genießbar. —

Nach Tische ließen wir uns frisiren und zogen uns an, dann besahen wir uns die Stadt. Sie ist etwas größer als Erlangen, fast alle Häuser sind sehr gut gebaut, wenigstens alle aus Steinen, die Stadt hat sehr viele und sehr angenehme Spatziergänge, besonders eine doppelte Allee, die um einen See herumführt. Auch die Gegend um die Stadt ist vorzüglich. — Ich erkundigte mich dann nach den Pferden und der Stallknecht versicherte mich mit der ernsthaftesten und treuherzigsten Miene von der Welt: „die Pferde sollten gewiß mit Vergnügen an Bayreuth denken.“ — Am Abend gingen wir ins Schauspiel,

Hieronimus Knicker von Dittersdorf ward gerade gegeben; die Poesie des Stücks ist so, daß man auf diese Art unendliche (sogenannte) Intriguen aneinanderreihen könnte, und ein Stück so ununterbrochen ein Paar Jahr in eins fortspielen könnte. Die meisten Schauspieler spielten elend. — Am Abend war ich wieder in der fatalen Gesellschaft der Offiziere, von denen einige bald mit mir bekannter wurden, denn es ist mein Grundsatz, keine Gesellschaft ohne Ausnahme zu vermeiden oder zu fliehen, wenn ich gerade nichts bessers zu thun habe, oder nicht in einer besonders ernsthaften oder poetischen Stimmung bin, wenn man Menschen will kennen lernen, muß man sie auch sehn und hören, vom elendesten läßt sich immer noch etwas lernen, und sie ertragen zu können, gehört ja mit zu der edelsten und einzig wahren Toleranz. — Wackenroder hatte viel dagegen einzuwenden.

Sonntag. Dritter Tag.

Am Morgen ging Wackenroder zum Regierungsrath Spieß; es ist nicht der fruchtbare Schriftsteller, sondern dieser ist Theaterdichter in Prag. Er hatte Briefe von Berlin aus an ihn mitgehabt und sie ihm von Erlangen geschickt. Wir waren beide auf den Abend eingeladen. — Nun gingen wir zusammen zu einem andern Regierungsrath, dessen Namen ich nie habe behalten können, wir waren schon gestern dagewesen um einen Brief vom hiesigen Professor Mehmel abzugeben, er war nicht zu Hause gewesen und wir hatten bloß seine Töchter besuchen können: — heut war er da, er ließ sich gerade frisiren und sprach mit einem Kammersecretair. Er hatte unsern Brief schon gelesen und wir setzten uns auf's Sopha. — Er sprach kein Wort mit uns, sondern redete fast eine Viertelstunde

ununterbrochen mit seinem Kammersecretair fort. — Endlich fuhr er uns mit einemmahle an: Was Teufel, wie kommen Sie denn nach Erlangen? — (Er wußte nehmlich, daß wir Berliner waren.) — Wir entschuldigten uns so gut als möglich, da es ihm nicht recht zu sein schien, daß wir dort studierten. — Er fing wieder an, die unterbrochene Materie mit seinem Kammersecretair fortzusetzen. Er war mit Frisiren fertig und stand auf und ging an einen Schrank. Er holte eine Flasche heraus und schenkte ein Glas Liqueur ein, in der andern Hand hielt er einen guten Nürnberger Pfefferkuchen, er reichte ihm beides. Ich entschuldigte mich, daß mir der Liqueur zu stark sein würde. — A was, sagte er, ein Student muß alles fressen und saufen können! — Ich trank und aß also munter und fing nun an eben so mit ihm zu reden, wie er mit mir, so genirten wir uns beide nicht. Nun wurden wir recht gut miteinander bekannt und wir sprachen sehr viel vernünftiges und dummes Zeug miteinander, denn er schien von beiden ein gleich großer Liebhaber. Der Mann war äußerst gutmüthig, er war schon sehr alt und vom Podagra und einer Menge Krankheiten geplagt, er saß auch zu viel und mochte in seiner Jugend wohl sehr lustig gewesen sein; er klagte über seine Schmerzen und machte in demselben Augenblick wieder einen Spaß. Er fragte uns ob wir nicht die Eremitage sehen wollten, (einen großen Garten bei Bayreuth) wir sagten ihm, wir hätten den Nachmittag dazu bestimmt, er und der Kammersecretair boten sich zu unsern Begleitern an, wir sollten sie nur Nachmittags abholen. Recht vertraut gingen wir von einander. — Wir hatten auch Briefe an den Hofkammerrath Turnesi abzugeben, er wohnt auf dem brandenburger, oder S. Georgen am See, eine Vorstadt, die etwas über ¼ Stunde von Bayreuth liegt, er

ist der Oberste über den Bergbau im Bayreuthschen und zugleich Direkteur des Gast- und Irrenhauses, das auch sich auf dem Brandenburger befindet. Er war nicht zu Hause und wir gaben unsre Briefe ab und traten den Rückweg an. Von Bayreuth führt nach dem Brandenburger eine schöne Allee, gleich vor dem Bayreuthschen Thore ist ein Basrelief auf einer Säule, auf welcher sich ein Mensch befindet, der mit dem Pferde stürzt, in einer angesetzten Unterschrift liest man, daß dies ein, ich weiß nicht welches Markgrafen gewesener Kammerzwerg sei, der hier mit dem Pferde gestürzt und gestorben sei; wir lachten lange über den Ausdruck gewesener Kammerzwerg, gleichsam als wenn es nur auf den Zwerg angekommen wäre, auch Heiducke, oder Läufer, oder Flügelmann zu sein. — Nun gingen wir noch zu einem jungen Professor Boje, an den wir auch von Mehmel einen Brief hatten. Er führte uns noch in der Stadt herum, zeigte uns die öffentlichen Spatziergänge, auch in ein paar Kirchen gingen wir hinein, hinter dem Schloß ist ein großer und unangenehmer Garten. — Ich habe mich schon oft über den seltsamen Patriotismus der Leute gewundert, daß sie sich alle Mühe geben, einem den Ort, wo sie wohnen, recht reizend zu machen, geflissentlich suchen sie alles unangenehme zu verbergen, und zeigen einem Alles, von dem sie nur irgend glauben, daß es Vergnügen gewähren könne, selbst Studenten machen es so, die doch nun nicht einmal an dem Ort, den sie bewohnen einheimisch sind: jeder Tadel der Stadt, glauben diese Leute, fällt auf sie zurück, — und doch haben sie sie nicht gebaut. Allen Fremden, die ich je in Berlin herumgeführt habe, habe ich mir Mühe gegeben, Berlin recht abscheulich zu machen, — was geht mir der Ort an, wo ich geboren bin? — Bayreuth hat ein wirklich großes

und prächtiges Opernhaus. — Das Wetter war nicht so recht, in Bayreuth ist es auch schon merklich kälter, als in Erlangen, wegen der nahen Berge. Recht hungrig ging ich zu Tische, mußte aber, weil es gerade erster Pfingsttag war, noch ziemlich lange warten. — Die Gesellschaft war wie gewöhnlich, die Offiziere hier sind selbst so dumm, daß sie nicht einmahl vom Kriege und von den Franzosen dumm sprechen können, was doch jetzt gewiß die meisten Offiziere und Fähndrichs in der Welt thun. —

Nach Tische gingen wir zu dem alten Regierungsrath und eine hübsche Chaise erwartete uns schon, er und der Kammersecretair setzten sich ein und so fuhren wir sehr schnell nach der Eremitage, die anderthalb Stunden von der Stadt entfernt ist. Als wir da waren, regnete es und wir gingen in's Wirthshaus und tranken Caffee. Noch in keinem einzigen Wirthshause habe ich so vortrefflichen Caffee getrunken, ja bei Reichards ausgenommen, nirgend in der ganzen weiten Welt als hier. Diese Wirthin hatte das große Arkanum aufgefunden, die feine Delikatesse, mit der der Caffee behandelt werden muß. Als es ausgeregnet hatte, gingen wir mit dem Kammersecretair in den Garten, der alte Mann mußte seiner schwachen Beine wegen zurückbleiben. — Die Eremitage ist auf einigen sanften Hügeln angelegt, und das macht, besonders in den Thälern einige sehr schöne Parthien, auch einige Aussichten sind recht artig, einige sehr große Alleen aber sind besonders schön. Das Gewächshaus ist sehr groß und hat sehr viel fremde Pflanzen. Die Wasserwerke sind wirklich prächtig, sie gingen nur gerade nicht; an einigen Stellen springt das Wasser in unendlich vielen Bogen, die ein ordentliches Gewölbe bilden, unter welchem man in der Hitze sehr angenehm spatzieren gehen kann. — Eine Rotunda ist ganz und gar

von Bayreuthischem Marmor erbaut, der weit feiner als der schlesische ist und auch eine weit schönere Politur annimmt. Die Eremitage gefiel mir, ohngeachtet der vielen Künsteleien mehr als Sans pareil, sollte ich an einem Orte leben, so würde ich jenen wählen, Wackenroder war der entgegengesetzten Meinung. — Als wir ins Wirthshaus zurückkamen, erwartete uns schon ein vortrefflicher Burgunder, den besonders ich sehr zu schätzen wußte. Der gastfreie Regierungsrath lud uns dann zum Soupé in seinem Hause ein und bedauerte es sehr, als er hörte, daß wir schon bei Spieß engagirt wären. Wir fuhren sehr schnell zur Stadt zurück und gingen dann zu Spieß. — Wir hatten eine große, brillante Gesellschaft befürchtet, aber wir hatten uns geirrt, die Leute in Bayreuth wissen besser zu genießen, es war ein kleiner Familiencirkel, seine Frau, seine Töchter, sein Sohn, ein Offizier und ein Fräulein, er selbst saß und spielte ihnen auf dem Clavier etwas vor. — Ich hatte ihn schon vor 1½ Jahr in Berlin bei Reichardt kennen lernen und wir erneuerten jetzt unsre Bekanntschaft, er war sehr höflich, doch ohne sich und uns zu geniren, er spielte weiter und dann wurde getanzt. — Sein Sohn machte sich indeß mit mir bekannt, er war einfältig aber sehr gutmüthig und er wurde sehr zutraulich. Ich habe überhaupt gefunden, daß viele junge und alte Leute sich leicht an mich attachiren, weil es jetzt immer mein einziges Studium ist, so natürlich als möglich zu sein, nicht grob aber auch nicht blöde, keine Art von Prätension, keinen Charakter anzunehmen, das Gespräch auf nichts hinzureißen, worüber ich etwas sagen könnte, und keiner Materie auszuweichen, ich will bloßer M e n s c h sein. — Wackenroder hat sehr etwas Verschlossenes, keiner wagt sich an ihn so leicht und bei aller seiner Bescheidenheit hat er ein

sehr imponirendes Ansehn, sehr etwas altes, weil er von je an wenig mit jungen Leuten umgegangen ist. Schlimm ist es, daß seine Solidität nicht aus Erfahrungen entstanden ist, er ist kalt und gesetzt, ohne daß dieser Charakter aus einer inneren Nothwendigkeit entstanden wäre, er ist die Ideen nicht durchgegangen, die nothwendig sind um einen reellen soliden Charakter hervorzubringen, der unerschütterlich ist, — man zeige ihm das, was er jetzt verachtet, von einer reizenden, von einer poetisch schönen Seite, und er wird schwächer sein, als die, die er itzt verachtet. Er hat von je an allen Umgang vermieden, der ihn hätte belehren können, er hat daher wirklich sehr wenig Menschenkenntniß, er haßt und verachtet, ohne sich in die Seele dessen, den seine Verachtung trifft, hineindenken zu können, Sie werden wissen, wie schädlich eine solche Erhebung über die Menschheit ist, wie sehr sie zur schrecklichsten Intoleranz führt, zum Menschenhaß. — Sagen Sie ihm aber nichts, von dieser meiner Offenherzigkeit, ich habe selbst mit ihm oft davon gesprochen, er scheint mich aber immer nicht recht zu verstehen, am wenigsten meine Behauptung: das höchste Streben müsse dahin gehn, bloßer Mensch zu sein, sich selbst keine Rolle vorzuspielen; diese Idee verwahrt wenigstens vor der fürchterlichen Einseitigkeit, mit der so viele Menschen andre Menschen unbarmherzig beurtheilen: so versteh' ich jetzt den Ausdruck der Stoiker: der Natur gemäß leben und die Lehre Christi: seid frölich mit den Frölichen und traurig mit den Traurigen; — Seid human, ein Wort, was sehr schön, alles das in sich faßt. — Doch, o verzeihen Sie, — aber Sie werden mich gewiß verstanden haben. — Der Offizier begleitete das Fräulein zu Hause und wir setzten uns zu Tische. Schon während dem Essen kamen eine Menge junger sehr hübscher Mädchen, die neu=

gierig waren, uns zu sehn, sie setzten sich um uns her, ohne mitzuessen. — Nach Tische wurde wieder gespielt und gesungen und Spieß und seine Frau verließen uns, um uns nicht im mindesten zu geniren. Erst wurde getanzt, gesprochen, gelacht, — noch ein junger Mann (Commissair, Secretair, Kriegsrath, weiß der liebe Gott was er war, genug, er war sehr dumm) hatte sich noch zu uns gesellt. Das Pfeifchenspiel ward vorgeschlagen. Ich und Wackenroder waren neugierig das Spiel kennen zu lernen. Wenn Sie es nicht kennen, so will ich es Ihnen doch beschreiben, denn es ist wirklich sehr witzig und Sie können vielleicht eine Gesellschaft dadurch amüsiren. Man brachte eine kleine Pfeife, an die ein seidenes Band gebunden war. Eine Dame verband mir die Augen, indeß das Pfeifchen herumgegeben ward, und nun ausgemacht, es sollte jemand pfeifen, entdeckte ich, wer es gewesen wäre, so käme er dann an meine Stelle. Man nahm mir die Binde von den Augen, die Damen hatten einen sehr engen Kreis um mich geschlossen. Plötzlich höre ich hinter mir pfeifen, ich kehre mich um, kann aber nicht entdecken, wer es gewesen ist, indem ich mich noch umsehen will, pfeift man wieder hinter mir, man lacht, ich kehre mich um, lasse mir von dem einen Mädchen ihre Hände weisen, finde aber nichts. Wieder hinter mir gepfiffen! und so ging es mehrmals fort, so daß ich die Schnelligkeit gar nicht begreifen kann, mit der die Pfeife von einem Ende des Kreises bis zum andern läuft. — Endlich entdeck' ich die Pfeife, — und zwar auf meinem Rücken an einem meiner Rockknöpfe gebunden, so daß immer sogleich ein andrer, indem ich mich umkehrte, pfeifen konnte. Alle lachten und man erzählte mir, daß man Leute, die etwas dumm wären, wohl über eine Stunde damit hinhalten könnte, ehe sie den Spaß

merken. Der obenerwähnte Herr trat sehr treuherzig hinzu und versicherte äußerst naiv: mit ihm hätt' es über zwei Stunden gedauert, ehe er es inne geworden wäre. — Ein Offizier war auch noch hinzugekommen und nun ward ein Spiel mit einem Plumpsack gespielt, wobei man immer laufen mußte und wobei ich vom Offizier einigemahl tüchtige Schläge bekam. — Wir waren nun alle untereinander sehr vertraut, als hätten wir uns schon einige Jahre gekannt, mir war ganz so zu Muthe, wie sonst in Berlin im Reichardtschen Hause. Sehr spät kam der H. Spieß im Schlafrock wieder zurück, es ward noch einmahl gespielt und getanzt und dann nahmen wir unsern Abschied. — Es war ein prächtiger sehr empfindsamer Mondschein, ich begleitete noch einige von den Damen nach Hause, dann gingen wir ins Wirthshaus zurück, wo wir alles erst aufwecken mußten um einschlafen zu können, denn es war schon sehr spät. —

Mondtag. Vierter Tag.

Ich weiß nicht, ob meine Schwester Ihnen einen Brief von mir gezeigt hat, worin ich ihr ganz kurz meine Reise von Berlin hieher erzählte, ich hatte es ihr im Briefe wenigstens aufgetragen. — Schon am vorigen Tage hatte uns Turnesi am heutigen Vormittage zu sich einladen lassen, wir gingen nun hin und lachten von neuem, als wir an das Denkmahl des gewesenen Kammerzwerges kamen. Wir kamen noch zu früh an, Turnesi war noch nicht angezogen, und er wollte uns nicht so empfangen. — Indeß besahen wir mit dem Factor die schöne Sammlung von Marmorsachen, welche alle die Bewohner des Zuchthauses poliren müssen. Dann gingen wir auch in das Irrenhaus. Wackenroder äußerte gar keine Lust, auch ich

fürchtete mich, denn ich weiß, was ein solcher Anblick auf schwache Nerven wirken kann, ich erinnerte mich auch, was ähnliche Schauspiele schon sonst bei mir gewirkt hatten: aber es ist mein Grundsatz, keiner meiner Schwächen nachzugeben, bloß der Vernunft zu gehorchen und man muß wirklich die Menschheit bis dahin verfolgen, wo sie unkenntlich wird, in keinem Gewande muß man den Bruder verschmähen: freilich ist ein armer Verrückter kein Kunstwerk, wo ich einen angenehmen Genuß meines Kunstgefühls hoffen kann, — aber kein Mensch muß eine solche Einseitigkeit an sich toleriren, sonst kömmt man am Ende dahin, daß man keinem Elenden helfen kann, weil man vom Anblick seines Elends vor lauter Empfindsamkeit in Ohnmacht fallen würde: Man geht ihm daher meilenweit aus dem Wege und klagt und seufzt dafür. Diese Schwäche gehört gewiß zur fatalsten Corruption unsers Zeitalters, man mag sagen, was man will, die Vernunft kann alles über den Menschen, und unsre Vernunft weiß uns keine andre Bestimmung zu geben — als das Glück andrer und dann das unsre zu befördern. — (N. B. Haben Sie schon die Anna St. Ives gelesen? — Moritz hat es übersetzt, o das ist ein vortreffliches Buch, ich bitte Sie recht sehr, verschaffen Sie es doch meiner Schwester, denn sie wird itzt recht großen Mangel an Büchern leiden.) Meine Furcht war aber auch ganz unnütz gewesen, die Leute waren ganz leidlich, kein Rasender, Toller oder Wahnsinniger selbst war da, sie waren alle bloß verrückt, und zwar so wenig, daß man weit bessere in den glänzendsten Cirkeln findet, denn von allen diesen Leuten ist es doch noch keinem einzigen eingefallen zu behaupten, das große angränzende Haus wäre auch das Ihrige, weil sie gerade im Irrenhause wohnten, oder daß man eine Republik dadurch garantiren könne,

indem man sie zum Theil einer unumschränkten Monarchie mache. — Wir gingen zurück und Turnesi empfing uns. Es ist ein sehr feiner und gebildeter Mann, er behandelte uns mit der größten Artigkeit. Er hat viel Aehnlichkeit mit Reinhold in Jena. Er hörte, daß wir benachbarte Bergwerke besuchen wollten und er versprach uns Briefe an Bergmeister mitzugeben. Mit Wackenroder sprach er auch viel von Mineralien und dem Bergbau und ich that auch immer, als verständ' ich alles. — (Ich habe aber auf dieser Reise vieles von diesen Geschichten gelernt.) Das wichtigste aber war, daß er uns ganz vortrefflichen Malaga vorsetzte, der so öhligt und dabei so stark war, wie ich ihn noch nie getrunken habe. Wir blieben bis gegen Mittag bei ihm und es war Zeit, daß wir gingen, ich hatte viel getrunken und der Wein war mir so sehr in den Kopf gestiegen, daß ich im Begriff stand, lauter dummes Zeug zu sprechen und in dem Zimmer wie ein toller Mensch herumzuspringen. — Als wir aus dem Hause waren, ließ ich meinem Gelüste völlige Freiheit, ich prügelte Wackenroder, ich sprang herum und lachte am Thor lauter als je über den gewesenen Kammerzwerg. — Bei Tische in der amüsanten Gesellschaft trank ich noch Franzwein darauf, um mich recht lustig zu machen.

Wir hatten es mit Boje und dem jungen Spieß ausgemacht, Nachmittags nach der Phantasie zu reiten. Wir sprengten also durch die Stadt hindurch und mein Pferd stürzte mehrmals. Aber wenn ich etwas viel Wein getrunken habe, habe ich immer doppelte Courage, und besonders an diesem Tage, ich hätte die steilsten Berge hinuntergaloppirt! — Vor dem Thore ritt ich gar nicht anders, als den stärksten Carriere. Wackenroder war einigemahl in großer Angst, — so kamen wir in einigen Minuten

in Phantasie an. — Wir besahen sogleich den Garten, der einige sehr angenehme Parthien hat; wenn man unten in der Kluft ist, macht besonders das amphitheatralisch gebaute Dorf einen äußerst angenehmen Prospekt. Dann tranken wir Caffee und sahen im Wirthshause tanzen. Dann ward nach der Stadt zurückgeritten. — Wir nahmen bei Spieß und dem alten Rath Abschied (denn auf morgen war unsre Abreise festgesetzt,) und gingen dann in die Komödie, wo Clara von Hoheneichen gespielt ward. Aeußerst armseelig. (Wir haben seit 4 Wochen dieselbe Truppe in Erlangen.) Die Damen weinten über die arme Clara und den kläglichen, unmännlichen Adelungen nicht wenig, ich lachte fast noch mehr, besonders da ich bei einigen Stellen erst recht hineingekommen war. — Den Bruno spielte einer der sehr schnatterte, Sie werden wissen, daß Adelung verstellterweise frei gelassen wird und von Bruno wieder in's Gefängniß zurückgebracht. — Als der Landgraf diese Nachricht erhält, frägt er: Und was sagte Adelungen? Bruno antwortet: — Nichts, aber er knirschte mit den Zähnen, vorzüglich da er hörte, u. s. w. — Der Bayreuther Bruno aber antwortete: „Nichts, sondern er knirschte so vorzüglich mit den Zähnen," — und nun verwickelte er sich in einen langen selbstgemachten Nachsatz, ich mußte immer wieder von neuem lachen, so oft ich an diese Idee dachte, daß der Adelung ein so besonders großer Virtuose im Zähneknirschen sei. — Den Ullo spielte einer ganz im Bayrischen Dialect und ich mußte lachen, so oft er nur auftrat, — besonders in der Scene, in welcher sie den unterirdischen Gang entdecken, wo er mit dem Mauerwerk auf dem Theater umfiel und laut schrie: Was Deuwel! — Nach der Komödie war ich wieder in meiner amüsanten Tischgesellschaft, heute

machte sich zu guter Letzt noch der französische Graf an mich. Wir kamen bald auf die Revolution und den Krieg zu sprechen, — er war sehr witzig; bei seiner Schilderung der Fürsten (er kannte einige persönlich) mußte man unununterbrochen lachen. Wir wurden immer vertrauter miteinander, seine Grundsätze neigten sich nach und nach immer mehr zur Freiheit und Gleichheit und am Ende fand ich, daß er selbst ziemlich jakobinische Ideen habe. — Er mußte sehr lange keinen erträglichen Menschen zum Sprechen gefunden haben, denn seine Beredtsamkeit war unaufhaltsam, Wackenroder war aber sehr müde und so gingen wir endlich auf unser Zimmer. Ich blieb noch auf um einzupacken. — Gewiß sind aber mehr Freiheitsmenschen oder Jakobiner in Deutschland als man glaubt, sie maskiren sich nur sehr, denn diesen hatte ich vorher für stupide gehalten und ich fand einen feinen und sehr gescheuten Mann an ihm, und bedauerte es, daß ich mich nicht schon vorher der übrigen Gesellschaft wegen an ihm schadlos gehalten hatte. — (A propos, haben Sie denn das erbärmliche Zeug gelesen, was Eberhard neulich für Bürger und Bürgerinnen geschrieben hat? —)

Dienstag. Fünfter Tag.

O was müssen Sie in Berlin unglücklich sein, d. h. wie sehr würde ich dort unglücklich sein! Nichts als Sand, unfruchtbare Ebenen, wo einen der Sonnenschein im Thiergarten schon in Entzücken setzen muß, man mag wollen oder nicht, denn das ist das schönste, was man sehen kann. Doch, ich will Ihnen Ihr Berlin nicht noch mehr ver-

(Fehlen S. 29—36.)

Ich ging nun wieder spatzieren und zwar nach der entgegengesetzt liegenden kleinen Vorstadt, wo man Hörner bließ. Es war wirklich göttlich! — O wie simpel, wie vor uns liegend sind die herrlichsten Genüsse und wir suchen sie auf großen mühevollen Umwegen — und können endlich der Mühseligkeit wegen den Genuß gar nicht empfinden. — Wie kann mich der Klang eines Waldhornes durch die stille, monderhellte Nacht bezaubern! Dann ist es mir, als könnte ich die Geister sehen, die der wunderbare Ton aus den Wolken zieht und die über der Ferne schweben; die Vergangenheit und Zukunft steht oft vor mir, ich werde aus mir selbst hinausgezaubert! und wie kalt, wie Eichen unempfindlich bin ich in unsern gekünstelten Concerts! — Ich setzte mich auf einen einsamen Stein und hörte mit der größten Andacht zu, bis die Musik in der nächtlichen Stille abstarb; dann ging ich wieder zu meiner Marmorbrücke. — Manche von den Betrunkenen, die mir entgegenkamen, müssen mich im wunderbaren Mondschein für ein Gespenst oder so etwas ansehn, denn sie standen oft sehr bedenklich still, ich ging mit bloßem Kopf, in meinem kurzen, fremdartigen Ueberrock, mit ineinandergeschlagenen Armen sehr langsam und meine Sporen warfen zuweilen einen sehr sonderbaren Schein, — man sah mir dann immer sehr lange nach und ich gab mir auch bei einigen gar keine Mühe, sie aus ihrem Irrthum zu ziehen. — So ging ich sehr lange hin und her, besuchte dann das Wirthshaus und wieder die Brücke, — bis es nach ein Uhr war, dann legte ich mich schlafen. — Kaum aber war ich eingeschlafen, so fing erst die Musik unter mir recht eigentlich an, man hatte nun erst große Pauken und Becken geholt, und so oft diese sich hören ließen, zitterte das ganze Haus. So konnte ich in

der ganzen Nacht kaum einige Minuten schlafen, es war ein schrecklicher Lärmen, der mir aber gar nicht unangenehm war: mitunter wollte man sich wieder prügeln, man zankte sich wenigstens sehr und schlug laut auf den Tisch; die arme Bürgerwehr mag dabei ihre Noth gehabt haben. — Gegen Morgen, als wir aufstanden, war es etwas ruhiger geworden.

Mittwoch. Sechster Tag.

So eben sehe ich meinen Brief noch einmahl durch und erschrecke selbst über die Menge von Nichts, das ich Ihnen mit der möglichst größten Weitschweifigkeit erzähle, ich bin so von ungefähr hineingekommen, ohne selbst zu wissen wie. Verzeihen Sie also und erinnern Sie sich daran, daß Sie einmahl von mir forderten, Ihnen auch selbst Kleinigkeiten zu schreiben, damit Sie nur recht lange Briefe von mir erhielten. Wenn Sie übrigens die Specialkarte von Bayreuth nehmen, und mir dann immer genau folgen, so kann Ihnen unsre Reise doch vielleicht einiges Vergnügen machen. — Der Bergmeister kam ziemlich früh, und wir ritten durch dieselbe Vorstadt hindurch, wo ich gestern die schönen Hörner gehört hatte. Jetzt war alles still und ruhig, das Wetter war sehr trübe und es regnete sogar etwas, wie verschieden erschienen mir nun die Häuser vom gestrigen Abend. — Durch meine Märsche war ich mit Naila und seinen Straßen, fast allen Häusern ganz außerordenlich bekannt geworden. — Wir kamen in eine ziemlich uninteressante Gegend; das Wetter ward immer unangenehmer, ein kalter, schneidender kleiner Regen trieb uns entgegen, ein feuchter Nebel stieg aus den Bergen und Wäldern auf. — Die Wege waren sehr häßlich, enge, unbequeme Steinstraßen, wo

es oft mit einem Wagen zu fahren, gar nicht möglich gewesen wäre. — Wir ritten über Klingensporn und dann über Isigen, hinter dem letztern Ort fror ich, wie man nur im Winter frieren kann. Das Wetter ward immer schrecklicher, die Wolken hingen so dicht über die Erde, daß wir oft mitten hindurch ritten und kaum einige Schritte um uns sehen konnten. — Ich habe an diesem Tage bemerkt, daß die Wolken, die sich von den Bergen und aus den Wäldern aufheben, zuweilen die Gestalt des Waldes oder Berges bekommen, beim stillen Wetter könnten sie dann als Wolken diese Form behalten und so könnte ich es mir dann erklären, wie ich oft in der Gegend von Bergen Wolken gesehn habe, gerade in der Gestalt wie die naheliegenden Berge. — Wir konnten nur langsam reiten und ich fror um so mehr, eine Chaise, die ich bei diesem Wetter einen Berg hinauffahren sah, machte auf mich einen sehr abentheuerlichen Eindruck. — Wir kamen dicht an die sächsische Gränze, man konnte sogar in Sachsen hineinsehen (die Saale trennt hier Sachsen und Bayreuth), endlich ritten wir durch Kumblos, und hinter diesem Dorfe liegt das Bergwerk, Gottesgab, das wir besehn wollten. — Wir stiegen in der Hütte des Steigers ab, und wärmten uns an dem Ofen einige Zeit, denn ich war so steif gefroren, daß ich meine Hände und Füße gar nicht brauchen konnte. Indeß waren Bergmannskleider herbeigeschafft und wir zogen uns an. Wackenroder und ich sahen gar possierlich aus mit dem Schurzfelle, der Bergmannsjacke und dem Schachthute. Der Steiger nahm Lichter und ein brennendes Stück Kien und so gings zum Bergwerk hin. Uns ward jedem ein Licht gegeben, das wir auf den Hut steckten, und nun fingen wir an hinunterzusteigen. —

Ich fand mich sehr bald in diesem Klettern. Die Leitern gingen ganz senkrecht, zuweilen gar etwas überhängend und es war höchst sonderbar unter mir das Licht von den Kletternden und über mir das vom hinabsteigenden Bergmeister zu sehn. Zuweilen war die Sprosse der Leiter dicht an dem Berg, so daß man nur so eben mit der Spitze des Fußes darauf treten und sich dann nur mit den Fingerspitzen wieder halten konnte. — Was aber manche Leute, Sie werden gewiß auch schon so etwas gelesen haben, von dem Schauderhaften, von dem Zittern und Zagen beim Einfahren in den Schacht schreiben, davon hab' ich auch nicht das mindeste empfunden. Es war gefährlich, das ist wahr, wenn man die Hand fahren ließ, aber auch wie wir unten waren, war ich ganz kaltblütig. Ich mag das gar nicht einmahl Muth nennen, denn der gehört dazu nicht, ich glaube nur Leute von einer magern kleinen Phantasie können hier schaudern und zittern, die hier mit einemmahle durch die Wirklichkeit ihre fürchterlichsten Vorstellungen noch übertroffen finden; ich aber bin mit meiner Einbildungskraft an weit schrecklichern Orten einheimisch, so daß ich noch nirgend eine Erreichung meiner Vorstellungen gefunden habe, und das machte es wohl, daß ich an den meisten sogenannten gefährlichen und fürchterlichen Orten so kalt bin. Erst einmahl habe ich in meinem Leben geschwindelt, als ich nämlich auf den äußersten Klippen des Roßtrappes herunterkletterte, wo wahrscheinlich vor mir noch wenig Menschen gegangen.

(Fehlt S. 41—44.)

suchte, daß er sich aus hundert Kleinigkeiten etwas Verdächtiges zusammensuchte, sogar ein kleiner Stock, den ich hatte, trug für ihn dazu bei, auch daß Wackenroder

schon reiste, da er erst auf Ostern in Erlangen angekommen war, mißfiel ihm, zu seinen Zeiten sei es nicht so gewesen: ich gab ihm dagegen zu verstehen, er möchte auch wohl auf einer sehr lumpigen Universität studirt haben. So schieden wir in völligem Bruch, ich, mit dem festen Entschluß zurück zu reisen. — Wir ritten nach dem Posthause, um dort zu essen. Der alte Mann wollte uns nicht verlassen, er meinte, er müsse uns erst wieder über die Gränze bringen, er könnte sich nicht eher zufrieden geben, er blieb also auch da, und aß mit uns. Ich ließ, aus Spaß, ungarischen Wein bringen, der hier sehr wohlfeil ist, er hatte denn doch etwas den Geschmack davon, ob es gleich freilich nicht ganz richtiger Tokayer wäre. Der alte Mann hatte mit uns so geheimnißvoll gegen die Leute gethan, als wenn wir ausgemachte Spitzbuben wären, sie sahen uns daher immer sehr von der Seite an, bis ich ihnen die ganze Geschichte erzählte.

Das Wetter war noch immer sehr schlecht, man schlug uns vor, daß wir sehr bequem einen Laufpaß bis Carlsbad erhalten könnten, und so ungestört reisen, der alte Mann war äußerst dienstfertig, ihn uns zu verschaffen, da er mit uns gegessen hatte; aber wir sahen das Wetter an, überlegten den ziemlich weiten Weg und dann den noch weiteren Rückweg, kurz, wir entschlossen uns, noch heut nach Wunsiedel zu reiten, welches nur 2 Stunden von Asch ist und wohin wir auch Briefe hatten. Der alte Mann mußte uns also aus einem andern Thor über die Gränze bringen und wir mußten ihm für seine Mühe noch Geld obendrein geben. — Kaum waren wir wieder auf deutschem Boden, so wurde auch sogleich das Wetter etwas besser, es hörte nach und nach auf zu regnen, mitunter fing die Sonne sogar etwas zu scheinen an. Auf

der Gränze hatten wir unsre Matrikeln endlich wieder erhalten. Wir kamen durch den Flecken Selb, er ist so abscheulich gepflastert, daß wir fast mitten im Ort mit den Pferden den Hals gebrochen hätten, ich habe bis itzt noch kein Pflaster in der ganzen Welt gesehn, welches seine Bestimmung so wenig erfüllte; der eine Stein stand gerade in die Höhe, dicht daneben ein tiefes Loch, dann wieder die Steine übereinander gepackt, kurz, ein solch Pflaster läßt sich besser fühlen als beschreiben, wie so manches in der Welt; nur weiß ich, daß die Wege hier in der Stadt schlechter und gefährlicher waren, als wir sie noch bis itzt auf der ganzen Reise gefunden hatten. — Hinter Silb ward das Wetter und die Gegend viel angenehmer. — Wir kamen endlich durch einen sehr angenehmen kleinen einsamen Wald, in welchen der Weg über mehrere Hügel führte. Am Ende des Waldes hatten wir eine sehr angenehme Aussicht, zugleich aber auch 2 Wege, die ganz gleiche Physionomie hatten und von denen wir nicht wußten, welchen wir nehmen sollten. Zum Glück begegnete uns ein Mann mit einigen Ochsen, wir mußten über Höstädt reiten, ich ging also auf ihn zu, und fragte ihn, indem ich auf den Weg links zeigte: Geht hier der Weg nach Höstädt? — I Gottbewahre! — Nun, wo ist denn der Weg? — Ja, der ist weit anders. — Ist es etwa der hier rechts? — Ja, der Weg geht auch nach Höstädt. — Ist denn noch ein andrer Weg? — Ne! — Solche sonderbare Menschen haben wir unterwegs mehrere gefunden. — Wir ritten itzt über eine schöne Ebene, ringsum von Bergen und Wäldern eingeschlossen, vor uns lag eine alte Burg mit ihren Ruinen sehr ehrwürdig und romantisch auf einem Berge. — Wir kamen bald in Thierstein, einem Dorfe an. Schon in Bayreuth wa=

ren wir von Turnesi auf dieses Dorf aufmerksam gemacht, denn hier ist vielleicht in Deutschland die einzige Stelle, wo es Gliederbasalt giebt, die großen Wälder von Basaltsäulen in Schottland werden Sie wohl kennen; noch mehr vergrößerte unsre Lust hier abzusteigen, eine prächtige alte Burg, die auf dem Rücken des Basaltberges lag. — Wir gingen vom Wirthshause sogleich dahin. — Oben auf dem Berge hat man eine schöne Aussicht über viele Wiesen und in's Dorf hinab, die Basaltsäulen hier sind sehr merkwürdig, manche sind ziemlich groß, vollkommen ausgebildete Steinkristalle. Die alte Veste ist sehr groß und majestätisch. — Wir ritten sehr bald weiter, das Wetter war nun vollkommen gut und hell, am Abend kamen wir in Wunsiedel an. Die Stadt ist klein, ein Theil der Häuser liegt auf einer Anhöhe, sie hat drinnen ein etwas sonderbares Aussehn. — Wir gaben unsern Brief aus Erlangen beim Bürgermeister Schmidt ab, ein korpulenter, langweiliger Mann; dann gaben wir Turnesi's Brief beim Bergmeister ab, er war nicht zu Hause, besuchte uns aber gleich nachher in unserm Wirthshause, bat uns am folgenden Tage zu sich zu Tische und machte eine kleine Reise nach Arzberg und den umliegenden Gegenden richtig.

Freitag. Achter Tag.

Sie werden gewiß sich der Stelle im Werther erinnern, wo von der Sucht des Menschen zur Beschränktheit und von seiner Neigung zum Herumschweifen die Rede ist, wie wahr ist diese Stelle und alles übrige im Werther! Auch in Göthens Faust finden sich darüber vortreffliche Gedanken, vielleicht haben wenig Menschen darüber so auffallende Erfahrungen an sich gemacht, als ich. — Wie

reizend ist die Idee, in einem kleinen schönen Thal, der Welt und ihren Armseligkeiten abgestorben, zu leben, mit einem Freund am Herzen, der Ruhe im Busen, mit jeder Staude, mit jedem Hügel vertraut zu werden, in einer glücklichen Beschränktheit die Wünsche und Gedanken sich in einem kleinen Zirkel um einen Mittelpunkt drehen zu lassen, — und dann wieder, sich in die Welt, ihre Freuden und Leiden hineinzustürzen! Allen möglichen Genuß zu durchlaufen, die Erde und ihre Schätze zu umschweifen! — — Als ich erwachte, fand ich mein Gemüthe in einer sehr faulen Stimmung, ich hatte nicht im mindesten Lust, die Reisen mitzumachen, ich ließ also Wackenroder fortgehn und schlief noch, nach und nach stand ich auf und ging ein wenig spatzieren. — Die Gegend um Wunsiedel ist gar nicht besonders schön, öde etwas, (nur werden Sie glauben, daß ich meinen Maaßstab von einer schönen Gegend sehr geändert habe, für Berlin und 10 Meilen in die Runde wäre sie gewiß ein Paradies) dann aß ich auf den Mittag beim Bergmeister.

Am Nachmittag ging ich wieder spatzieren. Die Gegend ist um Wunsiedel sehr kalt, die Bäume blühten hier erst, manche hatten kaum erst junges Laub bekommen. Wackenroder war mit dem Bergmeister nach Arzberg und den umliegenden Gegenden geritten. — Auch ich ritt spatzieren, nur eine Viertelmeile weit, nach einem Brunnen bei Wunsiedel, wo für die Brunnengäste sehr gute und bequeme Wohnungen gebaut sind, jetzt aber waren keine Gäste da. Ich ritt bald wieder zurück und spatzierte zu Fuß. Auf einem Berg bei Wunsiedel liegt eine Capelle, oder was es gewesen sein mag, von dort hat man eine sehr schöne, weite Aussicht; hinter Wunsiedel ist eine Gegend, die einige Aehnlichkeit mit der Hölle bei Caila

hat, eben so liegen dort große Felsenstücke verwirrt durcheinander einen Berg hinauf, es giebt der Gegend dorthin ein sehr wildes, trauriges Ansehn. — Gegen Abend ging ich zurück, mir war am Tage über die Zeit etwas lang geworden, es gereute mich itzt, daß ich das Arzberger Bergwerk nicht mit besucht hatte. — Wackenroder kam zurück, wir aßen und schliefen.

Sonnabend. Neunter Tag.

Auf einer Reise gehört es mit zu den interessantesten Gegenständen, zu sehen, wie ein Ding, das wir erwarteten, unsrer Erwartung entspricht, oder sie übertrifft, oder tief unter ihr bleibt. Nichts ist so, wie wir es uns vorgestellt haben; worauf wir oft mit zitternder Sehnsucht gehofft haben, bestehn wir kalt und ohne Rührung, der blendende Sonnenschein, das entzückende Wunderbare fehlt, womit unsre Phantasie uns lockte. Eben so ist die Erinnerung einer schönen Gegend meistens ein weit reinerer Genuß, als der Augenblick des Genusses selbst; in dieser Rücksicht ist der Mensch ein unglückliches Wesen, er hofft, er hascht nach Genuß, im Genießen fühlt er sich getäuscht, die Fibern seines Gefühls sind erschlafft, die frischen Farben in der Natur fehlen, er hofft im Genuß auf einen Genuß und erinnert sich seiner Freuden mit einer verschönernden Täuschung, die ihn in eine trübe Wehmuth versetzt. — Der Bürgermeister in Wunsiedel hatte uns einen Bothen empfohlen, der auf dem Fichtelberge sehr gut zurecht zu finden wußte, denn Wunsiedel liegt nahe beim Fichtelberg, und dieses Gebirge zu sehen, war eigentlich die Hauptabsicht unsrer Reise gewesen. — Dieser Bothe holte uns schon sehr früh ab. Es war anfangs nebligt und ziemlich kalt, nur an einzelnen Stellen

brachen die Sonnenstrahlen durch und malten helle Streifen schön und romantisch in die finstre Landschaft. Wir kamen in Leupoldsdorf an. — Hier wollten wir einen Hammer besehn und trafen einen Mann an, der uns sogleich selbst mit einer trockenen Höflichkeit herumführte, nachher führte er uns auch auf seine Stube und nun erfuhren wir, daß er Commerzienrath und Besitzer des Hammerwerkes sei, wir hörten seinen Nahmen und erfuhren auch, er sei ein Vetter von einem andern Commerzienrath in Bischofsgrün, an den wir von Turnesi einen Brief hatten. Er war sehr höflich, und war es gleich anfangs, ehe er uns kannte, wie denn überhaupt der Charakter der Leute in der hiesigen Gegend vortrefflich ist, man geht hier noch recht patriarchalisch mit einander um. Er traktirte uns mit einem vortrefflichen Schnaps, der uns in der Kälte sehr gut bekam; als wir wegritten, gab er uns auch ein Fernrohr mit, um uns auf der Spitze des Gebirges recht umsehn zu können. — Wir ritten nun weiter und eine Anhöhe hinan, wenn man dort zurücksieht, hat man eine außerordentlich schöne Aussicht. Das Wetter war nun hell und warm geworden; man sah über eine große, grüne Fläche hinweg, mit Bergen und Wäldern besetzt, im Thal unten zwei hellglänzende Seen, an dem einen äußerst mahlerisch Leupoldsdorf, mit krausen Büschen umzäunt, — dabei hatte die Gegend etwas Einsames, düster Melancholisches, die so nahe liegenden Fichtelberge gaben der Gegend ein ernsthaftes, selbst majestätisches Ansehn. — Der Fichtelberg fing nun mit einem schönen Buchenwald an, die Sonne schien morgendlich hinein, jedes Blatt funkelte, die Vögel sangen, die Wiesen dufteten, — dabei die Empfindung der abentheuerlichen Gegend, das Einsame — es war ein göttlicher Morgen! — So wie

wir höher kamen, sahen wir zuweilen durch die Bäume die Schönheiten einer fast unermeßlichen Landschaft, die dann im Augenblick wieder unsern Augen entzogen wurden. — Wir merkten bald, daß unser Bothe nicht ganz so gut Bescheid wußte, als man von ihm gerühmt hatte, denn er versuchte bald diesen, bald jenen Weg, aber keiner war ganz nach seinem Geschmack, wir bekamen zwar dabei sehr interessante Waldpartien zu sehn, allein da wir bedachten, daß man in einem so großen Walde leicht einen ganzen Tag herumreiten kann, ohne herauszufinden, war es uns doch unangenehm. Einigemahl kamen wir auf Wege, die wirklich gefährlich waren, es waren eigentliche Steintreppen, die wir mit den Pferden hinaufstiegen. Bald ritten wir rechts, bald links, bald bergunter, bald wieder bergauf. Endlich geriethen wir gar auf einen Weg, der sumpfig war, die Pferde fielen zuweilen recht tief hinein, es ward noch ärger, der Weg war vordem ein Knüppeldamm gewesen, einzelne Stämme steckten in dem Morast, darauf traten die Pferde zuweilen, und stolperten dann gewaltig wieder in den Sumpf vorwärts hinüber, besonders mein großer Rappe, es war im eigentlichsten Verstande halsbrechend; oft sanken die Pferde bis an die Brust in den Koth. Ich wurde auf den Wegweiser sehr böse, denn in einem Sumpf den Hals zu brechen ist zu einem solchen Spaß gerade der unangenehmste Ort von allen. Endlich konnten die Pferde wieder festen Fuß fassen, wir standen in einem kleinen Thal, von Felsenstücken und dichtem Walde ringsum eingeschlossen, der Weg ging nicht weiter mit. Der Wegweiser, wir und die Pferde sahen sich verdrüßlich um, ich sagte unserm Bothen: Lieber Freund, weißt er allen Leuten so den Weg? — Oh ne! — Wir sind ganz verirrt. — Ja wohl, das ist

das erstemal in meinem Leben. — In dem verfluchten Wege muß man ja den Hals brechen. — Ja freilich. — Was werden wir denn nun anfangen? — Das weiß Gott. — Wir müssen wieder zurück! — Ja wohl. — Und alles das mit der größten philosophischen Kälte; so böse ich war, mußte ich doch über den sonderbaren Menschen lachen. Da wir aber beide nicht Lust hatten, unsern Hals noch einmal beim Rückwege zu wagen, so stiegen wir ab, und gaben dem Bothen die Pferde zu führen, so konnten sie sich besser auf den Beinen erhalten, und stürzten sie ja, so stürzten wir doch nicht mit, ein Egoismus, der ganz natürlich und vernünftig ist. — Wir kamen durch den Weg weiter zurück, wo ich einigemale auf einem Seitenfußsteige bis an die Knie in den Sumpf sank, auf einer kleinen, waldumschlossenen Ebene machten wir wieder Halt und hielten großen Kriegsrath, der Bothe bat uns förmlich um Verzeihung und ging in den Wald um einen Ausweg zu suchen. — Unsre Situation war äußerst abentheuerlich, ich saß auf einem Stein, die Pferde grasēten nach ihrer Strapaze, Wackenroder saß neben mir, ein todter, stiller Wald war um uns her, die ganze Natur wie ausgestorben, kein Laut, so weit unser Ohr reichte, — und das alles ziemlich tief in den unbewohnten, menschenleeren Fichtelbergen. Ich schlug ganz leise mit meinem Stock auf einen Stein, und es dröhnte tief das Thal und den Wald hinab und gab ein lautes Echo. Ich hätte viele Stunden mit Vergnügen so dasitzen können, einzelne zerstreute Felsenstücke um mich her, machten das Ganze noch wilder und abentheuerlicher. Der Bothe hatte einen Weg entdeckt, wir stiegen zu Pferde und ritten ihn, so gut wir konnten, denn höchst wahrscheinlich hat da noch kein Mensch geritten, höchst wahrscheinlich ist da noch kein

Pferd geritten worden und zu wünschen ist, daß hier nie in der Folgezeit Niemand unser Beispiel nachahmen möge. — Wir ritten immer bergan, besonders merkwürdig war mir eine ganz steile Treppe von lauter abgebrochenen Klippen, wo wahrscheinlich sich irgend einmal ein Waldstrom in voller Wuth herabgeworfen hatte, — hier ward es den Pferden sehr sauer, und ich machte mich in jedem Augenblick gefaßt, meinen theuern Hals zu brechen, — auch über diese Gefährlichkeit hat uns der Herr geholfen, welches aber auch nicht mehr als seine Schuldigkeit war, da er ja auch die infame Treppe gemacht hatte. — Wir ritten noch lange Zeit und kamen an eine verschüttete Zinngrube, fast auf dem Gipfel eines Berges, an eine kleine, einsame Hütte, in welcher die Leute wohnten, die ehedem in dieser Zinngrube gearbeitet hatten. — Hier ist ein vortreffliches Zinn gewonnen worden, fast so gut, wie das Englische, da aber der Bergbau hier im Bayreuthischen nicht genug befördert wird, so ist sie leider ganz eingegangen. Ich habe es schon oft in sehr alten Büchern gelesen, es ist auch schon eine alte Volkstradition, daß der, der sich darauf verstehe, in den Fichtelbergen viele Arten von Edelsteinen finden könne, — dies soll, wie ich wieder in Bayreuth für ganz gewiß hörte, nichts weniger als ein Mährchen sein, — fast alle Jahre sollen Italiener, die mit Hecheln, Mäusefallen u. s. w. herumgehn, sich in den Fichtelbergen herumtreiben, sich Schachten in die Erde machen, und mit vielen Steinen bepackt zurückgehn. (Spieß hat hierauf einen seiner neusten und abgeschmacktesten Romane gegründet: der Mäusefall- und Hechelkrämer. Kennen Sie das Zeug? — Die Gegenden des Fichtelberges, die er aus der Phantasie beschreibt, sind dort gar nicht zu haben.) In dieser Hütte stiegen wir

ab, weil wir hier einen andern Bothen bekommen sollten, uns in den Bergen selbst herumzuführen, unser jetziger aber sollte die Pferde nach Bischofsgrün bringen. Mich hungerte ganz außerordentlich, ich bat die Leute daher um Brodt und Butter, beides erhielt ich sehr gut. — Wir setzten uns damit in's Gras an einen kleinen Teich, die Pferde graseten um uns her, der Bothe aß mit uns, — dabei hatten wir vor und hinter uns eine weite Aussicht, aber nichts als Berge mit Fichtenwäldern bedeckt, unter denen der Schneeberg und der sogenannte Ochsenkopf wie Riesen standen. Es war außerordentlich einsam und romantisch, die kleine Hütte besonders machte in der großen, wilden Landschaft einen wunderbar melancholischen Effekt. — Als wir eben zu essen aufhören wollten, kamen an der andern Seite eine Menge Leute den Berg hinauf, — in der Einsamkeit hier hatt' ich nichts weniger vermuthet, sie hatten einige Forsten ausgemessen und betrachteten uns, als wenn wir wahre Wunderthiere wären, ohne eben doch dabei unhöflich zu sein, der eine von diesen Leuten war vorzüglich neugierig und fragte uns sehr viel, wir sagten ihm, soviel ihm deutlich sein konnte. — Als ich den Leuten etwas Geld geben wollte für ihre Butter, wollten sie gar nichts annehmen, so arm sie auch waren, ich mußte sie fast dazu zwingen. — Aus der Gesellschaft hatte sich ein Bauer, als ein der Gegend kundiger Mann, zu uns gesellt, diesen nahmen wir mit, um uns herumzuführen, die Pferde blieben in der Gesellschaft unsres ersten Bothen, der ihnen die Wege nach Bischofsgrün wieß. — Die Gesellschaft stritt lange, ob der Schneeberg oder der Ochsenkopf höher wären, einige riethen uns diesen, andre den andren Berg zu ersteigen, ich schloß daraus, daß sie wenigstens gleich hoch sein

müßten, und so wählten wir den Ochsenkopf, weil wir auf dem Wege dahin noch andre Merkwürdigkeiten fanden. Der Bauer, mit dem wir nun gingen, war ein sehr sonderbarer Kerl, äußerst phlegmatisch und dumm, dabei aber sehr gutmüthig. — Wir kamen an den Fichtelsee, eine sehr merkwürdige Gegend. — Es ist eigentlich ein ziemlich großes Thal, ringsum von Bergen eingeschlossen. Der Regen und der Schnee können also hier nicht ablaufen und haben daher seit undenklichen Zeiten hier einen See gebildet. Dieser See hat nun schon seit lange einen Sumpf gebildet, der mit kleinen Fichtenbüschen bewachsen ist, die nie größer werden können, des Morastes wegen, in dem sie stehen: über diesen Sümpfen sind Stangen gelegt, so daß man so meistentheils mit einiger Mühe hinübergehen kann, ausgenommen dann, wenn der Schnee geschmolzen ist, oder wenn es lange geregnet hat. — Der Bauer hieb mit seiner Axt zwei kleine Bäume um, und gab sie uns, um uns daran festzuhalten, mit der Entschuldigung, er könnte sie in der Eil nicht schöner machen. — So viel ich habe bemerken können, hat das südliche Deutschland wirklich mehr Gefühl für die Kunst, als das nördliche, nur daß dies Gefühl auf bizarre, barocke Gegenstände durch Zufälligkeit gelenkt ist, aber die Leute wollen hier alles ausschmücken und schön machen, was sie besitzen; die Häuser werden angemahlt, die Körbe zierlich geflochten, ihre Ochsen sind mit buntem Leder geschmückt. Auch die hiesigen Gefäße sind recht geschmackvoll, die Körbe, die auf dem Rücken getragen werden, haben die Form der Urnen, Milchkannen und Wasserbehälter sehn fast ganz aus wie die hetruscischen Gefäße. — Als wir über den See gekommen waren, fingen wir sogleich an, den Berg zu steigen. — Auf einer ziemlich hohen An-

höhe fanden wir wieder eine einsame Hütte, die ein vormaliger Bergmann bewohnte, es schien ein Mensch von Verstande zu sein, er machte eben über einem Feuer Experimente mit Metallen, und behauptete, man könnte in den Fichtelbergen ein sehr ergiebiges Goldbergwerk anlegen. — Wir sahen auch die Quelle des Mains, auch die Saale entspringt dort. Wir fanden nachher einen kleinen Fluß, und fragten unsern Führer nach seinem Namen, er sagte sehr ernsthaft: er schreibt sich halt auch der weiße Main. — In der dortigen Gegend giebt es Kinder, die wenn sie noch nicht gehen können, sich schon Karl oder Fritz schreiben, wenigstens antworten die Eltern immer so, wenn man nach ihren Namen fragt. — Je höher wir kamen, je wilder ward die Gegend, sehr alte Bäume waren schon ganz verweßt, alles außerordentlich finster und melancholisch, nach und nach fanden wir mitten im Walde große Felsenwände stehen, die immer größer wurden, je höher wir kamen, weit schöner als die in Sans pareil. Manche davon hatten fast ein fürchterliches Ansehn. Endlich kamen wir auf den Gipfel des Ochsenkopfes. Wir hatten schon unterwegs vielen Schnee gefunden, oben lag noch sehr viel; auf dem Gipfel war nichts, als wild durcheinandergeworfene Klippen, die dem Berge oben ein sehr sonderbares Ansehn gaben. Es war oben ziemlich kalt. — Man sahe ganz außerordentlich weit, nach Böhmen, in die Pfalz tief hinein, — nur, was ich auf hohen Bergen schon so oft empfunden habe, — die Gegend machte fast gar keinen Eindruck auf mich, denn das, was ich von eigentlicher Gegend sahe, war so beschaffen, wie ich es unendlich oft gesehen habe, das übrige waren Streifen und Schattenbilder, die mit der Luft zusammenflossen. Ich wurde es auch sehr bald

überdrüssig. — Unser Wegweiser suchte sehr emsig indeß umher, denn er wollte uns gern das Portrait des Ochsenkopfs zeigen, (wie er es nannte,) welches die Natur auf einer der höchsten Spitzen hier sehr anfängermäßig hergezeichnet hat, und von dem der ganze Berg den Namen hat. — Wir gingen nun auf einem sehr sonderbaren Weg nach Bischofsgrün hinunter. Kein Weg aber beim Hinauf- und Hinuntersteigen war so gefährlich, als der sumpfige Weg gewesen war, sodaß wir ordentlich bequem hätten hinaufreiten können. — Es war schon über 3 Uhr, als wir in Bischofsgrün ankamen. Wir aßen und unser erster Wegweiser bot sich an, uns und unsre Pferde zu bedienen, er bat auch noch einmal um Verzeihung. Der Wirth hatte 2 sehr hübsche kleine Jungen, die sehr dreist immer bei uns blieben, und viel dummes Zeug machten.

Nachmittag gingen wir zu einem gewissen Commerzienrath (er ist schon bei Leupoldsdorf erwähnt,) an den wir von Turnesi einen Brief hatten. — Das Dorf liegt wirklich schön, nur zu einsam und melancholisch am Fuß des Fichtelberges, sehr kalt ist es hier, etwas, das mir allein schon die schönste Gegend verleiden könnte. — Der Commerzienrath war sehr freundlich, er bot uns sein Lager auf die Nacht an und wir machten gar nicht viel Umstände, weil das Wirthshaus im Dorfe äußerst schlecht war. — Sein Factor war zu unserer großen Freude gerade der Mensch, der unter der großen Gesellschaft, die uns bei der Bergmannshütte fand, uns am neugierigsten ausgefragt hatte. — Dieser führte uns herum, er zeigte uns einen Drahthammer, und eine Knopfmanufactur, in welcher kleine gläserne Hemdsknöpfe von allen Farben gearbeitet werden, sie sind hier äußerst wohlfeil und manche

davon werden dann um vieles theurer von andern Kaufleuten als bernsteinerne verkauft, weil sie gerade so aussehn. — Wir fanden ein sehr gutes Abendessen und hatten vorher schon sehr guten Werthheimer getrunken, der Mann war sehr vernünftig, nur etwas roh und sehr natürlich erstreckte sich seine Vernunft nicht weit über die Gränzen seines Guts, die Franzosen haßte er ganz ungemein. — Man wieß uns nachher in ein sehr gutes Zimmer, wo wir ganz außerordentlich schöne Betten fanden. — Wir sahen noch lange aus dem Fenster, es war eine prächtige Nacht, die finstere, einsame Gegend lag sehr romantisch vor uns, sehr ernst sahe der Mond auf sie herab, majestätisch blickte der Fichtelberg über die ganze Gegend hin, — der Anblick goß eine unbeschreibliche Ruhe in die Seele. — Wir schliefen nachher sehr gut.

Sonntag. Zehnter Tag.

Wir standen später auf, als wir es uns vorgenommen hatten. Wir frühstückten und gingen dann in unser Wirthshaus zurück, wo wir ganz außerordentlich viel bezahlen mußten, denn der hiesige Wirth ist seiner Unverschämtheit wegen in der ganzen Umgegend bekannt. — Wir hatten beschlossen noch Culmbach zu sehen und machten uns nun dahin auf den Weg. Unterwegs begegneten uns sehr viele Leute, ganze Dörfer in der größten Andacht, die zur Kirche gingen. — Wir ritten einen Berg hinauf, und als wir oben waren, hatten wir eine bezaubernde Aussicht. Berneck (bei dem wir schon einmal gewesen waren) lag tief unter uns, mit seinen Gärten und Hecken, man sahe in alle Straßen hinein, gegenüber auf den Bergen die alten Ruinen. Rechts und links die schönsten, die romantischsten Thäler. — Wir

stiegen ab und erstiegen nun die Ruinen. Sie gehören zu den größten und sonderbarsten, die ich noch bis itzt gesehen habe, es sind 2 Schlösser und eine Capelle. — Das eine Schloß hat einen Thurm, wie ihn fast alle Schlösser hatten, der gerade in die Höhe steigt, ganz rund und senkrecht gebaut ist, ohne Thür und Fenster, aber ohne Dach, man stieg in solche Thürme mit angesetzten Leitern hinein und vertheidigte sich dann. Unten waren Steine herausgebrochen und ich kroch hinein. — Es ist eine seltsame Empfindung, so eng zwischen hohen Mauern zu stehn, über sich den blauen Himmel und die vorüberschwebenden Wolken. In der Länge wird es äußerst ängstlich. Nachher bestiegen wir die gegenüberliegenden Ruinen, sie sind noch weit schöner und man hat links und rechts göttliche Thäler! — Diese Gegend hier ist die schönste, die ich auf der ganzen Reise gefunden habe. — Wir mußten dann ziemlich lange auf einen Bothen warten, denn der nähere Weg nach Culmbach war schwer zu finden, er ging über die Wiesen und sollte des Wassers wegen, durch das man reiten mußte, sogar etwas gefährlich sein. Endlich erschien er. — Der Weg hinter Berneck blieb fast immer gleich romantisch, nur wird die Gegend immer sanfter, ihr Charakter wird immer mehr reizend, je mehr man sich von Berneck entfernt, die Größe, die man dort findet, verliert sich sehr bald. — Wir kamen nach Himmelskron, man kann die Gegend hierherum göttlich nennen, ich habe noch wenig so Süßes gesehn, als die Lage dieses Dorfes, dabei eine sehr weite Aussicht. — Hier ist eine sehr alte, merkwürdige Kirche im Dorfe, ich sahe hier das Grabmahl der Gräfin, die aus Liebe zu Albrecht dem Schönen ihre beiden Kinder umbrachte, in der Kirche stehn auch noch Statuen von

Rittern, die sehr alt zu sein scheinen und für das genauere Studium des Mittelzeitalters gewiß sehr wichtig sind. — Hier war sonst die größte und schönste Allee in Deutschland, aber seit einem Jahre ist sie umgehauen. — Hinter Himmelskron wird die Gegend noch schöner, der Bothe verließ uns hier. — Wir kamen einen ziemlich hohen Berg hinan, aber hielten nie still und sahen nicht einmal zurück. Von dort aus ist die Gegend wirklich unbeschreiblich schön, eine Menge sanfter Anhöhen umher, mit den schönsten Bäumen bewachsen, im Thale kleine Wasser, mit Gebüschen umkränzt, ganz in der Ferne die Fichtelberge. — Vor Culmbach kamen wir durch einen prächtigen Wald, die Vestung sieht man schon lange vorher. — Die Kirche liegt außerhalb den Thoren der Stadt und wir kamen gerade an, als die Leute aus der Kirche kamen, ich wußte sehr lange nicht, was das Gedränge zu bedeuten hatte. — Wir stiegen in einem ziemlich guten Wirthshause ab. —

Wir ließen uns bald frisiren und zogen uns an, um die Stadt besehn zu können. — Ich sahe mehrere französische Officiere, denn diese wohnen in der Stadt, die Soldaten aber auf der Vestung; alle sahen sehr gut aus, schöne, wohlgewachsene Menschen, meistens mit einem feinen Ansehn. Ich ging auf ein Cafféhaus, auf welchem sie sich immer aufhalten sollten, indessen heut' waren sie gerade nicht dort, sie hatten sich mit den preußischen Officieren erzürnt, die auch dort hinkamen. — Culmbach ist eine sehr niedliche, kleine Stadt, sie ist weit kleiner als Erlangen, aber regelmäßig gebaut, fast allenthalben sieht man die schönen Berge vor der Stadt, in der Hauptstraße kann man fast durch beide Thore sehen. — Wir gingen spatzieren. — Die Gegend um Culmbach ist göttlich, nach Berneck auf unsrer ganzen Reise die schönste. Es liegt in

einem Thal, links von einem Amphitheater von Bergen eingeschlossen, rechts eine große Ebene von Hängeweiden und schönen Bergen begränzt. — Am Abend suchten wir den Meyer auf, der uns bis Sans pareil begleitet hatte; er wohnt hier in Culmbach und versprach, uns am folgenden Morgen auf die Vestung zu führen, die die Plassenburg heißt. — Die Franzosen betragen sich sehr gut, und werden fast allgemein geliebt, ein Major und ehemaliger Graf hilft oft freiwillig Wasser tragen und die Straße rein machen, man findet es sehr niederträchtig, ich kann es gerade nicht groß finden, aber es ist doch sehr vernünftig und beweißt, wie tief bei den Franzosen die Idee der Gleichheit schon in der Seele liegt. — Wir trieben uns nachher noch etwas herum, aßen mit einigen einfältigen preußischen Officieren und gingen dann schlafen. —

Mondtag. Eilfter Tag.

Meyer holte uns am Morgen ab. Wir stiegen auf die Vestung hinauf, die ziemlich hoch liegt. Die Gegend von dort aus ist außerordentlich schön. Wir gingen dann in einen Hain, der auf dem Berge nicht weit von der Vestung liegt, ich habe noch fast nichts so schönes gesehen, ein kleiner Wald mit Gängen, die alle äußerst romantisch sind, und alle Augenblicke hat man dann eine göttliche Aussicht durch die Bäume. Besonders schön war es, als wir herumgingen und uns auf die Spitze eines Berges stellten, der die ganze Gegend übersieht, hier und bei Berneck und der Roßtrappe sind die schönsten Gegenden, die ich bis itzt kenne. — Nachher gingen wir zur Vestung zurück und besuchten den Hof, auf welchem die gefangenen Franzosen wohnen. Es waren fast alle sehr schöne Men=

schen, groß und stark, viele ehemalige Edelleute waren darunter. Fast alle waren sehr lustig und aufgeräumt. Ich sprach mit einigen, es waren sehr vernünftige Leute. Sie leben hier im Ganzen sehr angenehm. — Wir stiegen dann wieder auf unsre Pferde. In Thurnau hielten wir, denn hier ist ein Gräflicher Garten, den man besehen darf, er hat einige sehr angenehme Gänge, sehr viel besonders ist nicht daran. — Dann kamen wir wieder in Zwernitz oder Sans pareil an, wir durchliefen noch einmal den Garten und aßen dann. —

Nachmittag ritten wir weiter. — Die Gegend eines-theils schlecht, theils schön. — Die Sonne ging grade unter, als wir oben auf dem Berge über Streitberg hielten, es war ein göttlicher Anblick über die großen, schönen Thäler hin. — Wir legten uns bald schlafen, denn wir waren müde.

Dienstag. Zwölfter und letzter Tag.

Sie werden bemerkt haben, daß mein Geschwätz etwas weniger weitläuftig geworden ist, und ich glaube, Sie werden mir es danken. — Wir gingen bald am Morgen auf einem sehr schönen Wege nach Muggendorf, wo in der Nähe sich die merkwürdigen Hölen finden. Rosenmüller hat dazu eine ganz neue entdeckt, voll von merkwürdigen Tropfsteinfiguren, wir sahen diese und noch 3 andre, wo wir zuweilen tief und unbequem kriechen mußten. — Dann ritten wir nach dem Mittagsessen ganz langsam nach Erlangen zurück. —

Wir fanden wieder, wie beim Ausreisen vortreffliche Gegenden, aber gegen die andern, die wir gesehn hatten, kamen sie uns doch oft sehr gemein vor. — Es war schon finster, als wir noch eine halbe Meile von Erlangen ent-

fernt waren. Die Lichter aus dem Dorfe Rathsberg vom Berge herunter machten einen äußerst romantischen Effekt. — Müde kamen wir in Erlangen spät an, tranken Chokolade und legten uns schlafen. —

Hier haben Sie also weitläuftig die Beschreibung unsrer Reise, sehn Sie den ganzen langen Brief als eine einzige Entschuldigung an, daß ich Ihnen nicht eher geschrieben habe. Leben Sie recht wohl und schreiben Sie mir bald, bleiben Sie gesund und mein Freund. — Und noch ein einziges Wort mit meiner Schwester:

Liebe Schwester, verzeihe auch Du mir, daß ich Dir in solanger Zeit nicht geschrieben habe, ich habe dafür beständig an Dich gedacht, das wirst Du mir glauben, — ich gebe auch nicht die Hoffnung auf, Dich bald einmal wieder zu sehn. — O könnt' ich, statt zu schreiben, Dich und meinen lieben Bernhardi in meine Arme drücken! — Nächstens schreib' ich Dir gewiß recht viel, und Du kannst ja auch diesen Brief als eine recht lange Epistel an Dich ansehen, nur sei nicht traurig, such' Dir doch irgend eine Bekanntschaft, die gut ist, geh' öfter aus, kurz bleibe mir gesund. — Sei überzeugt, daß ich Dich liebe und ewig lieben werde. — Daß wir einst gewiß nur zusammen leben, darum bleibe gesund. — Könnt' ich Dich doch bald sehen. —

Dein Dich beständig liebender Bruder

Tieck.

Und nun, liebster Freund, noch ein paar Zeilen für Sie allein. — Ich schicke Ihnen die Beschreibung des Kupfers zum Abdallah mit, lassen Sie doch den Titel so drucken: Abdallah, oder das furchtbare Opfer. — Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie meinetwegen gehabt

haben, ich danke Ihnen tausend Mahl! Ich danke Ihnen auch für Ihren freundschaftlichen Brief, ich hatte lange auf etwas von Ihrer Hand gehofft. Klagen Sie doch nicht so, es thut mir immer im Herzen weh, Sie hätten auf ein Vierteljahr hierherreisen sollen, die schönen Gegenden mit mir besuchen, o Sie wären gewiß gesunder und gewiß frölicher geworden! — Lassen Sie alle die Armseligkeiten umher nicht so nahe an Ihr Herz treten, sehen Sie sie mit Kälte an, — man müßte ja verzweifeln, wenn jeder kleine Mensch, jede Kläglichkeit einen unglücklich machen könnte, ich bin itzt darin stärker als je, und ich bin überzeugt, gewonnen zu haben. Man muß sehr kalt werden gegen so etwas, denn welche Empfindung bleibt Ihnen dann übrig, wenn Sie im Großen die Infamie über die gute Sache triumphiren sehn? —

Darf ich Sie wohl bitten etwas, wenn es möglich ist, auch für den unglücklichen Alla-Maddin zu thun? Er verdient es nicht, ich gestehe es, indeß — Mundus vult decipi. —

Haben Sie nichts geschrieben? Nächstens schicke ich Ihnen etwas zu den kleinen Stücken: wahrscheinlich den Philopömen.

Noch eine Bitte: Ich muß Sie recht sehr ersuchen, im Abdallah nichts zu ändern, ich will das Schlechte auf meine Rechnung nehmen, ich bin, so viel ich mich erinnere, mit dem Stil im Ganzen zufrieden, ein Fremder kann so leicht den Ton und Zweck des Verfassers verfehlen, es sieht dann noch weit geflickter aus, bloß deswegen bitte ich Sie recht sehr darum, es macht sonst noch weniger ein Ganzes, als itzt. Zu dieser Bitte veranlaßte mich noch mehr die Lesung der Emma. Ich gestehe, daß das Ding nichts werth ist, aber manches ist jetzt ausgelassen, oder

anders gestellt, was es durchaus unförmlich macht. Am auffallendsten war es mir, daß der eine Abschnitt durchaus weggestrichen war, in welchem Löwenau in seiner Leidenschaft sich selbst eine Menge Gründe und Entschuldigungen vorsophistisirte, das motivirte doch etwas den Gang der Begebenheiten, aber itzt ist alles ein Räthsel, und muß nothwendig jedem Leser unbegreiflich bleiben. Einzelne Kleinigkeiten, deren ich mich nicht mehr erinnere so lebhaft als dieses Umstandes, fehlen auch, besonders in den letzten Bögen, das ahnen für ahnden kömmt gewiß von Ihnen. Wieland ist fast der einzige Schriftsteller, der diesen Unterschied macht, der im Grunde unnöthig ist, mir klingt es immer unangenehm, beide Bedeutungen des Worts fließen aus einer Grundbedeutung und es ist gewiß nur ein Wort. — Doch, verzeihen Sie.

Jetzt will ich Ihnen noch einen Vorschlag thun. Damit wir uns öfter schreiben und damit unser Briefwechsel auch für Sie etwas mehr Interesse bekommt, will ich Ihnen shakspearsche Briefe schreiben, das heißt nicht solche Briefe, wie Shakspear sie vielleicht seinen Freunden geschrieben hat, sondern ich will Ihnen manches, was ich über Sh. denke, in Briefen mittheilen, es wird zwar nicht viel neues darunter sein, aber Sh. interessirt Sie doch vielleicht noch eben so sehr als sonst, und darum werden Sie um des Dichters willen, die Anmerkungen über ihn verzeihen. So wollen wir zusammen die Stücke in der Ordnung lesen, in der er sie wahrscheinlich geschrieben hat. Wollen Sie also im Voraus Titus Andronikus und Der Liebe Müh ist umsonst lesen, und mir dann schon vorher Ihre Meinung über diese Stücke mittheilen? Nächstens schreib' ich Ihnen etwas darüber.

— Herr Rambach hat ja den ganzen Sh. es ist Ihnen also leicht jeden Theil zu bekommen.

Antworten Sie mir recht bald, damit ich sehe, ob Sie das viele Geschwätz verziehen haben

Ihrem aufrichtigen ewigen Freunde,
Tieck.

Erlangen.

Varnhagen von Ense an Ludwig Tieck, in Dresden.

(Berlin), d. 1. Juli 1836.

Durch Ihre freundliche Zuschrift, und die Art, wie Sie darin von Rahel sprechen, haben Sie, Hochverehrter, mir die Seele wunderbar angeregt! Denn ich bin wohl unempfindlich und hart genug gegen Mißkennung und Tadel, aber darum nicht minder gerührt und erfreut durch jede Gunst und Zustimmung, welche meinem Andenken an die geliebte Freundin sich vereinbaren. Die Freundschaft und Achtung, welche Sie für Rahel bekennen, ist mir wohlthuend; auf bedingte Einzelheiten der Ansicht und des Urtheils kommt es hier nicht an. Lassen Sie mich auch sogleich ausdrücken, daß Sie mich nicht umsonst als „verständigen Freund" sollen angeredet haben; ich darf Ihnen versichern, daß Antrieb und Zweck wie Stimmung und Sinn Ihres Briefes mir ganz erklärlich sind, und dieser bei mir gute Stätte findet. Möge davon das Nachstehende, was ich, im Gedränge zwischen Unwohlsein und Abreise, nur eben rasch zusammenfasse, Ihnen vorläufiges Zeugniß sein!

Zuvörderst eine Entschuldigung. Ich sandte Ihnen die erste Sammlung der Rahel'schen Briefe, weil sie nicht im

Buchhandel war, und ich sie in Ihren Händen zu wissen wünschte. Die zweite Ausgabe, so gut wie mein neustes Buch, bei denen zwar jener Umstand wegfiel, hätte ich Ihnen nicht minder zugesandt; allein Frau von Arnim sagte mir damals bei ihrer Rückkunft von Dresden, Sie hätten sich mißliebig und feindlich über Rahel geäußert, und so fand ich es nicht gehörig, mit solchen Zusendungen fortzufahren, die Ihnen unangenehm sein konnten. Mißverstehen Sie, Hochverehrter, ich bitte Sie, dieses nicht! Ich mache nicht den Anspruch, irgend ein Urtheil in seiner Freiheit zu beschränken, ich kann jede Art und Ansicht und Meinung, die sich mir nicht aufdrängt, vertragen, und wenn mich etwas in Aeußerungen verletzt, so ist es eher das Allgemeine, als das mir Persönliche. Ich gebe meine eignen Bücher nicht anders der Oeffentlichkeit hin, als wie man die Geburts- Heiraths- und Todesanzeigen in die Zeitungen wirft; Tausende müssen diese Meldungen gelesen oder ungelesen hinnehmen, die vielleicht nur sechs oder sieben Personen angehen, für diese aber sind sie. Mancher findet vielleicht bei einer Todesanzeige nur Scherz und Lachen. Immerhin! Jeder muß nach seinem Antheil und Sinne sich benehmen. Ich habe Ihnen deßhalb, weil ich Sie feindlich gegen Rahel glaubte, keineswegs gegrollt, nur bisweilen mir die Bewandtniß zu erklären gesucht. Mit inniger Freude erfahre ich nun von Ihnen, daß ich einen Irrthum aufgenommen hatte, und bedaure nur, dadurch Ihnen abgewendeter, als ich es wirklich war, erschienen zu sein.

Was nun Genelli betrifft, so habe ich ihn nie gesehen; nur von ihm gehört durch Rahel's, Marwitzens und Bernhardi's von einander unabhängige Erzählungen. Aber alles, was Sie von ihm sagen, ist mir mit der

Erscheinung, die er sich für jene zu geben gewußt, gar wohl vereinbar. Hat er geschmäht und gelästert, wo er früher angebetet, — so sei ihm verziehen! Wie ich es auch Gutzkow'n verzeihe, daß er das mir theuerste Andenken auf brutale Weise berührt hat. Es thut mir nur leid um ihn. Ich bin für Rahel, wie auch für mich selbst, in diesem Betracht fest und sicher, und was die Leute sagen, kann ich sehr leicht beruhen lassen. Lebte Rahel, so hätte ich allerdings die leiseste Empfindlichkeit für sie, und würde manches nicht aussagen, andres ernstlicher aufnehmen; aber so....! Die Lebenden will ich überhaupt geschont wissen, und ich glaube, daß ich es meinerseits nur allzu sehr gethan habe; in welchem Maße, könnte nur der beurtheilen, der einsähe, was alles in meinen unendlichen Papieren ich zum Schweigen gebracht habe! — Freilich läßt sich im Druck nicht alles sagen, noch jedem Mißverstand ausweichen, aber das läßt sich nirgends thun, und ist auch kaum nöthig, wie die Welt nun grade einmal gemischt ist, wo alles durcheinander keimt und blüht, und sich die Frucht oft da ansetzt, wo man sie am wenigsten erwartete.

Die Möglichkeit, welche Sie mir zeigen, daß Sie mir noch einige Briefe von Rahel hervorsuchen könnten, ist mir ein lieblicher Sonnenstrahl aus Ihren Zeilen! Mir kann keine werthere Gabe zukommen. Ich beklage sehr, daß von den Briefen Rahel's an Burgsdorf und Finckenstein keine mehr zu finden sind; ich gäbe viel darum, grade diese zu haben, oder auch nur zu lesen! Bleiben Sie, hinsichtlich der von Ihnen noch aufzufindenden erstern, wenigstens meines eifrigsten Wunsches gütigst eingedenk! Auch die Gelegenheit, welche Sie als möglich andeuten, zu Rahel's Briefen einmal mannigfache Erläuterungen und Berichtigungen zu geben, würde ich gern herbeirufen, und

das gewiß gewinnreiche Ergebniß mit Freuden aufnehmen, wiewohl ich doch anmerken muß, daß vieles auch in meinen Papieren noch ganz andre Gestalt hat, als jetzt im Gedruckten, und daß ich selber manches berichtigen, andres aber auch umständlich belegen und erhärten kann, was Rücksichten nur obenhin oder eingehüllt mitzutheilen geboten. Führt mich ein guter Stern einmal in Ihre Nähe, so werde ich Sie hoffentlich überzeugen, daß mein Vertrauen in diesen Dingen zu Ihnen ganz rückhaltlos sein kann, und ich würde mich wahrhaft freuen, Ihre Prüfung zu bestehen und Ihren Rath zu empfangen!

Verzeihen Sie dies eilige Blatt! Ich reise in acht Tagen nach Holland, um Seebäder zu gebrauchen, und bin gestört und verwirrt durch die Vorbereitungen, und durch die Uebel selbst, die ich bekämpfen soll! Ich danke Ihnen wiederholt für Ihr werthvolles Schreiben, und wünsche und erbitte eifrigst die Fortdauer Ihrer Wohlmeinung. Verleihe der Himmel Ihnen die beste Sommerstärkung und jede Fülle des Guten. Mit aufrichtigster Hochachtung und Ergebenheit verharr' ich treulichst

Ihr

gehorsamster

Varnhagen von Ense.

Berlin, den 1. Juli 1836.

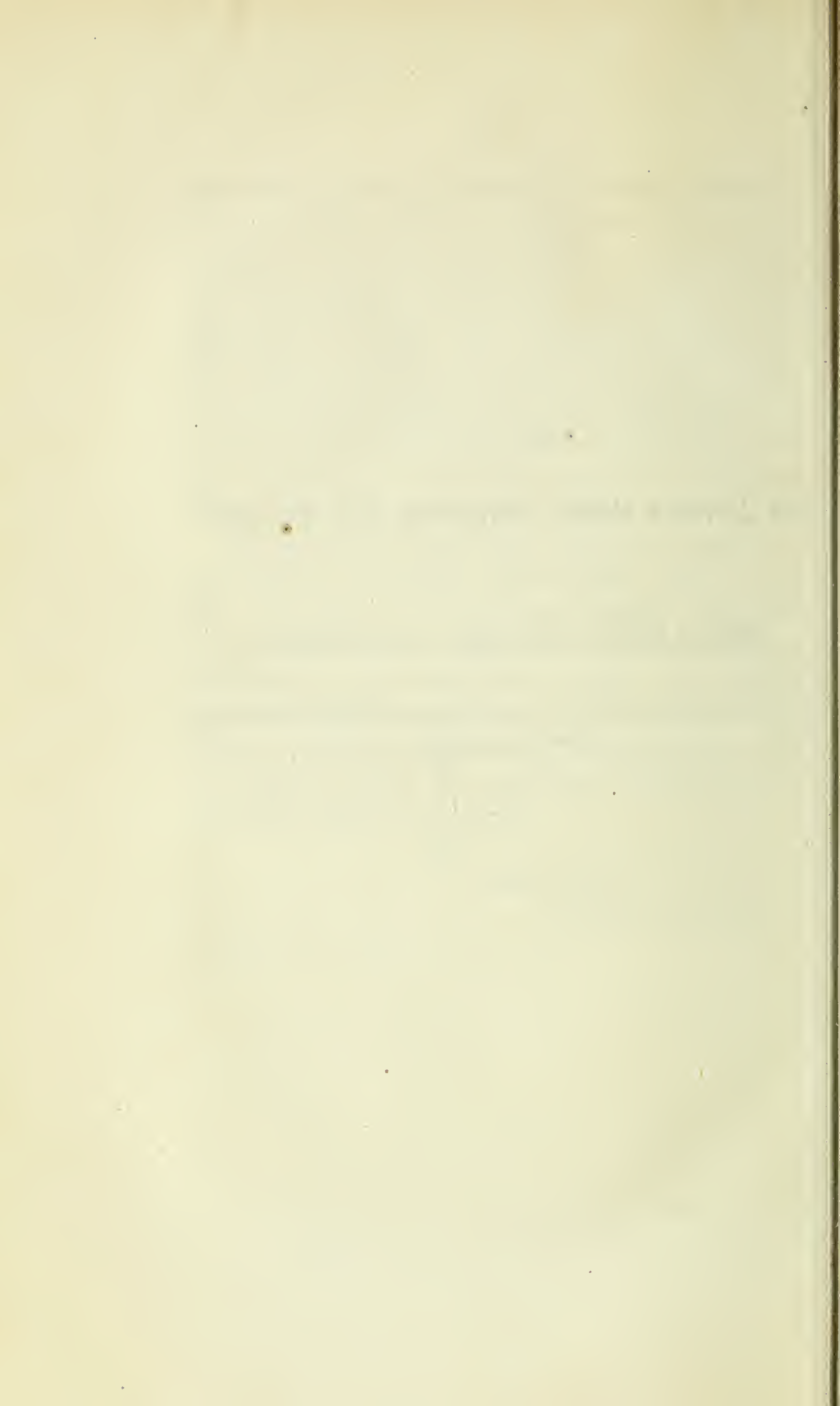
Briefe

des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen

an

Pauline Wiesel, geb. Cesar, und an Rahel,

nebst Briefen von Paulinen und Rahel, und Aufzeichnungen von Varnhagen.



Die jüngst erschienenen Bruchstücke der Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel, welche Herr Alexander Büchner veröffentlichte, haben auf's neue das Interesse auf den genialen preußischen Helden sowie auf seine schöne Geliebte hingelenkt.

Als der geschätzte Herausgeber in Caen jene merkwürdigen vergilbten und halb zerrissenen Blätter entdeckte, ahnte er nicht, daß eine Abschrift der meisten derselben, von Varnhagen's Hand, sich in Varnhagen's Nachlaß befände.

So manchesmal, wenn ich die in ihrer Art einzigen litterarischen Archive durchblätterte, die mein Onkel mir anvertraute, verweilte ich bei diesen eigenthümlichen Briefen, in denen die mächtige Flamme einer zügellosen Liebesleidenschaft lodert, und zögerte doch immer noch sie bekannt zu machen. Nun aber, nachdem eine theilweise Herausgabe erfolgt ist, scheint es mir eine litterarische Pflicht, das Bild zu vervollständigen und die Lücken zu ergänzen durch die Beiträge, die in meinen Händen sind. Nicht nur daß in den mir vorliegenden Abschriften ein paar der Herrn Büchner unleserlich gebliebenen Stellen entziffert sind, nicht nur daß sie zwei Briefe vollständig geben, die im Original nur zur Hälfte erhalten waren, als man sie auffand, sondern auch noch acht neue Briefe des Prinzen an Paulinen habe ich hinzuzufügen, deren Originale die Empfängerin später vernichtet oder verloren haben mag. Wo ich hin und wieder etwas ausgelassen habe, ist es nur da geschehen, wo der leidenschaftliche Ausdruck alles in der Litteratur Sagbare übersteigt. Auch drei ungedruckte Briefe des Prinzen an Rahel füge ich bei, von denen nur einer sehr unvollständig in der „Galerie von Bildnissen" erschien.

Von Pauline selbst erscheint hier ein Bruchstück eines Briefes an den Prinzen, und Auszüge aus ihren Briefen an Rahel, die, vollständig mitgetheilt, einen ganzen Band füllen würden; die Auswahl, die ich getroffen, gewährt, wie mir scheint, weit mehr eine klare Vorstellung von ihrem besondern Wesen, als die kleinen Billette an ihre Familie, welche Herr Alexander Büchner veröffentlichte. Zu Paulinens Briefen schrieb Varnhagen die Worte: „In diesen schlechtgeschriebenen, unordentlichen Briefen ist viel eigenthümliches Leben, freier Geist, treffendes Urtheil. Sie sind genauer Durchsicht werth, und beträchtliche Auszüge daraus zu bewahren." Auch andere Aufzeichnungen Varnhagen's über Paulinen fehlen nicht, und wenn auch nicht alle diese verschiedenen Zeugnisse zum Vortheil der seltsamen Frau ausfallen, so wird man sie danach doch milder beurtheilen als nach ihrem bisherigen Ruf. Rahel's unwandelbare, rührend treue Anhänglichkeit an die Jugendfreundin ehrt sie auch, wenn sie diese auch vielleicht nicht in solchem Maße verdiente. Fünfzehn Briefe Rahel's an sie, die ich ausgewählt, beweisen deren unerschöpfliche Güte, und enthalten, wie dies bei ihr immer der Fall, eine Fülle tiefer Aussprüche.

Pauline.

Pauline Cesar wurde nach Varnhagen's Angaben 1779 zu Berlin geboren; ihr Vater, Geheimrath Cesar, war beim Prinzen Heinrich angestellt; die Mutter eine geborne Levaux. „Ninon de L'Enclos", sagte Varnhagen, „da weiß jeder, von allen Seiten; Pauline ist schwerer zu schildern." Sie heirathete aus Neigung und Eigensinn, vor vielen andern Bewerbern, den jungen Wiesel, den Freund Adam Müller's, Vetter's, Burgsdorf's, von dem sie geschieden wurde, und der den 16. März 1826 zu Berlin starb. Den 1. Oktober 1828 verheirathete sie sich zum zweitenmale mit dem Hauptmann Vincent, wie eine lithographirte Anzeige beweist, die uns vorliegt; sie lautet: „Monsieur Jules-Michel Vincent, Capitaine au 4me régiment de la garde royale, a l'honneur de vous faire part de son Mariage avec Madame Pauline-Emélie Wiesel, né de César. Paris, ce 1er octobre

1828." — Sie starb den 9. September 1848 zu Saint-Germain en Laye im siebzigsten Jahre.

Varnhagen lernte Paulinen in Paris näher kennen; der Eindruck, den sie auf ihn machte, ist genau wiedergegeben in seinen Briefen an Rahel, aus denen wir hier Auszüge folgen lassen, die uns die seltsame Frau wie im Spiegel zeigen.

Varnhagen an Rahel.

Paris, den 18. September 1815.

Gestern sah ich Paulinen! Was soll ich Dir sagen? Der Anblick Deiner Freundin, die Fülle aller Erinnerungen einer Dir so reichen Zeit, rührten mich fast zu Thränen! Ich sprach einige Minuten, ehe ich meinen Namen nannte, der kaum heraus war, als Pauline mit einem freudigen Schreck mich bei der Hand faßte und neben sich niedersitzen hieß; ein tiefes, abgewandtes, schnell umfassendes Ach! bezeichnete gleichsam eine Verwandlung, als träte nun etwas ganz anderes hervor! Sie fragte mit größter Liebe, mit wahrem Seelenbedürfniß nach Dir, erzählte mit dem frischesten Leben, mit karakteristischer Erinnerung von Dir! — Sie ist mit 30 geliehenen Louisd'or ohne Wissen der Mutter plötzlich hiehergereist, um Schuwaloff zu sprechen, der ihr geschrieben hatte, aber nicht, daß sie kommen sollte, und der nun einige Tage früher nach Petersburg abgereist ist; da sie ihn nicht findet, so will sie auch nach wenigen Tagen schon zurückreisen, mit dem unglücklichsten Gefühl des Mißlingens! Sie wohnt bei einer Freundin, einer Französin, die in Egypten geboren ist, und äußerst freundlich mit ihr scheint, ein Verhältniß von der Art derjenigen, die starke Persönlichkeiten wohl außerhalb der gewöhnlichen Verhältnißrubriken eigenthümlich zu bilden und zu halten pflegen, es scheint mir keineswegs gemein, aber auch nicht edel und nothwendig. Diese Frau störte uns oft, sie schien vergnügt, uns sprechen zu hören, und ging ab und zu, so daß wir großentheils französisch sprechen mußten. Ich war über eine Stunde da. Pauline immer außer sich, so oft sie auf Dich und auf die Ver-

gangenheit kam, in Ausbrüchen von Erzählungen, schlicht hingesagt, und doch lyrische Klagelieder des vergangenen Glücks im höchsten Styl, noch mit der Freude gepaart, doch glücklich gewesen zu sein. Dieser Unterschied „damals war ich glücklich, wie hat mich der in meinem Glück gesehn!" und „jetzt bin ich nicht glücklich!" zog sich zuletzt von ihrer persönlichen Lage auf den allgemeinen Weltzustand hinüber, und ging durch das ganze Gespräch. Sie war sehr großartig in unscheinbaren Worten. „Innerlich", sagte sie, „bin ich fünfzehn Jahr, obwohl ich der Zeit nach alt geworden bin. Ich bin auch nie ganz unglücklich, und nie lange, jeder Glücksschein bringt mich wieder heraus, füllt mein Herz ganz, als sei das andere nie gewesen, und ich nehme das Glück nicht als Gebühr, sondern als Glück, das vom Himmel herabfällt, und Glück ist! So zum Beispiel heute, daß ich Sie gesehn, daß ich so von Rahel gesprochen, ist mir ein solches Ereigniß, daß mir nun alles Unangenehme, was mir noch begegnen könnte, nichts ist, ich schreite drüber weg, wie über Wasser." Dergleichen sagte sie noch viel, sehr schnell hintereinander, oft zu mir gewandt, oft verloren sinnend zur Erde blickend. „Rahel hat Recht", sagte sie, „ich ertrage kein Unglück und keine Langeweile, ich schaffe sie mir um jeden Preis fort." Ueber Deine Heirath wunderte, freute sie sich unaufhörlich; sie erinnerte sich meiner nun ganz gut, vom Grunewald her. Ich war tief angegriffen von der Gewalt der mir zuströmenden Gedanken und Betrachtungen. — Pauline thut mir schrecklich leid; sie ist sehr alt geworden, auch dick; ihr Gesicht hat seitwärts noch bisweilen den Schimmer zaubernder Liebenswürdigkeit, sonst aber sind ihre Züge häßlich gezerrt, ausgetieft, und selbst gemein, sofern sie die Forderung des edlen Ausdrucks noch erwecken und doch nicht erfüllen. Sie will nach der Schweiz zurück, wo es ihr himmlisch gefällt, wo sie wohlfeil lebt, und von Zeit zu Zeit immer so viel erspart, um einen Ausflug nach Italien zu machen. Dich in Frankfurt zu besuchen würde sie glücklich machen. Sie thut mir schrecklich leid. Wie sie ist, kann man ihr ohne Riesenkraft an Geld und Unbekümmertheit um die Welt nicht helfen; sie hat letztere gewiß mehr als je, sie hat gar kein amour propre, wie

sie sagt, der Namen und der Schein der Dinge sind ihr völlig einerlei. Sie hat das größte Gefühl für Realität, sie knüpft alles daran. Ueber manche Menschen äußerte sie sich mit der großartigsten Menschenfreundlichkeit einer in's Elend gestürzten Prinzessin, ohne Nachtragen, ohne Anrechnen, bloß ihren Sturz vor Augen habend, und über den sinnend. Sie denkt an Louis, und an die glückliche Zeit Deines Umgangs; sie möchte nun bloß die äußern Vortheile des ehemaligen Glanzes als armselige Reste verbrauchen, fragte zweifelnd nach Prinz August, und sagte, sein Bruder habe ihm so sehr für sie geschrieben, der Brief sei in ihren Händen hinterlassen geblieben, sie habe ihn abgeschickt, aber als ob sie ein Stück Blei in's Wasser geworfen.

Paris, den 25. September 1815.

Ich brachte den Abend bei Paulinen zu, die Gentzen erwartete, der nicht kam. Wir haben unsäglich geplaudert, sehr angenehm, ich mußte ihr erzählen, wie ich mit Dir bekannt geworden, und wie sich das fortgesetzt hatte bis zur Heirath; wir sprachen mit fröhlichster Innigkeit von Dir! Ich sagte ihr, daß Du mein ganzes Glück seist, sie lobte Dich immer durch Erzählungen. Sie erzählte mir von allen Leuten, lebhaft, scharf und behaglich. Sie gefällt mir sehr, aber ich muß sie doch bedauern, ihr Flug ist oft zu niedrig, ihre Sitten verdorbener, als ihre Sittlichkeit, das ist sehr Schade! Mit ihr beständig umzugehen, würde Dich nicht mehr so wie ehemals erfreuen können.

Paris, den 1. Oktober 1815.

Die Sache mit G. ist in einer Art von lauem Fortgang, der große Schwung im Anfang wird wohl nur erst am Ende wiederkehren, Paulinen ist's doch kein bloßer Spaß, die freie Unbefangenheit ihres Geistes ist durch die Befangenheit ihrer Lage gehemmt, und ich kann mir nicht helfen, es giebt darin Einiges, was auch mir die reine Freude mißfällig verdirbt; das

versetzt mich denn in wahre Trauer! Uebrigens ist es entzückend, wie natürlich sie die Wahrheit hält, sie läßt dieselbe keinen Augenblick verloren gehn, und wäre sie auch hart und roh! — Der Brief Paulinens an Dich ist wirklich herrlich: es sind erhabene Züge darin; daß sie nie krank gewesen, zum Beispiel, und daher auch immer so voll Empfindungen sei. Ihre Empfehlung ihrer selbst ist prächtig, eigentlich eine wahre Kindesunschuld, sie denkt sie kann es, was sie von sich sagt, plusieurs langues! cara amica! und sie ist ordentlich böse davon affizirt, daß ihr Gentz, der sie empfehlen sollte, sagt, es ginge höchstens für einen einzelnen Herrn, und sie könne ja gar nicht schreiben noch sprechen, in keiner Sprache! Und hat sie etwan Unrecht, wenn sie das feindselig aufnimmt, wie wenn einem die entschiedensten Talente weggeläugnet werden? Denn was ist im Grunde alle Gentzische und alle Schönschreiberei und Schönrednerei gegen diese reichen, tiefen Natursprüche, die noch im Adernblute schwimmen, aber nicht aus der Tinte aufgefischt werden? —

Paris, den 9. Oktober 1815.

Paulinen habe ich seit ein paar Tagen nicht gesehn; als ich sie zuletzt sah, war es spät Abends. — Sie gefiel mir ganz und gar nicht, und mußte dies auch zu ihrer Befremdung, da sie sehr auf's Gefallen ausging, erfahren. Sie bleibt aber doch der Schwan, wie Du sie glücklich benannt hast! —

Paris, den 11. Oktober 1815.

So unverhohlen wie sie mit mir spricht, giebt es gar nichts mehr: ihre letzten Anlockungen, weit entfernt sie verlegen zu machen, sind ihr, wie jedes andere, ein gleichgültiger Stoff. — — Ihre Lebendigkeit und Art läßt sich gar nicht beschreiben, jede Darstellung muß daran verzweifeln; sie ist eine Frau in unserer Zeit, wie in der antiken die Männer waren, wer darf denen Gemeinheit Schuld geben? und doch hatten sie das, und Pauline hat es, was wir gemein nennen, weil es für uns es wäre.

Paris, den 18. Oktober 1815.

Die Geschichte von Goethe, wie Du sie empfandest, hat mich sehr erschüttert, dergleichen kann ich ganz mitfühlen, und daß es unwiederbringlich ist, und nothwendig war, und, wenn so nicht, gar nicht war! Du Arme, so leidenschaftliches Mitleid! aber das Mitleid ist immer das eigene! Liebes gutes Herz! könnt' ich es erfrischen! Pauline sagte heute, das Herz würde nicht mit einem alt, oder vielmehr sie sagte, es ist etwas, das nicht mit uns alt wird. Gestern hättest Du sie sollen über Liebesgluth schwanen hören; sie sprach von dem Abend, von welchem ich Dir geschrieben habe, wo sie mir so sehr mißfiel, und sprach sehr klug! — —

Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Pauline Wiesel kannte den Bildhauer Tieck und wußte, daß er in Thon arbeitete, da sie aber von Bildhauerei nichts wußte, so sah sie darin nur das ihr bekannte Töpferhandwerk, und so nannte sie ihn nur: „Sie kleener Töpper!"

Paris 1801.

Zu Rahel sagte sie einmal: „Liebe, ich kann mich jetzt nicht besinnen, wie die Stadt heißt, warten Sie mal — — nennen Sie mich doch so 'ne südliche Stadt in Frankreich, wo immer die Romane spielen, eine mit ächte Kastanien" — — Toulouse? — „Richtig, Toulouse! Ja, so heißt sie! Was Sie doch klug sind, liebe Kleine!"

Baden-Baden 1829.

Der Ruf der schönen Pauline hatte schon sehr gelitten, und sie sich deßhalb von ihren Verwandten zurückgezogen, da begegnete ihr unerwartet auf dem Opernplatz eine Kousine, die sie sehr liebte, und mit der sie sich freute wieder einmal recht plaudern zu können. Aber diese war befangen und verlegen, und

die kluge, nachsichtige Pauline sagte gleich: „O ich weiß, Du bist auch so ein armes Mädchen, das vor allem heirathen will, und da denkst Du, wenn man Dich mit mir sieht, kriegst Du keinen Mann! Komm, Du armes Wurm, hier hinter die katholische Kirche, da können wir ein bischen auf und ab gehen, ohne daß uns ein Mensch sieht!“ Wie hoch steht hier die etwas freie Frau über dem sogenannten ehrbaren Mädchen! —

Zu Lea Mendelssohn-Bartholdy, einer frühen Jugendbekannten, die sie in Berlin 1832 wiedersah, sagte sie, als diese ängstlich wurde, Pauline möchte in Gegenwart der Mendelssohn'schen Töchter sich in zu freien Reden ergehen, ganz gelassen: „Liebe, sein Sie nur ohne Sorgen, wenn die Mädchens da sind, sag' ich nichts!“ —

Wie tief und heftig eingenommen von Pauline Wiesel der Sinn und das Gemüth Rahel's waren, hat sie selbst oft genug lebhaft ausgedrückt. Sie hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für jene, gegründet auf wahre und einzige Eigenschaften derselben, so wie auch auf ihre besten eignen, die mit jenen zusammenstimmten. Pauline hatte ein großes Naturgefühl, das immer neu und frisch hervorströmte; sie hatte einen unbestechlichen Wahrheitssinn, der schlechterdings keinem Wahn, keinem Vorurtheil huldigte, sondern sich an die klarste Wirklichkeit hielt, keine Süßigkeit und keine Härte des Vorhandenen läugnen oder ignoriren konnte; mit jeder sogenannten Bildung entbehrte sie auch jeden Nachtrab und Gräuel derselben, jede Verbildung und Ziererei. In der Jugend war dies mit hinreißendem Liebreiz und der anmuthigsten Persönlichkeit verbunden. Dieser Einsicht in Paulinens Wesen und diesen Eindrücken von ihr blieb Rahel zeitlebens treu, auch dann noch, als diese Eindrücke nicht mehr in gleicher Art gegeben wurden, sondern mit dem Schwinden der Jugend manches Harte und Unschöne in Paulinen zugenommen hatte. Ihrer Natur mußte man vieles verzeihen, und man that es gerne, Rahel aus tiefster Ueberzeugung. Die Eigenschaften, von denen

sie selbst erfüllt war, innere Wahrheit, Rechtschaffenheit und Geistesinnigkeit, setzte sie ohnehin bei den Freunden ungeschwächt voraus, und rechnete auf deren Herz und Sinn wie auf einen Felsen.

Ich hatte Paulinen erst sehr spät kennen lernen; jenen Eindruck anmuthiger Jugend hatte ich nie von ihr empfangen können; auch den Nachschimmer davon vermocht' ich schwer zu entdecken. Dennoch erkannt' ich die erwähnten seltnen Eigenschaften völlig in ihr an. Leider aber fand ich diese mit einem Element von schlechter Angewöhnung umgeben, das dieselben zu Zeiten ganz überdeckte. Ich unterdrückte mein widriges Gefühl, und um Rahel zu erfreuen, ging ich freundschaftlich mit Paulinen um, führte sie von Paris zu ihr nach Frankfurt, hatte sie in Karlsruhe als Gast im Hause, wohnte später in Baden mit Rahel bei ihr, nahm sie in Berlin wieder als erwünschten Gast auf. Ich sprach mit Rahel über die Eigenschaften Paulinens ganz frei, auch Rahel sah und besprach alles richtig, allein sie verzieh das Aeußerliche gern dem innern Wesen, in dessen Schätzung sie nie wankte, und meinen persönlichen Widerwillen verbarg ich jedesmal, so gut und unscheinbar, daß Rahel ihn nie gemerkt hat.

Mit Jubel empfing Rahel im Sommer 1832 den Besuch Paulinens. Sie wünschte sich Glück, daß dies endlich geschehen könne, die Freundin bei ihr in Berlin wohne, beide frei, durch nichts gehemmt, durch nichts getrieben, dem eignen Sinne überlassen. Leider sollte Rahel auch dies letzte Glück noch einbüßen! Pauline entwickelte sich fürchterlich in dieser letzten Zeit. Ihre Langeweile, durch Rahel's öfteres Kranksein und die Stille unsres Hauses vermehrt, ihre Mißstellung gegen die Welt, in der sie nicht schön, jung, reich, geehrt und geachtet genug sein konnte, sondern in den meisten Stücken das Gegentheil empfinden mußte, machten sich Luft in Bitterkeit, in dem bösesten Spiel ihrer widrigsten Eigenschaften. Sie klatschte und verhetzte alles im Hause durcheinander; mit und wider alle Bekannten, Dienstboten, Fremde. — Sie beging tausend kleine Unarten und Listen, die einen gemeinen Kreis von Gewöhnung verriethen. — — Verfeindungen und Zwiste fingen an. Was sollte ich beginnen?

Rahel war krank, oft gefährlich, meist sehr reizbar. Sollte ich da zu ihr hintreten, ihr sagen, wie die vermeinte Freundin sie verriethe, hinterrucks zu mir und zu andern Leuten spräche, alles verhetze und verderbe, unser edles reines Dasein störe und untergrabe? Unmöglich! Ich faßte mich in Geduld, Rahel's Genesung und Paulinens Abreise still zu erwarten.

Allein Rahel entdeckte die Sachen selbst, und mehr, als ich wußte! — — Rahel war noch nicht ganz genesen, und hatte den ungeheuern Schmerz, das namenlose Leid, die zärtlichste Liebe auslöschen, die unerschütterlichste Freundschaft einreißen zu müssen; gemein, auch sogar lieblos, fand sie diejenige, auf die sie im Leben am meisten gerechnet hatte. — —

Diese schreckliche Erfahrung sollte ihr noch am Ende des Lebens werden! Arme, arme Rahel! Grausam und lieblos hatte Pauline ihr sogar gesagt, sie glaube nicht, daß Rahel noch ein paar Jahre leben werde! —

Ich behielt viele Nachwirkungen jener Zeit zu verwinden, die ich ewig beklagen werde! Ich mußte Paulinen fast noch vertheidigen, und durfte behaupten, ich hätte sie immer mit diesen Fehlern gesehen, deren Ausbildung jetzt nur größer sei, und die mit gefährlicherem und edlerem Stoffe gespielt hätten; ihr selbst aber könne man deßhalb keine größere Schlechtigkeit beimessen. Sie müsse etwas treiben, bearbeiten; Langeweile, Unruhe, Neid und Selbstsucht trieben sie wie ein Kind, das sich unterhalten, das genießen wolle, wie und was es auch sei. Rahel sah es vollkommen ein.

Schrecklich aber, daß das geliebte, redliche, treue Herz, dieser reine, klare Wahrheitssinn, diese fromme Menschenliebe noch an der letzten Schwelle des Lebens durch ein solches Aufgebenmüssen einer lebenslänglichen Jugendfreundin, eines leidenschaftlichen Ueberzeugtseins und eines beglückenden Wohlgefallens geprüft werden mußte! —

Berlin, Mai 1833.

Pauline starb im September 1848 zu Saint-Germain en Laye, bei Paris, siebzig Jahr alt.

Sie hatte zuletzt an ihre Schwester, die Geheimräthin Meyer, nach Berlin geschrieben, und diese um acht Jahr ältere Schwester sehr liebreich belobt, wie gut und brav sie immer gewesen, wie tugendhaft, und wie ruhig sie ihr Alter dahinlebe. Was sie selber betreffe, so habe sie allerlei Kränklichkeit zu leiden, sei aber im Ganzen noch wohl, und auch zufrieden; mit dem Leben sei es eigentlich vorbei, und sie denke oft an den Tod, aber ohne alle Furcht, denn sie habe sich nichts vorzuwerfen. Dies meinte sie gewiß aufrichtig und ernst, denn ihre Ausgelassenheiten waren ihr kaum zuzurechnen, sie waren die Folge des Beispiels und der Umstände, eines leichtsinnigen Naturells, das von allen Seiten gereizt und gesteigert wurde, und hatten nur ihr allein geschadet. Was sie in dieser Richtung gesündigt, konnte ihr nicht schwer zu tragen sein. Sonst war sie immer gutmüthig, menschenfreundlich, wohlthätig, und von einer tiefen, muthigen Wahrhaftigkeit, die in äußern Angaben zwar oft log und täuschte, aber in sittlichen innern Fragen unbestechlich redlich blieb. Tausend Sünden der großen Welt, Neid, Habgier, Heuchelei, Ehrsucht, Ränke und Niederträchtigkeiten blieben ihr fremd. Nur gegen Nebenbuhlerinnen, in Verhältnissen zu Männern, konnte sie Neid und allerlei Tücken hegen, weibliche Schwächen, die sich doch nie lange fortsetzten. Ihr Sinn für die freie Natur war immer frisch und stark, sie konnte nicht leben ohne „Grünes". Von tausend Ziereien, auch von vielen ernsten Anliegen der Menschen, hatte sie keinen Begriff. Sie war und blieb wie Kinder und Volk. — Ihre Schwester antwortete nicht gleich, schickte ihr aber nach einiger Zeit eine kleine Summe Geld. Es kam keine Antwort. So verging geraume Zeit. Endlich kam unerwartet aus Basel die Nachricht, Pauline sei schon am 9. September bei Paris gestorben. Heute den 11. Juni 1849 kam Victoire von Crayen, und theilte die Kunde mit. — Pauline hatte noch ein Testament gemacht, ihr noch gerettetes Vermögen ihren Stieftöchtern zugewiesen, die Bildnisse des Prinzen Louis Ferdinand und des

Grafen Hugo von Hatzfeldt einer Nichte in Basel, ihrer Bonne eine Rente von hundert Franken vermacht. —

In ihrem letzten Briefe an die Schwester hatte sie noch gefragt: „Leben denn Humboldt und Varnhagen noch? Ich höre ja gar nichts von ihnen!"

Zum Schlusse möge hier noch eine Briefstelle Gustav von Brinckmann's, über Paulinen, an Rahel sich anfügen; sie lautet:

„Berlin, 10. Februar 1805.

„Da mir im Grund alles gefällt, wie sie es thut, nicht alles, was sie thut, an sich, so bringt mich der Umgang mit ihr immer aus mir selbst heraus, und doch eigentlich ohne Zweck. Denn glauben Sie doch nicht, daß die Liebe auch die Klugen dumm macht; nein, nur die Dummen noch dümmer; die Eitlen rein toll und eingebildet. Also weiß ich ja recht bestimmt, daß es Paulinen so ziemlich gleichgültig ist, mit wem sie Zauberei spielt, und nicht eine Minute bin ich fat genug gewesen mir einzubilden, daß ich sie mehr amüsire als hundert Andre, mit denen ich nichts anzufangen wüßte. Daß sie vielleicht doch in einem ernsthaften Augenblick mehr auf mich hält, das glaub' ich, und das genügt meinem Stolz. Aber um die Wette laufen, ist meine Sache nicht — und Sie wissen ja, daß ich immer behaupte: Lieben darf ich die Königin, aber ein Narr nur macht sich lächerlich oder zudringlich durch seine Liebe."

„Ich werde ewig den Göttern danken, daß ich dieses himmlische Phänomen gekannt habe, und lieben will ich sie, so lange ich noch empfinde, was schön, liebenswürdig, originell, geistig und einzig ist. So habe ich sie diesen Abend wieder mehr wie jemals gefunden. Ich betrachte sie absolut wie eine Erscheinung aus der griechischen Götterlehre. Es ist nicht möglich, sie so in menschlicher Gestalt zu erblicken, ohne sie zu lieben, und doch soll man sich begnügen sie anzubeten, und mit Tausenden um ihren gemeinschaftlichen Schutz zu flehen."

Wiesel.

Aufzeichnungen von Varnhagen.

Ein preußischer Offizier, Hr. von Sellentin, der sich sehr kläglich ausnahm, sollte Adjutant von Seydlitz gewesen sein, wurde versichert. „Wenn das wahr ist", sagte Wiesel, „daß der Mann Adjutant von Seydlitz gewesen ist, so ist der ganze siebenjährige Krieg eine Fabel."

Als jemand von Klopstock erzählte und sich rühmte, mit dem Sänger des Messias gesprochen zu haben, rief Wiesel, ärgerlich über das nachsprecherische Preisen und Prahlen, mit humoristischer Verwunderung aus: „Was? der lebt noch, lebt mit uns zusammen? Ich habe bisher immer Klopstock für einen Contemporain von Jesus gehalten!" Mit dieser Zwischenrede war denn der Lobpreiser freilich aus aller Fassung gebracht.

Ludwig Robert machte folgende Verse auf Wiesel:

„Weltkluger, armer, unglückſel'ger Teufel
In ew'gem Zweifel ob du dich vergnügest,
Ersinnst und lügest du dir schlechte Lüste,
Schaffst ein Gerüste dir von falschen Schlüssen,
Erbärmlich müssen Laster darin passen
Lebst elend so von Gott und Welt verlassen."

Ergänzungen zu den von Herrn Alexander Büchner herausgegebenen Briefen.

Seite 60. Zweite Zeile von oben nach Quadrille „nicht" hinzuzufügen.
— — Achte Zeile von oben anstatt Mann „Alten".
Seite 64 heißt die unleserliche Stelle: „vielmehr zwei".

Seite 65 heißt das erste unleserliche Wort „Pette“, das zweite „Osdorf“.

Seite 71. Zusatz zum Datum: „1805“.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Seite 74 heißt es am Schlusse: „dann abwechselnd, und wenn Dein Auge bricht, Dein Mund nur, lieber, lieber Louis! stammeln kann, o dann — Aber vorher, meine Pelle, kommst Du zu mir, wir werden in einigen Tagen eine Veränderung in unserer Lage haben, dann schicke ich Dir sogleich eine Estafette.

Nun, meine Pauline, etwas über Dich! Die unselige Schwäche, Deine Beschäftigungslosigkeit, und die Gewohnheit, stets in äußeren Dingen Zerstreuung, Amusement zu suchen, machen, daß Du Dich stets vom Strome fortreißen läßt; überdem liegt etwas Behagliches für Dich in dem Gedanken: „Was ich thue, geschieht nur aus jener Gefälligkeit, jener Leichtheit, mich in den Willen Andrer zu fügen, die aus der Gutmüthigkeit meines Karakters entspringt; wäre dieses nicht, dann würde ich anders handeln!“ Durch dieses Raisonnement rettest Du Dich für Deine Augen von dem Vorwurf, ein Leben zu führen, dessen Leere Du fühlst, und zugleich kannst Du auch, der alten Gewohnheit treu, den Tag so recht tüchtig todtschlagen, ihn mit den Promenaden, Dejeuné's, tausend nothwendigen Visiten, Komödie, und irgend einer Soirée, wo du jemand tribulirst, ausfüllen, — und doch wünschte es Dein Herz anders! Allein so ist es mit aller Schwäche, das Wollen und Wissen und das Vollbringen ist zuweilen sehr verschieden. Auch lag es bis jetzo in der steten Nothwendigkeit, außer Dir zu sein, Dein Innerstes war durch so vieles zerrüttet und gebeugt, — nun ist es anders, nun muß es anders sein! Geliebt, angebetet von einem Wesen, was Du liebst, das Deinem Herzen, Deinem Geist, Deiner Eitelkeit — und dieser feurigen Organisation genügen kann, gewiß, daß es ein seelenvoller, zartdenkender Louis ist, den Du liebst, dessen Glück ganz von

Dir abhängt, der Dich zu lieben versteht, in dem die Menschen und die Welt nichts tödten, wohl aber vielleicht etwas verderben konnten, o dieses muß Dein Herz erfüllen — Du mußt mich lieben, mehr noch als — — —

Schreiben auch thust Du so selten — Pauline! So wahr ich Dich liebe, ich verzeihe Dir nicht den geringsten Anschein einer Etourderie selbst, — doch dieser Gedanke ist Deiner und meiner unwerth! Doch bedenke, daß diese selbst schändlich wäre. Sage mir, was Du täglich thust, o dumme, dumme, liebe, liebe Pelle, — es ist so peinlich, nicht das Wesen, was man liebt, in seinen täglichen, stündlichen Handlungen gewissermaßen folgen zu können. Nun schließe ich. Was ich Dir hier schicke, trägst Du bis zum nächsten Briefe. Leb wohl, Engel — Liebe — ewige Liebe — Braut — Weib — Angebetete —

Dein Louis.

Uebermorgen erwarte ich Hans hier und Graf d'Entraigues. Während daß ich Dir schreibe, brennt mein Haus, ich glaube, ich habe es angesteckt. —

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Seite 77 heißt es am Schlusse anstatt, den von Generalstaab: von Hohenlohe, den Herren vom Generalstab, schrieb mein Journal, welches ich Dir monatlich sicher zuschicken werde, und ging früh zu Bette. — Möllendorf's Faulheit ist unbeschreiblich; seine Berliner Korrespondenz mit dem Langhans'schen Hause, der Mlle. Mebus u. s. w. absorbirt seine Zeit, er wird wie immer sehr gequält. — Nostiz ist fleißig, und alles Uebrige ist wie Du es kennst; Dussek befördert so viel Wein als möglich durch seine jetzt sehr heisere Kehle.

Leb wohl, liebe beste Seele! Ich wollte noch vieles über Deinen Mann, über Deine Lage, wenn jemand von Deinen Bekannten aus Paris wiederkommen sollte, Dir sagen. Ich halte es für überflüssig, denn Dein Herz und Deine Liebe bürgen mir, daß Du gewiß auch den Schein vermeiden werdest. Küsse den

Kleinen. Ich küsse Dich tausendmal mit der heißesten innigsten Liebe. —

Bis zum 15ten sind wir aneinander. —

Lebe wohl, bald schreibe ich Dir wieder.

Louis.

Schicke mir, sobald Du hoffst, daß es gut ankommen kann, etwas Gutes zu essen. — Adieu, Liebe, schreib mir nur gute, liebe Briefe, sie sind mein einziges Glück.

Seite 75. Dritte Zeile von oben anstatt Träume „Thränen".
— — Neunte Zeile von oben anstatt seelen „steten".

1.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Freitag.

Daß mein erster Brief, meine Pauline, so klein gewesen, und ich gezögert auf den Deinigen zu antworten, darüber wird mein lieber Liebling nicht zürnen, denn während der Abwesenheit des Prinzen hatte ich alle Geschäfte zu besorgen, und war überdem mit ewigen Besuchen gequält, und vor der (seit heute) erfolgten Rückkunft des Prinzen konnte ich nichts mit Gewißheit über unsern hiesigen Aufenthalt bestimmen. — Du gehst gleich, oder vielmehr sobald als möglich nach dem Empfang der Estafette mit der Emmi und Lolo und Melzow hieher — das Weitere über Deinen hiesigen Aufenthalt verspare ich bis an's Ende des Briefes; meine liebe, liebe Pelle, erst von Deinem Briefe, von meiner und Deiner Liebe! Glücklich, unaussprechlich glücklich hat er mich gemacht! Ich gestehe es Dir, einen schmerzhaften Eindruck (leise schmerzhaft aber nur) hatte auf mich Einiges während meinem letzten Aufenthalt in Berlin gemacht; der lebhafte Wunsch meines Herzens, Dich glücklich, selig, zufrieden zu sehen, war nicht so erfüllt, als ich es hoffte, als ich vielleicht mit Unrecht wähnte das Recht zu haben es zu erwarten. Dieses beleidigt meinen Stolz, schmerzt mich tief, und mein

Herz leidet. — Bei der Liebe, die ich zu Dir habe, bei der Liebe, die ich so lebhaft fühle, bei der Wahrheit meiner Empfindungen, und dem Werth, den ich um so mehr denselben beilege, je weniger irgend eine Rücksicht, Vorurtheil oder vorgefaßte Meinung Anderer mich bestimmt, ist nichts schmerzhafter, als von der verkannt zu werden, der man alles sein möchte, ihr nicht das Glück zu gewähren, welches man ihr spenden möchte, und welches für ein zartfühlendes Herz der Liebe höchster und seligster Genuß ist. Liebte ich Dich weniger, meine süße geliebte Pauline, so würde nicht einer Deiner Blicke, eine Aeußerung des Unmuthes, ein augenblickliches Mißkennen meiner Liebe, mich so sehr betrüben, und ich würde von einem andern, ruhigern Augenblick diejenige Gerechtigkeit erwarten, die Du mir in einem solchen nicht giebst, allein dieses läßt meine Heftigkeit nicht zu; gewohnt, von der Liebe Zauberin Genuß und Glück in der höchsten Fülle zu genießen, ist jede Störung mir doppelt unangenehm, und ich bin nicht kalt genug, um diese trüben Augenblicke vorübergehen zu lassen. Doch nun genug davon, Pauline, wie wenig ich mich betrog, beweiset mir Dein lieber Brief, denn gewiß war ich, daß Dein Herz mir bald Gerechtigkeit würde widerfahren lassen; in der Abwesenheit, in der Vergangenheit erscheint alles in einem sanftern Lichte, meine liebe Freundin. Ich selbst klage mich wegen meiner Heftigkeit und Tollheit an, meine Pelle, wir sind beide strafwürdig, Du, Deinen sanften guten Louis, der Dich anbetet, zu mißkennen, ich, daß ich, da ich Deinen ganzen Werth, aber auch Deine Fehler kenne und Deine Reizbarkeit, ich dennoch heftig werde, anstatt mehr zu Deinem Herzen zu sprechen, oder Deinem Willen selbst oft ernst zu gebieten, lieber Deiner Imagination und Deinen Sinnen stets Opfer

zolle oder durch selbige das Ende unserer Mißverständnisse finde, und — sei es gesagt — suche. Liebe Pauline, Liebe, die ich unbegreiflich liebe, daß es einmal bei so heftiger Liebe, bei keinem großen Glück in der Welt, nicht möglich ist ruhig, ganz ruhig zu sein, das ist gewiß; mir fällt bei der Ruhe immer ein, was ein liebendes Weib zu demjenigen sagte, der sie nachher, lange nachher wiedersah, — und sie sich beide kälter und für einander abgestorben wiedersahen, ohne jedoch den Gedanken ihres vorigen Glücks nicht im Gedächtniß zu behalten: „Wo sind die seligen Zeiten, wo wir so unglücklich waren!" sagte sie. O Pauline, wenn auch Du zuweilen in Deinem Zorn sagtest: „Ein schönes Glück, welches ich genieße!" — Könntest Du mich vergessen? Nie! Meine Freundin, nicht Stolz, nicht Eitelkeit spricht dieses Wort aus, — mein ist Dein künftiges Leben — jedem Glauben an alles, was Liebe, jedem, was gut, schön und erhaben ist, gesellt sich der Gedanke an mich, an Deinen Louis zu, es ist nicht anders möglich, meine Pauline; nie, gewiß, haben zwei Wesen mehr als wir einander Glück geschenkt, nie sich mehr einander nöthig gehabt — ewig — rechne ich auf Dich.

Gentz sahe ich oft hier! — Sein Verstand und Wesen hat nur zwei Tendenzen, erst die alte, nämlich antifranzösische, die sich in Memoires aushaucht, zweitens die social-vornehme, die er eben so befriedigt, indem er bei dieser oder jener Frau aus Wien oder Petersburg hingeht und Visiten macht, — von Liebe, unserer Liebe, weiß er nichts! und spaßhaft soll es mir sein, liebe Pelle, während Deines hiesigen Aufenthalts sein Erstaunen hierüber zu sehen. — Englische Pauline, das schwöre ich Dir, daß ich Dich so liebe, so viel Sinn für Dich habe, als man nur haben kann, daß jeden Tag meines Lebens mir

immer mehr bewußt, wie nahe Du meinem Herzen stehest! Deine letzte Reise hieher ist auf eine mir unangenehme Art bekannt — Gentz, eine Menge Andre, die Frau von Ompteda, ihr Mann, — Alle wissen es! Ich erspare Dir alle die Details, die wirklich unangenehm sind, nur das ist aus mehreren Ursachen nöthig, von nun an Dich und Deinen **Mann, mich**, aus einer unangenehmen Kategorie zu ziehen, das **Wie** wollen wir hier besprechen. Das Herkommen mit Vetter fällt weg, Du kömmst mit Lolo und der Amme. Montag Abend bist Du hier; ich bestelle Dir ein Absteigequartier in der Stadt Berlin, den 19. spät gehe ich mit der Avantgarde nach Döblen, und dann, wenn ich Dresden verlasse, geht meine Pauline von hier. So will ich es, liebe Freundin! Der Amme und Melzow befehle ich, auch nicht ein Wort von mir und Dir zu sagen, weil Du sonst stets, wie ich, von einer Menge Menschen umringt sein würdest. Ich werde das Quartier in der Stadt Berlin für Mad. Uhde bestellen.

Ich wohne in der Frauengasse im Pfitzinger'schen Hause. Mache es so, daß in Berlin kein Lärmens davon wird, und hier sollst Du bloß Gentz, mich, und einige Wenige sehen, und dann nach Schricke, Berlin oder Wettin gehen.

Adieu Pauline, Liebe, Beste, Dein Medaillon verläßt mich nie, Dein Louis, Dein Freund, Dein Geliebter, der Dich anbetet, schwört und verspricht Dir ewige Liebe, Du bist sein Glück, sein Lohn! alles was er erwartet! er hofft und erwartet Treue, Vertrauen und Liebe von Dir.

Mein Portrait fängt Grassi morgen an.

Louis.

Hiebei bekömmst Du den Befehl an die Amme und Melzow — tausend Küsse Dir, liebe Pauline!

2.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Liebe, einzige Pauline, möchte doch Deine liebe Pette Dir den zehnten Theil der Liebkosungen wiedergeben, die ich heute an sie verschwendet habe; werden es zwar nicht die brennenden heißen Umarmungen der Liebe sein, jene feurigen Küsse, womit ich Dich, Himmlische, bedeckte, so wird doch meine Pauline nicht das Herz ihres Louis verkennen, dessen höchster Genuß es ist, Liebe zu geben, zu beweisen! — Pette sagte mir: „Ich reise bei Katharine nach Berlin, aber ich will lieber bei Pinz bleiben.“ Sie hat trotz ihres Schreiens und Lärmens mit uns gegessen, ist mit Kuchen und allem was sie nur wünschte so beschenkt, daß ihre Bitten selbst im Entstehn erstickt worden. O Pauline, Liebe, Einzige, noch sehe ich Deinen Schmerz, Deine Thränen, geliebt, angebetet, konnte ich nicht glauben Dich noch mehr lieben zu müssen, ich allein ahndete alles was in Dir vorging! — Meine Augen ruhten stets auf Deiner Kleinen, die heute wirklich einzig liebenswürdig war; o trügest Du unter dem liebenden Herzen ein Pfand der heftigsten Liebe — o welch ein Kind muß es werden, wo wir unsere beiden kraftvollen, energischen Existenzen vereint! Liebe Pelle, aber keine jener Spiele der Imagination mehr, — wenn sie aus üppiger Wollust entstanden, so verdammt sie die Liebe. Ein Blick voller Liebe, o was wäre über diesen! Ich zweifle nicht, daß die Explikation ganz unsern Wünschen entsprochen; bald sehe ich Dich, bedecke Dich mit tausend Küssen — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — Pauline, Einzige, komm' in meine Arme! Doch, Pauline, laß uns weiser

sein, quäle mich nicht, ich beschwöre Dich, noch bin ich so krank, daß ich schwerlich nach Wettin gehn kann. Geliebtes, einziges Wesen, auf ewig Dein

Louis.

A mon chère angélique adorée Pauline.

3.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Liebe Pauline, einziges, himmlisches, geliebtes Wesen, wäre es nicht möglich früher das Schauspiel zu verlassen! Angebetet von Deinem Louis, leidet sein Herz, Dich nach den Augenblicken der heftigsten Liebe so kalt, herzlos, oder vielmehr so stets mit Kleinigkeiten beschäftigt zu sehn. Denke, liebe Pauline, daß stete, zarte Versicherungen Deiner Liebe Deinem Louis nöthig sind — daß wir uns stets unsere Handlungen irgend einem großen Interesse oder einem Prinzip unterordnen müssen, wenn wir nicht stets selbst unglücklich sein wollen, und Andere mehr oder weniger dazu machen.

Das Schönste, was Du mir gewähren — da nichts den Reiz erhöhen, den Liebe, Anmuth, und das kraftvolle, positive Gepräge, das die Natur Dir gegeben und Du daher in meinen Augen im höchsten Grade besitzest, so gieb und erhalte mir ruhigen Besitz dieses so hohen Gutes, verschönere es noch mit allem dem, was ein zartes, feinempfindendes Herz geben kann, und ewig bin ich Dein

L.

4.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Hättest Du, Pauline, den Brief, den ich Dir am Abende der Redoute schrieb, gelesen, so würdest Du meine scheinbare Gleichgültigkeit Dir sehr leicht erklärt haben. Daß es Dein Plan war, nicht nach der Redoute zu gehen, ist wahr, und ich merkte es, daß der Spaß, den ich über die Levi und über Dein Diné gemacht, Dich beleidigt hatte; daß Du diesem aber die sichre Gewißheit, mich unendlich glücklich zu machen, aufopfern konntest, aus Laune, Kaprize, Aerger, dies ist ein abermaliger Belag, daß Du stets von Deiner Imagination beherrscht bist, und nie Dein Herz, Deine Sensibilität irgend etwas gegen diesen wilden Strom vermag. Liebe Pauline, wie sehr ich Dich liebe, wie äußerst interessant Du mir bist, dies wird die Zeit Dich lehren, dies muß der stete Wunsch Dich zu sehen Dir beweisen; daß in den Augenblicken, wo Du mich siehest, ich sehr oft verstimmt bin, und wenn ich Dich in Gesellschaft sehe, ich Dir nicht die Ursache meines Betragens erklären kann, ist sehr natürlich. Sprich doch nicht von Amusiren! Ich kenne nichts Trivialeres, als diesen Ausdruck, — Kinder, Hofdamen und Fähnriche, die amusiren sich, — aber ein Mann, dessen Verstand sich beschäftigen, der denken, fühlen, genießen kann, der amusirt sich nicht.

Nun noch Eins, liebe kleine verführerische Pelle, die den Gualtieri mir gestohlen, wann sehe ich Dich heute? Die Cray bittet mich zu sich, — o komm einen Augenblick dort hin, oder ich könnte zu Dir kommen, sie dort sehen. —

Lebe wohl, liebes geliebtes Wesen.

5.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

— Pauline, meine liebe Pauline, einzige theure, welchen Namen soll ich Dir geben — welches Gefühl nennen, welches in meiner Brust nicht für Dich ist? oder vielmehr, wie soll ich das Gefühl nennen, was ich für Dich empfunden — nur stürmisch, zu stürmisch ist es — und doch fühle ich auch auf einer andern Seite, daß die Liebe nur wirklich, wie es in einer von den Elegieen von Goethe steht, Glück ohne Ruhe ist. — —

— — Sonderbar ist es, — ferne von Dir bin ich auch derselbe, — stets mit Dir beschäftiget, wechseln tausend verschiedene Empfindungen in meiner Brust, Liebe, Zorn, Vertrauen (o dieses, liebe Line, ist ewig in meinem Herzen), und dieses innere Gefühl von Vertrauen, mit jener unbeschreiblichen Unruhe verbunden, beweist mir, wie wenig eigentliche Ruhe bei dem Besitz eines großen Gutes möglich ist, ich halte es für die schönste Beglaubigung Deiner und meiner Liebe! — Noch eins, Pauline, wie erbärmlich die Menschen sind! Neulich, als ich der * in dem Augenblick nach unserer Szene sagte, wie Du gewesen, sagte sie mir immer: „O wenn Sie nur über sich gewinnen könnten, nicht so Ihre Liebe ihr zu zeigen!" Und so mehreres! Bei Gott, Pelle, sollte ich so Deine Liebe erkünsteln, wäre sie nicht die schöne Ausbeute Deines Herzens, nämlich könntest Du mich weniger schonend behandeln, weil mein Herz offen und entfaltet vor Deinen Augen liegt, so würde ich Dich nicht so lieben können. — —

6.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

— Du begreifst es, daß uns die Menschen nicht erklären können, und doch, Pauline, ist es so gewiß, daß wir schon lange in uns fortgedacht, gelebt und geliebt haben, als es gewiß ist, daß es nur eines Augenblicks bedurfte, um glücklich mit einander zu sein, um sich zu lieben, zu besitzen, zu verstehen; unser Glück wird sich entweder sehr vermehren, weil unsre beiderseitigen Hoffnungen und Ansprüche auf einander sich immer mehr bestätigen werden, oder schon wären wir geschieden! Pauline, ich folge meinem Wunsch, meinem Herzen, ich bin und bleibe Dein.

Vetter und Gualtieri sind bis jetzt bei mir gewesen; Pauline, diese alle lieben doch nicht! O Pauline, wenn Du einst mich kennen wirst, und ich die Geschichte Deines Herzens, Du die meine, dann, Pauline, sollst Du mit mir gestehen, daß wenig Menschen lieben können, so wie Louis. Brinckmann ist wirklich göttlich, die Liebenden schreiben der Liebe wegen, der liebt der Briefe wegen. — Große Gefühle sind nicht so geschwätzig, und Wahrheit ist mit Liebe unzertrennlich. Alle diese Menschen, so auch Dein ekliger Gentz, sind so kalt überspannt, — Exaltation ist zuweilen die Folge eines heftigen Gefühls, und diese Menschen exaltiren sich, um sich oder Andern den Beweis Ihres Gefühls zu geben, kein Ausdruck ist wahr, keiner einfach in ihnen. Brinckmann liebt Dich, seine Briefe scheinen mir aber gar nicht so zu sein, daß sie das Gepräge des Wunsches nach Besitz trügen, und das ist erbärmlich. —

7.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Ich liebe Dich unaussprechlich, Pauline, selbst Deines Briefes wegen, er ist mir ein Beweis Deiner Liebe zu mir. Du beurtheilest mich falsch, die erbärmlichen bonnes fortunes sind für mich nicht reizend, und o wie sehr oft wünschte ich und wünsche ich noch, nie mehr als Ein Weib geliebt zu haben! Wie glücklich ist der, dessen erste Liebe sein ewiges Glück machte! Liebe wünschte ich, Liebe ist der einzige Wunsch meines Herzens, das Ideal, nach dem ich strebte. Sanft und wohlwollend ist mein Karakter, und feurig brennend jeder oder viele einzelne Züge; die Farbe, das Kolorit, was meine Handlungen tragen, ist deßwegen, daß es andern gleicht, nicht dasselbe. Ich habe so hohe, heilige Begriffe von der Liebe, daß sie Dir, daß sie so manchem Dir vielleicht unbegreiflich scheinen würden. Ueberdem handle ich mit stetem Wunsch, glücklich, höchst glücklich zu sein, ohne jedoch je das Glück meines Lebens auf ein gewagtes, zu unsichres Spiel zu setzen. Mein Herz haben die herben Erfahrungen der Welt nicht erkaltet, nicht ist in mir erstorben diese himmlische Poesie des Lebens, die allein glücklich macht, diese Hoffnung auf Liebe und Freundschaft und auf alle höheren Gefühle, die edle Menschen auszeichnen, — aber, Pauline, bei Gott, bei allem, was Werth für Deine Augen hat, Du kennst mich nicht, wenn der Gedanke, daß ich Frauen leicht liebe, der Wunsch nach Besitz in mir stets rege ist, Dich beherrscht. Ich liebe Weiber, ich finde etwas Sanftes in ihrer Gesellschaft, die Freundschaft der Levi hat einen Karakter, der viel süßer als alles Uebrige ist, das ist's, was ich lebhaft fühle, der Männer Freundschaft ist so selten, und — sei

es immer gesagt — ich bedarf sie nicht. Ich finde es angenehm, mit Frauen umzugehen, und auch der entfernteste Gedanke an Liebe, an Besitz ist nicht in meinem Herzen.

So ist es mit der Plettenberg. — Liebe Pauline, Dich liebe ich, Dich war ich zu lieben bestimmt, und gewiß, wenn so lange das Schicksal uns trennte, so waren wir dennoch nicht für einander verdorben — Dein Blick sagt es Dir, er liebt Dich, und nie kann, so wie Du, eine Andere in seinem Herzen herrschen. Aber verbanne doch diese erbärmliche, kleine Ansicht meines Karakters. Glaube an mich. O Pauline, wenn Du nur die Hälfte der Mühe, die Du mir zu schaden oder mich falsch zu erklären gebrauchest, anwendetest mich zu entschuldigen, so würde ich glücklich sein. Die Liebe ist die Geschichte der Frauen, sie allein bestimmt sie. An mir, Pauline, findest Du ein Herz voller Liebe zu Dir, offen jedem Gefühl, und stets bereit Dir alles mit Wucher zu ersetzen, was Du für mich thun, für mich fühlen werdest. —

Liebe Pelle, ich muß schließen, und Dich um Verzeihung bitten, so schlecht und schnell geschrieben zu haben. — Ewige Treue, Liebe der liebenden Pauline, Dein Louis verspricht sie der!

Nur Ein Wort. Wenn ich Dich sehen könnte!

8.

Prinz Louis Ferdinand an Pauline.

Berlin, den 8.

Es wäre sehr schwer, meine Pauline, Dir den himmlischen bezaubernden Eindruck zu schildern, den die letzten Augenblicke, die ich mit Dir zubrachte, in meinem Herzen

zurück gelassen haben. Liebte ich Dich je mit Leidenschaft, und fand ich mich zwar stets durch einen mächtigen Reiz zu Dir hingezogen, so haben diese letzten Augenblicke ein Gefühl in mir hervorgebracht, das ich bis jetzt noch nicht für Dich kannte. Dein sanftes, liebreiches Wesen hatte eine namenlose Grazie — Dein natürliches, gutmüthiges Sprechen mit Loulou war wirklich rührend — ich sah alles Schöne in Dir, Deine himmlische Natur, — nie vielleicht ist mein Innerstes tiefer gerührt worden, ich genoß selig — seliger vielleicht noch, als in Deinen Armen — mein Auge ruhte lange auf Dir, — mein Herz blieb ganz bei Dir, — Du liebe, geliebte Pauline! Nein, Pauline, sage mir, ist Dir die Bewegung meines Herzens entgangen? es war etwas ganz Neues! Engel, lieber Engel, einst sagtest Du mir, im Scherz, Du hättest noch Punkte, oder Seiten, die Du nur später zeigen wolltest. — Dieses war zu reizend, meine liebe Pauline, o dieses Wesen ist zu berauschend, zu verführerisch. Nie Pauline, werde ich es vergessen, des Kindes Redseligkeit, Dein liebliches gütiges Sprechen, Deine sanften affektueusen Manieren, so etwas Zartes, Liebevolles, Ruhiges, Verklärtes, — stören konnte ich das liebliche Schauspiel nicht, sonst hätte ich Dich öfter an mein Herz gedrückt und Thränen inniger Rührung und Liebe an Deiner lieben herzlichen Brust geweint. O wie oft seitdem habe ich es mächtig gefühlt, daß ich ewig Dein bin, meine Pauline, meine Liebe, mein himmlisches Weib! — Nun sollst Du genau erfahren, was ich, seitdem ich hier in Berlin bin, gemacht habe, so genau, als ob meine liebe Line mir es abfrüge. Um 12 Uhr war ich in Berlin, und nach 1 Uhr in Charlottenburg, ich hatte den Aerger, gegenüber den schändlichen Haugwitz zu haben, der mir allen Appetit zum Essen verdarb, der Erbärmliche

konnte mir nicht in's Gesichte sehen, denn verachtender und ernster, als ich ihn ansah, ist noch kein Sterblicher es gewesen. Der König sprach furchtsam und zaudernd von London, von England und Rußland, und von der isolirten Lage von Preußen. Um 6 Uhr war ich in der Stadt, schrieb dort beiliegende Antwort an Hrn. von Quast — und begegnete um 7 Uhr bei der Komödie Vetter, mit dem ich bis 9 Uhr spazieren ging und von meiner Pauline sprach. — Ich soupirte in Bellevue. — Montags stand ich um 10 Uhr auf, die Nacht war in steten Träumen an Dich vergangen, und zweimal rief ich: liebe Pauline! Um 11 Uhr brachte ich die Korrekturen zu Werkmeister, ging dann zu Steibelt, der etwas an meinem Pianoforte zu ändern hatte, — beendete ein Geschäft in Betreff der Erbauung von Wagenremisen bei meinem Hause. Ich aß in Bellevue, wo ich einen Brief von der Pfule fand, in welchem einer von Hrn. von Quast wegen der 50 L., worin er mich versichert, in meinem Hause 3000 Rtl. verloren zu haben. Nachmittags vor der Komödie ging ich zu Hrn. von Haller, von welchem ich einige wirklich allerliebste Zeichnungen bei meiner Schwester gesehen, und bat ihn, mein Portrait zu machen, welches er denn auch wirklich heute Morgen angefangen. — In der Komödie war ich in der Königlichen Loge. Nach derselben ging ich mit Radziwil, Möllendorf und Vetter, um bei Berthou zu soupiren, aber Vetter verließ uns, um einem göttlichen, mädchenhaften, anspruchslosen Dienstmädchen zu folgen, und kam auch nicht mit uns soupiren. Heute früh begegnete ich der Pfule, die mit einer Mad. Löwe aus Breslau spazieren ging, — sie zieht in das Logis von Quast nach Charlottenburg — dieser ist neulich sehr mit Möllendorf zerfallen, weil er wirklich unartig grob gegen Vetter gewesen, dem

Möllendorf ein Billet zu seiner Loge gegeben. Mein übriger Tag, der Mittwoch und Donnerstag ist beinahe ganz dem Grafen d'Entraigues bestimmt, welcher hieher gekommen, und zwar hauptsächlich mit mir zu sprechen, ich esse heute zu Abend mit ihm, Johannes Müller und Humboldt. Bis jetzt sprach mir keiner von Dir, meine liebe Line, nur meine Schwester sagte es mir, sie sähe mir es an den Augen an, daß ich Frieden gemacht hätte. Ueber mein Hiersein schreibe ich nur so viel, daß ich vor Ende der Woche bei Dir bin. Stelle Dir, Engel, vor, welcher Gefahr ich entgangen bin! — Die Königin giebt ein ländliches Fest in Charlottenburg den 12ten, eine Schweizergegend zeigt sich hinter einer Gaze, und der Schutzgeist des Erbprinzen zeigt ihm an seinem Geburtstage einen glücklichen Tag seines Lebens in der Schweiz, den seine Phantasie ihm als das höchste Glück gemahlt, — man sieht Schweizer Bauerngegenden, man tanzt, spielt, Radziwil singt den Kuhreigen u. s. w. — auch ich sollte Schäfer sein — mit einem Herzen voll Liebe zu Paulinen, voller Schmerz über die schändliche Zeit, in der wir leben, und ahndungsvoller Besorgniß für die Zukunft! — —

Ich schließe, Engel, — Pauline, die zu lieben, von der geliebt zu sein, ich stolz bin, weil alles Schöne, Edle, Liebevolle in ihr liegt, weil sie lieben und genießen kann, und auch namenlos selig machen. Ich küsse Dich tausendmal!

Noch eins! Deine Zartheit oder Liebe müssen nicht zu weit gehen, Du warst hart und zurücksetzend gegen Paulinen, das leide ich nicht, meine Freundin, — meine süße, liebe Pauline! Ewige, ewige Liebe!

Louis.

Unsere Lage mit Schweden ist noch immer prekair;

auch sagt man, die Franzosen gingen nach Sachsen. Noch eins, den Brief an Quast sollst Du bei meiner Ankunft sehn!

9.

Prinz Louis Ferdinand an Rahel.

Liebe Kleine, besorgen Sie doch die Einlage an Hrn. von Quast — ich hatte von ihm einen Brief bekommen, aus welchem ich gesehn, daß solche Menge Mißverständnisse noch obwalteten; was ich für Henriette gethan, ist bloß, sie frei und unabhängig zu wissen, für ihr Wohl und zu ihrem Besten zu handeln. — Kann, will Hr. von Quast sie glücklich machen, so werde ich mich dessen freuen, glaubt sie es nicht mit ihm sein zu können, so wird sie Ruhe — Glück durch ihre Kinder finden, und in einer angenehmen unabhängigen Lage Schutz und zarter Freundschaft genießen. Ich habe daher dem Hrn. von Quast gesagt, in seinem Verhältniß mit Henriette so zu handeln, wie es seinem Herzen und seiner Liebe entspricht, ganz ohne Rücksicht auf mich.

Was ich gelitten seit der Zeit, daß ich hier bin — gefoltert von Liebe, Schmerz, Ungewißheit, erbittert — — kann ich Ihnen nicht beschreiben; nur wundert es mich, daß mein Körper allem diesem widersteht — da ich weder esse, noch schlafe, und ich stets jenen beängstigenden Krampf empfinde, den der tiefste zerreißendste Schmerz erzeugt, mit Keinem sprechen kann, von Paulinen nichts weiß —. Henriette ist wohl — die Kleine auch — Loulou tröstet mich sehr. — Den 2. muß ich nach Berlin — an Vetter schrieb

ich zweimal, habe aber noch keine Antwort. Leben Sie wohl — und glücklicher als ich.

Louis.

10.

Prinz Louis Ferdinand an Rahel.

Leipzig.

Liebe Kleine, hier, wo ich Paulinen, die mich sehnlichst, ich sie zu sehn wünschte, empfing ich diese beiden Briefe; wie alles dieses mich beugt, meinen Schmerz, und die Angst, die ich darüber habe, können Sie leicht errathen, Gott — hier schicke ich Ihnen zwei offene Briefe, einen an Pauline, einen an Jetten, in der Angst und im Schmerz geschrieben, Sie sehen alles darin — so wahr es in meinem Herzen liegt, meine heiße Leidenschaft für Pauline, meine innige Anhänglichkeit an Jette, siegeln Sie sie beide zu und schicken sie hin. — So wahr es ist, daß ich ohne Pauline nicht leben kann, so auch ist der Gedanke, Jettchen ihre Kinder verlassen zu sehn, die mir und Paulinen ein ewiger Vorwurf wären, mir unerträglich — warum bin ich Unseliger nicht todt! — Gott — Schicken Sie mir eine Estafette hier im Hotel de Saxe.

Louis.

Gott, rathen Sie zum Guten, schicken Sie mir die Briefe zurück. — Gott, Sie sehn, wie sich so alles verflochten, ich zittere für Beide, und für beide eine durch die andre. — Wenn sich dieses Band nicht so, wie ich es wünsche, entfaltet, so sind wir Alle unglücklich. — — Liebe Kleine, verzeihen Sie! Daß meine liebevolle Zartheit so immer mißkannt wird! Ach ich wußte es, daß ich das Opfer dieses allen würde! — Pauline ist himmlisch gut

und edel, Jettchen, die ich so zärtlich liebe, wie ich es einer Schwester schuldig, wie es mein Herz für die Mutter meiner Kinder fühlt, glaubt mich falsch, sie selbst will mir nur bloß Schwester sein. — O Kleine, beklagen Sie mich! Wachen Sie auch über Pauline — über alles. —

11.

Prinz Louis Ferdinand an Rahel.

Den 11. Abends 1806.

Ihren Brief, liebe Kleine, erhielt ich gestern früh, mitsammt der Einlage von Paulinen, mit banger, zärtlicher Erwartung öffnete ich den Brief, dessen Form und die durch das Papier durchschimmernden französischen Karaktere etwas Unglückweissagendes für mich hatten. Wie tief er mich gekränkt, mögen Sie selbst aus seinem Inhalte sehen; wie schrecklich, wie grausam, solche Wunden zu schlagen, wenn man fern ist; alles schmerzt tausendmal mehr, alles fühlt man tiefer. Hätte ich Paulinen durch unrichtige Darstellung betrogen, hätte ich es gethan, ihr allein und nicht mir hätte sie die Schuld beimessen müssen, weil jede, auch die einfachste Handlung zuweilen und beinahe stets von ihr mißdeutet wird. Wenn in einem Augenblicke, wo alle Gefühle in mir aufgeregt waren, die Szenen des ganzen Tages mein Herz mit Wehmuth erfüllten, ich den Wunsch gehabt hätte, Jettchen und meine Kinder nochmal zu sehen, sonder Scheu hätte ich es Paulinen gesagt, auch die reinste, gewissenhafteste Liebe hätte hierin nicht gefehlt, denn in gewissen Augenblicken liebt man alles, was das Wesen, das wir lieben, liebt; so also auch im Augenblick meiner Entfernung aus Berlin, wo die Wenigen, denen

ich theuer bin, sich mit liebevollem Herzen an mich anschlossen! Allein wäre Pauline wohl einer solchen Ansicht fähig gewesen, heftig, gereizt, ja beinahe wüthend, bevor ich sie nur sprechen konnte? Nun zur Erzählung selbst. Ich spreche bei meiner Schwester von meinem Testamente, als es mir wie mit einem Blitzstrahl in's Gedächtniß fährt, daß ich in den beiden Kopieen die Namen meiner Kinder auszufüllen vergessen; ich sage dem Radziwill'schen Jäger, er möchte zu Henriette hinlaufen und ihr sagen, ich müßte noch hinkommen sie zu sprechen, dieser begegnet meinem Jäger, der Henrietten bestellt gleich zu mir zu kommen, es so falsch bestellt, daß Jettchen oben bei Radziwill neben meiner Schwester Stube kam! Das Uebrige wissen Sie; von der Angst gefoltert, Paulinen die Idee eines Betruges zu hinterlassen, schicke ich von den Linden aus Haube zu Ihnen, ich vergesse in der peinlichen Ungewißheit, ob ich noch bis zu Paulinen würde dringen können, warum ich kommen wollte, nehme von dem guten Jettchen und den Kindern Abschied, und renne zu Ihnen; von Leipzig aus schrieb ich wegen der dadurch nothwendig gewordenen Ueberschickung des Testaments. — Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich ist, wäre schwer Ihnen zu schreiben, ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals ist mir, als liebte ich sie ewig — lange schon hatte ich sie im Herzen und im Kopfe — ich sah sie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwischen uns, ich suchte und doch fürchtete ich sie — alsdann lernten wir uns kennen, Pauline mißgriff meinen Karakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Exuberanzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu

lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es aufloderte, ich sie, trotz den Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch hinzu den an's Magische gränzenden Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Karakters! Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dasitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere, Paulinen herabwürdigend, mich und meiner Liebe vielleicht spotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben, sie sollte wieder an sich selbst glauben, ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern — überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaktion der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen — ich habe sie erröthen sehn, wenn sie etwas Gutes und Gefühlvolles sagte, als wenn ein Andrer eine Sottise sagt —, bloß weil sie fühlt, daß sie das Recht es zu sagen verloren hat. — Einen Brief von ihr, aus Schricke mir geschrieben, fand ich hier — er war gut und liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und so ist es noch nach dem schmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet.

Hier ward ich mit Liebe, Freude und Vertrauen aufgenommen. Einen frühen Freund, mit dem ich seit vorigem Kriege sehr aufrichtig verbunden war, — Blumenstein, ein Franzose oder Elsasser — fand ich hier wieder, — es ist eine Freundschaft, die so alte Kammeradschaft,

Achtung für Tapferkeit, die ersten Gewehrschüsse zusammen gehört zu haben, Verlust gemeinschaftlicher Jugendbekannten, und alle mit der Jugend verbundene Ideen, erzeugt hat; die sich aber über diese Gränze nicht erhoben, weil die meisten Franzosen über diese kassirten Ideen nicht erhaben sind. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel, und mir, der die des linken Armeekorps kommandirt; morgen geht jeder zu seiner Bestimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll gewiß so sein! Der Geist der Armee ist trefflich, und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft von oben wäre, und ein fester Willen die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schöne Hoffnungen von unseren Herzen! so muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schöne menschenbeglückende Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet! —

Wenn ich mich so oft in's weibliche Herz hinein dachte, so glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe sein,

als den Geliebten im Kriege zu wissen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wär' in meinen Augen schlimmer als ein Mord! —

Hier, liebe Kleine, einen Brief, einen langen Brief für Paulinen, ich gebrauche eine Estafette, die nach Berlin geht — geben Sie ihr diesen Brief, er ist so lang, so schlecht geschrieben — allein ich litt zu viel, als ich ihn schrieb, und meine Ideen konnte ich also wenig ordnen, bitten Sie Paulinen, ihn zu lesen, und des undeutlichen Schreibens wegen nicht zu ermüden. — Leben Sie glücklich — schreiben Sie mir oft — Wachen Sie auf Pauline — sein Sie wahr gegen mich. —

Louis.

(Ein Bruchstück dieses Briefes ist in der „Galerie von Bildnissen" abgedruckt.)

12.

Pauline an Prinz Louis Ferdinand.

Der Krieg — Du Krieger, Du Jäger, Du Musikus. So viel geht mich ab, Louis — und dann erst kömmt die Liebe. — Nein, Louis, erst die Liebe und dann das Uebrige — bei mich aber fällt keine Theilung vor, ich liebe nur Dich allein auf der Welt, Dich und Pauline, Du hast alles in mir getödtet, ich weiß nicht ob mich das glücklich machen soll, oder ob es nicht vielleicht besser wäre, es wäre anders. Nein, Louis, es kann nun mal nichts anders sein. Vergiß mich nicht, Dein Versprechen mit dem Bilde auch nicht, schreibe mich viel, doch nur wenn es Dich so zu Muthe ist, um keinen andern Gedanken — nur immer wenn Du willst, nicht meinetwegen, Louis. Lebe wohl, meine Gedanken folgen Dich, ich bin ewig bei

Dich, könnte mein Geist es Dich nur auf irgend eine Art wissen machen! Jeden Deiner Leute beneide ich, die das Glück haben Dich zu sehen. — Ach, Louis, warum dies ewige Entsagen in diesem Leben, in diesem kurzen Leben, warum bin ich nicht mit Dir! — Aus lauter Gründe, die alle tausendmal schwächer sind als meine Liebe zu Dir, als das Glück, was es mich machen würde, bei Dich in Deiner Nähe zu sein. — Ach, Louis, ich muß schließen, aber wahrhaftig recht traurig, recht bewegt. Alles ist anders als man glaubt, als man denkt, ich bin so chikanirt von tausend Erbärmlichkeiten, und doch kann ich es nicht ändern — Louis eine, eine Stunde nur küssen.

Schicke Geld, ich habe keinen Sou und bin alles schuldig. Ich bin die beide letzte Stationen selbst noch an die Alvensleben schuldig — wo soll ich es hernehmen, ich habe ja nicht mal ein Stück zum Versetzen, die beiden Mädchen ziehen auf den 1. November. Da hilft keine Klugheit, kein Entsagen, kein Witz, keine Güte, nichts als Geld, oder solche Unannehmlichkeiten, die nicht zu überleben sind; ich habe nun seit meinem Hiersein noch keinen Groschen in die Hände gehabt, denn meiner Mutter kann ich es nicht sagen, denn es hilft mir zu nichts.

Meine Schals wollte ich verkaufen, aber man will mich nur für beide 50 Thaler geben und sie haben beide über zweihundert gekostet — und dann noch jeden Monat nur 25, also das hilft mich nichts. Schreib mich nur von wem ich es borgen soll, ich weiß keinen Menschen oder traue keinem, denn er möchte Dich dann nicht recht sein.

Lebe wohl, Louis, ich bin so verstimmt Dich das sagen zu müssen, ewig in solcher infamen Lage ist terribel, meine Schuld ist es nicht.

Sei nicht böse auf Deine arme Pauline.

13.

Pauline an Rahel.

Paris, den 14. Dezember 1808.

Das Herz ist selten froh, — ja, Ralle, das ist wahr; meines ist anjetzt nicht froh. — Ralle, ich wünschte, Sie wären hier, wie wollten wir uns amusiren! Sie glauben es nicht, tausend Dinge fallen vor. Apropos, Tilly war gestern bei mir, so mager, so gelb, so verwittert, wie je ein Mensch kann aussehen; er freute sich zu mir ziemlich natürlich. Er wohnt mit einer Maitresse, ihrem Kind und drei Domestiken, wie er sagt, auch ißt er alle Tage für zwölf Franken. Er hatte gute Wäsche an, und einen guten Rock. Félicien war auch zu gleicher Zeit bei mir, und ich brachte das Gespräch auf Tilly's Berliner Geliebte, Jenny, — denken Sie also die beiden Kerls! Tilly machte, als erinnere er sich kaum Jenny's, und Félicien machte, als wäre es eine Art Nymphe, die er cherirt hat! —

Was sagen Sie, Ralle, daß Campan nach Spanien ist! Er war wirklich hypochondrisch darüber; ich war ihm hier sehr gut. Seine Mutter, glaube ich, maltraitirte ihn etwas. — Ich habe sehr gute Bekanntschaften, — ich nenne sie gut, weil sie alle reicher und jünger sind. Ralle, auch hier kann man sehr melancholisch sein, heute bin ich es sehr.

Diesen Brief hatte ich vor einiger Zeit angefangen, will ihn aber heute vollenden. Sie glauben nicht, wie mir alles eklig ist! Wie falsch mir alles vorkömmt! Ein jeder möchte Anderes, ein jeder ist unwohl, so wie er es macht. Hätte ich nicht noch Paulinen, ich verreisete gleich auf der Stelle. Die ist aber wirklich ein Wunder, nein, Sie können es nicht glauben, ich könnte nicht aufhören, Ihnen

davon zu erzählen. Denken Sie nur das, daß ihre ganze Beschäftigung Klavierspielen ist, sie kann alles, alles spielen was sie hört, spricht nichts als Französisch, ist so schön wie ein Engel, solche Nase hat die Welt nie gesehen, wie unserer Königin ihre!

Ihre Klugheit, ihre Tournüre, ihre ganze Lieblichkeit — kurz sie ist ein Wunder; mit ihrer Gesundheit geht es ziemlich, — sie ist aber so groß und stark, und ein Götter-Teint! — Seit zwei Tagen lese ich Prinz Louis Briefe durch; das Wetter ist horribel, mein Humor ebenso traurig. Gott, Briefe von Louis sind wirklich liebend! Gott, wie hat der geliebt! wie Goethe sagt, die

„Wahre Liebe ist die, die immer und immer sich gleich bleibt, —
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt."

O Gott! Ralle, wie ist alles in der Welt, man erschrickt, wenn man einsieht. — Ralle, ich finde Lafoe doch verändert; so gut, so natürlich ist er nicht mehr, keiner solchen Unbefangenheiten ist er mehr fähig, auch ist Humboldt nicht mehr so vertieft in ihn; es vergehen acht bis zehn Tage, ohne daß sie sich sehen; er selbst sagte es mir, er auch findet die Veränderung. Das, was mich an ihn fesselte wie an einen Gott, hat er etwas verloren. Er weiß alles, als hätte er fünfzig Jahre mitgelebt, und wundert sich nicht, das ist das Schlimme, auch ist es ihm kein Ekel mehr. Er ist sehr gut mit der Frau, sie ist hübsch und achtzehn Jahr; doch ist von seiner Seite keine große Liebe, — un bon petit ménage, — sie invitiren viele Menschen zu sich, Sie kennen die Art. Er ist noch sehr gut mit mir, ohne es mir gestehen zu wollen. Er

geht in acht Tagen mit seiner Frau zu ihrer Mutter, und von dort geht er allein nach Lissabon.

Wiesel wird ganz imbécille vor lauter Dummheit und Stolz, und Geld, und Vornehmheit. Ich schwöre Ihnen, seine Thorheiten sind nicht zu glauben; er läßt sich Baron nennen, aber ist dabei so ernsthaft geworden, er denkt, das gehört zu einem Seigneur. Gott! Gott! warum ändern alle Menschen, und warum ändere ich nicht; warum sehe ich besser, deutlicher, natürlicher, — und warum kennt mich keiner, wie Sie und ich mich kennen! Alle Gefühle will ich suchen in mir zu tödten, die mich nur beengen, und kein Andrer nur ahndet. — Hätte Louis auch wohl noch geändert? — — ? —

Wir wollen uns ein Rendezvous geben mit den ersten Lerchen. — Alle Tage lese ich in Goethe und Schiller, die hatten solche Augen und Sinne, wie wir; nur mehr Geduld und Lust zum Schreiben und Verdienen, aber — meiner Seelen! — nicht mehr Erfahrung als ich.

Was macht Moritz? Will der auch noch ändern? Grosser war heute zwei Stunden bei mir, so klug, so unselig, so komisch, so arm, daß einem alles kann dabei einfallen, — gar nicht verändert. Auch über das Aendern der besseren Menschen habe ich rasend kluge Entdeckungen gemacht; wie gute halbreife Früchte, die alles haben um göttlich zu werden, aber Ein Winter macht sie nicht weiterreifen, und sie verkommen, sie verschrumpeln, sie vertrocknen in sich; obgleich ihre Wurzel, ihre Art, schön und edel ist, so kann Ein Winter sie hinbringen, Ein fremdes Element, das ihrer Natur zu hart ist, aber nicht ihrer Eitelkeit, — und so ist Wiesel, ganz bis auf den letzten Stumpf vertrocknet. Adieu, Ralle! Ueberall ist die Welt der Menschen gleich, es giebt nur noch Natur, wir wollen

auch mit ihr — und früh, ehe Pauline die Menschen kennen lernt, sie soll auch nur Luft lieben, wie der alte Hatzfeldt in seiner Dummheit von mir — vor zwölf Jahren schon — sagte. Ja, Ralle! Leben Sie wohl.

14.

Pauline an Rahel.

Paris, den 16. Januar 1809.

Auch ich bekam Ihren Brief gestern Abend, liebe Ralle, mit tausend Erwartungen, denn ich habe keinen in zwei Monat von Ihnen bekommen; aber ich habe Ihnen heute so viel zu sagen, daß ich mich mit nichts Unnützem will aufhalten. Erstlich, Ralle, will ich Ihnen auf Verschiedenes in Ihrem Brief antworten. Sie schreiben mir sehr umständlich, ich möchte den Brief gleich an Campan geben, aber den Brief habe ich nicht bekommen, Sie müssen ihn vergessen haben; zweitens, werden Sie jetzt meinen Brief wohl bekommen haben, worin ich Ihnen melde, daß Campan nicht zurückkömmt. — Er ist sehr besorgt, daß Sie ihm nie schreiben, er hat in Ewigkeit keine Silbe von Ihnen bekommen, noch aus Bayonne hat er mich fragen lassen durch seinen Freund, ob ich nichts von Ihnen wüßte? — —

Ich wünsche von Herzen, Sie zu sehen, liebe Seele, und sehe voraus, daß wir beide nie ändern werden. Auch finde ich, wir alle beide werden von Tag zu Tag klüger, wir müssen zusammen leben, denn zwei solche getrennt ist himmelschreiend! Meine Liebe zur Natur und wirklicher Wahrheit nimmt zu mit jedem Tag; ich werde ganz melancholisch darüber, weil ich alles in mir behalten muß,

ich habe niemand, dem ich davon sprechen kann. Alles Wahre hat für mich einen Zauber, selbst wenn es nicht ganz gut ist. —

Ich bleibe in keinem Fall in Paris diesen Sommer, denn so etwas giebt es nicht mehr, im Sommer in der Stadt ohne Wagen und Wirthschaft, und meiner Pauline Freude am Grünen geht in's Weite. In jedem Fall geh' ich auf's Land. Sie glauben nicht, Ralle, was es für gute Pensionen giebt auf dem Lande, drei bis sechs Lieues von Paris auf allen Seiten. In so eine will ich, wenn wir beide nichts zusammen unternehmen. Ihr Plan mit Töplitz und Amsterdam ist gut; wenn mein Kind wohl ist, so hole ich Sie, Ralle. —

Wiesel hat noch immer sehr viel Geld, darauf können Sie sich verlassen, und er giebt rasend aus, ohne mir einen Sous zu geben. —

Ich amusire mich so gut, als man im dicksten Winter sich amusiren kann; mit keinem Menschen in ganz Paris fällt mir nur ein grüner Gedanken ein, als mit meiner Pette, die über alles klug und liebenswürdig ist, unglaublich, Ralle, und ihre Schönheit nimmt täglich zu. Sie glauben nicht, Ralle, wie gleichgültig ich auf alles bin, nur Pauline, Luft, Grünes, und wo möglich gutes Essen! Gewöhnliche Menschen bekommen alle Tage mehr Reiz für mich, ich kann mir keine andere Ruhe mehr denken, als mit gemeinen Menschen; ich muß auch noch mal ganz dick angezogen herum laufen mit Paulinen, und alle meine Straßen-Bekanntschaften an den Ecken finden! — —

Liebe Ralle, eilen Sie zu mir, wir wollen je eher je lieber, das Frühjahr ist vor der Thür; neulich las ich in Goethe, und fand meinen Gedanken, aus Charlottenburg, auf der Terrasse, der Sie so charmirte: „Jahre folgen

auf Jahre, dem Frühling reichet der Sommer, und dem reichlichen Herbst der Winter die Hand.“ Die vier Jahreszeiten, wie ich Ihnen sagte, alles zerschmilzt in Eins. Ralle, ich werde dies Frühjahr toll, wenn ich nicht mit Ihnen darüber sprechen kann.

Ueber Alles bin ich fort, nichts kann mir mehr den Mai meiner Jugend zurückrufen; die ewige Trauer werde ich mit mir herumtragen, aber auch das Bewußtsein, einen herrlichen, himmlischen Mai gehabt zu haben. Ich will in Paulinen wieder aufleben, aber göttlicher, lieblicher, besser, edler; darum will ich auch bald in die Berge, oder weiter in's Südliche, mit Ihnen, Ralle! — Meine Liebe zu Paulinen kann mich ganz melancholisch machen, wenn ich an ihre Krankheit denke, die sie immer noch in gleicher Weise hat, nur seltener.

Ich habe gute Bekannten hier, das heißt im Winter für Paris, sonst als existirten sie nicht; sie wissen von nichts in der Welt, sie nennen nie le printemps ohne dazuzusetzen: „On ne s'habille pas ici le printemps, un petit chapeau de paille et une simple robe blanche, aux plus élégantes ne faut autre chose“, darin besteht ihr ganzer Sommer! Der Gedanken wird sie nie toll machen! Denken Sie sich, mit solchen Weibern dem Sommer entgegen zu sehen! — Humboldt sehe ich auch; auch er ist immer sehr gut mit mir.

Sind Ihnen solche Leute nicht eklich, die eine gut gespielte Komödie, von Molière oder solchem Kerl, für das Erste halten, ganz ernsthaft werden, und ganz tugendhaft? Alle Tage lache ich darüber; ich kann gar keine mehr sehen, nur große dicke Tragödie von Talma gespielt, und liebliche Ballets, — Amour et Venus, solche Vögel, andere giebt es auch nicht zum Tanz, Flora, Zephyr,

Adonis, solche müssen tanzen; nur die beiden Extreme müßte man spielen, alles andere sind Abarten. Ich kann außerdem gar nicht mehr im Theater bleiben, es ist noch nicht halb aus, so will ich schon wieder fort. Kleine Operetten sind Puppenspiele für mich, aber ohne dazu zu lachen. —

Jette Mendelssohn ist allerdings in Paris. Wiesel aber hat ihr abgerathen mich zu sehen, aus Furcht ich würde ihr entdecken, daß seine angebliche Nichte eine Kammerjungfer ist und seine Maitresse. Jette glaubt, daß es ein tugendhaftes Mädchen ist, und also geht sie mit ihr um, und Wiesel muß ihr tausend dumme Reden gehalten haben, denn sie schrieb mir, sie könnte mich in diesem Augenbick nicht sehen, obgleich sie es wünschte. Sie geht zurück, anstatt vorwärts; ich mache mir auch nichts draus, daß sie mich nicht sehen will, indeß hat Humboldt ihr ihren Wahn benommen mit der Nichte und mir. —

15.

Rahel über Paulinen.

Donnerstag, den 6. April 1809.

Ich habe aus den Erzählungen Paulinens und andrer Frauen gefunden, daß die rohesten wie die abgefeimtesten Männer, wenn man sie genau kennen lernt, von Mann zu Frau sanfter und liebenswürdiger, kindischer und unschuldiger, biegsamer, weicher und verletzlicher sind, als man es je denken sollte. Mit der Verderbtheit steht es auch nur halb; und Rohheit ist unnatürlicher, als Lieblichkeit in Liebe. Nur Lüge, Affektation und Pedantism

läßt sie aufkommen und bringt sie hervor. Weil man daran nicht denkt, versteht man viele Momente nicht: und schimpft sie: mit Verführung, Schwäche, und mehr solchen unpassenden und auch unverstandenen Worten.

16.

Rahel an Pauline.

Berlin, den 12. März 1810. Abends halb 9. Dienstag.

Es ist eine Schandthat, daß ich Ihnen nicht schrieb: ein Unglück; ein Unglück wie jede Schandthat! Theure geliebte Freundin, und Freund! Weh! — mein wundes Herz weint dieses Weh! — Weh! daß unser Leben wegrinnt, ohne daß wir zusammen leben. Sie sind allein, getrennt von mir, und ich bin allein, entfernt von Ihnen. Nur Einmal konnte die Natur zwei solche zugleich leben lassen. In diesem Zeitalter. Alle Tage sehe ich Sie, und die Natur, und mich, mehr. Entfernt von Ihnen, thue ich nichts, als mir jedes Wort, jede kleine That von Ihnen repetiren, jede Aeußerung, und glauben Sie, zu nennen weiß ich die Prinzipien Ihres ganzen Wesens, Ihres Seins, besser als Sie selbst: es ist nur ein Unterschied zwischen uns, Sie leben alles, weil Sie Muth haben, und Glück hatten: ich denke mir das Meiste; weil ich kein Glück hatte, und keinen Muth bekam; nicht den, dem Glücke das Glück abzutrotzen, es ihm aus den Händen zu ringen; ich habe nur den des Tragens erlernt; aber groß verfuhr die Natur in uns beiden. Und wir sind geschaffen, die Wahrheit in dieser Welt zu leben.

Und auf verschiedenem Wege sind wir zu Einem Punkt gelangt. Wir sind neben der menschlichen Gesellschaft. Für uns ist kein Platz, kein Amt, kein eitler Titel da! Alle Lügen haben einen: die ewige Wahrheit, das richtige Leben und Fühlen, das sich unabgebrochen auf einfach tiefe Menschenanlagen, auf die für uns zu fassende Natur zurückführen läßt, hat keinen! Und somit sind wir ausgeschlossen aus der Gesellschaft, Sie, weil Sie sie beleidigten. (Ich gratulire Ihnen dazu! so hatten Sie doch etwas; viele Tage der Lust!) Ich, weil ich nicht mit ihr sündigen und lügen kann. Ich weiß ganz Ihre innere Geschichte. Jede Beleidigung, die Sie der Gesellschaft zufügten, obgleich sie in Ihnen gerechtfertigt war, verwundete Sie selbst: ich weiß Schritt vor Schritt wie es gekommen ist. Gerne wären Sie „ein häusliches Weib, herzten und küßten den Mann", wie Goethe im Distichon sagt; aber es ging nicht. Und wohin, mit dem entsetzlichen Vorrath, mit dem Apparat von Herz und Leben! Empfindsam sich selbstzerstörende, opfrende Nonnen sind nicht alle Menschen. In den Krieg möchte man ziehen, ich auch so, um Nahrung für den Anspruch zu suchen, mit dem einen die Natur hinaus in's Dasein geschickt hat. Beim allgerechten allmächtigen Gott, auf hohem Richterstuhl, man zieht für weniger in den Krieg! und geehrt wird man dafür! Hätten Sie ein Herz in Wiesel's Busen gefunden, Sie hätten nimmer ein anderes gesucht. Dieser aber raisonnirte in seinem Mangel, und seinem unglücklichen Ueberfluß von Worten, Ihren zu spät ausgebildeten und zu furchtsamen Geist weit in die Irre. Ihr besseres Bewußtsein lebte immer nebenher. Ich weiß alles. Zum Leiden ist Ihr starkes Herz nicht gemacht. Es muß gleich andere Beschäftigung haben: so auch Ihre Augen, Ihre

Sinne. Ich kenne Sie ganz: weit mehr, Pauline, als Sie, als je ein Mensch denkt, daß man einen Menschen kennen kann. Auch über Prinz Louis hatten Sie recht. Sie wissen wie ich ihn liebte: auch den studir' ich noch nach; „Er hat nichts Generöses", sagten Sie oft. Im Augenblick geben, meinten Sie, und allerlei. Aber ich kenne das Prinzip in ihm, was Sie eigentlich kränkte. Ich verstehe alles nach. Auch er konnte den Grundwillen, die Grundwünsche seines Wesens nicht gewaltig genug vor seinen Geist führen, um daß ein einiges Handlen daraus hätte entstehen können. Von momentanen Zwecken war er oft wie umstrickt; und was er sich vor zehn, fünfzehn, zwanzig Jahren in den Kopf gebläut hatte, und woran sein jetziges Inneres gar keinen Antheil mehr hatte, danach glaubte er noch handlen zu müssen; oder vielmehr, ihm fehlte oft der Muth, zu zeigen, daß er ein ander Inneres hatte, andere Sehnsucht, andre Zwecke. So verwirrte er beinah jede seiner Lebensstunden mit dem feinsten, richtigsten und tüchtigsten Gemüthe; und muß natürlich, der klaren Geliebten, minutlich Wunden geschlagen haben. Dies nun brachte Sie wieder in Gährung, und, da das Wahre hierüber nie erörtert werden konnte, auch eine Menge Falsches von Ihnen zur Sprache. Nun seh' ich alles ein. Da ich, unermüdet, in mir grabe, und bei den lichterlohen Flammen meiner Affekte mein Inneres immer mehr und mehr erschaue. So steht's mit uns; und ich kann nicht zu Ihnen! Aufgegeben aber, Pauline, habe ich es nicht. All mein Thun ist ein Arbeiten daran. Bis jetzt konnt' ich nichts thun. Nun aber habe ich die Hoffnung, daß sich etwas von unserm Vermögen realisirt, und denken Sie sich! Moritz wird wahrscheinlich heirathen. Dann bin ich wieder ganz allein auf der Erde. Von nun

an seh' ich auch die Friedländer — die den Namen Frohberg angenommen hat — nicht mehr, sie ist zu unleidlich, unnatürlich pauvre von Natur, mit Prätensionen. In Gesellschaft bin ich dann und wann; keine fixirte wie sonst, die mir gefiele, habe ich nicht. Nicht einen Menschen, weder Mann noch Frau, mit dem ich spatzieren gehen kann, noch je in's Theater. Unfähiger werd' ich von Tag zu Tag, mir dergleichen mit Mühe zu suchen. Auch zu stolz. Was ich so hatte, was mir so zukommt, vermiss' ich lieber auf's Herbste ewig, als einen Schritt drum thun. — Moritz wohnte, außer sechs Wochen, die er in Königsberg war, den ganzen Winter bei mir, und noch. Ich habe wenig Genuß und vielerlei Ungemach davon. Ich existire für ihn nur beiläufig. Obgleich er in pekuniairer Hinsicht für mich sorgt, und en gros edel gegen mich ist. Andere Last für mein Herz! Nun hab' ich noch den einen jungen Mann, von dem ich Ihnen vorigen Frühling schrieb, daß ich mit ihm auf dem Felde gegangen sei, und nach Ihnen geschrieen habe: meine ganze Seele liebt ihn, muß ihn lieben, weil seine Eigenschaften sie in Anspruch nehmen. Er liebt auch mich; wie man das Meer, ein Wolkenspiel, eine Felsschluft liebt. Das genügt mir nicht. Nicht mehr. Wen ich liebe, muß mit mir leben wollen; bei mir bleiben. (Campan schreibt mir noch oft, und erst kürzlich, Liebesbriefe, ich soll kommen.) Ich reiße mir also gewiß auch diesen Pfeil aus dem Herzen, und lass' eine Wunde mehr, schmerzen, und heilen, und narben. Und lägen jetzt, wie eine miserable Visitenkarte, zweihundert Louisd'or neben mir, so reist' ich morgen ohne Abschied. Meine Freunde, außer Sie, denken alle, ich kann von der Luft lieben, und leben. Sie freuen sich, ein Herzspiel zu sehen wie das

meinige, und ich soll ohne Liebe leben! Es ist vorbei, es ist zu viel! — Noch Eins, Pauline! Ich werde alle Tage mehr wie Sie. Ich kenne noch hie und da angenehme Menschen, aber in acht Tagen kenne ich sie ganz, und dann ist's gut.

(Der Rest fehlt.)

17.

Pauline an Rahel.

Bern, den 22. September 1810.

Liebe Ralle, ich kann heute einen großen Brief schreiben, Zeit und Gelegenheit sind da; womit aber soll ich anfangen? Wie geht es Ihnen? Doch besser? Ich habe seit vier Wochen keine Silbe von Ihnen bekommen. Ich bin noch immer hier, der Ort ist göttlich, die ganze Gegend rundum göttlich; alles gefällt mir und entzückt mich; nur die Menschen sind infam, dumm, kleinlich, erbärmlich, kurz unausstehlich, sie sind nicht für diese Schönheiten gemacht; auch ist mir dies ein Gräuel, so allein zu sein. Wenn wir beisammen wären, liebe Ralle, wie würde uns dann diese Natur hier vorkommen!

Ralle, welche Pläne haben Sie? sind Sie immer noch krank? Haben Sie keine Lust und Möglichkeit hierher zu kommen? Mit mir, Ralle, kann es Ihnen nicht ganz schlecht gehen; erinnern Sie sich unsrer Gespräche auf der Terasse zu Charlottenburg, wie so ganz anders war es da! Wo liegt unsere Königin begraben? ich möchte den Platz wissen. Gott, wie geht es in der Welt! Warum mich nicht? — ich könnte sterben, ohne daß ein Hahn darnach kräht. —

Wie geht es Ihrem Bruder Moritz? höre ich gar nichts mehr von ihm? hat er sich ganz von mir losgerissen? soll unser projektirtes Wirthshaus für uns beide nicht mehr blühen? — Wieder hab' ich jemand gesprochen, der Christel Eigensatz kennt in Venedig, sie ist noch immer reizend, glücklich als Gastwirthin, — Pedrillo heißt ihr Mann, — wollen wir zu ihr, Ralle? wir brauchen dort nicht viel Geld; das Meer ist dort schön. —

Ich lese einen Roman von Goethe, der mir gar nicht gefällt, — weitläufig, ennuyant, keine Liebe, nichts als Tugend, Entsagen auf alles. Eine einzige gute Seite ist im ganzen Buch; es kömmt mir vor wie ein dummes Stammbuch wo Viele hinein schreiben, — der Roman heißt: „Die Wahlverwandtschaften." Eine einzige gute Seite:

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnungen, was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich." (Sehr, sehr richtig, lieber Goethe.)

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durch's Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther, als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die man liebt."

„Unsere Leidenschaften sind rechte Phönixe; wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor."

„Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein."

„Der Verständige findet fast alles lächerlich; der Vernünftige fast nichts."

„Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Karakter, als durch das, was sie lächerlich finden." Das

finde ich alles gut und wahr. Aber weiter nichts im ganzen Buche. —

Ralle, wo sind Sie diesen Herbst? Die Weinlese ist höchst lieblich, wenn Sie doch hier wären! In den Weinbergen ist es jetzt so angenehm, und das Götterwetter dazu! Auf lebt alles, was Gefühl hat, in diesem Wetter. Ralle, Ralle, ein Verbrechen ist unsere Entfernung.

Haben Sie keine Aussichten für den Winter? Schreiben Sie mir alles umständlich, und was meine Berliner Bekannten machen. Ist Jette Fromm schon verheirathet? Was macht Quast? Schack? Vetter? was Jette Wollbring? Zwei Jahre sind es nun, daß ich Berlin verlassen habe, und Sie sind noch immer dort! Ralle, ein Raub der Natur ist es. —

Leben Sie wohl, Ralle! Antworten Sie mir bald. Apropos! Haben Sie nie durch Staatsrath Roux einen großen Brief von mir bekommen? Ich habe ihm vor ungefähr zwei Monaten geschrieben, und für Ralle und Vetter dicke Briefe darin. Im Falle Sie Gelegenheit haben Roux zu sehen, so sagen Sie es mit Bedeutung, ich finde es infam, wenn Sie den Brief nicht haben. Antworten Sie mir à Berne, poste restante; ich bin gut, ich bekomme den Brief. —

Kabale und Liebe von Schiller mißfällt mir sehr; Maria Stuart sehr gut, Don Carlos erstaunlich. —

18.

Rahel an Pauline, in Bern.

Sonnabend, den 20. April 1811.
Den letzten Montag bekam ich Ihren Brief.

Nennen Sie doch, liebe Pölle! den Ort, wo Sie eigentlich sind! Sind Sie auch in Bern, wo ich hinschreiben soll? — Auch ich habe große Träume; und ich erzähle sie, wenn wir uns sehen. Vor September geschieht das in jedem erdenklichen Fall. Noch liegt das Geld nicht neben mir; schlimm! Aber Moritz sagt mir alle Tage: Du gehst nach Töplitz. Da gehe ich also im Mai schon hin. Dorthin kommen Sie auch: wir leben. Und verabreden unsern Winter. Unser Leben. Sie wissen, Pölle, ich halte mich selbst für muthlos, und habe es Ihnen gründlich auseinandergesetzt, wie die Natur mit mir verfuhr: und wie ich nun verfahren muß. Daß ich aber nicht längst, wie Sie, meine Stadt und Familie verließ, unterließ ich nicht weil ich weniger Muth dazu hatte, als Sie, und Sie thaten es nicht, dies nicht, weil Sie mehr Muth haben, als ich. Ich stehe äußerlich — und zur Hälfte wohl auch innerlich — mit meiner Familie gut. Unser Vermögen ist gemischt, und kann nicht, und konnte nicht leicht noch, gleich getheilt und entwirrt werden. Meine Mutter war sechs Monat krank, und starb. Dann mußt' ich gewissermaßen, mit Moritz in Compagnie gehen. Und tausend Geschäfte, Aufträge, Krankheit, und Geldmangel hielten mich hier; auch noch halbe Verbindungen, die ich erst Ja oder Nein sagen lassen mußte. Ich bin nicht brouillirt mit der Gesellschaft, ich lebe noch darin. Unzufrieden bin ich mit ihr, weil ich nicht Stand nicht Namen habe, und auch keine Herzen finde,

die mir das ersetzen; aber die Gesellschaft sucht mich noch; ich sie. Eine innre Anschauung ist es, und ein Abfragen an mein Innerstes, wenn ich zur Antwort bekomme: Du mußt hinaus. Mit Ihnen, Pölle, lebt' ich gerne darin. Und Sie auch. Die Natur wäre uns nicht entnommen. Das haben uns aber Umstände und Betragen versagt. Und ich wähle das Letzte. Nämlich mit Ihnen zu leben. Sie auch lieben die Welt in all ihren Gebilden, so auch den Menschenverkehr; und mit mir diesen zu genießen, wäre Ihnen das höchste Glück der Erde. Daß Sie jetzt aber sich nur auf mich beschränken, liegt in den Umständen; nicht in der reinen freien Wahl. Wie vollgültig giebt Ihnen mein ganzes Herz Recht! Ganz eben so bin ich. Hoffnung haben wir nicht, aber zur Liebe sind wir, so lang das Blut noch lebendig kreist, gestimmt. Einen Freund hat man, um den höchsten Genuß mit ihm zu beschauen, seine Existenz mitzufühlen; ohne diese kann uns dieser seltene Himmelsschatz, der Freund, dieser edelste Stein in der Krone des Glücks, doch nicht beglücken, nur ersetzen muß er alles! Wir haben überdem noch eine muntere kindische Natur. Und eine Brücke, ein Baum, eine Fahrt, ein Geruch, ein Lächlen, kurz die ganze Oberfläche der Welt spricht unsere zehn gesunde Sinne an, und unsere köstlichen innren. Und so wollen wir's versuchen, es wird, es muß sich um so geistreiche, gemüthvolle, unschuldige Wesen eine Gesellschaft bilden. Und hätten wir hinlängliches Geld, so erbaut' ich uns noch eine frische, lebendige Existenz. Bauren sind wir nicht. Dazu hätten wir uns zu achtzehn Jahren entschließen müssen; mit Männern, wie wir. — Glauben Sie auch ja nicht übermüthig in Ihren großen Ueberzeugungen, daß meinem Geistesblick ein Mensch, ein Ge-

müth entrinnt. Ich habe nie mehr an die Frohberg geglaubt, als jetzt, nur erkannt' ich ihre andern Eigenschaften, die man an ihr nicht wollte gelten lassen, und da trug ich sie besser vor, um sie zu tragen. Sie ist nur ein größerer Narr als ich dachte, weil ich nicht so impertinent urtheilen konnte und mochte. Aber ihr Gemüth, was sie fähig zu thun ist, wie wahr oder nicht wahr, wie offen für Natur, das wußte ich immer. Und so auch mit Campan. — Ich bin ganz überzeugt, und handle danach: daß die Menschen, wo sie nichts sind, gebraucht werden müssen; besonders die, die unser Bestes auch nur gebrauchen. —

(Der Schluß des Briefes fehlt.)

19.

Rahel an Pauline, in Bern.

Sonnabend, den 16. Mai 1812. Berlin!!!

Morgen ist mein unseliger Geburtstag, der erste Pfingsttag. Als es mir heute einfiel, drangen ein paar herbe schwere Thränen aus meinem Herzen plötzlich herauf; aber auch dies Vergnügen hatte ich nur kurze Zeit; ich konnte nicht weinen, nicht beten, noch bitten, noch wünschen. Es ist eine Sphäre zwischen mir und dem Himmel, es dringt nichts hinauf! zu viele sind auf mein eigen Herz schon zurückgefallen, und müssen da mit ihm sterben. Montag ging ich mit Ludwig Robert durch den frühlingigen Pappel-Lustgarten; von meiner jüngsten Schwägrin kommend, die nach der Garnisonkirche wohnt; französische Soldaten exerzirten auf dem Platz; der Frühling, die

Wärme, die Luft überfiel mich zum erstenmal: und laut rief ich: Pauline! Pauline! „Welche Pauline?“ sagte der. — J! Pauline soll hier sein. — „Warum?“ — Darum: weil Frühling ist; etc. So jammerte meine verlassene Seele nach Hause, Behrenstraße — gleicher Erde, neben der Obristin Meiring; näher der Friedrichstraße — No. 48. Da sitze ich ganz allein: mit Linen und noch einem Mädchen, weil ich mit Einer mich fürchte, und dann sie gar nicht wegschicken kann. Zu einem Bedienten habe ich kein Geld; also, kann ich auch jetzt im Frühling nicht ausgehen, nachdem ich den ganzen Winter beinah immer allein, und auch viel unpaß war. Menschen konnt' ich nicht sehen, weil ich das Geld, sie nur sowie sonst aufzunehmen, nicht habe. Auch sind meine alten Bekannten todt und weg. Seit Moritz Heirath, seit dem October, habe ich nur Jahres so viel zu verzehren, als Sie mal in Charlottenburg unter dem Bette stehen hatten, und immer davon nahmen: berechnen Sie, ob davon Holz, Quartier, Kleider, Domestiken, Leben, Kranksein, Arme, Abgaben, und alles Unberechenbare, geht? Diesen Monat habe ich an neun Thaler Abgaben unter allerlei Namen geben müssen; ohne die Einquartierung, die man mir schickt. Wenn ich diese beständig hätte, so bliebe mir den Monat, für mich, Logis und Holz abgerechnet, zehn Thaler. Also: alle Aisance, alles Fahren, Theater, Musik, alles ist weg für mich. Ausgehen kann ich auch nur in den Straßen umher. Moritz ist in Posen, und seine Frau und Ludwig Robert reisen ihm Mittwoch nach. Markus mit den Seinen wohnt im Thiergarten, wo ich noch nicht Einmal war. Die Frohberg ist gestern, bis zum 1. October, mit ihrer jüngsten Schwester (Mariane Saaling ist in Wien) nach Hamburg gereist, also

die habe ich auch nicht. — Montag den 11. ging ich wegen meinem Schicksal, dem Sommer und dem Frühling wie wahnsinnig in meinem Zimmer umher: die ich allein, ohne irgend eine Hoffnung, nahe kleine, oder entferntere bessere, zubringen soll. Man überreichte mir in dem Zustande Ihren Brief aus Rom: Bücher lagen auf meinem Tisch, in denen ich aus Angst nicht lesen konnte; ich nahm mir vor, gleich Dienstag zu antworten: aber vergeblich: ich konnte mich dazu nicht fassen. Darum auch schrieb ich so lange nicht; was soll ich klagen denen, die mir nicht helfen können: ich selbst möchte zum Stein werden, so konzentrirt, so hart, so unregsam; damit ein Theil des Ich's dem andern nicht klagen kann! Eines sein Sie versichert! Nach Ihnen, mit Ihnen in der Natur zu sein, geht noch immer meine Sehnsucht! Jeden Tag, in allen Stunden und Vorfällen, denk' ich an Sie. Es giebt nur Eine Tugend, Eine Eigenschaft; die ist Muth. Hätte ich den Muth gehabt mit Ihnen zu gehen; den Muth, nicht zu fürchten, Sie hätten dann mit einemmale nicht zu leben, und wir hätten in Compagnie nichts, oder sehr wenig, so wäre ich jetzt bei Ihnen, mit Ihnen, von allem Ruppigen, Elenden, worüber ich bis zur Tollheit blasirt bin, entfernt, und wir hätten beide, Ich, meine somme modique, und Sie, was Sie haben. Aber unser Karakter liegt in unserer Gestalt, ich sehe nicht aus wie Sie, kann Ihren Muth nicht haben, und Ihr Schicksal nicht. Was hilft alles Herz! was alle Freundschaft! Können Sie mich je retten, so thun Sie es. Wenn ich nur Gelegenheit, nur Geld wegzukommen, habe, ich will gehen mit dem, was man mir jetzt jährlich als Gnade giebt, denn von meinem Vermögen ist die Rede nicht; dies bringt nicht einen Groschen.

Hier aber ersticke ich. Die Armuth, das Elend steigt von allen Seiten! Meine Situation ist ganz unerträglich, ich werde toll. Schreiben Sie mir gleich wieder; wo möglich kostenfrei.

Hugo Hatzfeld dort! — Quast ist vor zehn Tagen in der Wilhelmsstraße mit dem Pferde in ein Straßenloch Abends um 8 Uhr gefallen, er herab, ohne Bewußtsein; er bekam es nicht wieder; und ist den zweiten Tag verschieden, nach zweimaligem nicht gefühlten Trepaniren. Finkenstein ist auch weg! seine Frau bei seinem Vater. Wenn wir uns nur vor der unverständlichen großen Trennung noch sehen! Wie schwindlich, wie traumhaft alles: und doch wie schmerzensmöglich! — in aller Art! Ich danke für Ihren Brief, meine theure Geliebte: verlassen Sie sich auch ewig auf meine selbe Seele. — Der Herzog von Weimar — in Töplitz — sprach oft mit mir von Ihnen, und von dem grünen Billet, welches Sie ihm mal schickten, oder zeigten: er liebte mich par ricochet: aber die Crayen konnte es nicht ertragen, und störte es. Ich sehe sie manchmal. Schack ist noch hier; ich sah ihn den Winter nur Einmal, bei der Crayen. Campan ist in Toulouse vergnügt, giebt aus wie ein Heide, und schreibt ich soll hinkommen. Zärtlich, aber ohne Anweisung. Adieu! Ewig wie immer Ihnen, der Luft, dem Grünen, und allem was wahr ist! R. R.

Quast's niederträchtiger Fall hat mich lange affizirt.

Das Erdbeben! So etwas giebt's; und man bangt und grämt sich doch über Anderes! —

Jette Fromm ist unsichtbar, und, wie man mir gesagt hat, schwanger. Jette Wollbring ist rattenarm mit der jüngsten Schwester in Schwerin, diese jüngste beim Theater.

20.

Pauline an Rahel.

Bern, den 26. September 1814.

Liebe Ralle, womit soll ich anfangen? Seit Jahren haben wir uns nicht geschrieben, Welten sind untergegangen, andere erschienen, und wir nur haben uns nicht begegnet. Seit acht Tagen bin ich hier um Paulinen zu besuchen, die ich in zwei und einem halben Jahre nicht gesehen hatte; ich komme grade aus Genua. Immer habe ich an Sie gedacht. Aber es giebt Zeiten wo man lebhafter an sich denkt, und ich schwöre Ihnen, Ralle, lebhafter und mit ernsterem Sinn habe ich nie an Sie gedacht als eben jetzt vor vier Wochen, als ich in Genua war und des Abends auf dem Meer fuhr; ich war zwei Monate dort, die Meerbäder haben mir sehr gut gethan; vorher war ich in Mailand, wo ich schon seit mehreren Jahren wohne; überhaupt in Italien, wie oft habe ich dort an Sie gedacht. — Mit meiner Gesundheit geht es immer gleich gut, ich war niemals krank, mit Paulinen hingegen beinah immer gleich schlecht, die Luft und vorzüglich die Lebensart in der Schweiz ist das einzige noch was lindern kann; sie ist außerordentlich groß, hat die schönsten Haare, die man sich denken kann, dasselbige angenehme Gesichte, aber noch ernsthafter; es gefällt ihr nur die größte Ruhe, die Berge, die Luft, und außerordentlich die Blumen. Sie kann weder lesen noch schreiben, noch sonst eine Arbeit, obgleich sie eine sehr gute Gouvernante hat; sie ist aber so maulfaul, daß sie Tage hat wo sie nicht zehn Worte spricht; sie singt wenn sie allein ist, oder in die Berge geht. — Wenn man sie zu irgend etwas zwingt, so wird sie auf der Stelle krank; sie ist noch immer dieselbe mit dem Anzug, sie will sich nie ausziehen,

noch anziehen, sie weiß nichts von Toilette, ist aber auch noch dieselbe mit ihren allerliebsten, lieblichen Manieren, wenn sie gut ist, sonst sehr kalt und beinah grob, will immer allein sein mit der Gouvernante oder sonst jemand, wo sie dann vorher sagt, je veux être bien sage, mais laissez-moi tranquille, ne me parlez pas, je veux penser, et voir comment vont les nuages. — Kurz, liebe Seele, Sie würden sie anbeten; ich finde sie über alles schön und göttlich gewachsen; sie meint noch immer, sie kann eine Schäferin werden, si seulement maman a assez d'argent pour m'acheter un troupeau, alors je resterais toute ma vie en haut dans les montagnes toute seule à faire mon ménage. Ich schreibe Ihnen alle die Details, weil ich weiß wie Sie Paulinen vergöttern, und Sie würden es mehr als jemals.

Meine liebe Ralle, wie geht es Ihnen? Ist es wahr, daß Sie heirathen oder es schon sind? Erinnere ich mich Ihres Mannes, kennt er mich, wo habe ich ihn gesehn, woran kann ich ihn kennen? Liebe Ralle, hätten Sie es geglaubt, daß wir könnten so lange leben ohne zusammenzukommen? O wie viele Träume haben wir uns zu erzählen, wie viel glückliche und unselige Tage haben wir verlebt, was haben wir alles erfahren, und doch nichts Neues, alles schon war gewesen und alles wird noch wiederkommen, nur unsere Jugend nicht, unser Blüthenalter nicht, — wir haben abgelebt, unser Platz ist längst schon genommen, wir schleichen nur so nebenher, als der Schatten von dem was wir waren. Wir haben keine Existenz mehr. Wenn ich nicht Paulinen hätte, so wüßte ich gar nicht warum ich noch leben sollte, ohne besonders unglücklich zu sein, ohne krank, ohne arm zu sein, so würde ich es doch zu ennuyant finden, um alles so zu machen wie sonst, ohne Lust, ohne Leben,

ohne Zweck. — — Liebe, beste, gute Seele, ich bin noch immer die Pauline, die Sie sonst liebten, obgleich die Umstände und die Nebendinge sich rasend verändert haben; sonst konnte ich ändern was mir zuwider war, anjetzt muß ich mit dem Schicksal einen ewigen Krieg führen. — —

21.

Rahel an Pauline, in Paris.

Frankfurt am Main, den — September 1815.

Einzige! Ich kann Ihnen nicht besonders schreiben. Reden Sie alles mit Varnhagen ab. Es giebt nur Ein Wesentliches, da wir ganz so sind wie wir ewig waren und sein werden, einzig wahr, — „Alle die andern armen Geschlechter der Erde winden und wandlen im dunklen Genuß", sagt Goethe vom Vieh, gegen den Menschen genommen; ich meine alle andere Weiber, — daß wir uns sehen: ehe ein kalter unverständlicher Tod uns umfängt. Kommen Sie hieher: eiligst. Was kostet Sie eine Reise! — Ihren Brief vom vorigen Jahre, den Sie Ihrem Bruder mitgaben, habe ich durch meinen Bruder Ludwig erhalten. Antworten konnt' ich nicht mehr: weil ich mit Ihnen nur das Leben leben kann. Hören Sie aber nie mehr in der Welt von mir, so wissen Sie, daß ich mich nicht verändert habe, und mich nur in unserer schon gekannten Art ausbilden kann: daß Sie nun und ewig mein Matador, meine Einzige bleiben. Fragen Sie Varnhagen. Er weiß alles von uns. Zum Beweis, wie Sie und ich bei ihm stehen, schicke ich Ihnen den Brief zurück, den er mir schrieb, als er Sie in Paris entdeckte. Ich bin völlig frei bei ihm,

sonst hätte ich ihn nie heirathen können. Er denkt über Ehe wie ich. Ich bin ganz wahr mit ihm: in allem. Und davon liebt er mich, also mich. — Gentz — trägt seine Veränderung auf sich; an sich. Glauben Sie nicht, daß er irgend etwas in Ihnen sieht; keine Pauline! Er will von Ihnen — neue Subsidien, Hülfstruppen zur Lust; welche er in Erfindungen zu finden glaubt, während sie in den Empfindungen einer feinen richtigen Organisation allein gefunden wird, wenn diese bis in den tiefsten Herzensfasern und Bestandtheilen ihr richtiges Spiel hat. Von mir sagen Sie ihm: daß kein Mensch mit dem andern unzufriedener sein kann, als ich mit ihm. Und dies hört er nur von mir, nicht weil er's verdient, denn er verdient dies nicht; aber weil bis in der letzten Herzenswand für ihn etwas in mir war, welches er so, wie es nun da ist, destillirt hat. Mag er sich nun stellen wie er will! —

Sagen Sie dies Gentz, weil Sie es sind, die es ihm sagt. Pauline, Sie kommen zu mir!

22.

Rahel an Pauline, in Murten.

Frankfurt am Main, Freitag, den 19. Januar 1816.
Frühlingig mit Sonne und Wolken.

— Alle solche Kalamitäten — außer Verliebtsein — hat man nur, weil man nicht Geld genug hat; Mitleid und Schmerzen würde man empfinden, aber Ungemach gar nicht; sogar die reichen Dummen haben's nicht, viel weniger wir! Aber — „wenig kann man ändern". Mein einziges Er=

haltungsmittel jetzt ist zu denken, daß es doch enden muß, weil nichts ewig ist: und daß ich im Sommer Sie sehen werde. Ich muß eine großartige Freundin haben, mit der ich umgehe!!! Hier seh' ich niemanden, als einzelne Herren, die ich gar nicht rechne und rechnen kann. Minutenweise: Hertzen's und Pappenheim's. Auf einem Ball war ich der ältesten kleinen Hertz zu Liebe; zum Sterben. Auch gehe ich nicht wieder. Zu Dienstag bin ich wieder zu solchem Stadtthee zu Otterstedt's gebeten; wo ich auch nicht hin will. Wozu? Bekanntschaften mache ich hier, seh' ich, doch nicht. Zu Karlsruhe freue ich mich auch nicht. Ich bin zu alt, zu klug, zu faul, zu garstig, zu arm etc. etc. etc.!! um noch Vergnügen am Herunterschneien in einen fremden Ort zu finden. Il me faut mes anciennes connaissances, mes souvenirs, mes amis! des locaux superbes, agréables, des sensations douces, frappantes, amusantes, ohne Anstrengung, Aerger, Sorge, Besorgen, Zurechtsprechen; wir wissen schon alles. Das weiche Element der Tage soll uns tragen! Will ich. Ihr Vergleich mit den Tauben und Ameisen drückt dies ganz aus. Wir haben gar nicht nöthig mit einander zu sprechen; darum haben wir uns so viel zu sagen.

Hier ist ein Brief von Nostitz, den ich für Sie vor einiger Zeit erhielt. Sehen Sie! Auch dem geht's nicht besser! Ich schwöre Ihnen! Wenn man eine gewisse Wissensstufe erreicht hat, mit einer gewissen Empfindungsweise geboren ist, sollte man plötzlich alle Ambition lassen: und eine Stufe oder einige Stufen im Bürgerleben herabsteigen: und auch plötzlich wäre man geordnet, reicher, thätiger und genußreicher, und ohne die ärgerliche Spannung, der man im Hinaufwollen nicht entgeht: wenn man auch

nur stehen bleiben will, weil alles und Alle drängen und spannen um uns her. —

Adieu Herze! bis ganz nächstens! Varnhagen grüßt sehr! und läßt Ihnen sagen, er könne nun singen: „Pauline Wiesel" 2c.! Der Baron Wiesel antwortet uns nicht aus Wien, wohin ihm V. ein Buch und einen Brief schickte. Winterfeld, der hier ist, behauptet er sei in Italien. Ich glaub' es nicht, er ist in Wien.

Nur das Freie, die Luft! Ich vermisse Sie mit Thränen. Ihre Schlittenfahrt freute mich. Etwas Heiteres, Reges wenigstens. Adieu. Ihre R.

Ich werde auch ein wenig an Nostitz schreiben. Grüßen Sie ihn heftig indeß!

Anmerkung von Varnhagen. Pauline hatte geschrieben: „Wie wird es dies Frühjahr? Wenn wir doch Lerchen wären, wir wollten fliegen, Sie, Varnhagen, Pauline und ich! — Gewöhnliche reiche Leute kommen mir wie zahme Tauben vor, guter Taubenschlag, und picken und picken und drehen sich, — Arme sind Ameisen, die scharren und ängstigen sich ewig, und denken nur an Elend und Noth."

23.

Pauline an Rahel.

Basel 1816.

Mittag früh um 10 Uhr. Schönes, helles Frühjahrswetter, was mich melancholisch macht. Wie gutes, liebes, bestes Herz, wie oft denke ich an Sie, jede Stunde bei dem kleinsten Vorfall, bei jedem Reden, was nur irgend bestimmte Ausdrücke hat, kurz bei jeder Gelegenheit, gut oder böse. —

Sie glauben nicht, was ich hier wieder alles mußte erfahren: eine schöne, liebenswürdige achtzehnjährige Frau starb gestern Abend, angebetet von einem sechsundzwanzigjährigen Mann — noch andre Unglücksfälle hörte ich, die schreckhaft sind. So ist es also, soll mir das Trost sein, hätte ich das auch erleben können, gesund, schön, und von einem Tag zum andern todt. O Gott, Gott, was ist das für ein fürchterliches Geheimniß mit dem Tod! Unergründlich ohne Sinn, mit Gewalt! — Liebe, liebe Ralle, wir wollen uns noch sprechen, noch sehen, noch einmal darüber sprechen — ich komme wenn es möglich ist, ich will Ihnen Nachricht bringen wenn es nur irgend mit den größten Opfern möglich ist. Welche himmlische Gabe, welch Göttergeschenk ist der Leichtsinn — die Jugend zu genießen wenn noch Zeit ist, wenn noch die schönen Rosen blühen, „des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder"! So wie man nur darüber spricht, so ist es schon zu spät, das nicht Wissen ist das Leben, das schöne goldne Rosenleben. — — — Können wir denn nicht mehr lieben und wissen doch wie schön es ist geliebt zu werden. Es ist aus, liebe Ralle, nur unsere Freundschaft ersehe mir noch manchen schönen Augenblick; ich schwöre Ihnen daß Sie der einzige Funke in meinem Leben sind, ich will immer wissen wie Sie leben, ob es Ihnen leidlich geht — was habe ich denn auch in der Welt als Sie, liebe Ralle, das andre ist alles ganz grau, ganz verblichen, ich habe ja selbst keine bestimmten Wünsche mehr — keinen süßen Glauben an meinen eigenen Willen, der Augenblick, die erste Aufwallung — aber eigentlich nichts Heißes mehr. — Mir geht es sonst ganz gut. Streiten liebe ich nicht, es ist so selten der Mühe werth. — Ich lese jetzt die Gedichte und Leben von Körner, die Harfe gefällt mir sehr. Haben

Sie ihn gekannt? Das Jahr 11 und 13 war er in Wien. — —

Adieu, chère et bonne, sensible amie. Bald sehe ich Sie wieder; haben Sie keine Reise an die Pole vor, weit, weit in andre Gegend, wo andre Bäume blühen, und fremde Völker wohnen? — Der enge Kreis ist nur für Glückliche, so wie das niedrige Dach und die liebliche Hütte. Ich muß andre Aussichten und Ansichten haben, um nicht auf meine eigne Nichtswürdigkeit runter zu blicken. Je viens bientôt vous surprendre; quand allez-vous à Francort? que faites-vous? Sans moi, mon dieu, quelle idée, ein Sandkorn am Meer.

24.

Pauline an Rahel.

Morat, den 6. Januar 1817.

Liebes, schönstes Rallechen, ja, ich habe den liebenswürdigen Goethe gelesen, die Reise von Karlsruhe bis nach Neapel, — nun sehe ich schon in meinem Leben nichts mehr von Italien, Sie wissen alles, denn Sie haben gesehen was Goethe sagt; ich bin ja auch solid geworden, ich habe ja auch Augen gehabt zum Sehen; nun ist das neue Jahr angefangen, und mit ihm meine ewigen alten Wünsche mit Ihnen mal wieder zusammen zu kommen, aber in einer guten Jahreszeit — darum wird mir Varnhagen unvergeßlich bleiben, weil er mir das Glück verschafft hat, Sie, Goldtaube, zu sehen, auf eine so gute, liebe Art; danken Sie ihm für mich; das soll so lange als ich lebe mein Neujahrswunsch für Varnhagen bleiben, alle Jahr soll ein Dank für die Reise von Paris nach Frankfurt an ihn abgestattet werden, will er? — — —

Wie geht es Ihnen? Wie leben Sie? Ich denke, in Mannheim, nach Ihrem letzten Brief zu urtheilen — also gut für den Augenblick und für die Jahreszeit. Spielt die Brede? Sprechen Sie ihr nur noch zuweilen von mir, denn ich gebe den Gedanken nicht auf, sie irgend mal zu sehen, alsdann wird sie wissen wer Pauline ist. — —

Ich bin entschlossener als entschlossen, daß ich im Frühjahr von hier weggehe, wenn Sie, Goldtaube, nicht mit der ersten Lerche kommen und mit mir alsdann etwas bleiben, und von dort weiter — wohin Sie wollen. Für Pauline will ich sorgen und für etwas Geld auch. Gentz ist mir noch immer schuldig, wenn ich es nur Schwarz auf Weiß von ihm hätte. — — —

Was sagen Sie von Tilly, der sich in Brüssel erschossen hat in einem Fiacre, wegen Schulden? On voulait mettre la main sur le soit-dit Comte Alexandre de Tilly — darum will ich mich nie erschießen — habe ich es doch bis anjetzt alles ausgehalten — betteln bleibt mir noch immer übrig und Orangen stehlen in Rom. Ich fühle sehr lebhaft daß ich ganz alt für unzählige Dinge bin, nur nicht für alle Naturevènements, darunter rechne ich alles Wetter, große Kunstwerke, schöne Musik und etwas schöne Menschen, die noch nicht gekrümmt sind, die wenig wissen und erstaunlich viel hoffen, die sehe ich auch noch gern. — Ich habe ein Gefühl in mir, das ich schwerlich nennen kann, das mich aber über alles glücklich macht; denn außer großen Schmerzen oder Gefängniß oder blind, sehe ich keine Möglichkeit daß ich mich ganz unglücklich finden könnte. Menschen können mir nicht mehr innerlich viel machen, und zum Leben mit Gesundtheit braucht man wahrhaftig wenig und ich befinde mich sehr wohl. Pauline und Sie, liebes Kind, sind meine beiden Punkte, die mich noch

beschäftigen, die mir können meine Pläne ändern wie sie wollen, aber sie wollen ja alle beide was ich will. —

Haben Sie meinen letzten Brief bekommen, eine Antwort auf Ihren von Karlsruhe? Dites-moi ça dans votre première; je lis beaucoup, beaucoup, et je crois de bons livres, à ce qui me parait. Schaffen Sie sich les pensées de Voltaire; ein altes Buch, ich habe es mir gekauft für 10 Batzen. Si on pouvait changer son caractère, on s'en donnerait un, on serait le maître de la nature; peut-on se donner quelque chose? Ne recevons-nous pas tout, nous perfectionnons, nous adoucissons, nous cachons ce que la nature a mis dans nous, mais nous n'y mettons rien! — — — Une de tes passions a dévoré les autres, et tu crois avoir triomphé de toi! — Kurz, Liebe, schaffen Sie sich das Buch an, es gefällt Ihnen gewiß; wenn Sie es nicht haben können, so gebe ich Ihnen meines, alles was Sie mir auf Deutsch gesagt haben, finde ich hier im Französischen. — Adieu, je ne dirai pas mieux de la soirée. — Tilly ist todt! —

Schreiben Sie mir gleich was Sie wollen mit mir im Frühjahr machen, es ist vor der Thür — Sie wissen wie es mit den Jahreszeiten ist, wie mit unseren beiden (Sie und ich) Naturen, alles ist darin, und das Frühjahr dominirt im ganz Innersten; nous ne voulons pas dire cela plus loin, à cause de la folie, qu'on nous accuserait. Adieu, chère amie, portez-vous aussi bien que moi, ayez 10000000000 plus d'argent que moi, et le reste sera très facile, voilà le sincère voeux que j'ai à vous envoyer par écrit pour l'an 1817.

Auch ich war in Arkadien geboren! —

25.

Pauline an Varnhagen.

Basel, im März 1818.

In meiner größten Noth, lieber Varnhagen, wende ich mich zu Ihnen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß Sie mich nicht lange leiden lassen, sondern mir helfen. Ich weiß nicht was ich denken soll, wegen Ralle's Stillschweigen, auf wenigstens drei große Briefe keine Antwort. Es sind nun fünf Monate daß sie mich nicht geschrieben hat. Soll ich mit aller Angst, die ich so schon habe, noch die haben? Ich bitte Ihnen also, liebe, gute Seele, Ein Wort nur, wo Sie sind, und ob Sie alle beide wohl sind, und der Grund von Ralle's Stillschweigen. Ich weiß gewiß daß Sie sehr viel arbeiten, daß Sie ungeheuer beschäftigt sind, ich kenne aber auch Ihre große Güte, und werde Ihnen diese Gefälligkeit höher anrechnen als der König Ihre beste Aktenstücken, wahrhaftig, lieber Engel, Sie erweisen mich einen großen Gefallen. Es ist ja unglaublich, fünf Monat! Ich weiß daß Sie in Berlin waren, aber von Ralle weiß ich keine Sylbe. Ich will Ihnen nicht mal mit mein Schreiben aufhalten, sondern Ihnen kurz sagen, daß ich immer dieselbe bin für Ihnen alle beide, daß ich Ihnen hauptsächlich nie werde die Güte vergessen, daß Sie mich zu Rallen führten von Paris bis Frankfurt — ich denke noch immer an die gute Zeit von Paris und Frankfurt, und dabei spielen Sie denn doch ohne Schmeichelei die größte Rolle. Ich bin gesund und mein Kind krank, ich bin noch immer in Morat, und denke alle Tage an die liebe Ralle, die mich infam schlecht behandelt. Ich höre und sehe nichts in meiner Einsamkeit, das würdig wäre Ihnen mitzutheilen, ich lese viel und vielleicht zu viel,

denn meine Augen leiden dabei. Wollen Sie nie nach der Schweiz kommen? Wir sind Mitte März und Schnee und Kälte und Regen und Misère, das ist alles was in diesem Augenblick vorgeht. Das soll Sie aber nicht etwa abhalten, denn der Mai kommt doch, und ich hoffe schön — doch keine Pläne, mir sind sie jetzt ein Gräuel. Adieu, liebe, gute Engelsseele, ich weiß nicht was ich soll die unausstehliche Ralle sagen lassen — quest-ce qu'elle a, au nom de Dieu, avec moi? sonst schrieb die mich doch alle zwei Monat!

Leben Sie wohl, und erbarmen Sie sich einer Leidenden!

Pauline.

26.

Rahel an Pauline, in Murten.

Karlsruhe, Montag, den 28. März 1818.

Helles Sonnenwetter mit Wind; zum Theil schon alles grün; nämlich ausschlagend.

Theure Pauline! Setzen Sie sich fest in den Kopf, daß, wenn ich todt bin, es Ihnen gleich geschrieben wird, und daß, wenn ich lebe, ich mich nie gegen Sie verändern kann. Im Gegentheil! je mehr sich die ganze Summe meiner Gedanken formt, oder wenn auch täglich Zuschuß erhielte, Sie nur immer mit in die Höhe stiegen. Alle Menschen haben ihr Unangenehmes, aber nur Sie sind so wahrhaft als ich. Nur Sie haben den Verstand es zu vermögen, den Sinn es zu wollen. Nur dies vermag ich zu lieben. Nun kommt noch hinzu: Ihre Laune. Ihre Sinne. Die Dinge zu hören, zu sehen, zu fühlen, wie ich. Ihr Leben, unser Leben. Für mich giebt's nur Eine Pauline. Und

wenn ich glücklich bin, leb' ich mit ihr. Das aber müssen Sie für die Ewigkeit wissen. So wie ich weiß, daß es nur Eine Rahel für Sie giebt, und Sie nie eine zweite finden können. Mein ganzes armseliges Trachten ist, wie ich mit Ihnen zusammenkomme; und dazu die Pläne fest im Kopf schwieg ich so lange. („Doch keine Klage!" schreiben Sie an Varnhagen, „mir sind sie jetzt ein Gräuel!") Und nur eine Klage hätte ich Ihnen schreiben können; nur versteckte, alte Klagen wären es geworden, hätte ich Ihnen Pläne, und mein Leben, und meine regrets in Bezug auf Sie geschrieben. Auch haben Sie mir nur im Dezember einen Brief noch geschickt, auf den ich nicht geantwortet habe: in meinem letzten Brief schlug ich Ihnen vor zu mir zu kommen; ich wollte Ihnen Geld dazu schicken. Auf diesen Artikel antworteten Sie in Ihrem letzten Brief gar nicht. So wollt' ich Ihnen Tag vor Tag schreiben, aber das Leben, mit seinem Strom von Menschen, unseligen Pflichten, Briefen, Krankheiten, schwemmte den Vorsatz immer um einen Tag weiter. (Schreiben aber wird mir immer saurer, und ich mußte in zwei Wochen zwölf Briefe, worunter sechs große Empfehlungen, abfertigen, und so geht's immer; heute Unwohlsein, zum Beispiel, und kein Auge zugethan: ewig Nerven:) und hören Sie weswegen! So wie Sie diesen Brief ausgelesen haben, so setzen Sie sich hin und rechnen aus, was Sie einem Fuhrmann geben der Sie hierher fährt; und was Ihnen sonst die Reise kostet. Ich assignir' es Ihnen auf der Stelle. Sie setzen sich — wenn Sie sie nicht in Verwahrung lassen können — mit Pauline und der Bonne ein, und fahren her. Hier miethe ich Ihnen ein Quartier nah bei mir, das geht Sie auch nichts an. Sie essen bei mir; und für Pette besorgen wir in Ihrer Wohnung was sie braucht. Wir

fahren zusammen nach Heidelberg, und leben in dem Götterort ein paar Wochen. Dahin geh' ich auf einige Zeit in jedem Fall: wegen der Götterluft, und Ruhe: mich zu erholen: ich kenne dort keinen Menschen als die Wirthsleute. In solcher Miethskutsche können Sie alle mögliche Bequemlichkeiten mitnehmen: auch finden Sie alles hier. — — —

Schreiben Sie mir nicht ich soll nach Morat kommen: das kann später geschehen. Jetzt müssen Sie kommen. Den vierten Tag sind Sie hier, also drei Nachtlager: mit einem Miethsfuhrmann, Hauderer nennt man's hier. Denken Sie sich unsre Gespräche, Frühling. Wir leben auf. Es ist auch hier sehr hübsch. À deux pas hab' ich den schönsten Garten nach dem Feld hinaus zur Promenade. Kein überflüssiges Wort mehr! Was hilft alles Schwatzen! —

Eben küßt mich Varnhagen: „Grüß sie tausendmal von mir!" Ich sagte ihm: „Jetzt schreib' ich, sie soll kommen!" — „Daß Du's nur weißt — kam er noch Einmal mit dem größten Interesse zurück — der Brief kann vor morgen nicht fortgehen!" Er möchte mich gerne in den Himmel heben: denken Sie also, wie er auf Ihr Kommen drängt. Er wollte eben ausgehen.

Der Großherzog von Baden? Ist der Fürst des Landes wo ich lebe: unserm König sein Kousin; ihre Mütter waren Schwestern, die hiesige lebt noch. Die Gemahlin des Großherzogs ist Prinzeß Stephanie, Napoleons angenommene Tochter. Das Land hier ist schön, gränzt an Würtemberg, Baiern, das Darmstädtische, und die Schweiz und Frankreich, und ist größer als dem Herzog von Weimar seines; dessen Gemahlin auch eine Tante des Großherzogs und unsers Königs ist. Das ist der Ihnen unbekannte Großherzog von Baden. Varnhagen ist hier Ministre Résident

du Roi de Prusse. Ich nur Mad. de Varnhagen. Dann kommt mein Brief sehr gut an. Eigentlich, Ihre

R.

Bohlen ist noch hier.

27.

Rahel an Pauline, in Murten.

Karlsruhe, den 23. April 1818.
Endlich warmes schönes Wetter.

Aber ich, wie melancholisch! Ich darf es nicht zeigen; Sie aber werden es glauben. Denn ich ändere mich nicht. Das wissen Sie auch; denn Sie ändern sich auch nicht. Lauter Mittel zum Leben, lauter Anstalten dazu, und nie darf man leben; nie soll ich. O! und untersteht man sich's Einmal, wie Sie es manchmal thaten, so hat man die elende Welt, die ganze Welt gegen sich. Theure Pauline! hätten wir uns vor Wiesel gekannt, so hätten Sie eine Freundin gehabt, die Ihnen nicht wie eine Pedantin hätte vorkommen können, und die Ihnen doch sanft, Ihre Natur anerkennend, hätte rathen können! Diese Freundin wär' ich gewesen. Welch Leben, kluges, gutes, naturgemäßes, freies Leben hätten wir uns mit den Mitteln, die uns zu Gebote standen, bereiten können! Welch Leben! Ganz der Natur, unseren innersten Forderungen gemäß, und nah; ein antikes, richtiges, und auch jetziges, ganz in Gegenwart gegründetes Götterleben! Wir mußten uns um zehn Jahr verfehlen! und Sie zerstört werden; und auch ich. Jeder auf seine einzige Art. Ja, das kann ich wohl sagen! denn einzig bildete uns beide die Natur; und dies was folgt, wiederhole ich: Eine hätte die Natur aus uns

beiden machen sollen. Solche wie Sie, hätte mein Nachdenken, meine Vorsicht, meine Vernünftigkeit haben müssen! Solche wie ich, Ihren Lebensmuth, und Ihre Schönheit. Sonst haben wir vollkommen was eine begabte Menschennatur beglücken kann. Sinn, Sinne, Verstand, Laune, empfindliches Herz, Kunst- und Natursinn — das heißt auf unsere Sprache, „wir lieben Grünes". — O! Pauline, und doch müssen wir so verschmachten! Ich kann die Welt nicht bezwingen ohne große Fortüne; das heißt, mit dieser wollt' ich sie nicht zwingen nach meiner Art, mit mir zu leben — weil sie mich ennuyirt, — aber sie hindert uns, und bändigt uns, wenn wir sie nicht zwingen können uns nicht zu stören. Sie sehen schon, liebe Einzige, was mir diese Betrachtungen, diese Schmerzen in Worte gekleidet, ausgepreßt. Aber verzweiflen Sie nie an mir: auch an meiner endlichen Thätigkeit zu unserm Zusammenleben nicht!!! Es ist mein ganzes Dränglen, und auch Varnhagen bezweckt das für mich: weil er meine innerste Natur kennt — endlich dringt hart vom Herzen, bei diesen Worten, eine Thräne durch mein Aug! — und weiß, daß nur der wahrhafteste Umgang mich beglücken kann: der ist der mit Ihnen. Erinnern Sie sich, wie er Sie in Paris aufsuchte, liebte und zu mir brachte. So wird's wieder. Können Sie uns jetzt besuchen ohne das Kind, so wohnen Sie bei mir, und gehen mit mir nach Heidelberg. Können Sie das nicht: so komme ich mit Varnhagen zu Ihnen. Er will so diesen Sommer in jedem Fall nach der Schweiz. Woraus ich mir nichts mache: und er setzt mich bei Ihnen ab. Dort besehe ich alles, und wir überlegen alles. Schicken Sie auch, liebstes Kind, diesen Brief an Mama. Es ist mir äußerst angenehm, daß sie unser Verhältniß endlich kennt, und daß Sie ihr

meinen vorigen gezeigt haben. Dadurch wird ihr aller Wahn, den ihr vorgefaßte Meinung, Schein und Menschen eingegeben haben, völlig vergehen, und sie wird sehen, daß Gott der bessern innren Natur ihrer Pauline doch noch Freunde, würdige honnette Freunde reservirt hat; und es wird Sie bei Ihrer Mutter besser stellen, der, ich weiß es, Sie leider nicht immer vermögen, Ihre beste, innere Seele zu zeigen. Unwürdige Menschen haben keine Freunde, die ihnen bleiben: die haben nur familiäre Bekannte, die nach Gelegenheit eine Zeitlang mit ihnen hausen. Das wird Mama einsehen. Scheuen Sie nicht, liebe Goldtaube, Mama'en diesen Brief zu zeigen! Ich weiß es, Sie lieben es nicht, sich ihr empfindsam darzustellen; aber irren Sie sich hier nicht: dies ist ja nicht empfindsam; und ich bin überzeugt, Sie stellen sich durch Mama ganz anders, wenn sie sieht, daß Sie auch ordentliche Verhältnisse haben, und mit Einem Worte Freunde, die es durchaus gut mit Ihnen meinen, weil sie eine bessere Ueberzeugung von Ihnen haben. Mir ist auch im Kopf, daß, wenn Mama sich Ihrer hautement annähme, Ihre Situation doch eine andere Wendung nähme; z. B. wenn Sie nach einem andern Ort wohnen gehen wollen, daß Mama Sie da installirte, oder eine Zeitlang mit Ihnen bliebe. Dies aber nur beiläufig; und dies fällt mir nur jetzt erst ein. Damit will ich Mama und auch nicht Sie inquietiren. Dergleichen dacht' ich mir schon immer, hätte schon müssen längst geschehen sein. Man kann alles Gerede mit procédés und conduite wieder gut machen: abgemahlt ist doch die Vergangenheit nicht; also verwischt die Gegenwart sie. Nur muß man Hülfe dazu haben. Leben Sie wohl, geliebte Pölle! Antworten Sie mir gleich! und ganz nach Ihrem Herzen, in Ton und Wort: und wenn Sie kön=

nen, kommen Sie zu mir; wo nicht, ich zu Ihnen: für's erste! Ihre treue

R.

Varnhagen wie immer sagt Ihnen tausend Liebes, und bleibt Ihnen wie er ist. — Obgleich der Brief erst übermorgen abgehen kann, schreibe ich ihn doch heute, aus Ungeduld. Adieu, Theure!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe

von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.

Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen

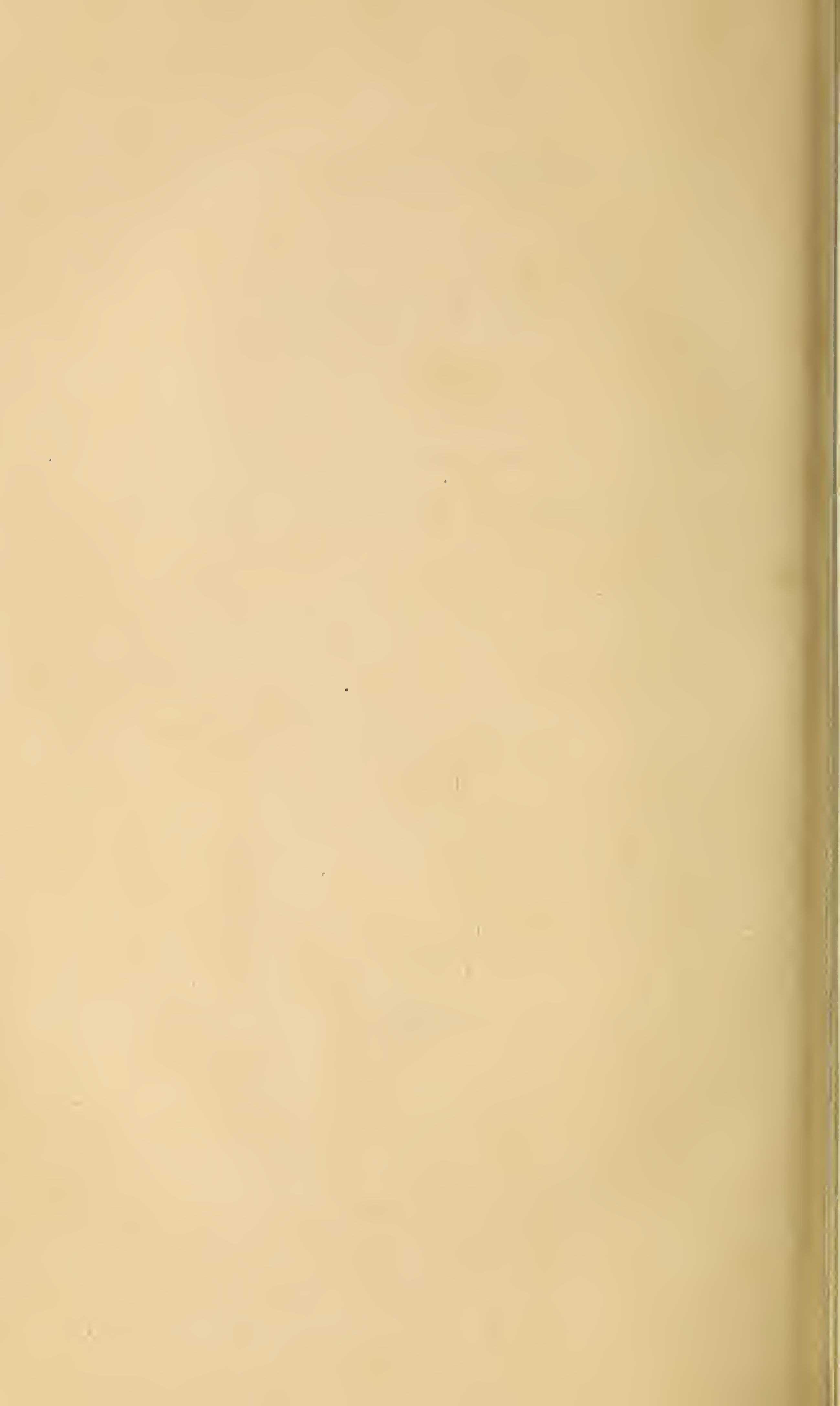
von

Varnhagen von Ense.

Zweiter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1867.

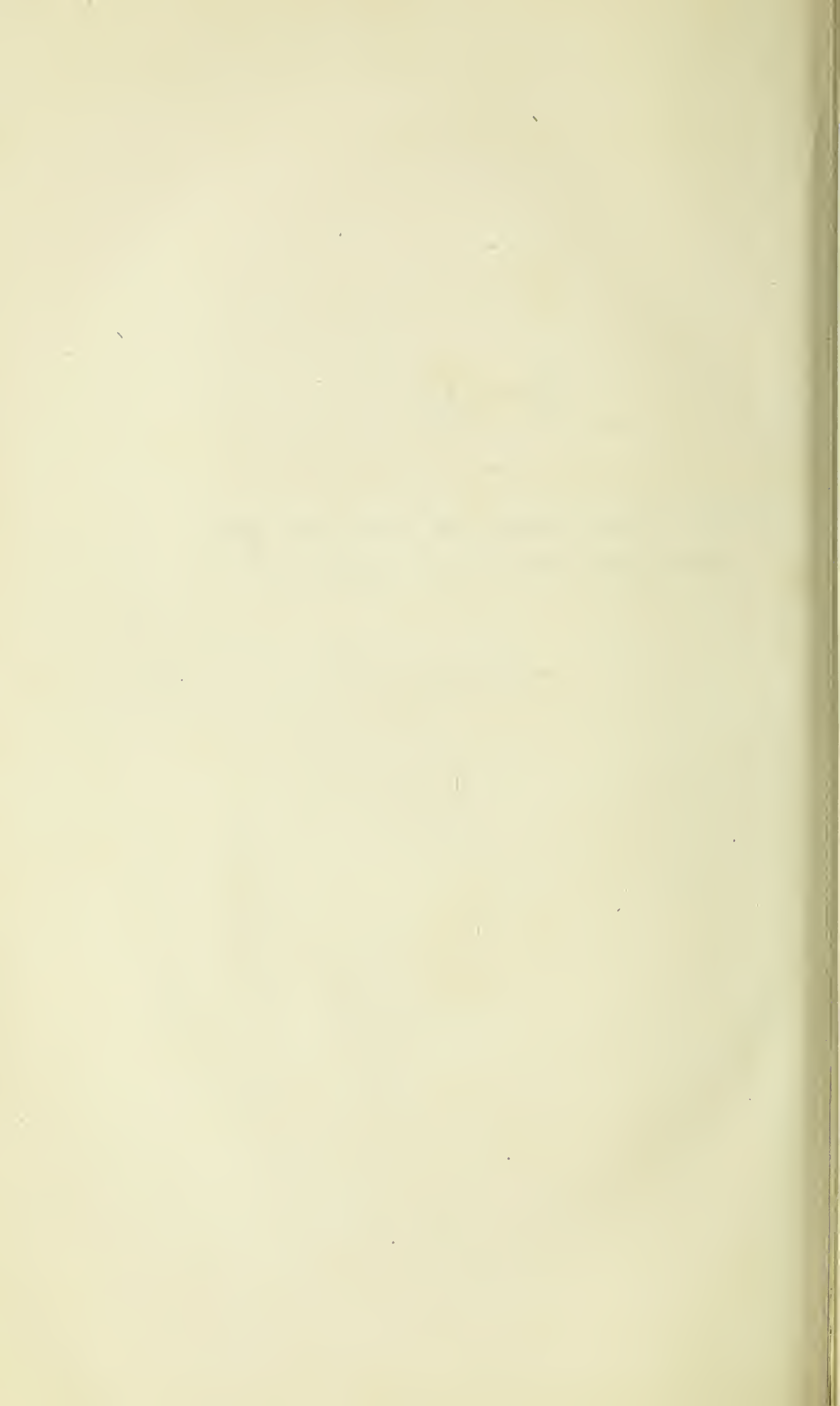


Briefe

von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.

Zweiter Band.



Varnhagen von Ense, Karl August Ludwig Philipp

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe

von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.

Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen

von

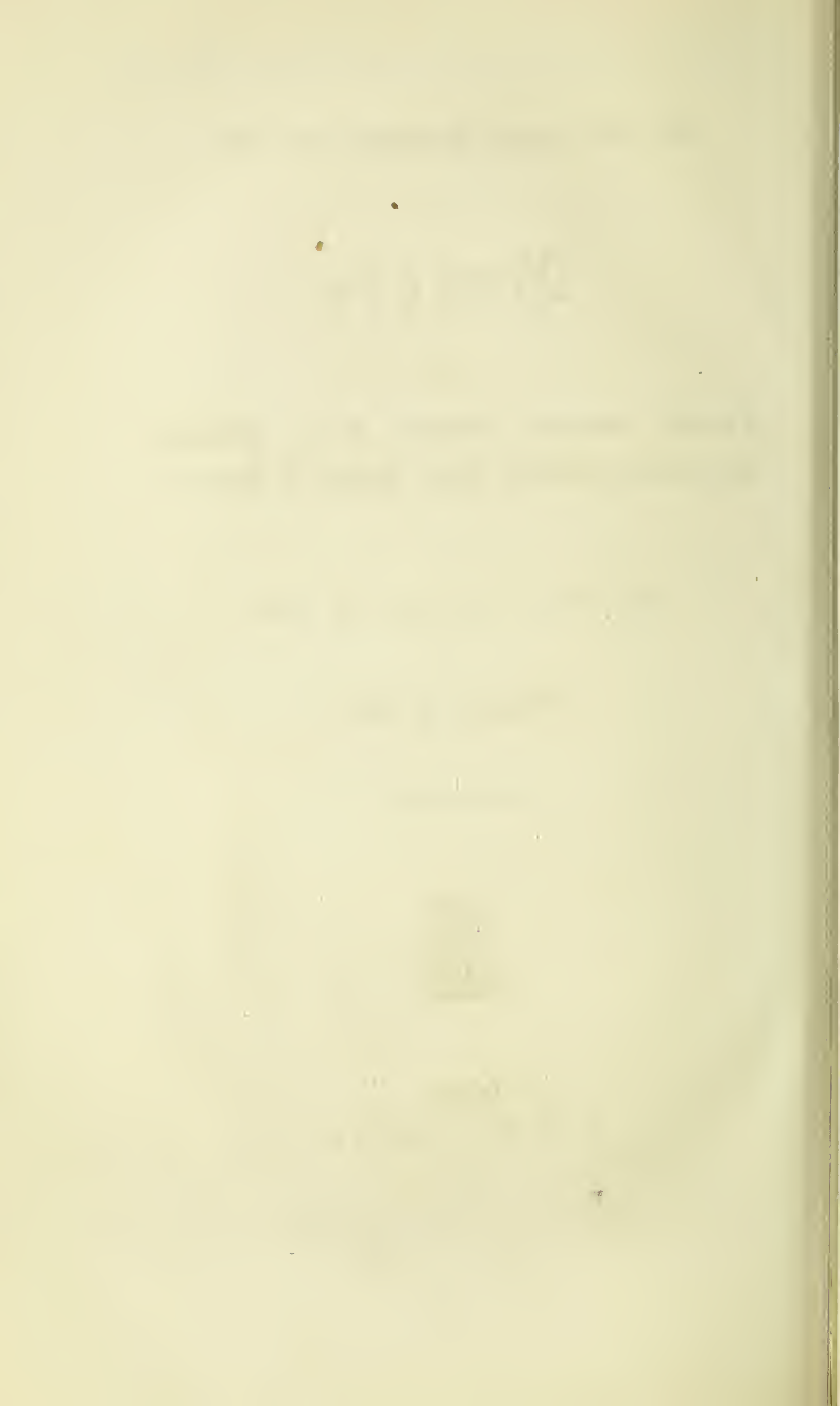
Varnhagen von Ense.

Zweiter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1867.



Inhalt des zweiten Bandes.



Briefe

des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen

an

Pauline Wiesel, geb. Cesar, und an Rahel,

nebst Briefen von Paulinen und Rahel, und Aufzeichnungen von Varnhagen.

(Fortsetzung.)



28.

Rahel an Pauline, in Murten.

Karlsruhe, den 22. Mai 1818.
Freitag 2 Uhr Mittag, kühles, helles Nordostwindwetter.

Liebe Herzenstochter! Wie haben Sie sich geirrt wenn Sie meinen, ich hätte Ihnen gerathen wieder in die Welt zu gehen!! Ich möchte hinaus! Aber frei muß man sein! Verstehen Sie dies! Frei. Sie müssen frei sein hineinzugehen, ich muß frei sein hinaus zu können. Soviel hätte Mama Ihnen mit nur zweimonatlichem Zusammenleben mit Ihnen bewirken sollen, daß Sie sich frei, wenn es das Ungefähr heischt, mit mir zeigen könnten: und man sagte „c'est une fille à mad. César de Berlin", und nicht „c'est Mad. Wiesel, qu'on ne voit jamais avec sa famille, qui n'en est pas reconnue pour ainsi dire". So frei, dies zu können, bin ich leider nicht!!! Das meint' ich. Eingezogen sollten Sie, wollten wir schon leben, denn das ist mein Glück, das Gegentheil vernichtet mich ja!!! Dies alles im größten Detail mündlich, — jetzt wollt' ich mich nur bei Ihnen rechtfertigen — denn nun sehen wir uns im Laufe des Sommers gewiß. In jedem Fall, kommen Sie später zu mir, wie Sie sagten. Und fest hab'

ich mir vorgenommen, vier oder sechs Wochen vorher bei Ihnen zu leben. Ich muß eine Erholung haben!!! ich bin von Nichtleben rein vernichtet. Wenn ich mein Herz nicht toll fühle — mein Kopf stößt noch keine Tollheit aus — so fühl' ich es, wie gestern, heut, und mehrere Zeit, vernichtet. Fühlen Sie das? Es ist verstockt, todt, aus dem Leben gekommen; es hatte zu lange Zeit keine Nahrung, keine Bewegung. Es weiß, es wird keine bekommen. Kurz, wir wollen schweigen, uns sehen, und dann reden. Reden wie es mit uns war. Reden wie es mit uns war, daß es aus ist, und wie es in der Natur ist alles! Fühlen Sie nun, daß ich nicht mehr schreiben kann, wie schwer es mir zu antworten ist? Daß man alles muß so gehen lassen; weil man zu schwach ist. Um Eins zu können wie man will, muß man alles können. Und nur von menschlichen Möglichkeiten zu sprechen! Eine Armee haben wie Napoleon. — Ihr Brief gefiel mir sehr, theure Seelenschwester! Darum antworte ich doch auch endlich. Es freut mich übertrieben, daß Sie etwas von * und ** erhalten haben. Geld ist noch das einzige Mittel, welches der Zauberei ähnlich ist. Und ohne die kein Heil hier auf der Erde. Adieu donc, chère chère Pauline! aussi pauvre, aussi bedauernswürdig que moi, quoique autrement nuancée. Adieu! je vous verrai de toute les manières. J'attends seulement mon frère Louis Robert de Stuttgart pour aller un moment à Heidelberg, e Lindner — den „kleinen Doktor" aus Wien — de près d'ici pour fixer mon plan de vous voir, — je l'ai vu il y a dix jours, il vous fait dire mille choses aimables; il est marié avec une rondelette de l'Alsace qui parle mieux le français que l'allemand, mais cette fois-ci il arrive seul. Il ira avec nous à Heidelberg. Imaginez, j'ai eu

cette semaine une lettre d'Oranienburg de la fille de Gentz. Que dois-je faire? je lui ai envoyé la lettre.

Adieu, Adieu, einzige Pauline! Ihre

R.

Varnhagen grüßt sehr.

Ich lebe sehr allein und einsam; das ist schlimm, aber noch das Beste bei meinen Umständen.

29.

Rahel an Pauline, in Murten.

Baden, den 1. August 1818.

Eben solch Wetter wie bei Ihnen. Vierzehn Tage die trockenste Hitze: Montag endlich Gewitter und Regen; nun Hitze, Wind und Regnigkeit abwechselnd. Heute, eine Art weitläufiger Wind von dem man nicht sagen kann, ob er kalt oder warm ist; da er beides enthält, und zu sehr damit abwechselt. All dies Wetter richtet mir die Nerven ganz hin: darum muß ich davon schreiben.

Wie bewundere ich Sie, Pauline, und wie dank' ich Ihnen!!! — da Ihnen eben so ist, wie mir, und Sie doch schreiben können: sich überwinden können, aus Rücksicht und Liebe, für Ihre Einzige — das bin ich — noch die Feder zu nehmen, sie zu rühren, und so sich selbst mehr gegen sich über zu bringen, mehr mit sich allein zu sein, mehr die Forderungen anzuhören, die wir unserer eigentlichsten Natur nach an uns, und unser Leben, und unsern Lebensherrn zu machen haben. Denn alles dies tritt ein, wenn ich mich an's Schreiben setze; und auch gewiß bei Ihnen. Es ist Ihnen accurat wie mir, weiß ich aus Ihrem vorletzten Brief. Weil das Einzige, welches

Sie mehr, welches Sie anders hatten, als ich, der Muth, Ihnen abhänden gekommen ist. Ewige, ununterbrochene refus vom Schicksal rauben ihn, zerstören, lähmen ihn. Zu viel muß es uns nicht versagen, amüsiren, hinhalten muß es uns noch, und die Wahrheitliebenden, Wahrheiterkennenden, mehr als die andern. Nun werden Sie einsehen, nun Sie nicht mehr vom Schicksal und von niemanden geschmeichelt — heißt gestreichelt — werden, wie mir ist, wie ich von längst, von je, einsehen, wie mir der Muth sinken mußte; je lustiger mein Blut, und Geist, je eher! Sie saßen mit Ihren tausend Franken, mit der kleinen Summe von Gentz, sahen sie an; ließen sie aus den Händen laufen, und unternahmen nichts. Unkundige, Unwissende, müssen sich klug dünken und meinen, es war Mangel an Muth; Sie hätten sich verändert. Mit nichten. Die Dinge, um Sie her sind es nach und nach; und Sie müssen es einsehen. So ist es. Sie sahen ein, Sie könnten mit der besitzenden Summe nur das Vergnügen haben — der Form nach — einen Entschluß zu fassen und auszuüben, der aber nichts enthielte, nichts gebähren könnte, was Angenehmes für Sie hervorbrächte: vielmehr ein Gegentheil davon. Zur ersten Bewegung, zur Reise, hätten Sie bequem, und zu Annehmlichkeiten genug gehabt, aber, dies vorüber, wären Sie unbequemer und schlimmer daran gewesen, als in Murten, das wußten Sie, konnten Sie leichtlich ausrechnen. Auf gute Ereignisse — wie sonst — sich aus dem ersten Wurf eigner Thätigkeit dem Schicksal auf gute Gunst und Glück in die Hände geben, das konnten Sie nicht: konnten Sie nicht, weil Ihre Mittel dazu dahin sind: und weil sie Ihnen zu oft und zu lange, und zu ununterbrochen ausgeblieben sind. Sehen Sie, so ist es

mit mir seit lange, und seit je, und das muß ich Muthlosigkeit nennen lassen, und nenne ich selbst. Aber wie kenne ich es besser! Es ist keine. „Was Einer wagt, wage ich auch!" sagt Macbeth, wie er in Mord und Zauberei befangen ist; „aber es müssen natürliche Dinge sein", setzt er hinzu: so sag' ich auch. Natürliche Dinge. Nicht ein ganzes Leben durch, Erwürgung meiner natürlichsten Natur. Ich sitze wie Sie, hinter Franken — hinter manchem scheinbaren, aber nicht ausreichenden Mittel — still: wie unbewegt: was soll ich thun!? — wenn ich nicht alles ändern kann. Jeder kleine Umstand bietet sich mir auf seine Weise dar, ganz fertig, und wenn ich ihn nur anfassen will, thue ich mir an der Hand schon weh; und muß ihn gut nennen, günstig; wenn ich nicht gar, mein Weh aufrührend, viel expliziren will, was niemand versteht. Verstehen Sie? Auf eben die Weise empfand ich ganz den Zustand, der Ihnen Ihren vorletzten Brief diktirte; und war wie Sie selbst gelähmt, und blieb still und stumm: obgleich ich, Gott weiß es, alle Tage, und stündlich, zu Ihnen spreche. Daß Sie so viel Franken hatten, um in Morat mit mehr Bequemlichkeit, und weniger Sorge zu leben, war das Gute, was ich mir herausnahm: und so wartete ich, ob ich Ihnen nicht würde schreiben können, ob der seichte, aber unversiegbare, nichtige Lebensfluß mich würde dazu kommen lassen; je fremdartiger mir sein Quell, je mehr benimmt mich sein Ton und Anblick mir selbst. Ich vernehme mich fast nicht mehr. Ich vernehme kaum und sehr selten, was aus meiner Tiefe, wo alles von mir heruntergeschlagen, und gehalten ist, hinauf will. Sie sind wenigstens allein, ungestörter, und mehr Herr, Ihre Augenblicke, die Räume einzurichten und still zu halten, die Sie Einmal bewohnen; seien Sie es also,

die mich anredet, und immer anredet, wenn ich zu sehr schweige. Wir wollen, theures Geschöpf, uns auch äußerlich nicht abhänden kommen lassen. Ich will auch mit dem ganzen Rest meiner Kraft dafür sorgen!

Ich sehe hier sehr viel Menschen, die alle wie durch ein Sieb gehen; aber das Sieb muß doch gehalten werden. Eugen Beauharnais — so muß ich ihn wohl nennen, wenn Sie ihn kennen sollen, der ehemalige Vicekönig von Italien, — mit seiner Gemahlin, — der Tochter des Königs von Baiern, — ist gestern Morgen, nachdem sie vier Wochen hier waren und neben mir an wohnten, abgereist, über Lausanne nach Baiern. Sie sind beide hübsch, und hübsch im Betragen. König und Königin von Baiern waren bis gestern auch hier: eine Menge Ueberrheiner, besonders alle reiche Straßburger, eine Unzahl Bekannte aus unserm Lande hier, und aus ganz Süddeutschland. Millionen Visiten. Unser intimer Umgang, Tettenborn's, Lindner's, Tastet's, — letztere eine reiche Mutter aus Straßburg mit jungen Töchtern, eine singt sehr schön, harmlose Leute; die Kinder sehr gut erzogen und unterrichtet, sind aus tiefem Frankreich, und haben bei einem maître Deutsch gelernt. Wissen aber von Unserm und dem Leben nichts. Sonne scheint bei ihnen auf glatte Felder, wo wir das Tiefste, Wunderbarste, Unbegreiflichste, Kluftartigste sehen: also nichts kommt zur Sprache, aber sie lieben mich sehr, und erheitern Varnhagen; sind mir also aus allen oberflächlichen Gründen, und dann wieder den tiefsten, auch lieb. Es wohnt eine klügere Freundin mit ihnen, eine Gräfin de Lagorce, eine Freundin der Kaiserin Josephine; voller aménité und bester Lebensart; sie wohnen auch neben uns an. Ich kenne sie schon drei Sommer. Perregaux's Schwester, Herzogin Ragusa, war hier; auf die war ich

so neugierig, um zu sehen, ob sie auch so schön ist, daß ich Sonntag expreß mit meinen Franzosen ihrethalben auf den Ball ging. Sie sieht Perregaux gar nicht ähnlich: ist so dick wie die alte Frau von Beyme aus Berlin, hat eine Art schönes, böses Gesichte, in dem genre wie die alte Lütken — ohne Schminke — der Grappendorf ihre Mutter, aber nicht ein so regelmäßiges Gesicht: der Anzug ziemlich. Was mir aber von ihr gefällt, — es ist eine sehr hübsche Kaufmännin Mad. Primavesi in einer Boutique hier, da ging sie mehrmals den Tag hin, und schrie immer: „Ah! qu'elle est belle! divinement belle, il faut que ja la voie!" Das zeigt schon Gutes. Sie soll sich fürchterlich zanken können. So sieht sie auch aus. Eine Mad. Lallemand, eine Generalsfrau, war mit ihr. Langes Gesicht, ziemlich groß, keine Brust; brummig, Haare in's Gesicht gezogen; dem Körper nach, gut angezogen: nur Kennern die Fehler sichtbar; Rosen auf dem Kopf, kurze Ermel, Oberarm ziemlich, und gezeigt; getanzt mit unerzogenen Füßen: die Haltung von einer vornehmen, brummigen Deutschen; alle Züge hängen lassen, aus verdrießlicher Nachlässigkeit, die sich noch hübsch glaubt von sonst. Sprechen hört' ich keine, mir war zu heiß, mich zu nähern, und ich ging bald. Montag kam erst das Gewitter.

Der kleine Graf (Archibald) Kaiserling war acht Tage bis gestern hier, er steht in Frankreich in Stenay, reist mit seiner Frau nach der Schweiz und wird Sie besuchen: ich finde ihn sehr gut und natürlich, ohne unsere Landesvorurtheile. Die Gräfin Schlabrendorf, seine Tante, war seit vorigem Jahre in Paris, ist jetzt auf vierzehn Tage nach London gereist, mit einer Art Diligence, wo man sich in Paris schon für den Londner Aufenthalt mit eindingen kann: dann will sie sich am Rhein ankaufen.

Nach manchem hin und her schreiben hab' ich endlich heute einen definitiven Brief von meinem jüngsten Bruder Moritz bekommen; gestern ist er, die — allerliebste — Frau, der Sohn von sechs Jahren, und ein Bedienter, abgereist, und direkt hieher, — (es ist schrecklicher Wind, es will gewittern —) ich soll ihm in meiner Nähe ein Quartier miethen. Moritz war sehr krank, — ein Arzt wollte ihn nach Doberan, der andre wo anders hinschicken. Kurz, aus Liebe, aus Liebe der Frau zu mir, kommt er hierher. Vielleicht gehe ich noch mit ihm nach einem andern Bad, vielleicht Koreff'n am Rhein bei Koblenz, wo Hardenberg ist, konsultiren, vielleicht nach Paris, vielleicht zum Winter nach Berlin. Sie sehen all die Vielleichte!? — Ernestine schrieb mir, ich sollte ihnen bis Heidelberg entgegen kommen. Das will ich in der Hitze nicht. Alle Menschen sagen, mitten im Sommer sei es dort zwischen den Bergen unerträglich. Zurück müssen sie doch über Heidelberg, und dahin begleite ich sie dann in jedem Fall. Jetzt ist es hier noch voll Menschen, und die letzte Periode davon. Das sollen sie lieber noch sehen. Ich war den Frühling nicht in Heidelberg. Was führen solche, wie ich und Sie, jetzt wohl aus, wenn es nur für sie selbst ist? Etwas für uns beide soll aber geschehen! Sie sollen, sobald ich es nur selbst weiß, wissen, was ich mit meinen Geschwistern vornehme. Es wird wohl Heidelberg werden. Da kommen Sie hin, oder wir reisen gar zu Ihnen. — Wiesel soll seit dem Kongreß Einmal in Leipzig gewesen sein, und jetzt wieder in Wien. Mehr können wir nicht von ihm erfahren. Gentz hat an Tettenborn geschrieben: er ist jetzt in Karlsbad, und geht nachher zu den Souverains nach Aachen. — Varnhagen grüßt Sie millionenmal. Er schreibt unendlich. Ich bin hier, und damit zufrieden, weil ich

im Grünen lebe, wohne, bin. Mit einem Schritt in allen Bergen und Thälern, und Promenaden. Aber die Luft dieses Thals bekommt mir doch nicht, sie ist mir zu dick, — und meine Zimmer zu klein, ich bedarf viel Luft: doch hat das Quartier tausend Annehmlichkeiten. Es liegt hier einzig! — Warum schreibt Ihnen denn nur immer die Gräfin Schuwaloff? und sehr steif und trocken: das soll wohl Verbindungslosigkeit von beiden Seiten vorstellen.

Ist dieser lange Brief, in Gewitterluft, und mit gräßlichen Nerven, nicht ehrlich? — Ich mache auch sehr hübsche Landfahrten; aber wo eine Sie mir fehlt; und eine Augenweide von Menschen: doch sollen Sie das Gute meiner Lage wissen. Mündlich alles! — und ich hoffe, in Heidelberg, auf Louis' Platz. O! Wie habe ich jedes Wort in Ihren beiden letzten Briefen goutirt. Sie wissen, Sie glauben es. Adieu, theure Polinka! Hätten Sie mich, anstatt Wolff's vom Lagerhause, in Ihrer Jugend gekannt. Vielleicht hätte alles anders sein können! Wo ist nur Anno 3, 4, 5; die Louis-Jahre? Und Anno 6, 7 und 8! Adieu, adieu. Noch leben wir beide, noch können wir uns vernehmen. Adieu, adieu! Ihre

R.

Hr. von Unruh — vom ehemaligen Götzischen Regiment — ist auch hier: alt, ältlich, wie Quittel: aber gut; und etwas von Frankreich gewitzigt. Er kam mit Kaiserling, und ist krank.

30.

Rahel an Pauline, in Paris.

Karlsruhe, Sonnabend, den 10. April 1819.

Helles sonniges Frühlingswetter. Völlig alles mit weißen Blüthen: ich sehe das alles in Hochberg's Garten. Vögel schreien und sind außer sich. Die Luft an sich nicht warm, aber doch warm am Tage.

Liebe Herzenstochter! Diesen Morgen um 11 Uhr in meinem Bette erhielt ich Ihren lieben Pariser Brief! Schon der aus Straßburg erleuchtete mich durch und durch mit Freude! — „Frankreichs Lüfte", sagen Sie. Den Trost bedurft' ich, zu erfahren, daß Trost, und neues Leben Sie anweht!! weil ich so sehr melancholisch nach Ihrer Abfahrt war. Ich hatte nicht den Muth, Sie zum Längerbleiben einzuladen: wozu denn! ich konnte Ihnen nichts Schönes bieten. — Dann hört' und las ich in den Blättern neue Räubergeschichten, und wurde besorgt: das schöne Wetter selbst machte mich noch trüber: alles Alte mahnte mich, das Neue wollte nichts werden; stockt und starrt. Was mich aber ganz beugte, war, daß Varnhagen wieder anfing: „Pauline ist um nichts und wieder nichts weg: sie hätte den Frühling sollen mit uns bleiben", — jetzt eben bot er mir mit tausend Küssen an, zu Ihnen zu reisen!!! — mit Thränen in den Augen vor Wahrheit! — „aber ich glaube, sie ennuyirte sich." Ich sagte: „Was konnten wir ihr auch anbieten? Und dann, dachte sie, sie mache uns Kosten; erstlich sind sie für uns gering, und zweitens sind ja dies meine einzigen lieben Kosten!" Nun gab er mir Recht, und war ganz verletzt, daß Sie dies denken: sagte: „Schreib' ihr nur, daß sie wiederkommt!"

Das hat sie mir versprochen, sagte ich. Nun frug er mich immer im Hochberg'schen Garten: „Thut es Dir leid? Arme Rahel, daß sie weg ist?" und immer so wehmüthige Fragen, und Blicke, daß ich noch wehmüthiger wurde. Nun kam gar Ihr Brief von Straßburg, wo Sie von Kosten sprechen, (und in dem Pariser auch?) — das ist unerhört, Pölle! wenn dies mit beigetragen hätte, daß Sie gingen! und dafür wollen Sie mir noch Dank! Ist das der Lohn meines gränzenlosen Vertrauens? daß ich mit Ihnen auch von meinen Rechnungen und Ausgaben sprach? Daran grade hätten Sie sehen müssen, daß Ihr Bissen mir das Nothwendigste, das Erfreulichste erscheint. Kein Wort hierüber mehr. Nur künftig die That. Sie kommen wieder, wann Sie wollen, und edler, ruhiger. Wenn ich einmal herunter käme, und nicht könnte, so sagt' ich's Ihnen!

Wie haben Sie's gemacht, lieb Herze, daß Ihr Brief sieben Tage ging, da meine Briefe von dort alle in fünf kommen! Sie müssen Hrn. Oelsner fragen, wann und wie Sie sie auf die Post geben müssen. Der von Straßburg kam sehr richtig an. Wie hat er mich gefreut und amüsirt; schon ganz französisch alles! Sie so gut davon berührt, so kräftig und freudig. Gott segne es ferner! Aber wie verdroß es mich, daß Sie Ihr köstliches Kissen vergessen hatten! Gleich nach Ihrer Abreise begegnete mir Ihr Dienstmädchen damit, die wollte es zu mir bringen; ich ging endlich in die Wochenvisite zu Frau von Geusau; und da traf ich das Mädchen in der Waldhorngasse; nachher ging ich im Schummrigen mit Dore in den Hochberger, und melancholirte; hatte bis vor zwei Nächten aber gute Nächte, wenn auch viel Beschwerden sonst. Ich schicke Ihnen das

Kissen mit der ersten sichern G e l e g e n h e i t, einballirt in toile cirée.

Hier, theurer Engel, (eben geht Frau von Reden mit der Nichte und Frau von Marschall, die mir eine halbe Stunde stahlen:) geht nichts vor, was Sie nicht kennten. Vorigen Sonntag war ich im Theater, wo man für eine Musikanten-Wittwe Haydn's Schöpfung gab, die ich nie gehört hatte, und die mir mißfiel. Dann ging ich zu Reden's. Dienstag fuhr ich endlich, weil Mondschein war, mit Fräulein von Bode zur Prinzessin Amélie und zur Großherzogin: die kleine und die andere Hofdame waren da — Gräfin von Kageneck und Fräulein von der Recke —, Prinz Taxis kam, ich sah die Kinderchen; die Großherzogin war wirklich über alle Beschreibung lieblich und amüsant: wir tranken Thee, aßen um 9 Uhr. Als ich im schönsten Wetter nach Hause kam, in wollenem Kleid, Schal, zwei Kapotten, ganzem Wagen, hatte ich mich doch bei Tische erkältet, bekam Armschmerzen — Frau von Berstett! Wieder eine halbe Stunde! Dabei lasse ich die Bode und die Mülinen im Hochberger sitzen, die dort auf mich warten:) Um 8 schlief ich ein. Blieb den Tag — Mittwoch — im Bette. Donnerstag besuchten mich alle Mülinen's, die Bode, Taxis, Weixelbaum; gestern die Bode, Taxis, Struve unverhofft, der Geh. Rath Friederich. Heute M o r g e n alle die! Ich war etwas angegriffen. Gestern Mittag halb 3 bis halb 4 war ich doch im Hochberger: wie vermißte ich Sie! Alles war da, außer Sie. Götterblüthen, M i l l i o n a r d e n Veilchen. Vögel, Azurhimmel! Sonne, golden auf klebrigen Luftknospen! Gesundheitsluft. Nun will ich noch ein wenig in den Hochberger. Die Berstett kam auch daher. Sie gab mir eine unangenehme Nachricht. Die Stände werden hier bis Ende Juni dauren, dann

muß ich hier sitzen, oder den Monat allein nach Baden: wenn Reden's schon hingehen, thu' ich's doch. —

Comme je suis contente que vous ayez trouvé votre amie; comme je l'aime qu'elle a pleuré et embrassé la portière! Toute femme qui en aime une autre vaut le double. Je suis aussi charmée qu'elle habite le meilleur boulevard: alors la fenêtre est déjà une partie de plaisir! Bravo! que vous ayez tout de suite été aux Français! Écrivez-moi tout! la moindre bagatelle m'intéresse et me fait plaisir. Moi aussi je suis amoureuse de la France, de Paris, et de tout ce qui se meut là. Les fleurs, les huîtres, tout me charme, tout ce que vous faites, où vous allez, qui vous voyez, quel chapeau vous portez. Apropos! j'étais désolée!!! que vous m'avez laissé le châle! Vous ne devez rien me donner. Achetez-en un autre pour vous à mes dépens, alors je veux le porter avec la même tendresse avec laquelle vous me le donnez. Je ne voulais pas le garder: mais Varnhagen le voulait: et disait que cela vous ferait de la peine. Mais achetez-en un pour mon compte et portez-le à ma santé et satisfaction; ou je vous en envoie un vilain de chez nous! Voilà une lettre de maman, que j'ai reçue deux jours après votre départ. —

31.

Rahel an Pauline, in Paris.

Baden, Donnerstag, halb 12, den 1. Juli 1819.
Force Regenwetter.

Gestern vor acht Tagen fuhr ich um ein Viertel auf 3 mit Doren in einem mir angenehmen Wagen, mit sehr

bekanntem Kutscher, den ich hatte von hier kommen lassen, von meiner Karlsruher Hausthür im reizendsten Wetter hierher, wo ich um ein Viertel auf 7 ankam, und die Milder traf, die den Tag vorher hierhergefahren war, und hinter meinem Hause auf einer Höhe bei Baron Ende in einem schönen Hotelchen wohnte. Wir passirten den Abend; und auf ihr Bitten fuhr ich den andern Morgen 11 Uhr wieder mit demselben Kutscher, sie, ich, ihre Jungfer und Dore, nach Straßburg, wo wir um 6 ankamen. Unterwegs angenehm dinirt. Dort angenehme Bekannte gefunden. Gekauft; in's Theater; den Freitag dort geblieben; Sonnabend um 11 wieder fort, um 6 hier; reizendes, göttliches Wetter. Ich sehr von der Milder und der ganzen kleinen Reise satisfaisirt, sie von mir; und enchantirt von der Fahrt, und der Idee, einen Fuß in Frankreich gesetzt zu haben. Auch ich freute mich wieder der französischen Art. Die Milder ist eine erfahrne, tüchtige, nicht umständliche, vorurtheilslose, generöse Frau; und würde Ihnen sehr gefallen; gewinnt unendlich bei näherem Kennen. Schweighäuser's waren mir dort sehr angenehm: sie ist charmant. Unser Wirthshaus „der Geist" war vortrefflich. Sonnabend hier waren wir abends bei Ende, und schrieben lustig nach Karlsruhe; den andern Morgen, Sonntag, gingen wir bei Sonnenwetter in die Allee, und begafften alles was hier war: nicht viel, nicht Erhebliches; doch voller Bekannte. Um 1 Uhr alles in die tables d'hôte; die Milder und ich bei mir zu Hause: dicht an der Allee; aufgeschnürt, hingelegt; um 2 Uhr sehr gut und still gegessen. Da hält ein Wagen, ich sage: Sehen Sie! nun fahren sie schon wieder nach der Allee! Sie hebt sich auf, um zu sehen: „Herr von Varnhagen!" schreit sie. Der überraschte uns. Unendliche Freude. — Die Milder sang

sehr schön, für uns allein und zwei Herren. Den andern Morgen reiste sie weg über Karlsruhe und Mannheim nach Schwalbach in's Bad.

32.

Rahel an Pauline, in Paris.

Berlin, Donnerstag Vormittag 12 Uhr,
den 9. Dezember 1819.

Endlich viel Schnee seit gestern Abend auf den Straßen, nach fürchterlichem Nordostwind-Wetter, welches mich physisch dem Wahnsinn nahe brachte.

Liebe, alte, einzige! Sie dachten doch immer in Karlsruhe, ich sei wirklich toll, wenn ich sagte: „Man kann mich auf dem Gendarmen-Platz, in Zehlendorf, auf dem Felde, in Leipzig, in Weimar suchen!" u. s. w. u. s. w.! Nun bin ich erst toll: da — man mich — hier finden kann. Dieser Fluch ist an mir wahr geworden. Ich muß ihn ausstehen, wie das Leben selbst, kann sonst nichts thun, als ihn ausstehen. Nichts gefällt mir hier: alles mißfällt mir hier; nichts gefreut mich hier — gefreut scheint mir ausdrucksvoller, so sagen sie in Oesterreich. — Daß keiner jemals nach seinem Orte kommt, wo er lange nicht war! Alles ist anders, ich allein fremd, mir alles fremd: ich ohne Beziehung, und doch in keinem fremden Ort, nichts Neues sehend, nur Verhäßlichtes. Meine größte Hauptqual ist hier: daß, was noch übrig blieb von meinem Vorigen, so alt, so abgetragen, so verkrüppelt, so häßlich geworden ist. Lauter traurige Revenants; die auch mich wie sonst haben und gebrauchen und ansehen wollen; die nämlich, die noch übrig geblieben sind! Hie

und da in der Fremde einen solchen einzeln zu finden, kann noch spaßhaft, erträglich sein, wie wir's wohl erlebten. Aber solche alte, vertrocknete, versteinerte, verholzte Massen, in den alten und doch so zerstörten Räumen, sind Furien der Vergangenheit, die einem mit Gewalt die Augen ausblenden mit den Fackeln, mit Wuth uns zeigen, uns erhellen, was wir nicht sehen wollen: und an allem andern hindern! So bin ich provisorisch seit dem 9. Oktober hier; — provisorisch; also in nichts sicher und gut: auch mit den Gedanken nicht: dieser Gräuelzustand ist mir noch ein Trost. Denn mit dem Frühling will ich weg. Noch hab' ich alles zu Miethe in Karlsruhe stehen, was ich dort besaß: dahin will ich vorerst, und meine Sachen in Ordnung bringen. Und spricht Gott selbst nicht einen neuen Fluch aus, hierher nicht wieder kommen. Müßte ich aber das doch, — so würd' ich's thun, wie man stirbt, verstummend. Ueberhaupt: die Zeit ist gekommen, wo ich nicht mehr sagen kann, wie es mir vorkommt, wie mir zu Muthe ist, was ich denke und wie es mir erscheint. Mündlich ginge es noch eher an; während die Dinge vor uns vorüber gehen, oder wir vor ihnen. Auch bin ich nun überzeugt, daß jedem Menschen anders zu Muthe ist, als allen Andern je war, noch zu Muthe sein kann: und je begabter, und gedankenreicher, je feiner benervt, — je vielhaltiger und unbeschreiblicher, unendlicher, was er in sich erfahren muß! trotz, daß die Menschen sich durch Sprache verstehen; und fast schon alles gesagt ist, was man sagen kann; und dies so halbwege paßt, auf die Vorfälle, und Fälle, in denen wir uns befinden. Das ganze Leben mit seinen Bildern schwindet mir immer mehr; das Herz wird matt, die Bilder reizlos für es, das einzig sie hielt, und ihnen Leben, d. h. Zu-

sammenhang, Gestalt, Beziehung verlieh; sie wollen mir nicht mehr dienen? ich ihnen nun wieder nicht mehr. Das Herz ist frisch; die Seele bleibt, so lange wir selbst sind: aber sie will, sie muß neue Nahrung haben. Mit einem Wort! kluge Leute leben zu lange. Das sind solche: die sich nicht mit Narrheiten, mit Lügen, in ihrem eigenen Geiste hinhalten können; solche, die sich keine Resultate, vor der Untersuchung jedes Dinges, mit Afterliebe an und in die Brust drücken: sich eine Religion, einen Gott, ihre Position vorlügen und nach ihren Bedürfnissen vorschmeichlen; die so über alles, Großes und Kleines, lügen, daß ihnen jeder Bekannte, ja beinah die Ereignisse, mitvorlügen müssen. Wäre dies eine ruse, mit Bewußtsein ausgeübt, so wäre es wenigstens Klugheit: es ist aber Albernheit, die solches zuwege bringt, und die kann man sich eben so wenig geben, als Geist, und seine Einfälle. Albernheit ist halb Stumpfsinn, halb canaillerie; Lüge Unwahrheit. Mir doch das Verhaßteste! Die Dolche in mein armes weiches Herz will ich ertragen: die Lüge kann ich nicht ertragen: die muß immer wieder hinaus, so oft auch der Lebenslauf sie heranschwemmt! — Das Wetter, welches aus lauter Nordostwind und einer mir entwöhnten Kälte bestand, that mir sehr viel Weh an. Alles ist grau, und mißfällt mir. Ich sehe viele Menschen, und habe keinen Umgang; bin viel zu Haus. Wagen, Geld, Weite, keinen Bedienten, und keine überwindende Veranlassung. — Das Ballet ist hier gut. Stücke manchmal; die Plätze sind unbequem. — Ihre Tante sehe ich oft und sehr gerne; Viktoire ist ein sehr braves, kluges, inniges Mädchen. Wir sprechen viel von Ihnen. Beide sind Ihnen sehr gut. (Zum zweitenmal ein Herrenbesuch zur Störung!) Nun adieu, bestes Kind. Morgen der Schluß.

Abends gegen 7 Uhr.

Diesen Mittag wurde ich schon einmal von Nettchen Markuse gestört, mit der ich nach der Stadt wollte, um kaufen zu gehen zum Weihnachten. Als ich diese weggeschickt hatte mit dem Bescheid, ich würde sie abholen, kam aber der zweite Herrenbesuch, alles Varnhagen's Visiten, die ich abwarten muß, und blieb drei Viertelstunden. Dann hört' ich auf zu schreiben: ging zu Nettchen; es war aber schon 2 Uhr, mir zu windig, ich lenkte zu Ihrer Tante ein, wo ich Varnhagen fand. — Je m'en donne aujourd'hui mit Großschreiben: cela soulage mes nerfs. Aujourd'hui la lettre va avec un courrier, et ne vous coute pas un sou. Voyez-vous aprésent pourquoi je ne vous ai pas écrit jusque ici? Je n'aurais pas aimé vous écrire ce que voilà aprésent sur ces feuilles; à quoi cela sert-il au fond? — Vous connaîssez tout cela vous même: l'on n'y peut rien changer; mais j'en étais trop pleine, cela me vexe, me tracasse, m'étrangle trop pour que je puisse le taire; quoique j'en suis si dégoûtée, que je me tais plutôt, que le toucher de nouveau avec mes pensées et ma plume, et de vous souiller avec! puisqu'au fond tout ce malheur m'est si étranger! — (je l'appelle malheur par la même raison), car si tout d'un coup je me trouverais dans une autre situation, je l'aurais oublié, je serais une autre, toute jeune, et je pourrais jouir de tout; du printemps, de la campagne, d'un beau local et loisir, des arts, des fleurs, de mille nouvelles d'après lesquelles nos âmes languissent. Cela dure trop longtemps, comme j'ai dit; l'on apprend si peu pour des peines répétées à l'infini; au moins, moi je n'apprend rien. Combien de moments y-a-t-il dans la vie, pour lesquels on voudrait avoir souffert le reste, ou le souffrir

une seconde fois? je ne m'en rappelle que très peu: et ce sont toujours des moments passés à l'air par un beau temps; enfin, des moments, qui n'ont point de rapport avec ce que nous avons le plus aimé, les hommes; des moments, où l'âme fut comme transparente par une lumière qui y passait; quand elle et notre corps sentaient une espèce de bien-être, un relâche, pour ainsi dire, de la série de moments ordinaires que nous avons à passer: qui m'accablent si bien, puisqu'ils rapportent si peu et ne demandent pas moins toute notre existence, y compté sentiments et sensations! — Je vous supplie de montrer toute cette lettre à Campan, et de lui expliquer l'allemand, par lequel elle commence, vous pouvez lui traduire cela, je le sais. Mon ami comprendra, pourquoi je ne lui ai pas répondu, et pourquoi je ne le puis pas. Lorsque l'année passée il ne pouvait venir nous joindre à Baden, et que je montrais la lettre qui m'en instruisait à Varnhagen, il me disait dans un calme désespoir: « Si tu n'étais pas en état de le recevoir, il te mandrait qu'il veut venir »; et trois mois après ce fut le cas. —

33.

Pauline an Rahel.

London, den 3. Juli 1820.

Trübes Wetter mit Wind.

Heute früh bekam ich Ihren kleinen Brief, liebes Herzens-Rallchen. Ja, ich habe mich entschlossen über's Meer zu gehen, weil alles andere mich anlachte, und weil

es in jedem Fall nur eine Schwäche ist, sich zu fürchten; das Aergste ist der Tod, und einmal muß er doch kommen. Sie glauben aber nicht wie abscheulich das Meer war, 14 Stunden mit drei Mordgewitter mit Sturm, ich zum Sterben krank — nie wieder, bin ich einmal zurück. Ich habe London gesehen, und habe nun genug gereist auf's Meer. Ach, in meinem Frankreich, da ist es ganz anders! alles gefällt mir dort. Der Himmel selbst approuvirt meinen Sinn, denn der ist so schön in Paris, wie er nirgends ist, vive la France, l'air, la politesse, le genre de plaisirs, les rues, la ville, tout m'y plait. — — — Nun von London. Eine große, immense Stadt, wo alles mit Extremen zugeht, alles, selbst das Wetter oder zum Sterben warm oder kalt zum Kaminfeuer. Nie ein schöner, heitrer Himmel, eine gewisse Melancholie herrscht über ganz London, und die Engländer können noch zuweilen liebenswürdig sein auf dem Kontinent, bei sich sind sie unausstehlich. Alles meprisiren sie was nicht bei ihnen Mode ist, von Plaisir und Amüsement haben sie keine Idee, in's Theater gehen sie parceque c'est le ton, spazieren ebenso. Gewisser Park, gewisse Stunden, alles London du ton. Es giebt keine liebenswürdige Engländerin wie es tausend Französinnen giebt, une femme coquette, mais bonne, amusante avec tout cela; hier giebt es nur die Extreme; eine solche ridicüle Tugend, ou bien des filles perdus sans aucune espèce d'éducation, tout ce qu'on peut croyer de plus dégoutant pour l'esprit et le coeur; belle, jeune, et par mille et mille visites giebt's auch nicht hier; de grandes soirées, où la maîtresse en gants blancs reste sur son sopha de 10 jusqu'à 2 heures de la nuit, le tout d'une cérémonie de passé 1000 ans. La table n'est que pour vivre, et pas comme en France,

où la gaité regne; rien de plus triste que les repas ici à l'anglaise, poisson et poisson et boeuf de 3 ou 4 manières, pas de discours enfin pour manger. Les hommes le font après que les femmes quittent, mais pour tuer le temps sans même en avoir plaisir. Les équipages et les chevaux et les enfants sont tenus comme nul part au monde, Engelskinder, Götterequipagen, rasende Fortünen; auf dem Lande à leur campagne können sie noch charmant sein, parceque le ton veut que l'on n'a pas de ton à la campagne. Es giebt kein Mittelding in London, arm oder reich. Sehr dumm ist die Masse der Engländer, sie glauben außer England gebe es nichts; man wohnt für rasendes Geld sehr schlecht, 50 Louis par mois haben wir ein Haus, denn anders kann man sie nicht rechnen. Ein jeder Mensch hat ein Haus, von drei Fenstern und drei Stock, ohne Agrement; fürchterliche Betten, die nur zum Schlafen und zur großen Nacht dienen, man kann nicht darin mit Vergnügen bleiben pour se reposer, denn sie sind abscheulich; keine bequeme Sopha's, alles was ein wenig zur volupté ist, n'existe pas; le stricte nécessaire. — Le dimanche est à mourir d'ennui, tout est fermé, même beaucoup d'auberges. Ein ewiger Rauch, Steinkohlendampf, alles hors de prix, eine Remise 60 Francs par jour, ein Pfund Kaffee 6 Francs, alles zum Fürchten theuer, à cause des impots, die Theater theuer, eine ganze Loge à l'opera 10 bis 12 Guinée, Place giebt es nicht als auf dem Parterre. Die andern Theater alle proportionsweise theuer; die Fiacre machen den Preis wie sie wollen, à conter le temps qu'il fait à ce qui leur plait. Früchte zum Weinen theuer und nur Erdbeeren; schlechte Kirschen und Ananas, aber Millionen Orangen sehr, sehr wohlfeil, un sou la pièce, et dé-

licieuses, vraies oranges de Malte, j'en mange par douzaine. Nun kommt das Schöne: eine große, süperbe Stadt, Paris ist ein Dorf. Solche Boutiquen giebt es nirgends in der Welt, Säle einer in dem andern, tausend schöne Boutiquen wie es einige in Paris giebt und schöner noch, breite Straßen mit Quadersteinen auf der Seite, Göttergärten, mitten in London Wiesen mit Kühen, Bergeren wie in der Schweiz. Im Park sind zweitausend schöne Equipagen, schöne, liebe Götterkinder mit Bonnen wie man nie sieht wie hier; man hat keine Idee von wahrem Reichthum und Eleganz wenn man nicht hat den Park in London gesehen, die Brücken, Wunder von Schönheit, die Tamise mit tausenden von Schiffen, schöne Kirchen, süperbe Plätze, öffentliche Wagen wie die von Paris nach Versailles, solche giebt es unerhörte, aber wie schön, ich kann sie mit nichts vergleichen, solche Wagen haben Sie nicht gesehen, mit schönen Pferden und Livrée, eine Königin fährt nicht so bei uns, und das für wenig Geld, weil eine Entreprise eines die andere runterbringen will à force de mieux faire, le public en profite. Von Dovres bis London fahren Sie wie ein König; ohne Wagen kann man nichts machen, weil alles zu groß, zu weitläufig ist. Die Theater ein Wunder von Schönheit, nicht mit den Pariser zu vergleichen, dreimal so groß und weit schöner, jede Loge ist eine kleine Stube mit Lüstre und Gardinen und Teppich und ein Luxus zum Erstaunen; 12 alle Tage.

34.

Pauline an Rahel.

(Februar 1822.)

Liebe Seelens=Ralle, wie sehr mich Ihr Brief gefreut hat kann ich Ihnen nicht sagen! Denken Sie sich daß ich mir einbildete, Sie wären böse auf mich; schriftlich hielt ich es für überflüssig zu fragen, mündlich hätte ich mich nicht geängstigt jede Erklärung, denn ich bin ja dieselbe mit meinen Fehlern, die ich aber jetzt nicht mehr ändern kann; es sind Neigungen, und die sind zur Gewohnheit geworden, Sie kennen sie alle; mein Gutes ist mir aber auch geblieben. Wie oft habe ich an Sie gedacht, bei jeder Gelegenheit wo nur irgend etwas vorfiel. Machen Sie es möglich daß ich Sie irgendwo sehe, ich bin ja ganz frei, ich kann machen was ich will. Das Glück ist mir geblieben, mit meiner Geldgesundheit, mit meiner Lust, Sie, liebe, einzige, verständige Freundin zu sehen, noch zu sprechen in dieser schönen Welt. Wenn wir es alle verstünden sie zu genießen, so schlecht sie auch eingerichtet ist! Kurz, Liebe, machen Sie es dies Jahr möglich wenn Sie wollen, wo Sie wollen. — —

— Ja, liebe Seele, was ist das Leben wenn man nichts hätte was einem gefiele! Ich wäre todt wenn ich nicht hätte den Freund gefunden, und ich nicht hätte mit Ihnen leben können; immer im Schwindel zu bleiben, das ist zu viel. Ich lebe dabei sehr einsam, sehe nur ihn und seine Freunde, zwei, die aber den Sommer nicht kommen, viel spazieren mit ihm, jedes Wetter, jede Stunde ist ihm gleich. Mich däucht, ich bin tausend Jahr alt wenn ich an die Vergangenheit denke — Ach, wie wahr, wie sehr wahr sagten Sie mal, ohne es recht zu wissen: eine

Hausfrau, eine Mutter, hätte ich werden sollen, dazu war ich geboren, aber nicht zu einer Kokette, ich war weich, mein Herz liebend, und die Welt, die Menschen drückten mich, ein Jeder machte seine Frau aus mir wie er sie liebte und verlangte, ich ließ mich machen, ohne die Kraft zu haben, mich selbst zu stellen und zu handeln; in meiner Wiege schon wurde ich verdorben, das wenige Gute, das ich habe, konnten sie mir nicht nehmen, damit bin ich geboren, Sie kennen es, liebe Ralle — Bereuen hilft nichts, Opfer bringen auch nichts, Zurückfordern auch nicht, man muß so fort schwindeln, man kann nichts ändern. — —

Wie sind Louis seine Kinder? Lebt Jette noch? Vetter, ihre Brüder? Tausend Grüße an Varnhagen; Sie antworteten mir keine Silbe auf meinen Brief de la mort de Campan, jetzt über ein Jahr; er schickte dreimal nach mir. Er kannte meinen Freund, und schrieb mir mal: prenez l'homme tel qu'il est, puisqu'il vous plait; il ne vous connaitra jamais. Wie viel sind todt von unseren Bekannten, wir leben und sehen uns nicht! —

Adieu, liebe, beste, einzige Goldtaube! —

35.

Pauline an Rahel.

Breviaires, den 10. Juli 1822.

So heißt der Ort, woher ich Ihnen schreibe, zehn Lieues von Paris; ein großer Wald, un rendez-vous de chasse du duc d'Orléans, autrefois, jetzt meinem Freunde gehörig. Allein im Walde, er und ich, und zwei gute ehrliche Domestiken, allein kann man nicht sein, nie kömmt

jemand, aus tausend Gründen, die ich Ihnen mündlich sagen könnte, schriftlich zu lang; — kein Steg und Weg geht durch den Wald; — ein Küchenhof neben dem Haus. — Da leb' ich: Ihre Pauline, die alle Tage, jede Stunde, jede Minute an Sie denkt und an Jette; an nichts andres mehr, keine Wünsche mehr, keine Illusionen mehr, keine Pläne, nichts, wie eine gesunde Pflanze, die alles aushält, Sturm und Hitze. — Es ist mir selbst ein Räthsel, den Mann gefunden zu haben; er ist fünfundvierzig Jahr, schön, groß, und im Uebrigen unbedeutend, keine Fehler, keinen großen Verstand, nichts, aber gutmüthig, und ich führe ihn wie ein Kind. Drei und ein halb Jahr kenne ich ihn, er war immer, immer derselbe, heute wie den ersten Tag; er konvenirt mir in allem, ich habe einen Freund, einen Begleiter, einen Mann, der mir jeden Tag beweist, daß er ohne mich nicht glücklich wäre. Dabei liebt er die Ruhe, im höchsten Sinn. Ich gehe viel spazieren, und reite viel, sitze vor der Thüre ganze Tage, und sinne und sinne. Pour trois francs on va à Paris dans quatre heures de temps, et tous les jours passent trois grandes diligences de Melun, une lieue de chez nous, so daß ich jeden Tag kann nach Paris gehen. —

Campan seine Mutter ist grade ein Jahr nach ihm gestorben; ihr Bild, ein chef d'oeuvre von Guérin, ist im Salon du Louvre. —

Ich habe die Möglichkeit Ihnen zu folgen, wenn Sie mir ein Rendez-vous geben, ich bin gesund und stärker als je, mein Kopf aber nicht, ich bedarf Ruhe und Luft. Und nur Luft, Ruhe und Alleinsein gefällt mir. — Ja gewiß, es giebt noch schöne Orte, und wohlfeile, aber frei muß man sein, wie ich. — Mit meiner Familie bin ich gut; ich wünsche ja weiter nichts, als sie möchte mich ruhig

lassen. Sie sind alle in Basel versammelt, ich gönne ihnen die Freude. —

Warum kommen Sie nicht hierher? Es würde Sie wenig kosten, und Sie würden Pyrmonter Wasser bei uns trinken können. —

Lafon kam mich besuchen; er gefiel mir noch; er hat drei schöne Kinder, und lebt in Toulouse. Mir scheint, ich lebte tausend Jahr, ich kann zuweilen nicht denken, daß ich dieselbe bin, die ich mich erinnere vor zwanzig Jahr, als ich mit Ihrem Bruder Moritz als Junge, herumlief, gewesen, und wir so lachten, daß ich auf der Straße in Dreck fiel!

Sie können nicht glauben, wieviel ich lese; wir haben hier den ganzen Voltaire, und ich lese mehr, als ich sollte für meinen Kopf und Augen. Der hätte uns auch geliebt, der hat sich auch nichts weiß machen lassen! «La mort n'est rien, même après la mort il n'y a rien.» Juden sind ihm ein Gräuel, wie es scheint, und Libraires oder Nachdrucker, die persiflirt er immer — «Les yeux restent toujours jeunes, on aime à voir ce que plait aux yeux.» Enfin Sie kennen ihn besser als ich. Auch habe ich Goethe und Schiller in meiner Einsamkeit. — Ach, wie wünschte ich, Sie wieder zu sehen! ich stürbe ruhiger. — So verfährt das Schicksal mit uns, — ich denke oft daran, daß Sie mal von mir sagten, eine Dorothea hätte aus mir werden können, wenn ich einen Hermann im achtzehnten Jahre gefunden hätte. Und das ist wahr, dafür war ich geboren, Landleben, Kinder und Häuslichkeit, und das ganz Entgegengesetzte habe ich gemacht, oder Menschen haben mich es machen lassen. Le destin règle le cours de la vie et de vains songes en

font le charme. Liebe, liebe Seelen-Ralle, machen Sie, daß ich Sie sehe. Meine Adresse: Rue Joubert 5. Chaussée d'Antin. Paris.

36.

Pauline an Rahel.

Paris. (Herbst 1825.)

Liebe Rahle, es scheint Sie vergessen mich ganz. Ich glaubte Jettchen Mendelssohn's Ankunft würde mir wenigstens einen kleinen Brief verschaffen, eine Antwort auf meinen, allein ich habe nichts bekommen. —

Ich bin tief traurig, mais pas pour rester dans ma chambre, je sors plus que jamais, car mon pauvre vieux corps se porte à merveille, et j'ai besoin de me secouer, je ne peut pas rester tranquille, vous comprendrez bien cela, chère et tendre amie, connaissant mes peines et chagrins mieux que personne. Je suis toujours bien avec ma famille, et je tire ma rente régulièrement, voilà mon sort, ma destinée — et je crains encore pour longtemps, car le chagrin ne tue pas. — — —

Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht, ob Ihre Gesundheit etwas besser ist, wie Varnhagen ist, immer derselbe, gut und generös und liebenswürdig mit Ihnen. — Grüßen Sie Viktoiren, den alten Hatzfeldt. Est-ce qu'il se ressouvient encore de moi, il y a très-longtemps qu'il ne m'a pas écrit. Wie lange ist es her daß der mich liebte, und doch erinnere ich mich der Zeit als wenn es gestern wäre, alle seine Mienen, seine Worte, seine Eifersucht. Alle diese Dinge ein wenig mehr, und mein Schicksal wäre anders geworden — ich mußte grade auf

den einzigen Menschen fallen, der mich am reinsten liebte, und verstand — was hilft alles Denken, Träumen, Vorwürfe — le sort l'a voulu. — Il y a une espèce de règle générale pour les hommes, ayant même fait sottise sur sottise, des imprudences sans nombre, tout d'un coup une belle action, un trait de courage éface **tout**, on ne voit l'homme que sous ce point de vue, mais les femmes! que pouvons nous faire? — on revient toujours sur ses premiers amours, la bonté est même faiblesse, tout est racconté à notre défaveur, nous pouvons pas nous battre, même de nous défendre est un nouveau tort, la beauté et la jeunesse seule rendent un instant heureux, das Unwissen ist das Leben, sobald wir wissen ist nichts mehr da uns wirklich zu erbauen. Je vous jure que je n'avais plus d'illusion à 20 ans, nur meine starke Natur, meine Kraft zum Leben, mein Temperament hat mich vergessen machen, augenblicklich glücklich zu scheinen, und so habe ich noch Augenblicke wo ich amüsant sein kann, le monde me croit heureuse, parceque je suis libre et indépendante.

Wo sind die Zeiten hin wo ich in die Jägerstraße bei Ihnen des Abends hinschlich! — Wie viele Menschen sind todt, die damals lebten und unsere Konversation ausmachten! — Ich sah Lafon und Joinville vor einiger Zeit, et tous les deux me demandaient comment se porte la chère Rahle! Sie sind beide nicht sehr verändert, et tous les deux contents et de bon postes à argent.

Adieu, chère et liebe Seelenstochter, je ne vous parle pas de Paris — venez vous-même y voir le train et les beautés, les chants et les danses. J'ai trois si différentes sociétés que cela vous ferait rire; une société tout-à fait gens comme il faut du grand monde, Mad.-

de Satory, une espèce de femme de lettre qui écrit dans les journaux et qui a fait quelque roman, la Comtesse Dorsai, la fameuse mère de la Duchesse de Guise. Nous faisons une fois par semaine la partie de whist. La société se rassemble chez Mad. de Satory, 12 à 15 personnes; une seconde société de honnêtes bourgeois, gens de boutique, mais riches; la troisième petites Maitresses de Paris, avec les actrices. — Talma me disait dernièrement qu'il me ferait chasser par ses Romains, parceque je le faisais rire dans les coulisses, quand il devait faire le tiran; il a la plus belle maison possible dans un nouveau quartier de Paris, qu'on nomme la nouvelle Athène, entre la maison Duchesnois et Mars. Les bons diners, les premières représentations, de bonnes places partout ne me manquent pas. Cela me distrait parfois, et depuis des années je me soutiens de cette manière; cela n'est possible et faisable qu'à Paris.

Adieu, encore une fois, chère et bonne, répondez-moi une grande lettre. Je suis toute à vous de coeur.

Ja, drei solche différentes sociétés giebt es nur in Paris, wo eine Person, eine Frau, alle drei frequentiren kann. J'en ris quelque fois pour moi toute seule, et on ne devrait pas les connaître et les trouver pitoyable, grand Dieu! —

37.

Pauline an Rahel.

Den 5. Mai 1826. Kaltes Wetter.

Also Wiesel ist auch tod, der hat es auch überstanden; ich beneide ihn. Sahen Sie ihn noch, oder hörten Sie etwas von ihm? Warum haben Sie mir seinen Tod nicht

geschrieben? Sie schreiben mir zu wenig, liebe Ralle, und wissen doch wie angenehm es mir ist.

Sie werden wissen daß ich drei Monat in Wien war, daß ich sehr oft Gentz sah; ich schicke Ihnen den alten Brief mit, denn es ist vieles drin was Sie doch noch interessiren kann.

Nun lebe ich in einer sehr schönen Campagne, eine Stunde von Paris mit einer schönen, liebenswürdigen Frau, mit Pferde und Wagen, wo wir alle Tage davon profitiren und also keinen Augenblick Ruhe haben. So muß es auch sein, denn sobald ich allein bin, so locken mich die Gedanken der Vergangenheit, und was kann ich jetzt noch ändern, die Zeit allein kann mir nützlich sein eine Ruhe auszuführen, die ich gern noch in meinem Leben möchte haben; doch kann es nicht sein, so ist es nach meinem Tode, denn alles ist aufgeschrieben und in meinem Büreau mit Adressen und Siegel. — Gott, könnte ich Sie doch noch einmal sprechen: haben Sie keine Sehnsucht mehr nach mir? — —

Dites à Hatzfeldt que j'ai souvent vue la Princesse et ses filles et le Prince à la promenade, que la Princesse a beaucoup changée, mais pas lui, le Prince, que j'ai souvent parlé de Hugo Hatzfeldt avec Gentz, qui l'aime beaucoup, et qui savait qu'il m'avait beaucoup aimé. —

Vous avez mon adresse; si Hatzfeldt voulait me dire deux mot amical, il me ferait plaisir, je ne lui demande pas davantage. Si vous savez quelques détails de la mort de Wiesel, écrivez-le moi, der Urheber aller meiner Leiden; je ne veut pas dire la même chose de Hatzfeldt — qui m'a fait beaucoup de mal par amour, par faiblesse, par manque de courage. Enfin, voilà mon sort et mon malheureux destin.

38.

Rahel an Pauline, in Paris.

Mitten im Sommer, den 8. Juni 1826. Donnerstag Vormittag. Schönes munkliches Wetter. Vormittag 11 Uhr.

Einzige Pauline: immer und ewig! Diese Worte allein wären genug und ein Brief für Sie. Aber! Ueber ein Jahr quäl' ich mich mit einer Antwort an Sie, die ich nicht schreibe. Den vorigen Frühling erhielt ich Ihren Brief, und den im Herbst von der Schwester Meyer, die ihn selbst brachte. Ich kann Ihnen, theure Mitleidende! nicht schreiben: denn Ihnen möchte ich alles, jeden fliehenden Tag mit seinen fliehenden Minuten beschreiben; wie er mir das Leben in den Busen einkerbt. Alles was ich wünsche, nicht: und dabei weiter, immer weiter gelebt! — Endlich ordentlich krank; so daß ich mich nur leidlich befinde, wenn ich zu Hause bleibe, oft Brustbeschwerden habe — jetzt stark, — schreiben gar nicht kann: und dabei ausgehe und alle geselligen Pflichten erfülle, und alle geselligen Verbindungen habe. Mitunter Theater. Nicht Einmal wie wir's hatten. Nichts von Pauline und mir. Keine Freiheit. Wollen Sie noch mehr wissen? Oft wundre ich mich, daß ich lebe; dieselbige bin; und so weit von mir ab kam! Ach! und in einer andern Art geht's Ihnen auch so. Aber darin sind und bleiben wir, und wollen wir einzig bleiben, daß wir noch wissen wer wir waren, wissen was wir wünschen; und noch dasselbe wünschen, wollen und meinen. Ewig und bei allem, bei jeder Gelegenheit, denke ich an Sie; und schrieb doch nicht: aus Ingrimm, denn wenn ich das Papier für Sie vor mir habe, dann ist alles zu lebendig und ich fühle

meinen Untergang; und will ihn Ihnen beschreiben, und dazu langen meine Kräfte nicht hin. Diesen Brief, diese Worte zerreißen Sie gleich! — In meiner Seele, und in meinem Geiste bin ich ruhig. Der Gedanke des Existirens — nicht als Pauline, oder Rahel — überhaupt, das Dasein irgend eines Dinges, oder einer uns möglichen Vorstellung, ist so groß, so überragend kolossal, daß ich in der Grübelei und Anschauung untergehe in Ruhe. So mit meinem Geist und mit meinen Gedanken hab' ich noch Plaisir. Und so ist's auch ganz gewiß mit Ihnen. Auch bin ich noch zu allem wahren Vergnügen fähig und aufgelegt. Es kommt nur nicht, und ich bin nicht frei; und nun nicht gesund genug mehr, um es mit Inkommoditäten zu erkaufen. Man ist nicht frei, wenn man in der bürgerlichen Gesellschaft etwas vorstellen soll; eine Gattin, eine Beamtenfrau etc. Und Sie, und unser Kreis, fehlt mir ganz. Die Dummheit, Leerheit, Pedanterie, Frömmelei herrscht. Ihr Brief vorigen Herbst wo Sie mir von den drei verschiedenen Gesellschaften schrieben, in denen Sie leben, ergötzte mich! In vieler Art geht's mir auch so; jeder meint, ich meine wie er: ach! ich meine wie Sie und ich!

Diesen Winter hielt mich auch Wiesel's Mordkrankheit und sein Tod ab, Ihnen zu schreiben. Bis in der letzten Minute hatte er alles von mir. Essen, Gelée, Getränke, was nur erfunden werden kann für einen Kranken, und für dessen Appetit und Bedürfnisse, vier- fünfmal täglich wurde hin und her geschickt. Ich konnte, weil er drei Treppen hoch im Hirsch unter den Linden wohnte, nicht hinauf mit meinem Athem und Brust. Er wollte es auch nicht leiden. Dore war zweimal den Tag dort. Er empfand es, und schrieb es mir. Varnhagen besuchte ihn

noch zwei Tage vor dem Tod; das war viel, denn der selbst war an einer Gallenentzündung auf den Tod diesen Winter. Ich erlebe alles! Nein! Nein! Es kann noch mehr Schrecklicheres geben und kommen. Sähe ich Sie nur noch. Aber auch das werde ich noch erleben.

Nun Ihren Brief gelesen! den dritten seit einem Jahre. Er liegt noch unerbrochen neben mir. Mlle. Bauer, eine Aktrice von Karlsruhe kommend, schickte ihn mir mit einem von Robert aus Paris. Und heute eben wollte ich Ihnen schreiben. Weil Varnhagen gestern Crayen's bei Stägemann sah, und Victoire ihm sagte, sie wüßten Wiesel's Tod. Ja! Pauline, alles herunter nach der stummen Erde: und erst hier Bewußtsein und Schmerz. Dahinter muß ein herrliches Geheimniß stecken, wovon wir hier nichts wissen. Herrlich, wenn es auch schrecklich ist. O! könnte ich jetzt mit Ihnen sprechen! Zu Ihrem Brief! Also, meine Herzenstochter, Sie waren in Wien. Leben jetzt auf Montmartre. Glück zu! O! wie verstand ich das, daß Ihnen alle unsre Menschen, die Sie in Wien gekannt, lebendig wurden, und nur Sie sich wie eine Todte dagegen fühlten. Gentz scheint mir nach Ihren Aeußerungen sehr herab zu sein! Ich liebe ihn; und kenne ihn: wie tiefrichtig schreiben Sie in wenig Worten ihn — so zu sagen — ab. Nur wir sind ganz geblieben wie wir waren, Grünes, Kinder, Liebe, Musik, Wetter, alle wahren Realitäten lieben wir, empfinden wir noch, weil wir nur ewig das wollten, und nie den Schein und Vorstellen. Und die glückliche Organisation. Muth fehlte mir nur von je, mich in unselige Lagen zu stürzen: darum duldete ich was ich nicht mochte, und verabscheute; davon bin ich krank; das ist der ganze Unterschied zwischen uns beiden: der mit seinen Folgen und Nuancen: sonst keiner. Ich

bin, wie der Arzt meint, nicht bedenklich: was macht mir das! Ich finde alle Lebendigen in Lebensgefahr: und Leiden ist das Schlimme. Daß ich nicht auf dem Lande lebe, ist meine innigste immerwährende Krümmung. Nämlich ein Landhaus im Sommer.

Ludwig Robert mit Frau ist in Paris. Rabe'ns Mädchen sind gut; der Sohn bei einer herumziehenden Truppe: ich finde, für ihn übergut. — Meine Addresse: Mad. de V— meinen Namen — Rue Française No. 20. — Sparen Sie mir Postgeld. —

Vorigen Sommer war ich unverhofft mit Varnhagen und meinem ältesten Bruder in Baden-Baden. Ich dachte an Sie; in Karlsruhe und allerwärts. Reise ich diesen Sommer, sollen Sie's wissen; vorher vielleicht ein Rendesvous. Wäre ich frei, käme ich nach Paris. — Hanne und Fanny haben jede zwei herrliche Kinderchen; Hanne einen Emil von fünf Jahren, eine Marie von drei; Fanny eine Elise — Göttin — von zwei Jahren, eine Pauline von acht Monat. Alle blond und schön, und meine Freude. Varnhagen grüßt. Ich küsse und liebe Sie. — Jettchen Mendelssohn ist bigott, — katholisch —, und liebt stumm und still, was wollen Sie mehr? Aber mich wundert nichts dabei, als daß sie gegen Leidenschaft der Liebe spricht, als wäre das nicht das einzig Ewige auf Erden; und als hätte sie *nie* geliebt; es mag auch so sein: die Meisten schwindelt's nur so, und vergessen kann man's nie. Wiedergeliebt sein wollen, und Treue verlangen, ist dumm, — und von den Vorfahren uns eingebläut, — aber Bezaubrung durch die Augen; Glück durch *Sehen*, das ewig Schöne, Paradiesartige auf der Erde. Nur darum möchte ich noch Einmal leben, um zu lieben und es nie zu gestehen. So lang' es eine Empfindung, ist es göttlich; so

wird's ein Verhältniß, eine Geschichte — halbe Ehe — gemeine Werkeltagslast. Jette Mendelssohn ist dabei doch noch lieb und gut. —

Mein Bruder ist Rue Bergère Nr. 6. bei dem Herrn Vallentin zu erfragen. Machen Sie aber nicht, als wüßten Sie seinen Aufenthalt und seine Wohnung von mir. Bei Leibe nicht! wie von ungefähr, wenn Sie ihn sehen wollen? Hugo Hatzfeldt ist bei Verwandten in oder bei Mainz. Adieu, Herze! Alles stirbt, es ist ein Wunder, daß wir noch leben. Wiesel starb an Brustwassersucht. Schwerer langsamer Tod. Er starb den 16. März. Aß den Tag vorher noch meine Suppe und Apfelgelée, und Kalb- und Rindfleischgelée. Ein Trost für mich! Er empfand es, und schrieb mir öfters. Welche Liste von Todten haben wir! Wir wollen uns doch noch sehn! Ewig wie Sie mich kannten! Die größte Liebe zu Ihnen!

R.

39.

Rahel an Pauline, in Paris.

Berlin, Sonntag Vormittag 12 Uhr, den 5. November 1826.
Wärmliches dunstiges Wetter: wo eben die Sonne durchbricht.

Theures Herz! Einzige Pauline! die leben bleiben muß! sonst bin ich in meinem Grab, so einsam! Nur Eine ist, die weiß wer ich bin. Sie, Sie, Sie! Niemand wird es glauben: ich weiß es. Und dieser, Ihnen, schreibe ich nicht! O! das ist natürlich. Ich müßte mit Herzensblut anstatt mit Tinte schreiben; so käme es: von so tief würde ich's hergeben, es würde mich ganz er-

schöpfen: und Sie wissen ja schon alles: alles außer was man miteinander zusammen leben muß: die sinnlichsten Dinge, des gegenwärtigsten Augenblicks. Hören Sie also, meine gegen mich bravste, einzige Pölle! Ihren lieben unschulds-vollen Liebesbrief erhielt ich diesen Sommer nach Mamaens Tod, wo Sie mir ein Rendezvous für Ihr Geld anbieten. Treue Pauline, ich hätte es gethan, wenn es nur auf Geld angekommen wäre, wenn Sie so viel hätten. Es ging aber wegen Varnhagen's Verhältnissen, Bedürfnissen, nicht: und wegen meiner sehr attakirten Gesundheit von diesem Sommer, nicht: dieses „nicht" ist genug, war leider genug. Drum schob' ich's auf, Ihnen zu schreiben: und so wurd' es sündhafter Weise bis jetzt nichts. Nun aber ein Wort, was That, was Leben werden soll! Mein ganzer Plan, mein ganzes Trachten geht dahin, mit Ihnen im Verlauf des Sommers Grünes zu sehen. Paris liebte ich am meisten: aber ich müßte nicht, wenigstens zu Anfang nicht, als Frau von Varnhagen dort sein müssen: mit Einem Wort: frei! Gestern sagte mir aber die Crayen, Sie wollten sich eine kleine Besitzung in der Schweiz kaufen? Dorthin käme ich. Sie mir bis Frankfurt entgegen: oder doch nach Paris. Lassen Sie mich nur alles wissen, theure Taube! Nur ich liebe Sie: nur Sie lieben mich: weil wir wirklich Grund dazu haben. Ich lebe sehr eingeschränkt: nicht wegen Vermögen; wegen Mangel an Menschen, die etwas für mich sind, und weil ich in einem Verhältniß bin: und jedes erwürgt gradezu. Adieu liebstes Herz! Varnhagen ist nicht zu Hause, und weiß nicht, daß ich Ihnen schreibe; sonst grüßte er. Er ist generös wie Sie ihn kennen: und immer noch mit, und zu mir, wie er war. Meiner Nichten ihre vier Kinder — der Aelteste fünf Jahr — sind

immer bei mir. Ich sehe auch Aktricen, fremde und hiesige: Mad. Neumann aus Karlsruhe; Mlle. Pfeiffer aus München; Mad. Stich von hier. Antworte, theure Pölle! Ich gehe zu Markus, der ist unwohl: ich bin es auch; aber doch allert. Ihr Andenken frischt mich schon auf. Ich werde Ihre Schwester Meyer dieser Tage besuchen, sie schickte mir Ihre Adresse. — Es wird sehr schön bei mir gekocht. — Ich bitte mir auch Details aus! Addio cara, cara, Einzige. —

40.

Pauline an Rahel.

Paris, ce 8. décembre 1826.

Chère amie, je vous écris encore aujourd'hui deux mots parceque l'occasion se présente; M. d'Engelhard part cette nuit, il pourra vous donner de mes nouvelles. Je l'ai vu plusieurs fois chez moi et chez mes amis et connaissances. Je n'ai qu'une prière à vous faire, qui est plus sérieuse que vous ne pensez. (Die Sonne scheint in meine kleine Stube so frühjahrartig herein, daß ich bei offenem Fenster — ohne Feuer — schreibe.) Noch zwei Monate, und ich bin nicht mehr in Paris, mein Entschluß ist gefaßt; ich weiß nun ganz bestimmt, was ich zu leben habe, auch, daß ich nie mehr was zu hoffen habe, tout lasse, tout passe, dans ce monde, et l'on revient aux plus simples goûts, — nur Grünes, Blumen, kleine Fahrten, frische Luft, Sonnenschein, basse-cour, — so etwas kann mich augenblicklich noch ergötzen. Aber denken Sie, Herzens-Ralle, daß ich mich jemals

entschließen kann, wo? — „Die Welt ist schön überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual"; ich bringe sie freilich mit, kann es auch nicht ändern, — wo sie aber hinbringen, das ist mir noch fremd heute. Un rendez-vous avec vous, d'une journée, me déciderait. Imaginez-vous que je ne sais pas seulement si je resterais en France, quoique je l'aime bien, il y a tant de pour et de contre. J'ai peu de bonnes connaissances en province, et encore moins dans les petites villes d'Allemagne. La Suisse est très-chère à vivre, et un hiver de sept à huit mois, Kleinstädter, wenig Sinn für Schönes, Freies, eingeschränkte Köpfe für alles. — Ich bitte Sie also, liebe, liebe Herzens-Ralle, mein einziger Trost noch, antworten Sie mir, ob Sie an die Möglichkeit glauben, mich zu sehen diesen Sommer, und wo? Heimlicherweise ist mir am liebsten. Soll ich mich erst etabliren, und können Sie alsdann zu mir kommen, — ich werde natürlich allein sein, ohne gute noch schlechte Bekanntschaft im Anfang, — aber wo? Das ist weit schwieriger, als Sie glauben. Ich habe auch einen großen Hang zu Neuchatel in der Schweiz, die Lage ist göttlich, das Leben nicht so theuer, es vereinigt tausend Annehmlichkeiten für mich, Murten liegt nahebei, in Einem Tage fährt man hin und zurück, zu Wasser wie zu Land. Ich möchte, Sie gäben mir dort ein Rendez-vous. — Ecoutez, chère amie, dans ce moment il me vient une idée wie ein Blitzstrahl, il n'y a de nouveau que vous — mon ange tutélaire — qui me dira cela! Wenn ich mich wollte in Neuchatel etabliren, eine Hütte dort für Jahre miethen, oder kaufen, werde ich die Erlaubniß bekommen?

Neuchatel appartient à notre bon roi; je n'ai rien

fait à la Prusse, mais vous savez je suis pour certaines choses si bête, si effrayée, que je n'en sais rien. Le général Zastrow y est gouverneur, je ne sais pas me rappeler s'il me connait und wie er mein Leben hat eingesehen. — — Mais je pense que vingt années d'absence ont fait oublier mes jeunes fautes, puisque fautes y est. — — Sie sehen liebes Herze, wie gern ich eine Antwort von Ihnen hätte, combien cela me prouverait que vous m'aimez encore, que mon repos vous est cher, répondez moi sur les questions de Neuchatel et sur notre rendez-vous. Adieu donc, chère amie. Voilà mon addresse: Rue d'Artois Nr. 8. — Dites à Hatzfeldt qu'il m'écrive un mot; saluez la tante et Victoire. M. d'Engelhardt ira les voir de ma part, — il me trouve tant de resemblance avec la tante. —

Adieu. Dites mille choses à votre bon et charmant mari; ich denke oft an ihn, daß er so gut gegen mich war in allen Angelegenheiten, — ich habe noch immer seinen guten Brief im Kopf wie ein schönes Gedicht — nämlich den Brief, den er mir mal für den preußischen Gesandten in Bern gab — Gruner, — ich weinte als ich ihn las, ganz allein für mich. — Si vous ne trouvez pas moyen de me voir, je meurs de désespoir ou je ferai une folie.

Pauline.

41.

Pauline an Rahel.

Baden-Baden, Sonnabend, den 12. September 1829.

Nous nous quittons, vous, pour retrouver vos amis, vos parents, moi, pour ne rien trouver que des „sprach-

lose Zeugen". Je suis donc redevenue plus triste que je croyais pouvoir être encore dans ce monde. À 7 heures j'étais dans mon lit, ayant encore confessée sur la galérie à la nature entière, avec la plus grande vérité, mes voeux, mes souhaits pour votre bonheur, du moins pour votre santé et tranquillité. La nuit était calme, sans vent ni pluie; cela me tranquillisait pour vous. Le lendemain j'ai été chez Madame Betz, nous avons été ensemble aux théâtre, mais j'en suis revenue triste, cette pauvre fille avait beaucoup de ressemblance avec Pauline; grand Dieu, quel malheur! — J'ai parlé à Mr. et Mad. Constant, tout bien; le soir au théâtre — mais tout cela triste. — Das wird vergehen, denn alles vergeht, und ich werde mich wieder zurecht finden, denn Alleinsein ist mir angenehm, meine Berge, meine Galerie, und schöne Blumen, freuen mich stillschweigend, — ich bin auch wieder besser, heute aber wieder Nordwind, Sturm. —

Wie gut, wie liebenswürdig haben Sie mir gleich geschrieben, ich bin von der Wahrheit überzeugt, — ich kenne Sie ja, Sie haben mir ja soviel Beweise Ihrer Liebe gegeben, — wissen auch mit Ueberzeugung, daß ich alles anerkenne, alles fühle, wie Sie so gut gegen mich sind. Jetzt bin ich noch sehr traurig von Ihrer Abreise; es schadet nichts. Es kömmt alles wieder, und ich habe viel zu denken auf den Winter, wenn ich allein bin, — wir haben uns gesehen, gesprochen! Wenn es auch nie wieder geschehen sollte, so weiß ich wie Sie denken, und bin Ihnen – und Varnhagen, der so gütig alles erlaubt hat — vielen Dank schuldig. Weiter konnte ich ja nichts wünschen in meinem Leben, Wunder kann ich nicht heranrufen, wenn sie nicht von selbst kommen; ich muß also warten wie es kommen kann, nach diesem

Leben, — für jetzt haben Sie also erfüllt, was mich konnte freuen, und das Leben ein wenig wieder erfrischen, denn ich war wahrhaftig sehr herunter, — und glaubte kaum an mich selbst. —

Es freut mich, daß Sie alles gesehn haben; Sie können zu jeder Stunde ungefähr wissen, was ich thue; wie es ist in Baden, wissen Sie ja. — Die Szene im Wagen sah ich im voraus, — glücklicherweise hat sich alles gut geendet; der arme Varnhagen ist wirklich zu solchen Auftritten wenig gewöhnt, — Ende gut, alles gut! — * * ist ja auch ein amusanter Ort für die und im Winter beim Thee, schön angezogen, erzählen, wie es in Gernsbach ist, hat auch seinen Werth, — wenn man gut zuhört, und alles glaubt. —

Enfin vous voilà peut-être déjà à Berlin, c'est-à-dire quand vous recevrez cette lettre; car aujourd'hui vous êtes à Francfort, — et moi seule à la maison. — Dites bien des choses amicales à ma soeur Meyer et à Victoire; elle doit venir me voir avec ma soeur pour ce printemps; cela me ferait grand plaisir; pour vous je chercherai une petite maisonette. Dieu vous protégera pour la santé. — Dites bien à Monsr. de Varnhagen combien je sens toute la valeur de sa bonté; il m'a promis qu'il fera son possible pour vous faire partir avec l'enfant, dem Schutzengel. Remerciez- le encore de tout. —

Je suis contente que le petit souvenir aie fait plaisir à Dore. Mes deux servantes sont au comble du bonheur de leur bonne saison et ont acheté chacune une robe de Merino double de laine. —

J'ai écrit à la Géné, et au baron Otterstedt. Adieu, chère, véritable amie de mon triste coeur et de mon

ame souffrante, mais pourtant un peu consolée de vous avoir vue — riante, pleurante, mangeante, dormante, enfin de toutes les manières, — et toujours vraie — et toujours naturelle, comme Ralle auf der Jägerbrücke

P.

42.

Pauline an Rahel.

Baden, den 29. September 1829.

Heute den 29. September! Also gerade zwanzig große, lange, schwere Tage, daß Sie fort sind. Das Wetter ganz dasselbe. Alle Tage Sturm, Nebel, mit Donner und Blitz; ich auch immer ganz allein im Haus, obgleich ich es sehr wohlfeil vermiethen wollte, aber niemand kömmt oder will es, nun habe ich auch alle Hoffnung aufgegeben. — Ich habe nur von Ihnen einen hübschen, kleinen Geschichtsbrief bekommen aus Karlsruhe. Jetzt sind Sie in Berlin mit Ihrem Kind, und denken zuweilen an mich. Ich habe Visiten gemacht, und die Damen waren wieder alle bei mir. Mad. Constant kommt zuweilen zu mir, und bleibt zwei Stunden. Sie hat einen großen Thee gegeben, und mich dazu so höflich eingeladen, daß ich nicht anders konnte als hingehen; dreißig Damen und vielleicht zwanzig Herren; Fürstin, Gräfinnen, Baroninnen, Generalinnen, toute la grande société de Baden. Ich verlor zwölf Franken im Écarté. Um 10 Uhr alles aus. Meine hiesigen Damen, als Gräfin Sponneck ꝛc. — alle artig mit mir, und ich sehr embarrassirt dumm, aber erschrecklich höflich, — et très-contente d'avoir les cartes en main. Ich ging auch schon öfters wieder zu ihr. —

Freitag, den 2. Oktober.

Schönes herbstliches Wetter. Die Géné würde Goethe, Schiller und alles was sie auswendig kennt, zitiren, auf meinem Balkon, denn die Berge sind wirklich göttlich, und schönes Laub. —

Je suis toujours toute seule dans la maison, mais je commence à m'y faire. „Von Menschen kommt kein Glück", sagten Sie mir schon vor dreißig schweren Jahren. — — —

Haben Sie denn meine Schwester Meyer gesehen? Ist die ein bischen zufrieden, wenigstens beruhigt, über meine Heirath? — Alles kann man nicht finden: klug, gut, reich, gefallen, — rien de complet dans ce monde. — — Dites aussi à Victoire que je pense souvent à elle avec amitié, — et à vous, chère amie! je ne peux pas vous l'exprimer, — à chaque instant du jour, la nuit, quand je m'éveille dans cette maladie, mille et mille fois!

Sonntag, den 4. Oktober.

Mordwetter, die ganze Nacht Gewitter. Gestern, liebe Seelens-Ralle, habe ich Ihren Brief aus Berlin bekommen; finde alles so klar, als wäre ich dabei gewesen. Nie wieder ein Wort von der * * — nur im Allgemeinen will ich Ihnen etwas von mir sagen: — die einzige Fähigkeit meines Verstandes, oder die von meinen fünf gesunden Sinnen — oder auch vielleicht die große Einsamkeit, in der ich doch soviel gelebt habe, — macht, daß über Menschen, die ich höre, sehe, beobachte, ich mich wenig irre; nur Sie und Varnhagen imponirten mir durch Ihr Urtheil, und dann die übergebildete Sprache, die zwar die kluge Mad. Constant noch nicht

vergessen kann, macht einen Blender aus der Frau für Einen Abend! — —

Es freut mich, daß Sie doch den Genuß haben in Frankfurt gefunden, den Custine zu sprechen. — Le sort tournera peut-être favorablement pour nous, et permettra que nous nous revoyons encore dans ce monde. Depuis votre départ je suis presque toujours restée seule, et si seule, que même Marianne va travailler chez les Walter toute la soirée!

Le monde me devient odieux. Je voudrais pouvoir réunir: une jolie fenêtre ou balcon sur un grand passage — même au bord d'une rivière, — dans le même endroit un théâtre — et la possibilité de faire une partie sérieuse de Boston, sans des phrases inutiles de „comment vous portez-vous?“ et du temps et des questions bêtes. Je vous assure, que de faire des visites et d'en recevoir, est un tourment. Les gens dans les petites villes se ressemblent tous; j'aime mille fois mieux rester seule; de quoi voulez-vous que je leur parle? — Die Klügsten sind dumm; et puis, après votre départ il me reste à penser jusqu'au printemps, et alors nous verrons. — Je voudrais avoir un grand ménage, et je ne sortirais plus de la casa.

Je vous jure sur notre sincère amitié que quand je saurai quelque chose qui puisse me plaire de là-bas, je vous l'écrirai sans me gêner, mais donnez-moi la satisfaction, que je vous le demande, cela me fera doublement plaisir. —

Saluez tendrement Varnhagen de ma part, que Dieu lui donne une bonne santé ce printemps, et à vous quelque malaise pour que votre médecin vous conseille Baden-Baden. — Je suis un peu mieux aujourd'hui. —

43.

Rahel an Pauline, in Baden.

Dienstag Vormittag 12 Uhr, den 14. Oktober 1829.
Dunstiges Regenwetter.

Theure beste Pauline! Vorgestern erhielt ich Ihren Brief von mehreren Tagen — und am Ende vom 6. dieses — datirt. Ich bin nur froh, daß Sie nach Ihrer Krankheit wieder in Lichtenthal waren! Aber Sie müssen — mir zur Liebe! — mit dem Hofrath Pittschaft sprechen, wie Sie sich im Ganzen unter den jetzigen Umständen zu verhalten haben: was Sie genießen, was Sie thun und nicht thun dürfen. Ich will keine kranke Pauline haben: eine gesunde finden zum Frühjahr, wenn ich komme; welches nach menschlichem Ermessen und Vorsatz gewiß ist. Alle Morgen und Abend spreche ich mit Doren von Ihnen, und eben geschah's wieder. Als Ihr Brief kam, war ich noch im Bette. Ich gestehe, ich hätte heute noch nicht geantwortet, verlangte ich nicht mit umgehender Post einen Brief von Ihnen: und das mit dem umständlichsten, ausführlichsten Bericht über Ihre gefundene Bäurin zu Lichtenthal. Namen, Geschichte, alles; wie mündlich. Und, wo irgend möglich, etwas von ihr an den Herrn Geschriebenes, den Sie mir nannten [Fürsten von Polignac], über le pour et le contre, sur la religion! Sie suchen es von ihr unter irgend einem Vorwand geborgt zu kriegen. Zum Beispiel: Sie hätten eine Freundin, die sich ewig damit beschäftigte, (nur nennen Sie meinen Namen nicht:) oder Sie wollen es studiren, und dann schicken Sie es mir. Auch einen Brief von ihr an den genannten Herrn. Es interessirt mich ganz besonders. Und ich scheue für diesen Fall kein Postgeld. — Etwas von dem Herrn [Fürsten von Polignac]

wäre mir noch lieber! Und so geschwind Sie es nur erhalten können. — Mündlich, in fünf Monaten, den Grund. Auch können Sie ihn sich vorläufig denken: die Personnagen sind zu interessant.

Daß Ihr Quartier nicht vermiethet ist, krepirt mich sehr. Ich glaube, es gehört Gemeinheit dazu, daß dergleichen gelinge: ich habe in der besten Gegend einen Stall und Remise zu vermiethen, wo ich wohne, welches bei uns mit Gold aufgewogen wird, und zwei Jahr vier Monat steht's mir unvermiethet. Wir genießen andere Vortheile: z. B. daß wir uns in den ärgsten und elendesten Lagen und Verhältnissen vornehm fühlen. —

Es bleibt diesen Winter ein Professor Zimmern aus Jena in Baden; erkundigen Sie sich einmal nach dieser Familie. Er ist ein Freund des Dr. Gans von hier, der mein Freund ist. — Also solche große Soiren geben Constant's? Es kränkt mich, Sie so sehr hypochondrisch über Umgang zu wissen! Glauben Sie denn, theure Tochter, daß mich der, den ich habe und haben kann, befriedigt? Eine einzige Frau, unter Männern und Weibern, ist z. B. hier, die ich für meinen Pair halte; von der ich etwas höre, die das Altgesagte und Altgekannte — denn was könnten Menschen ohne neue Organe Neues sagen und sehn und finden? — mir aus menschlicher Brust neu, und ächt bearbeitet, von regsamem Geist frisch befruchtet, wieder herausgiebt. Es ist Pitt-Arnim's Schwägerin, Baronin Arnim, geborne Bettina Brentano aus Frankfurt am Main. Aber wie viel Menschen sehe ich! muß ich bewirthen, erdulden, mit Besuchen pflegen! Wie roh, wie wenig billig, in nur geselliger Artigkeits-Hinsicht behandlen sie mich! — Aber es macht Denken, und giebt Bewegung, und beides braucht der in falscher Geselligkeit, die da ächte vorstellen

sollte, erzogene Mensch, wie wir. Jedesmal schwör' ich mir, es nicht wieder zu thun! — Die Verhältnisse bleiben aber dieselben, und gebähren dieselbe gebrechliche Nachkommenschaft. Nichts bleibt uns, als uns immer klarer und klarer zu machen, über jedes, weil alles Zusammenhang hat: und es ist wahrlich auch jedes gut genug. Dies ist aus dem großen Bankrott des Lebens das gerettete Vermögen. Ich denke nun noch besonders: was wir hier an Fertigkeit, Fähigkeit und Einsicht gewinnen, werden wir künftig besitzen. Das ist Strafe und Belohnung. — Sie haben hier in Berlin noch große Freunde: das ist Lea und ihr Mann, Mendelssohn. Sonntag mußte ich beiden mit dem größten Detail von Ihnen erzählen. Gerne hätte ich Ihnen gegönnt, dieses Lachen, dieses Lob, diese Gerechtigkeit, diesen Antheil mit anzusehen. Sie rief ihn immer, er solle zuhören. Sie sind die amüsanteste Person in der Welt. Ich entwarf ihnen ein ernsteres Bild Ihres Innern. Sie freuten sich Ihrer Heirath. — Lea's Tochter heirathete letzten Sonnabend vor acht Tagen den Mahler Hensel. Alle glücklich. Gestern gab ich ihnen eine Soirée. Die Familie sechs Personen, noch zehn dazu. Maccaroni; Sardellensalat; Reh und Enten, Brottorte, Baiser's, Birnen, Trauben, Nüsse, Apfelkompott, Preißelbeeren; Himbeer- und Nuß-Eis. Alles in Perfektion. Künftig mehr davon. Varnhagen grüßt schön. — Bleiben Sie Abends nicht ohne Mariane, die ich grüße. Verwahren Sie meine Briefe, weil sie hübsch sind. —

Anmerkung von Varnhagen. Pauline hatte in Lichtenthal die Bekanntschaft einer französischen Dame gemacht, die sich dort in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, und als Bäurin gekleidet ging. Sie war von guter Familie

und Erziehung, hatte in der Revolution viel erlebt und gelitten, und stand jetzt — vierundsechzig Jahr alt — in vertrautem Briefwechsel mit dem Fürsten von Polignac, über Religion und Politik. Sie scheint eine Art von Frau von Krüdener für den französischen Premierminister, und eines der vielfachen Werkzeuge gewesen zu sein, deren sich die Geistlichkeit bediente, auf solche Menschen, wie der Fürst von Polignac und Karl der Zehnte waren, für bestimmte Zwecke — vielleicht unbewußt — zu wirken. Das Nähere kam nicht an den Tag, und nach der Juli-Revolution wurde die Dame nach Straßburg abgeholt, wo man sie als eine Irre behandelte.

44.

Rahel an Pauline, in Baden.

Mittags 12 Uhr, den 22. Februar 1831.

Abgethautes, und abgetrocknetes Märzwetter, halb dunkel, halb hell, manchmal Kiekelsonne; Westwind: ich gehe gar nicht aus, fahre auch seltenst; wegen Husten und Brustinkommodität.

Vorgestern, theure Tochter, erhielt ich Ihren Brief. Warum pressen Sie mich sogleich auf Antwort, da ich Ihnen meinen festen Entschluß schrieb; daß ich komme: und jedenfalls das Haus nehme, wo die Nichte der Mad. Constant gewohnt hat, und welches jetzt Ihnen gehört. Sollte ich auch durch ein évènement — wir kennen ja das Schicksal — abgehalten werden zu kommen, so zahle ich doch die Miethe: das Geld dazu ist — zu meinem Vergnügen Einmal!!! — zurückgelegt; ich will es nun Einmal gewiß haben; ich komme nun, oder, ich muß weg-

bleiben: dies Haus soll mir bereit stehen. Meubliren Sie es nach Gutdünken: grüne, rosa, und lila Tapeten liebe ich sehr; erste am meisten. — — Keine Sorte Schaden oder Kosten müssen Sie haben. Aber das Haus, liebe Putte, wo Sie wohnen, kann ich Ihnen doch nicht plötzlich vermiethen: ich verspreche Ihnen aber, mich keine Mühe und keine Worte verdrießen zu lassen! Gelegentlich schreiben Sie mir den Preis; und was Sie geben, und liefren; aber den Preis nicht zu gering, denn ich kenne Sie! —

Hugo H. war längst todt, ehe er starb. Der Ihnen etwas hinterlassen? Der lebte ja ohne Ueberzeugung. Er war zeitlebens von Katholizism befangen; betäubte ihn aber mit einem von ihm für schlecht gehaltenen Leben: welches mit dem Aelterwerden abtrocknete, und abfiel, wie andre Blätter: da bekam er gräßliche Angst vor Strafe, jedesmal, daß er litt, und an Sterben denken mußte; und so hat er denn auch seine ganze Familie enterbt, und alles der Kirche und ihr angehörigen Anstalten vermacht. Das ließ ich seinem dummen Kopfe zu: denn was sind Erbungen für Familie gegen Gewissensangst! die müßten einem Verwandte mit ihrem Blute loskaufen. Aber er war nie gütig, herzlich, theilnehmend, hülfreich, generöse, immer dumm-sarkastisch, vertrockneter Gesellschaftsknecht, — Theehunde nannte das der selige Gualtieri, — und Abendspieler bis — wirklich — zum letzten Athemzug; denn bei Fürst Wittgenstein sank er im Spiel um: dies hat er doch der Kirche nicht geopfert! Der Verführer, die Kokette! Gott hab' ihn selig: er hat's nöthig; und ist nun ein Anderer: von dem Vorigen wollen wir aber nicht mehr sprechen. Er zog sich sehr gut an; zeitlebens. —

Gestern war Varnhagen's Geburtstag: Elischen brachte ihm ihr Bild; gezeichnet — nicht getroffen — mit den

Worten: „Ich kann nicht immer mit dir leben, drum will mein Bild ich geben; ich darf nicht immer mit dir sein, drum laß ich dir den Schein.“ Paulinchen, die zweite, brachte ihm eine Maschine von Glas mit Wasser gefüllt, von welcher, wenn man an einem Ressort drückt, Feuer zum Lichtanzünden herauskommt, — mit den Worten: „Dein kleiner Wicht bringt dir Wasser zu Licht.“ Dore brachte ein großes Bild unter Glas, wo eine Menge Ausschnitte, die er für die Kinder nach und nach geschnitten, artig aufgeklebt waren. Unser Bedienter den schönsten Rosentopf, Maiblumen-Hyazinthen-Tazetten-Töpfe. Ich ein Bouquet und schwarze Binde. Gezahlt alles ich. Dabei schenkte ich der schönen Robert drei große Tischtücher und achtzehn Servietten, und ein enormes Bouquet, mit komischem Brief: als wäre ihr Geburtstag: weil sie absolut was schenken wollte: es war eine gestickte Brieftasche, die sie auch schickte. Louis schenkte ich eben solch Feuerzeug; dem Bedienten, damit er kein Trinkgeld nähme, drei Thaler: Allen im Hause auch. Wir aßen in den Schlafröcken mit den Kindern allein: Dore mit am Tisch, weil sie krank gewesen war. Voilà mes fêtes. O! wie klug! — Wir haben Alle den Husten; ich leide: bin aber vergnügt: weil ich nur Grünes, Sie und das Kind noch will: und die drei Sachen auch nicht habe! Komisch. Ich lese Mémoires de Diderot, wo das alles auch vorkommt. Mündlich! mündlich! Louis sitzt und wartet auf mich. Adieu. Ewig wie Sie's kennen; und immer mehr Ihre

F. V.

45.

Pauline an Rahel.

Baden, 12. Dezember 1832.

Je reviens de Karlsruhe dans le plus beau temps du monde, Märzwetter in der schönsten Zeit. — J'ai reçu mon argent, et je vous en remercie, chère et toute bonne amie — j'ai passée deux jours à Karlsruhe, le dimanche au spectacle, ein romantisch Ritterstück, die Mad. Haizinger, superbe décoration, mein Mann zum erstenmal in Karlsruhe; comment pouvez-vous dire dans votre dernière que je ne vous avais point annoncée l'arrivée de mon mari, vous l'avez entièrement oubliée, car je vous en ai parlé avec beaucoup de détails. J'en suis toujours très-contente — il ne m'a pas encore tourmenté en rien, et se trouve le plus heureux des hommes, c'est le plus beau temps de sa vie, à ce qu'il assure, il se porte comme un enfant, et sans souci, sans peine, sans regret, voyant tout en beau; un appétit dévorant, faisant le matin le ménage parfaitement bien, content de tout, mais pas un sou d'argent. Le gouvernement leur doit tout depuis 15 mois. Voilà le mauvais de l'histoire, mais il n'en peut rien, il s'est conduit parfaitement dans ces derniers troubles, et a ses papiers la-dessus très en règle. Il voit souvent Robert, et lui a parlé de vous tous. — Tout passe — le mauvais comme le bon — ein immerwährender Wechsel der Dinge wie das Wetter, Wolkenspiel! — Je suis devenue depuis la mort de ma Pauline très-indifférente, il n'y a que les douleurs de corps auquelle on ne peut s'accoutumer; impossible. —

Vous voulez donc encore me revoir, vous le désirez donc comme moi — das einzige was mich noch in's Leben

wieder rufen könnte; ich lebe in ein luftiges Grab, denke nur immer an die nicht mehr sind, lebe, spreche stundenlang auf meiner Galerie nur mit ihnen. Also nach Berlin soll ich gehen? Ach, wie schön ist es hier, alle Tage gefällt es mir mehr, Berge, wie keine mehr sind, alles schön, lieblich, Ruhe, Ruhe, das ist schön. Ganz allein wollte ich leben, könnte ich mir nur alles selbst machen! Vor 20 oder 30 schweren langen, kurzen Jahren, denn sie sind vor mir wie die Decoration von gestern, sagten Sie mir, Sie liebten und möchten nur mit dem Geliebten sprechen, sonst keine unnütze Worte; o wie wahr! Je älter, je unnützer für andre. Wenn es auch sollte dann gerade gut sein, es will aber niemand Erfahrung wissen, glauben selbst.

46.

Pauline an Varnhagen.

Saint-Germain en Laye, den 3. März 1841.
Rue des Ecuries 13.

Rahle sagte mich immer, wenn man etwas begehre, etwas haben will, so hört man nur auf das einzige Wort ja oder nein! Alle Gründe und Explikationen sind überflüssig — — Also ja ja, ich nehme Ihr Anerbieten an, werthgeschätzter Freund! — Je ne sais pas pourquoi je vous répondrais en allemand, je sais bien que je n'écris pas mieux en français, mais pour moi c'est plus facile. D'abord je vous demandrais, mon cher Monsieur, à quelle titre vous me donnez celui de Baronne de Vincent, vouliez-vous dorer aussi l'adresse de votre aimable lettre?

Vous devez nécessairement penser quelques-fois à moi

comme je pense et me rappelle souvent de vous — car comment songer à tout ce qui a rapport à Rahle sans nous deux? A présent il faut également que je vous demande pourquoi avec votre esprit et Menschenkenntniß vous avez commis, je ne sais comment m'exprimer, une faute peut-être; vous pouvez bien croire que j'ai tout-ce que vous avez fait imprimer des lettres de Rahle. — J'ai vue combien de fois dans différente lettres vous avez rayé tout ce qui a rapport à moi, ce n'est pas moi, qui peut juger et qui même le savait, mais à Paris, et même de Berlin on m'a fait cette question, il y a déjà longtemps, peut-être trois à quattre ans, que j'étais chez la Princesse Bagration, russe, Koreff médecin, m'y avait ménée, elle, la Princesse l'avait demandé à Koreff, elle voulait plutôt par curiosité me voir et me parler de feu Prince Louis. Enfin il y est venu plusieurs personnes, dont je ne me resouviens plus le nom, qui me disait, pourquoi Mr. de Varnhagen avait changé beaucoup de choses dans les lettres — surtout tout ce qu'il y avait de moi? Je n'ai faite cette remarque que dans les lettres de Gentz à Rahle, da haben Sie viel durchgestrichen, car Rahle m'a fait lire beaucoup de ses lettres, surtout depuis que j'avais été à Vienne, avant la connaissance de Mlle. Fanny Elsler, et à son retour de Vienne quand il était avec moi à Karlsruhe — — — Enfin, vous le savez mieux que moi, et aussi pourquoi vous l'avez fait. —

Vous ne pouvez pas vivre plus retiré que moi. — Je suis si lasse de vivre, il n'y a que le passé seul qui a encore quelque charme pour moi, le présent est peu de chose, et l'avenir rien, nous espérons toujours et jusqu'au moment de mourir, nous espérons de vivre.

Du reste, je me porte bien, et je suis bien à St. Germain, vous savez combien j'aime cette belle France si près de Paris; comment restez-vous à Berlin? Unbegreiflich, vous avez votre savoir et vos gouts pour tout ce qui est grand et beau! —

Je pars pour Baden les prémiers jours du mois de mai, peut-être déjà le 15 avril, si le temps est beau, pour la vente d'une petite maison que j'ai encore. Mon mari est toujours à Erlensbad, près de Baden, Turenne's Denkmal!

Mais je reviens à St. Germain à la fin du mois. Je vais quelques fois à Paris, mais je ne connais plus personne, mort et mort, voilà la réponse. Je vous vois de loin dans ce logement que je connais, avec les trois personnes de ma connaissance.

Je suis contente de tout l'arrangement que vous avez fait, mais vous avez oublié la plus essentielle, comment voulez-vous que je vous les envoye*), il y en a à-peu-près 55 avec leur adresse, et puis des feuilles éparpillées. Wollen Sie daß ich sie bis Straßburg mitnehme, von dort aus fahre ich bis Karlsruhe; haben Sie dort jemand Gewissen, der sie Ihnen kann schicken?

Grüßen Sie auf's freundschaftlichste Dore und die Schwester; wie sehr finde ich es gut, daß Sie haben die Leute bei sich behalten.

Je vous envoye un malheureux papier à moi du Prince Louis. Je vous dirais, cher Monsieur, est aussi que je suis presque pauvre, c'est aussi pourquoi je me suis retirée loin de toute connaissance de famille. J'ai absolument ce qu'il me faut à vivre très eingezogen;

---

*) Die Briefe Rahel's.

mon mari a sa pension de 17 cent francs par an und wir sind gut zusammen, une de mes filles est bien mariée à un professeur Charma de la haute philosophie prêchant à des étudians à Caen, où je passe deux mois par an en été, et l'autre fille de 20 ans est avec moi, qui me mène le ménage. Egalement je ne me trouve pas malheureuse, je me porte très-bien.

Comment voulez-vous que je vous envoye ce paquet, pour qu'il vous arrive sûr, dans une petite boite? Enfin, j'attends votre réponse bien exacte.

Pour les papiers en question que pouriez vous faire? Kann man es nicht an einen Wucherer verkaufen, oder es dem geizigen August vorhalten lassen? Ich nehme alles an, die kleinste Summe, si vous pouviez être assez heureux pour m'en procurer quelque chose.

Ecrivez-moi, Pauline Vincent, née César, car il y a ici une très-intrigante Baronne Vincent, qui m'a fait payer 6 chemises que je n'ai jamais reçues, et qui m'a ouvertes deux lettres. Je crois que Victoire m'en veut toujours de notre voyage. Ne parlez pas, je vous en prie, à Berlin, que je me trouve pauvre. Personne ne me donnera, et cela pourrais fâcher ma soeur Meyer, avec laquelle je suis bien. —

J'espère d'avoir jusqu' à ma fin de quoi vivre tranquillement et tout à un terme, il faut bien que la mort se resouvienne aussi de moi, je l'attends avec impatience, et je suis tellement familiarisée avec elle, que je lui tendrais la main avec plaisir. La vie est ennuyeuse quand on n'aime plus rien. Je prends les choses à leur juste valeur, et ne m'effrayerais, ne m'étonne plus de rien. J'ai heureusement depuis que je suis pauvre, perdus tout les gouts de bien-être, les privations ne me

sont point sensibles, quand le désir est éteint, tous les gouts passent comme celui de la vie — mais à quoi bon, mon cher ami, de vous dire tous mes ennuis! — J'attends une réponse. Tout à vous

P. Vincent.

47.

Pauline an Varnhagen.

Saint-Germain en Laye, den 23. März 1841.

Ich war gestern bei dem Marquis Custine nicht ohne Müh, enfin je lui ai parlé — et après beaucoup d'explication il m'a dit de lui porter le paquet de lettres dans la quinzaine. Si je n'avais pas d'autre occasion, qu'il croyait alors en avoir une; de là j'ai été chez Mr. Schlesinger que je connais déjà depuis long-temps, qui m'a dit: glauben Sie mir, Mad. Vincent, die beste Gelegenheit ist mit der Diligence, ich schicke alle meine Paquete so nach Berlin. Uebermorgen gehe ich also wieder nach Paris, und wenn alles nicht geht, so gehe ich nach der Diligence. Heute ist Dienstag, der 23. März. Schönes Wetter.

Ich bin ganz blind von allem Lesen in Rahlens Briefen, ich habe noch einige gefunden, die mit dem Briefe von Prinz Louis in einem andern Carton waren; auch schicke ich Ihnen, lieber Freund, das Schreiben von Prinz Louis. J'espère peu; auch glaube ich daß es zu lange ist, daß ich es nicht gezeigt habe; er schrieb es wenige Zeit vor seiner Reise nach Dresden, mais malheureusement il n'y a pas de date de l'an, et je n'ai pas le courage de mettre

l'année, je crois 5 ou 6.*) Si je pouvais seulement en avoir quelque chose; n'en parlez pas dans ma famille. Ils ne peuvent rien faire.

Heute, den 26. März, das schönste Frühlingswetter. Ich will mich also entschließen heute nach Paris zu fahren, gleich nach der Diligence zu gehen, mir alles recht überlegen ob es sicher ist, zuvor nochmal bei Graf Custine. Ich bitte also, mein lieber Varnhagen, mich nur gleich durch ein Wort wissen zu lassen ob die Briefe in Ihre Hände richtig angekommen sind.

Was soll ich hinzusetzen, Träume, ja Gott weiß es, Liebesträume; so ist es mit dem Schicksal, das Unmögliche wird möglich — le sort règle le cours de la vie, on peut si peu changer, aber was soll ich noch reden, Sie haben die Liebesbriefe und ich bleibe ohne, blind bin ich halb — die Schrift ist so klein, so eng, daß man muß mit bekannt sein. Heute kann ich nichts mehr sagen. — Leben Sie wohl, denken Sie zuweilen an mich, wie sehr mich Rahle geliebt hat, giebt es eine Erkenntlichkeit — so verzeiht sie mir, denn sie kennt meine Lage und mein Innerstes, giebt es keine, ce qui me parait plus vraisemblable, so weiß ich allein nur mein Opfer zu schätzen.

48.

Pauline an Varnhagen.

Paris, ce 26. mars 1841.

Je viens de mettre le paquet bien soigné, bien adressé à vous, mon cher Monsieur de Varnhagen, avec une

*) Anmerkung von Varnhagen. Im Dezember 1806 war der Prinz ja schon todt!

déclaration de papiers de famille et un contrat de mariage. — —

Ce soir à 6 heures le fameux triste paquet part, dans 7 ou 8 jours tout au plus tard il sera dans vos mains, sans être ouvert. J'ai fait pour cela toutes les courses utiles, et je pourrais à la rigueur faire payer si le paquet n'arriverait pas dans ce temps, mais soyez sans crainte, il part avec la diligence jusqu'à Strasbourg, de là il est recommandé à Kehl, et de là par Francfort tout droit à Berlin; vous pouvez être très sûr, vous pensez-bien que je suis aussi interessée que vous à la grâce de Dieu! — — — —

J'espère que vous me donnerais une commission pour Paris, où je connais tous les bureaux? Je vous promets d'être très-exacte et pressée; dans le 15 d'avril ou à la fin je pars pour Baden. —

Vous trouverez une grande lettre détaillée dans la boite, où je vous explique une visite chez le Marquis de Custine et chez Monsieur Schlesinger. Je viens encore du Marquis, la personne qui devait partir aprésent ne part qu'en 15 jours peut-être et s'arrêtera quelques temps à Strasbourg et Weimar, incalculable. Mr. Schlesinger m'a encore assurée aujourd'hui qu'il n'avait aucune espèce de risque; cela ne coûtera pas non plus très-cher. Cela part avec la diligence et papiers de famille, enfin vous serait assez bon pour me dire en deux mots: j'ai le paquet; vous savez mon adresse, St. Germain, rue des Ecuries 13.

Adieu, que Dieu vous protège, j'ai toute la confiance en lui comme à vous, votre toute dévouée

Pauline.

Si le paquet arrive bien.

49.

Pauline an Varnhagen.

Saint-Germain en Laye, den 13. April 1841.

So eben bekomme ich Ihren lieben Brief, werthgeschätzter Freund; mir ist das Herz so schwer und ich bin so verlegen daß ich nicht weiß womit ich anfangen soll Ihnen zu danken oder mich anzuklagen. Wenn es Rahel weiß, so wird sie mir leicht verzeihen, denn sie kennt alsdann meine Lage und meine Ansichten über das Begehrte — doch daran zweifle ich sehr — le néant est plus vraisemblable! — Ich muß Ihnen auch sagen daß ich sie habe abschreiben lassen bei mir in meiner Gegenwart, von einem deutschen Lehrmeister. — Ich habe schon so oft darin gelesen, weil sie sehr gut und deutlich geschrieben sind, ich verspreche Ihnen aber, lieber und guter Varnhagen — August — daß ich Ihnen will bei einer guten Gelegenheit schicken was ich glaube das Sie interessiren kann, von Gentz, von Louis und wenn ich noch etwas von Rahle finde.

Ich denke die ersten Tage vom Mai nach Straßburg zu gehen, von dort nach Baden und nach Erlensbad, wo wir zusammen wären. Le tombeau de Turenne. — Dort ist mein Mann, von dort aus denke ich Ihnen etwas zu schicken, denn ich habe auch dort noch einen Carton wo ich glaube es könnten vielleicht noch Briefe darin sein. Ich bin ganz blind vom Schreiben und Lesen, die Briefe von Rahle sind so schwer zu diktiren und der gute Mann konnte sie gar nicht lesen — nun lese ich sie wie gedruckt; also, lieber Varnhagen, vielen Dank, ich werde wie Sie glauben können, viele angenehme Tage und Stunden davon haben, und ich habe mir vorgenommen nur das Geld für

mich ganz allein, für mein Vergnügen, anzuwenden — Fahren ist noch immer meine Lust — und hier kann man es sehr angenehm haben, auch zuweilen in's Theater — kurz, es soll mir meine letzten Tage erheitern und niemand soll es genießen als ich, je vous le jure.

Je m'aperçois que j'écris encore plus mal que de coutume, mais je sais aussi que vous déchiffrez toutes les écritures.

Je vous approuve parfaitement en ce que vous me dites de mon malheureux papier du Prince Louis. Je n'espère pas beaucoup, car sans vous je n'aurais jamais eu le courage de l'envoyer à Berlin; peut-être qu'un moment de regret sur son frère pourra le décider de faire quelques choses. J'en ai bien besoin, ma seule consolation est que ce besoin de **tout** doit avoir bientôt son terme, et que je suis déjà accoutumée depuis longtemps à beaucoup de privation. Je me porte bien, et peut par conséquent supporter ce qui serait bien dure à mon age si j'étais malade; jugez-donc, cher Auguste, si le petit capital en bon or doit me sourire! Jeudi, demain, je vais à Paris, et je serais possesseur d'une bonne petite somme, voulez-vous donc me pardonner ma parole manquée, et ne pas faire des réflexions désagréables sur ce forfait.

Je vous assure que si je pouvais vous parler, vous le trouveriez naturel!

On ne change pas de caractère, et je vous assure quand l'occasion se présente, je peux encore avoir des moments bien heureux, imaginez-vous qui a peu de temps; je me suis donnée la fête d'aller toute seule à l'opéra, voir la Favorite, un chef-d'oeuvre pour le chant et les décorations; cela m'a coûté 20 fr. 10 fr.

la place, la nuit à Paris, les voitures, eh bien, encore aujourd'hui je ne m'en fait aucun reproche. J'ai été pour les convois et les jours de Napoléon 5 jours à Paris, j'ai tout vue avant le jour, et aux Invalides, cela m'a couté beaucoup, mais je ne le regrette pas.

Je n'ai que celui de ne pas pouvoir dire de vive voix tout ce que je vous dois de reconnaissance, et suis pour la vie votre reconnaissante amie

Pauline Vincent.

50.

Pauline an Varnhagen.

Baden-Baden, den 20. Mai 1841.

Hier aus dem schönen Baden im schönsten Wetter, nach zwölf Tagen meines Hierseins, lieber August, schreibe ich Ihnen noch immer mit Dank und Erkenntlichkeit, denn jede gute Stunde, die ich mir schaffe, denke ich an Sie; gestern war ich in's alte Schloß, das jetzt so angenehm gemacht ist, man fährt ganz bequem rauf bis in die erste Halle, und vor einigen Tagen war ich in Eberſteinburg, ein Götterwerk, über Lichtenthal bis an die Sägemühle, alsdann in der Höhe durch den Wald göttlich schön bis auf's Schloß. — — Dort ist alles schön eingerichtet, man bekommt alles was man will; da habe ich also zwei schöne Tage erlebt, mit einem guten Wagen rauf, gut gelebt den ganzen Tag und den Abend im schönsten Wetter. Nun wieder runter, alle meine Gedanken waren bei Rahle. —

Baden ist sehr verschönert, mir gefiel es aber sonst

besser. Auf dem Kirchhof war ich auch, und besuchte Robert und Rike — viele liegen hier die ich kannte. Die Säle sind außerordentlich schön und Benazet treibt das Ding im Großen. Ich gehe künftige Woche nach das stille Thal in Erlensbad auf einige Zeit, wo mein Mann seit vier Jahren lebt. Ich wurde so eben gestört durch die Demoiselle Schal, die einzige beste Freundin von Rike Robert, die sich Ihnen sehr empfehlen läßt.

Auch muß ich Ihnen noch sagen daß ich in Paris aux Invalides war, alles ansah, et encore grâce à vous, auch ließ ich mich nichts in der schweren, fürchterlichen Diligence abgehn, drei Nächte, zwei Tage, de Paris à Strasbourg. Ich habe es aber gut ausgehalten.

Nun, lieber Varnhagen, hier ist noch ein Brief, der Sie interessiren kann *); ich verspreche Ihnen alles was ich noch finde sollen Sie bekommen.

Vergessen Sie mich nicht mit Prinz August und sein Sie meiner Erkenntlichkeit versichert.

Si vous aviez encore quelques commissions pour Baden et Strasbourg, j'y serais jusqu'au 15 juin.

M. Pauline Vincent à Strasbourg, rue des Serruriers.

51.

Pauline an Varnhagen.

Paris, den 21. Oktober 1841.
Faub. St. Germain, Rue Cassette 27.

Was sagen Sie dazu, lieber Freund — ich in Paris? — Ich habe aber nur auf einige Monate meublirt ge-

*) Von Gentz an Paulinen.

miethet, und meine ganze Wirthschaft ist in St. Germain geblieben; ich bin mit meiner Bonne hier gesund und zufrieden — will noch mal alles Schöne und Großartige in Paris bewundern; für 6 Sous fährt man ja in ganz Paris rum d'un bout à l'autre avec correspondance, und Fahren ist noch immer meine Leidenschaft; ich habe den Luxembourg vis-à-vis à deux pas, der göttlich schön ist in diesem Augenblick noch; ich habe ein ganz allerliebstes Logis, rez-de chaussée avec jardin, 3 jolies chambres, une bonne cuisine, très bien meublé, deux bons lits, portier, et de l'eau dans la maison, le tout dans une belle maison particulière à raison de 70 fr. par mois! —

Paris ist schöner als je, ich versichre Ihnen, wenn man den Abend auf den Boulevard kömmt, on croit être dans un enchantement, le tout éclairé avec le gas, et la place avant les Champs Elisées est une merveille avec les fontaines et les éclairage de gas, le pleint jour n'est pas plus clair.

Warum, theurer, lieber Freund, kommen Sie nicht hierher? Sie mit Ihre Leidenschaft — nicht wie die meinige mit Fahren — sondern für alles Große, Schöne, Kluge, les arts et les livres, alles hier aus der ersten Hand; ach könnte ich doch so schreiben wie ich es Ihnen nur mündlich sagen könnte — und wie Sie es gleich sehen würden au premier moment, ma rue est si tranquille comme si j'étais à dix lieues de Paris, et pour 6 Sous je suis dans le plus grand train.

Ich habe noch immer Glück und agréments de mes anciennes connaissances, et je vais souvent au théatre, sans que cela me coûte r i e n! Je connais Rachel particulièrement, une merveille de ce siècle. Enfin, venez-donc, et croyez-moi, vous en aurait aucun regret.

Écrivez-moi un mot, je vous en prie, et n'oubliez pas de vous intéresser à moi pour le papier du Prince — voilà le moment farorable, plus tard peut-être je ne pourrais plus m'en servir. — Envoyez, je vous prie, ce petit mot à ma soeur Meyer. Je suis depuis deux mois de retour de mon voyage à Baden et un peu en Suisse, c'est à vous que je dois ce charmant voyage. Baden est tellemeut changé que vous ne vous y connaitriez plus, on ne voit que des palais — et tout hors de prix — le grüne Winkel n'est pas reconnaîssable, vos galéries jadis! —

Si je puis vous être utile à quelques commissions, écrivez- le moi de suite, et faites-moi l'amitié de me répondre un petit mot, si cela vous convient, et dites-moi comment vous vous portez, et excusez-moi pour le petit mot de ma soeur, et faites-moi une petite adresse car je ne sais pas bien son adresse en ville.

On m'a dit que le Comte . . . . . . traduisait vos livres de Rahle, est-ce que cela est vrai? Ich finde sie werden verlieren wenn man nicht zu der Zeit gelebt hat und sie nicht gekannt hat — die Welt hat sich um zehn Tausendtel geändert.

Pauline.

52.

Pauline an Varnhagen.

Saint-Germain, den 4. Januar 1842.
Rue des Ecuries 13.

Nur zwei Worte, lieber August — wie geht's Ihnen? Ich hoffe, wohl? Ich war zwei Monate in Paris, bin

aber seit 14 Tagen wieder in meiner stillen Einsamkeit, j'aime assez les changements, et j'ai été très contente à Paris. — Haben Sie keine Aussicht mit mein Papier vom Prinzen? — Schreiben Sie mir nur zwei Worte und ich bin zufrieden, et si vous pouvez — sans que cela vous coûte beaucoup d'argent, m'envoyez les livres de Rahle, vous me fériez plaisir. Je n'ai que 5 livres — 3 Theile von Ein Andenken, und 2 Theile Bildnisse von Rahle ihre Bekannten. Voilà, cher ami, mes prières; à présent je vous baise les mains et suis pour la vie votre toute dévouée

Pauline.

Bis jetzt war kein Winter. — Aber seit drei Tagen ist es sehr kalt — doch hat man noch so viele Blumen und Früchte. — —

Wie wenig Menschen leben noch, die jung mit mir waren! — Wie geht's die geliebten Kinder Elise und Pauline?

53.

Pauline an Varnhagen.

St. Germain, décembre 1847.

Ich weiß nicht wie ich anfangen soll, mit: Herr von Varnhagen, oder mit: mein Freund August — wählen Sie also!

Es sind nun mehrere Jahre daß Sie mich kein Zeichen des Lebens gegeben haben, Sie wissen aber und mit Recht daß ich weiß wie es Ihnen geht, durch meine Schwester — Sie aber, undankbarer Freund, erkundigen sich nie: wo ist Pauline, wo lebt sie, ist sie gesund? Die

Gelegenheit ist gut und sicher, der Ueberbringer dieses Schreibens ist der Herr de Fabriz, ein kluger und sehr liebenswürdiger Mann, der mehrere Zeit mit mir St. Germain bewohnte; wir sahen uns jeden Tag — und sprachen viel von Berlin. Er liebt Berlin sehr und spricht gut deutsch; ich sprach ihm viel von Rahle und von Ihnen. Ich denke, er wird Ihnen gefallen. Lebt Dore noch? Grüßen Sie sie herzlich; ich weiß daß sie mich nicht vergessen hat. Es kann nicht anders! —

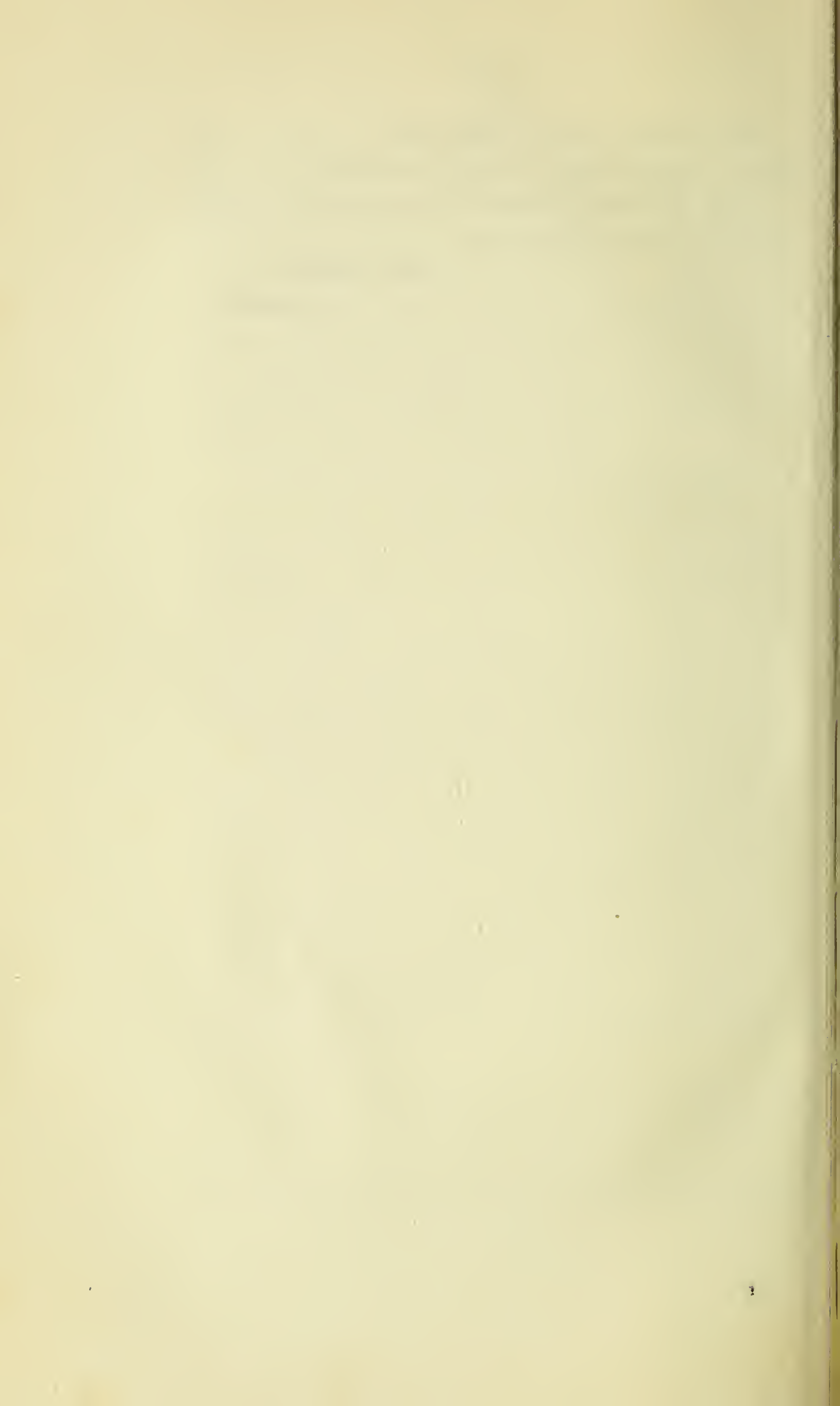
Ich habe voriges Jahr die Rheinfahrt gemacht, ich ging von Paris nach Brüssel, von dort nach Köln, alsdann mit das Dampfschiff den Rhein runter bis Koblenz, Götterwetter! Von dort nach Karlsruhe, Heidelberg, Manheim, Straßburg und Basel wo ich 6 Wochen blieb bei meine Schwester. Es ging mich ganz gut, ich genoß mit Freude und Lebenslust alle Lebensfreude. Auch das ist vorüber und ich bin in meiner stillen Wohnung zurück!

Wissen Sie daß mein Mann gestorben ist; Sie erinnern sich vielleicht noch ihn in Baden gesehen zu haben; die letzten zwei Jahre war er ganz kindisch geworden und kannte niemand. Ich bekomme 400 Francs jährlich Pension de veuve und lebe in St. Germain, ein schöner Ort, 8 Lieues von Paris, die Eisenbahn geht alle Stunden für 25 Sous ganz nahe an mein Haus, da profitire ich denn zuweilen nach Paris zu gehen. Sie haben auch Jette Mendelsohn gekannt? Ich sehr gut. Auch die unglückliche Praslin als Kind; gut, daß jene den Schmerz nicht erlebt hat!

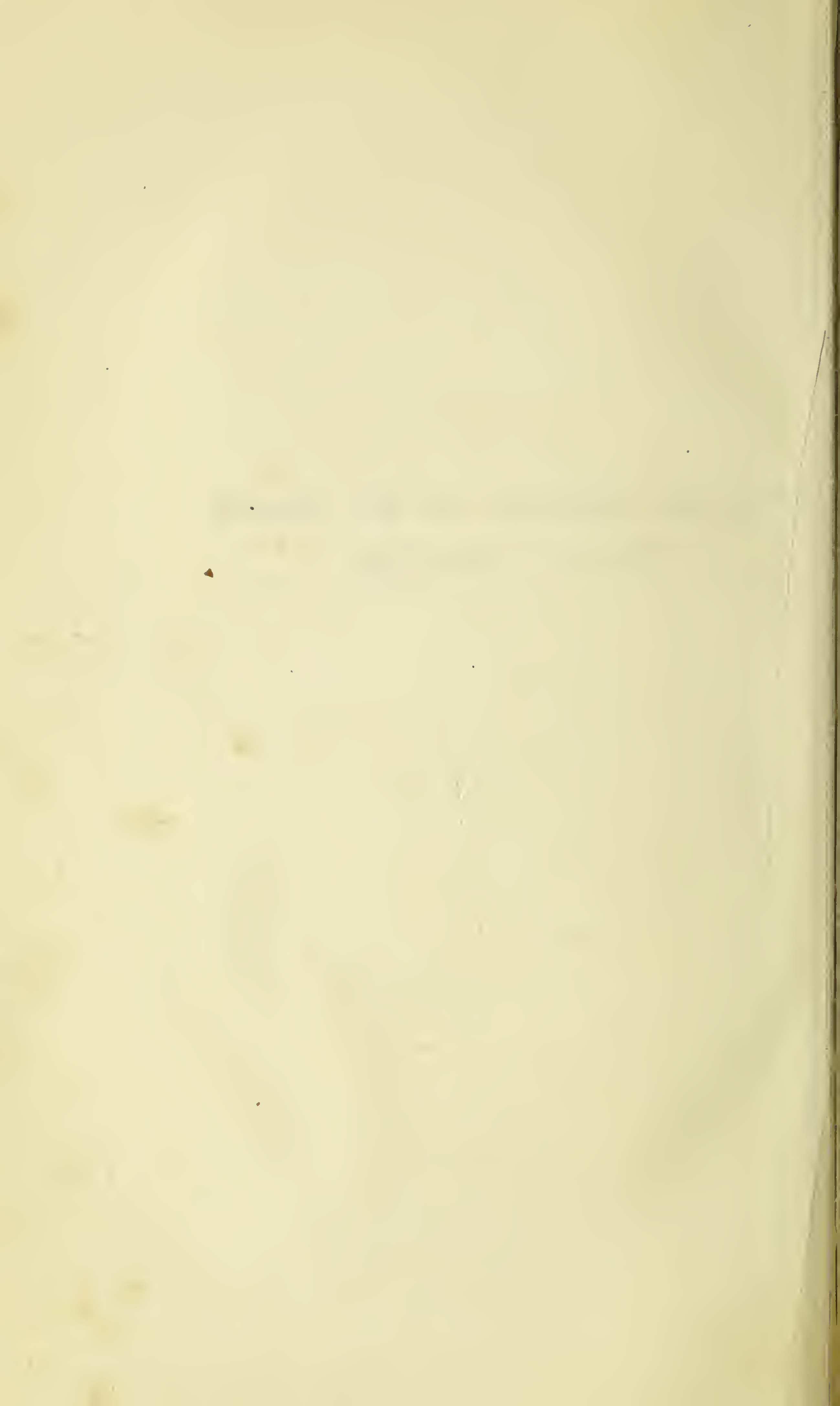
Ich hoffe, Sie befinden sich wohl, lieber Freund? Ich bin, Gottlob, gesund, meine Augen gehen weit besser, der Magen ganz gut; ein reelles Glück wenn man alt ist, les dernières jouissances de cette pauvre nature humaine.

Viele Wünsche für Ihre Gesundheit — und was Sie wollen, alles soll reüsiren, das ist mein Wunsch für 1848! — Wenn Sie einen Augenblick können frei sein, so schreiben Sie mir wie es Ihnen geht.

Ihre Freundin
Pauline.



Briefe von Stägemann an Dr. Friedrich Cramer in Halberstadt.



1.

Stägemann an Friedr. Cramer.

Berlin, den 10. Juli 1819.

Ihr freundschaftliches Schreiben, verehrtester Freund, vom 18. Mai habe ich etwas spät auf meiner Reise in Muskau in der Oberlausitz erhalten; das vom 4. d. vor einigen Tagen. Schon würden Sie auf das erste meine Antwort erhalten haben, wenn ich bei meiner Zurückkunft nicht so viel Dringendes aufzuräumen gefunden hätte, welches noch vor des Königs Abreise geordnet sein mußte.

Jetzt eile ich, Ihnen zu melden, daß Ihre Besorgniß in Rücksicht Ihrer Schrift nicht begründet ist. Noch habe ich kein ungünstiges Urtheil über sie gehört, aber, ob der Herr Fürst Staatskanzler sie gehörig gelesen und gewürdiget habe, weiß ich bis diesen Augenblick noch nicht, weil ich ihn nur erst einmal bei Tische, sehr flüchtig, zu sprechen Gelegenheit gehabt. Er hält sich auf dem Lande auf, und kam nur einmal seit meiner Anwesenheit in Berlin zur Stadt, um dem Könige vorzutragen. Jetzt kommt er gar nicht herein, und ich bin erst in künftiger Woche zu ihm hinauszufahren im Stande. Die Meinung, die er mir alsdann äußern wird, kann erst meine weitern Schritte bestimmen, da Sie sonst leicht in die Hände des Hrn. Finanzministers gegeben werden würden.

Ihre Ansichten über unsre Lage theile ich in der Hauptsache um so mehr, als ich das trostlose Bild sehr leicht noch zu verstärken im Stande wäre. Nur in Bezug auf Hrn. v. Humboldt bin ich nicht ganz Ihrer Meinung, indem Sie voraussetzen, daß er kein Talent für das wirkliche Geschäftsleben habe. Gewiß, weit eher ein ungemeines; er ist ein sehr tüchtiger, thätiger, unermüdeter Geschäftsmann. Ich kenne seine fehlerhaften Seiten in Bezug auf den Staatsdienst sehr wohl (die Privatneigungen gehen uns nichts an) aber sie sind untergeordnet; einen vollkommenen Minister werden wir vergebens suchen. Da er durch seine Talente, durch seine Einsichten, und durch die öffentliche Meinung über die Andern erhoben ist, so glaube ich eben, daß man sich um ihn versammeln müsse, daß er selbst sein Ministerium mit Männern umgebe, die er auch brauchen kann. Unsre Verwaltung wird durch einige Einheit, die sich im Staatskanzler findet, noch zusammengehalten; der Willkür der Minister würde ohne dieses, und so lange wir keine Repräsentations-Verfassung haben, Thür und Thor geöffnet seyn. Geht der Staatskanzler ab, bevor wir diese Verfassung ausgeführt sehen, würde alles in sich selbst versinken, wenn nicht Ein Minister dasteht, der die übrigen imponirt. Beyme ist dazu nicht ganz geeignet, so redlich er es meint und so sehr er noch jetzt des Königs Vertrauen besitzt. Es ist zu weitläuftig, hierüber in ein Detail einzugehen. Hoffentlich können wir uns mündlich einmal darüber unterhalten.

Sobald ich den Hrn. Fürsten Staatskanzler gesprochen, (und ich denke, Montag den 12. d. zu ihm auf's Land zu fahren) schreibe ich Ihnen und theile Ihnen die Data zu einer neuen Vorstellung mit, die Sie an ihn einsenden sollen. Es wird sich wohl so einrichten lassen, daß von

Ihrer anderweiten Bestimmung, wenn Sie es wünschen, noch nicht die Rede sein darf.

Mein heutiges Schreiben ist nur provisorisch, um Sie nicht noch länger ohne Antwort zu lassen. Die Naumburger Messe ist ein Scandalum der tollsten Art. Gott weiß, wer hier die Meßordnung zusammengebraut. Aber mich dünkt, daß der Hr. Minister Gr. Bülow gerade am wenigsten für das Gewerbe-Wesen tauge.

Was Ihre Schrift über Kotzebue betrifft, so ist das Kabinets-Archiv Friedrichs des Großen noch zur Zeit nicht so geordnet, daß ich Ihnen wegen des Adelsgesuchs, von dem ich auch früher schon erzählen gehört habe, etwas Bestimmtes verschaffen könnte. Vielleicht mittelt der Zufall etwas aus. Sobald ich es erfahre, werde ich es Ihnen, doch für Ihre Schrift schwerlich zeitig genug, mittheilen. Daß hier eine Todtenfeier kürzlich Stattgefunden, werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Das Publikum sagt, die Sache sei vom Könige ausgegangen. Besser Unterrichtete versichern: daß nur Hr. Graf Brühl die Schuld trage, der König habe sich ganz leidend verhalten. Hier sind seit einigen Tagen Verhaftungen junger Gelehrten, die im Verdacht des Liberalismus bei der Parthei der Ultra's stehen, vorgenommen worden, z. B. eines Herrn v. Hennig, D. Bader, D. Jung, Rödiger, Hr. v. Wangenheim, vielleicht noch andere. Es wird nichts dahinter seyn, und unsre Polizei sich einen großen Scandal bereitet haben. Zufällig ist auch in Paris ein Lärm unter den jungen Leuten, indem man sich genöthigt gesehen hat, die Rechtsschule zu schließen. Es scheint eine Influenza der Jugend zu herrschen.

Mein herzlichstes Lebewohl und die Versicherung der vollkommensten Hochachtung und treusten Ergebenheit.

Staegemann.

2.

Berlin, den 13. Februar 1822.

Mein verehrtester Freund,

Wenn sie wüßten, wie es jetzt auf meinem Tisch, auf meinen Stühlen, in meinem Kopf einen Tag wie alle Tage aussieht, so würden Sie selbst mein heilloses Stillschweigen aus Mitleid entschuldigen. Ich weiß nicht, wie ich mich meinem gegenwärtigen unnützen und lebenfressenden Thun und Treiben entziehen soll, und bedarf einer leichtsinnigen Philosophie, um mich Oben zu erhalten. Der Hr. Fürst Staatskanzler hat die Einrichtung getroffen, daß alle bei ihm eingehende Sachen an mich zunächst geschickt werden, theils um sie unter die Arbeiter seines Büreaus zu vertheilen, theils um sie selbst zu bearbeiten. Schon das Lesen alles dieses Zeuges nimmt einen großen Theil meiner Zeit in Anspruch; ich muß aber auch den größern Theil selbst bearbeiten und die übrigen Arbeiten wenigstens correvidiren. Dabei muß ich nie vergessen, daß der Staatskanzler an des Königs Statt ist und ein väterliches Regiment gründlich führen soll, daß also mit Minister-Resolutionen: „daß das Suchen nicht statt finde", u. d. gl. den Leuten nicht aufgewartet werden dürfe, daß man ihnen verständig, ernst und milde antworten müsse. Die Sache wird mir also sehr sauer gemacht, mehrentheils durch mich selbst, ich kann es aber nicht ändern. Dazu kommen nun die Kämpfe mit den Ministern, mit den Aristokraten, mit den Finsterlingen. Ich bin also wohl mit Recht lebensmüde.

Auch der Trost der Musen reicht nicht mehr hin, da der Akten-Jammer sie endlich doch verscheucht.

Meine Krankheit ist durch Karlsbad zwar geheilt, aber

an den Augen leide ich seit einigen Monaten wieder sehr; kurz es geht alles zu Ende.

Von unsrer Constitution wird Ihnen Hr. S. Caspari das Wesentliche erzählen. Unter dem Vorsitze des Kronprinzen ist vom Könige eine Commission niedergesetzt, die sowol die allgemeinen Bestimmungen, als die Lokal-Modalitäten berathen soll. Für die letztern ruft diese Commission Eingesessene jeder Provinz zusammen, und hat mit der Mark den Anfang gemacht; jetzt wird zu Pommern übergegangen. Ob von einer Repräsentation oder nur von sogenannten provinzialständischen Verfassungen die Rede in der Commission sey, wissen wir Andern nicht. Es sind verständige Männer in dieser Commission, z. B. Hr. v. Schönberg und Hr. v. Vincke. Doch sind sie auch Edelleute. Der Herr Minister v. Voß scheint wohl das Meiste zu wirken. Man hält dafür, daß er nach des Fürsten Abgange zum Staatskanzler bestimmt sei, woran ich noch zweifle. Ich höre, daß einer der Umtriebe oder Betriebe unsrer Märkischen Herren die Herstellung der alten Verwaltungs-Bezirke sei. Zwar bin ich auch nicht damit einverstanden gewesen, daß man die alten Provinzial-Eintheilungen nicht besser respectirt hat, da es aber einmal geschehen, und zu einer Zeit geschehen ist, deren Iniquität vieles rechtfertigte und entschuldigte, so würde jetzt eine große Thorheit seyn die Sache wieder umzustoßen und eine neue Unordnung zu organisiren. Lustig ist es zu lesen, wenn ein Ministerium, an dessen Spitze ein Minister steht, der sich zu den Republikanern gewiß nicht zählen wird (das Min. des Innern und der Polizei) von der Republikation des allgemeinen Landrechts spricht.

Uebrigens ist immer noch böse Zeit. Die Demagogen-Riecherei hört noch keinesweges auf, sondern verstärkt sich,

wie freilich eine natürliche Folge des ganzen Systems ist. Denn aus dem Unrath geht immer eine Insektenschaar hervor, die neuen Unrath macht, und das Völkchen der Delatoren und Denuntianten grünt und blühet recht lustig unter dem Schirme der Polizei. Einer dieser Kauze, Herr von Otterstedt, Gesandter an den Höfen von Darmstadt und Nassau, hat ausgewittert, daß Wilmanns in Frankfurt ein Werk von Hoffmann: König Floh, verlege, worin Andeutungen auf die Maynzer Commission, aus den Untersuchungs-Akten entlehnt, vorkämen. Hoffmann war ein Mitglied der hiesigen Commission. Nun wäre es freilich leichtsinnig, wenn H. sich der ihm amtlich in die Hände gekommenen Akten bedient hätte, um eine Plaisanterie über die Commission und deren Leiter ins Publikum zu bringen, indeß gewinnt die Otterstedtsche Delation dadurch nichts. Hoffmann wird wahrscheinlich durch Kabinets-Ordre entlassen werden, wie de Wette, wenn er es erlebt; denn er liegt gefährlich krank und es hat ihm die ergangene Kabinets-Ordre, nach welcher er sich vor einem Commissarius erklären soll, ob er sich zu dem Spaß bekenne, zur Zeit nicht publicirt werden können. Er wird, wenn er wieder hergestellt wird, am besten thun, seinen Abschied sofort zu geben. Das Gehalt eines Kammergerichtsraths wird ihm seine Feder wohl verschaffen.

Abends.

So eben komme ich aus zwei Gesellschaften, aus der letzten natürlich zuletzt. In der ersten war ich an der Seite des Hrn. D. Caspari und seiner Familie, in der andern unfern dem Hrn. Harscher v. Almendingen — Herrscher von Allendingen. — Ich habe mich sehr gefreut, auch die Familie des Hrn. D. Caspari kennen zu lernen, da sie

bisher mir fremd geblieben, auch in dieser unseligen Carnevalszeit, wo ich mich von allen Abendgesellschaften zurückziehe, wenig Gelegenheit für mich gewesen war, sie kennen zu lernen. Sehr bedaure ich nur, daß ich wenige Augenblicke Gelegenheit gehabt habe, in ihrer Gesellschaft zu seyn.

Sie erhalten hier den 2ten Band der Contemporains. Eine sehr philisterhafte Einrichtung, die das Min. der ausw. Angelg. in Ansehung der Pariser Courier-Reisen getroffen, indem die Couriere gar keine Privatsachen mehr mitbringen sollen, wird mich vielleicht verhindern, Ihnen die folgenden Theile, die sehr sparsam erscheinen, schnell zu verschaffen. Indeß habe ich mir dieserhalb schon eine Einrede erlaubt, die man vielleicht respectirt.

Ich besorge sehr, Ihnen noch nicht einmal meinen Dank für die französischen Dichter gebracht zu haben. Sie behalten diesen Dank noch zu gut. Kommen Sie nur bald einmal nach Berlin.

Die herzlichsten Grüße an Hrn. Klamer Schmidt. Ich hoffe, daß er wegen seiner Forderungen vom Finanz-Ministerium, nach meiner Einleitung befriedigt ist. Einige Verse, die ich beifüge, theilen Sie wohl gütigst ihm mit. Auch an das Körte'sche Ehepaar und Hrn. Geh. R. v. Strombeck meine freundschaftlichsten Grüße. — Mein ganzes Haus ist voll Supplicanten und der Hr. Staatskanzler will übermorgen nach Hardenberg reisen. Also kurz und gut totus tuus.

Stägemann.

3.

Berlin, den 22. Juli 1822.

Sie sind es von mir schon gewohnt, hochverehrtester Freund, daß ich meine Briefe mit Entschuldigungen anfange; und so bitte ich auch heute wieder um Verzeihung, daß ich Ihnen meinen Dank für die gütige Uebersendung Ihrer Ergänzungen u. s. w. so spät darbringe. Ich habe mich allerdings ein wenig verwundert, daß Sie sich mit diesem irdischen Zeuge befaßt haben. Damit ich Ihnen jedoch die Ueberzeugung verschaffe, daß ich schon ernstlich hineingeschaut habe, monire ich S. 217. §. 516 sowol das Monitorium als die Ober-Rechnungskammer, statt Ober Rechenkammer. Wenn unsere Sprache durch Anfügung eines Substantivs an ein Verbum ein zusammengesetztes Wort bildet, so daß dem Substantiv durch das Verbum ein unterscheidender Begriff beigelegt werden soll, so verwandelt sie, ohne Ausnahme, das Verbum mittelst Hinwegwerfung der Biegung des Infinitivs en. Aetzmittel, Betschwester, Drehorgel, Fechtboden, Gießhaus, Hemmschuh, Impfanstalt, Keichhusten, Lockvogel, Meßkunde, Nähnadel, Packhof, Quälgeist, Reitbahn, Schießpulver, Treibhaus, Waschbank, Zählbrett, nicht Fechtenboden, Lokkenvogel &c. und so auch Rechenkammer und Zeichenkunst (von rechenen und zeichenen).

Lassen wir es also bei Friedrichs des Großen Ober Rechenkammer. — transeant nugae!

Man hat uns Hoffnung gemacht, Sie einmal wieder hier zu sehen. Ihr litterarisches Wirken wird Sie freilich wohl an solchem Zeitverluste hindern.

Aus unserm Archivwesen kann vor der Hand noch nicht viel werden. Vielleicht geht nach und nach aus der Schreiberei etwas hervor.

Hr. v. Strombeck thut mir sehr leid, und ich werde mit vielem Antheil für ihn zu würken suchen. Meine Würksamkeit ist aber in Bezug auf den Herrn Justizminister sehr beschränkt. Aufrichtig gesagt, bin ich jedoch zweifelhaft, ob Hr. v. St. für das Obertribunal passen würde, wenn ich die Wahl der Räthe hätte, dermalen, unstreitig.

Herr R. R. Schöpfer besuchte mich hier, und ambirte auch die Präsidentenstelle. Es kam mir gleich vor, daß es vergeblich seyn werde. Ich habe ihn auf der Universität, nicht sehr nahe, gekannt. Hr. Mühler hat einen vorzüglichen Ruf, doch habe ich mit ihm in keiner Berührung gestanden.

Ich schicke Ihnen zwey Theile des französischen Zeitgenossen, und zwey Exemplare einer Ode, zu der ich mich wieder habe verleiten lassen. Eins haben Sie doch die Güte mit meiner freundschaftlichsten Empfehlung an Hrn. Kl. Schmidt zu geben. Ich wünsche, daß das Gedicht Ihres und seines Beifalls sich erfreuen möge. Man hat hier auf der einen Seite die Augen aufgerissen, daß ich das Gedicht an zwey disgratiirte Minister zugeeignet habe, auf der andern Seite pfiffig bemerkt, daß ich von ihrer baldigen Restauration besser als andre unterrichtet seyn werde.

Es liegt dabei außer alter Freundschaft (denn Boyen war mein Universitätskamerad und hat mir späterhin Wohlwollen erwiesen, und Boyen war mir als Fähnrich schon von einer tüchtigen Seite bekannt) nichts zum Grunde, als die Erinnerung: wie vielfältig wir mit Scharnhorst ehemals politisirt und daß Boyen Chef des Bülowschen Generalstabes war. — Des Schlusses wegen wünschte ich, daß das Gedicht den Wienern bekannt würde. Ich habe hier nur 50 Exemplare abdrucken lassen, darum muß ich mich auch entschuldigen, daß ich an Hrn. Körte keins schicke;

man hat sie mir hier eigentlich weggerissen, und ich bin ganz verwundert, daß die lyrische Poesie noch Gönner habe.

Unser Freund Brockhaus hat hier eine kurjose Unbill durch den Hrn. Polizeiminister erfahren, der jedoch auch zu entschuldigen ist, weil es billig immer vermieden werden muß, einen irascibeln Mann zu erzürnen. Hr. B. schiebt die Schuld mit Unrecht dem H. Klindworth zu. Es gehört nur zu den Zeichen der Zeit, daß ein so jämmerliches Subjekt einiges Aufsehn erregen könne.

Mein herzliches Lebewohl.

Totus tuus
Staegemann.

4.

Berlin, den 26. Okt. 1822.

Ihr freundschaftliches Schreiben vom 22. d. M. habe ich durch die fahrende Post schon vorgestern zwar erhalten, es ist mir aber nicht möglich gewesen, bis heute mit dem Hrn. Finanzminister über die Angel. des Hrn. G. R. v. Strombeck und seines Herrn Schwiegersohns zu sprechen, weil Freitags und Sonnabends alle meine Zeit für den nach Verona abgehenden Kourier in Anspruch genommen wird. Ich habe mich daher für jetzt darauf beschränken müssen, mir die Akten des Kgl. Finanz-Ministeriums vorlegen zu lassen, aus welchen ich ersehen habe, daß die Abänderung auf einen Bericht der Regierung vom 20. Sept. angegeben ist, worin sie sich

a) für den Oberförster Hanstein zu Letzlingen verwendet und ihn zu der für Hrn. Zeller bestimmten Stelle vorschlägt,

b) Hrn. D. F. Grashoff zu Schnöggersburg zum Nachfolger des H. Hanstein und

c) Hrn. Z. zum Nachfolger in Schnöggersburg vorschlägt.

Dieses ist unterm 15. Okt. bereits genehmiget worden, doch mit der Maasgabe, daß Hr. Z. nach Letzlingen kommen und Hr. G. in Schnöggersburg bleiben soll.

Nach den Akten ist Letzlingen um 50 Thlr. Gehalt schlechter als Grüneberg, dagegen soll Grüneberg 40 Thlr. weniger Ländereipacht tragen.

Ob es noch zu redressiren seyn wird, steht dahin. Ich werde mein Möglichstes thun. Versichern Sie vorläufig meine freundschaftlichste Empfehlung an Hrn. G. R. v. Strombeck.

Mit der Dienstags-Post schreibe ich Ihnen weiter. Ich habe, da ich gestern Morgen durch den aus Verona eingetroffenen Kourier eine Menge Arbeiten erhielt, die mit dem heute Abend abgehenden Kourier überschickt werden müssen, nur Zeit Ihnen zu sagen

totus tuus
Stägemann.

5.

Berlin, 4. März 23.

Verehrtester Freund,

Da ich Ihnen ausführlich zu schreiben, durch eine langweilige Konferenz verhindert worden bin, die morgenfrüh abgehende fahrende Post aber nicht gern versäumen mag, so schicke ich Ihnen heute nur diese Zeilen mit dem einzigen an mich gelangten Theil der französischen Biographieen.

Seltsam genug ist es, daß ich seit dem Tode des Für-

sten Staatskanzlers inaktiv und doch weniger Herr meiner Stunden bin, als zuvor. Noch habe ich keine weitere Bestimmung erhalten, wie denn über die anderweitige Organisation unsrer Verwaltung bis jetzt nichts bestimmt worden ist. Vielleicht leben wir noch eine Zeitlang in diesem glückseligen Zustande, der zuletzt auch ein Far niente für mich herbeiführen wird.

Mit der reitenden Post schreibe ich Ihnen weiter und empfehle mich bis dahin Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken.

Staegemann.

6.

Berlin, d. 8. März 1823.

Ihre Archiv-Angelegenheit, mein theuerster Freund, wird so lange ruhen müssen, bis der König über die Lükke, die durch den Tod des verewigten Fürsten Staatskanzlers entstanden ist, definitiv entschieden haben wird. Aus einigen Zeichen glaube ich zu entnehmen, daß es die Absicht Sr. Majestät sey, das Archiv-Wesen der obern Leitung des Kgl. Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten unterzuordnen, welches auch für das hiesige Staats- und Kabinets-Archiv ganz angemessen seyn würde, wogegen im Allgemeinen das Ministerium der wissenschaftlichen Angelegenheiten die eigentlichste Behörde seyn würde. Wir müssen nun das Nähere erwarten.

Mich selbst hätte der Tod des Fürsten nicht überraschen sollen; in der That war ich, als ich ihn am Abend seiner Abreise nach Verona an den Wagen begleitete, davon überzeugt, daß er nicht zurückkehren werde. Dennoch hat

mich die Nachricht von seinem Hingange sehr erschreckt. Da mit ihm meine bisherige Amtswürksamkeit aufgehört hat, so bin ich seitdem mehrentheils in Unthätigkeit versetzt, die Geschäfte im Staatsrath und einige commissarische Arbeiten abgerechnet. Wäre auch der Tod des Hrn. v. Voß nicht so schnell erfolgt, würde ich vielleicht früher in eine neue Würksamkeit getreten seyn. Jetzt muß ich nun, wie viele Andere, die weitern Anordnungen erwarten. Das Ungewohnte und Ungewisse meiner Lage macht mich auch für poetische Arbeiten unfähig. Ich war so eben im Begriff, unserm Freunde Schmidt eine Ode zum Neuenjahr anzufertigen, aber seit dem 11. Decembr. ist mir aller Muth, mich den Musen zu nähern, gänzlich erloschen. Vielleicht hat jedoch auch eine körperliche Krankheit in so verdrüßlicher Art auf mich gewürkt, da ich jetzt täglich an Kopfschmerz leide, den ich auch nur im Sprudel von Karlsbad wieder ertränken werde. Mit den wiederkehrenden Lerchen werde ich auch neue Kraft zum Gesange schöpfen, und die Vollendung meiner Ode an Schmidt, dem Sie mich gütigst empfehlen wollen, dem ich auch nächstens selbst schreiben werde, soll mein erstes neubeginnendes Leben seyn. Beim verewigten Fürsten würde ich ihm vielleicht ein Anerkenntniß am Ordensfeste haben verschaffen können; für jetzt ist wohl die Aussicht verschwunden, worüber mündlich ein Mehreres.

Ich lese jetzt viel, mehrentheils Altes. An den Montholon-Gourgaudschen Memoiren und dem andern über und von Bonaparte geschriebenen Zeuge kann ich mich wenig erbauen. Der Kontrast kleinlicher und leidenschaftlicher Reden tritt zu stark hervor, wenn man sich der gewaltigen Handlungen erinnert. J. v. Müller habe ich mit großem Antheil wieder gelesen. Wie traurig, daß er

die Herstellung des Reichs Friedrichs des Großen nicht erlebte!

Der Hr. Feldmarschall G. v. Kleist war ein höchst redliches und treues Gemüth. Aber für den Dienst des Vaterlands war er verloren, da er den Keim einer tödtlichen Krankheit in sich trug. Man versichert, der König habe ihn kurz vor seinem Tode zum Präsidenten des Staatsraths ernannt, eine Funktion, die er schwerlich noch angemessen hätte vollführen können. Zuverlässig weiß ich es nicht.

Ein Schreiben des Hrn. v. Vangerow habe ich in diesen Tagen erhalten. Haben Sie die Gefälligkeit, ihn vorläufig zu versichern, daß ich mit aufrichtigem Vergnügen mich für seine Angelegenheiten interessiren werde, soweit und würksam es mir nur immer gestattet wird.

Von der künftigen Gestaltung meiner Amtsverhältnisse wird es abhangen, ob ich an meine Reise nach Karlsbad eine Reise in Ihre Gegend werde anknüpfen können. Sehr erfreulich würde es mir seyn.

Empfangen Sie für heut mein herzliches Lebewohl und bewahren Sie mir eine wohlwollende und freundschaftliche Erinnerung.

Staegemann.

7.

Berlin, 23. März 1823.

Der letzte aus Paris eingetroffene Kourier hat mir den beigehenden Band der biographie des Contemporains überbracht, den ich Ihnen sofort überschicke, mein verehrtester Freund. Mein Pariser Korrespondent schilt besonders die Abfassung der Artikel über die ausländischen Zeitge-

nossen. Ich habe nur drin geblättert, und gefunden, daß der Hr. Staatskanzler unter dem Artikel Hardenberg noch lebt, unter dem Artikel Humboldt aber schon begraben ist. Der sel. Feldmarschall Kalkreuth wird zum österreichischen General gemacht. Den Tugendbündener Hoppe kennt keine Seele. Indeß transeat cum caeteris.

Hier ist noch Alles beim Alten. Es ist wenig wahrscheinlich, daß der Schluß des vorbesagten Artikels der biographie wider den Willen der darin benannten beiden Herrn erfüllt werden dürfte. Beide habe ich, so zusammengestellt und so ihnen gewisse Dinge in die Schuhe gießend, noch nirgend gefunden.

Ich empfehle mich Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken.

Staegemann.

8.

Berlin, 8. April 1823.

Die beiden Exemplare Ihrer Ergänzungen 2c. sind pünktlich an mich abgegeben worden, verehrtester Freund. Sie können den Herrn Neun und Neunziger unbedenklich dechargiren. Ich würde vorschlagen, das für den verewigten Fürsten bestimmte Exemplar dem Hrn. v. Beyme Namens Ihrer zu überreichen. Zwar ist die fürstliche Bibliothek zum Fideicommiß gewidmet, ich meine jedoch, daß sich die Mäuse in Neuhardenberg, woselbst die Bibliothek aufgestellt werden soll, an das Fideicommiß nicht kehren werden; auch habe ich selbst dem Fideicommiß-Erben gerathen, die Bibliothek zu verkaufen, welches sich, prout res jacet, ohne Verletzung der Hauptsache realisiren ließ.

Es scheint übrigens nicht ganz unwahrscheinlich, daß Hr. v. B. nächstens wieder in das Ministerium eintreten werde. Ist Ihnen mein Vorschlag genehm, so überschicken Sie mir gütigst einige Zeilen, mit denen ich das Exemplar befördern werde.

Vor einigen Wochen besuchte mich Ihr Mitbürger Hr. Dölle. Dem Mann scheint das Wasser an die Kehle zu steigen, aber eine Portion Narrheit kann ich ihm nicht absprechen.

Ihren Wunsch, Ihnen einige Nachträge für das Conversations-Lexicon, betreffend die Biografie des verewigten Fürsten, zu überschicken, werde ich gern erfüllen. Ich muß mich indeß mehrentheils mit fremden Federn schmücken.

Hormayr mag ich nicht leiden. Er ist antipreußisch und vor Wuth, poetisch zu seyn, antipoetisch. Ich werde indeß auf Ihre Empfehlung sein Werk lesen.

Hier ist nichts von Bedeutung vorgefallen. Ueber die Organisation des höhern Geschäftsganges haben S. Maj. noch immer nichts entschieden. Auch ist wieder alles still von der provinzialständischen Verfassung.

Heut wurden wir durch die Nachricht von einer lebensgefährlichen Krankheit des Hrn. v. Ladenberg erschreckt, indem eine Sitzung des Staatsraths, worin er den Vortrag haben sollte, abgesagt wurde, weil er sterbenskrank sei. Es war aber nichts weiter, als eine Kolik, von der er zuweilen befallen wird.

Nächst dem Herrn v. Heß in Hamburg habe ich jetzt auch meinen alten Freund Herrn v. Baczko in Königsberg verloren. Sie hatten die häßlichsten Gesichter, die mir jemals vorgekommen sind. Als ich den ersten, der ein Buch: „Versuche zu sehen" geschrieben, vor

vielen Jahren sah, machte ich ein schlecht gereimtes Epigramm:

> Nun, das ist wahr, der kann sich nicht verläugnen.
> So muß man den Versucher zeichnen.

Nachmals habe ich ihn sehr liebgewonnen. Er war ein sehr redlicher, tüchtiger und gescheuter Mensch, obwohl kein besondrer Chef der Hamburger Bürgergarde, wozu er sich im Jahre 1813 durch mich [obwohl ohne meine Schuld] hatte verleiten lassen.

In der Anlage erlaube ich mir, Ihnen einen Brief an den Hrn. O. L. G. Referendarius Schmidt zu überschicken. Diesen jungen Mann hat das Pupillen-Collegium in einer v. Wilkeschen Verlassenschafts-Sache zum Curator ernannt, und ich interessire mich für den Curanden, einen jungen Burschen, der gar kein Vermögen hat und von seiner dürftigen Mutter, einer geb. v. Barnikow, mit schweren Sorgen erzogen wird. Hr. D. Caspari hatte schon im vorigen Jahre die Güte, mir über eine, diese Curatel betreffende Lehns-Angelegenheit sein Gutachten zu ertheilen. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie die eifrige Beförderung der Sache dem Hrn. Schmidt empföhlen, und auch Hrn. G. R. v. Strombeck, der ja wohl ein Mitglied des Pup. Koll. ist, dafür interessirten.

Herzlich mich Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken empfehlend

Staegemann.

9.

Berlin, d. 9. Mai 1823.

Keineswegs, mein theuerster Freund, ist es meine Meinung, daß Sie unter den vorwaltenden Verhältnissen

in Rücksicht auf den Hrn. v. B., die mir nicht bekannt gewesen sind, ihm eine Aufmerksamkeit beweisen sollen und ich werde Ihr Schreiben nebst dem Buche nicht abgeben. Haben Sie hier nicht einen Freund, dem damit ein Dienst erwiesen? Eventuell schlage ich Hrn. v. Raumer vor, da er doch das Archivwesen inspicirt. Für die freundschaftliche Besorgung der v. Wilkeschen Angelegenheit sage ich Ihnen den besten und verbindlichsten Dank. Ueber Ihr gütiges Anerbieten, mit dem Hrn. Major v. Wilke sich in gütliche Unterhandlungen unmittelbar einzulassen, werde ich sofort mit Frau v. Wilke (die ich wegen häufiger Geschäfte in diesen Tagen nicht habe sehen können) Rücksprache nehmen und Ihnen weiter schreiben.

Der Hr. Graf v. Lottum ist nicht Konferenz-Minister geworden, wohl aber hat er von Sr. Majestät den Befehl erhalten, einen Kabinetsvortrag der von Sr. Maj. ihm zugewiesenen Sachen zu übernehmen. Er ist also insofern in die Funktion des Fürsten Staatskanzlers eingetreten, als dieser auch des Königs nächster und erster Rath im Kabinet war. Ich habe dabei dieselbe Stellung, die ich bei dem verewigten Fürsten hatte. Eine Behörde zur Vermittelung der Ministerien, wie der Fürst Staatskanzler, constituirt er hiernach keineswegs, obwohl ihm die erhaltene Stellung wegen des Vortrags der Immediat-Berichte beim König einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die andern Ministerien verschafft.

Das Archiv ist nicht, wie es anfangs hieß, und wie ich Ihnen vielleicht geschrieben habe, an die Ministerien der geistlichen und auswärtigen Angelegenheiten, sondern an die des Königl. Hauses (Hr. Fürst von Wittgenstein) und der ausw. Angel. überwiesen worden. Ich werde nunmehr erst Gelegenheit haben, Ihre Negotia zu geriren.

Das Venturinische Buch ist hier, soviel ich weiß, schon seit wenigstens 6 Monaten verboten. Hr. D. Venturini ist übrigens ein betrübtes Haus, vordem ein blinder und einfältiger Panegyrist des „großen Monarchen, der die einfachste Politik und humanste Publizität, zur Beschämung seiner Gegner, auf den Thron erhob“. Indeß will ich dieserhalb die Maasregel, die man wider ihn genommen hat, nicht vertheidigen.

Unsre Retorsions-Vorkehrung gegen das russische Prohibitiv-System ist nicht mit meinen Ansichten übereinstimmend. Es hilft uns nichts, und verstockt den andern Theil. Der aufgelöste Traktat war für einige Provinzen, namentlich Schlesien, vortheilhaft; den preußischen, an der Ostsee, hat er geschadet. Dem Schleichhandel kann der Kaiser Alexander nimmer entgehen, und sein neues System wird ihm nichts helfen. Fabriken können bei ihm nur gedeihen durch Konkurrenz, wie überall. Mehr als durch die Besteurung des Schlachtviehs und des Getreides hätten wir ihm schaden können durch einen sehr erhöheten Ausgangszoll auf die Wolle; freilich hätten wir, indem wir seine Juden geschlagen, die unsrigen mitgepeitscht. Das podolische Vieh wird durch Oesterreich nach Schlesien kommen. Ursprungs-Atteste sind nicht schwer zu erhalten und wir verlieren den Vortheil der Handelsstraße.

Vor einigen Tagen hat Hr. v. Cotta mich hier besucht. Er hat wegen der allgem. Zeitung, so wie ich vernehme, auch einigen Verdruß mit unsrer Regierung gehabt. Seine hiesigen Korrespondenten sind auch trostlose Geister.

Ueber meine Reise habe ich noch zur Zeit nichts bestimmen können, da ich nun erst wieder in einige Wirksamkeit getreten bin und nun zunächst sehen muß, wie sich die Dinge gestalten werden.

Den Weber habe ich Ihnen beigefügt. Erst jetzt bin ich die Verwechselung meines Buchbinders gewahr worden. Mich dünkt, Sie werden nicht viel Ausbeute finden.

Daß Sie mir von Ihren Sorgen schreiben, ist mir unerwartet; ich dachte, da Sie ganz den Wissenschaften leben können, sei das Ihnen fremd, was wir Andern Sorgen nennen. Der Himmel schenke Ihnen einen heitern Mai und ein heitres Herz.

Bewahren Sie mir ein wohlwollendes Andenken und empfehlen Sie mich herzlich unsern Freunden.

Totus Tuus

Staegemann.

10.

Berlin, den 29. Juni 1823.

Mein verehrtester Freund,

So vielerlei und mancherlei ich Ihnen auch zu schreiben hätte, so muß ich mich doch in diesem Augenblicke, da vor der Abreise Sr. Maj. (am 5. k. M.) noch so verschiedenes zu beseitigen ist, auf das Wichtigere beschränken, nämlich auf den Trost für Sie wegen des Umzuges nach Magdeburg.

Da Sie noch nicht fertig sind, so übereilen Sie sich auch nicht. Ich werde hier die weitern Maasregeln nehmen, daß Sie in die kahle, kalte, klanglose Festung nicht eingesperrt werden sollen. Hierbei müssen Sie sich vorläufig beruhigen. Vor der Abreise des Hrn. Fürsten v. Wittgenstein kann ich nichts Wesentliches unternehmen, und werde nun durch den Hrn. R. R. Tzschoppe nähere Erkundigung über das, was man eigentlich mit dem Archive beabsichtige, worüber man noch gar nicht im klaren

ist, einziehen, und Ihnen mittheilen. In 8 Tagen schreibe ich Ihnen ein Mehreres, und werde Ihnen sodann auch einen Brief für Hrn. v. Cottendorff (ich weiß nicht, warum der wohltönende Cotta mit diesem übelriechenden Cottendorf vertauscht ist) zur weitern, aber vorsichtigen und sichern Besorgung überschicken. Mich dünkt, Sie würden ihm der beste Korrespondent über Preußen seyn, und ich selbst würde Ihnen von hieraus wesentliche Dinge, die sich zur öffentl. Mittheilung durch die allgemeine Zeitung wohl eignen, gern mittheilen.

An Hrn. v. Motz schreibe ich mit der nächsten Post, und bin im Voraus seiner Theilnahme versichert.

An die Hrn. Minister schreiben Sie noch nicht.

Für Ihr freundschaftliches Anerbieten wegen der Geschichte der Künste und Wissenschaften danke ich verbindlichst und obwohl ich einzelne Th'eile besitze, (indem Schulz mir theils manche verschleppt hat, theils die Anschaffung von mir nicht fortgesetzt worden ist,) so will ich doch sehr gern die 50, B. erstehen und überlasse Ihnen die weitere gefällige Besorgung.

Mich für heute Ihrem wohlwollenden Andenken herzlich empfehlend

Staegemann.

11.

Berlin, den 17. Juli 1823.

Theuerster Freund.

Eine 14tägige Krankheit hat mich von manchen Geschäften und von meiner schon vor 8 Tagen bestimmten Reise nach Karlsbad abgehalten. Jetzt bin ich so weit hergestellt, daß ich morgen auf 4 Wochen meine Reise an=

trete. In Ihrer Archiv-Angelegenheit habe ich noch nichts Wesentliches thun können; an Hrn. v. Motz habe ich geschrieben. Er wird gewiß, was an ihm ist, die Hand zu Ihrem Frieden bieten. Mit dem Fürst v. Wittgenstein habe ich noch nicht gesprochen, weil er seit Anfang dieses Monats abwesend ist. Wir müssen die Sache schon bis zu meiner Zurückkunft ruhen lassen, und sie alsdann ernsthaft zur Hand nehmen. Verständige Leute, indeß vielleicht mit Unrecht, weil sie wohl etwas partheiisch seyn könnten, tadeln den allgemeinen Archiv-Plan. Ich habe ihn noch nicht gesehen.

Den Brief an Hrn. v. Cotta lege ich Ihnen offen bei und stelle Ihnen nunmehr anheim, was Sie damit beginnen wollen.

Entschuldigen Sie mich doch gütigst beim Hrn. Ref. Schmidt, daß ich ihm in der Wilke'schen Sache noch nicht gedankt habe. Ich werde von der Reise in dieser Sache weiter schreiben. Geld wird für die eigene Annahme des Guts von Seiten der Minorennen schwer aufzutreiben seyn. Indeß muß man weiter sehn. Vielleicht entschließt sich die Mutter selbst zur Reise.

In Rücksicht auf Ihre Theilnahme an meinen sämmtlichen Verhältnissen melde ich Ihnen auch, daß ich meine Tochter verlobt habe, und zwar an den Legationsrath von Olfers, denselben, der einige Jahre mit Graf Flemming in Brasilien und zuletzt Geschäftsträger unseres Hofes in Lissabon war.

Mich treibt aber die Reise von dannen. Also nur noch herzliches Lebewohl und den freundschaftlichsten Gruß an unsern Freund Hrn. Schmidt.

Totus Tuus

Stägemann.

12.

Berlin, d. 30. Aug. 1823.

Hochverehrtester Freund,

Leider! habe ich die Anlage in dem Augenblicke meiner Zurückkunft nach Berlin, mithin zu spät empfangen, um bis zu dem von Herrn Höfer auf den 2. d. M. schon bestimmten Termin Gegenbefehl zu erwirken. Ueber die Ursache behalte ich mir eine mündliche Mittheilung vor, da wir uns doch hoffentlich in Kurzem sehen werden.

Hr. v. Motz hat mir bis jetzt nicht geantwortet.

Ich habe in der That nicht erwartet, daß man zu einer Zeit, wo man mit der Bildung von Provinzialständen beschäftigt ist, eine Maasregel ausführen werde, die den Ständen der Provinz unmöglich angenehm seyn kann. Wäre ich nicht genöthigt gewesen, 6 Wochen auf meine Reise zu verwenden, und hätte ich nicht alle meine Zeit vor der Abreise auf die dringendsten Dienst-Angelegenheiten anlegen müssen, so würde es mir möglich gewesen seyn, frühern Aufschub zu erlangen. Jetzt ist mein Rath dieser:

Daß Sie sich ganz der Verfügung unterwerfen, und nicht einmal die Miene annehmen, als ob Ihnen solche nicht angenehm sey, vielmehr sich anschicken, nach Magdeburg zu gehen und sich nur etwa noch 2 bis 3 Monate zur Ordnung Ihrer häuslichen Angelegenheiten eine Frist erbitten, die Sie sodann benutzen müssen, um auf's baldigste eine Reise (incognito) hierher zu machen. Die Mittheilungen des Hrn. Höfer werden Sie in Stand setzen, zu beurtheilen, wie bald Sie mit Sicherheit hieher kommen können. Reisen Sie zunächst nach Magdeburg, ganz ostensibel; Sie müssen doch daselbst für eine Einrichtung An-

stalten treffen. Von dort können Sie ja leicht auf einige Tage herüber kommen.

Meinen weitern Plan werde ich Ihnen sodann mittheilen. Nur bitte ich Sie sehr, gegen Hrn. Höfer bonne mine à mauvais jeu zu machen und nicht im Geringsten sich etwas merken zu lassen. Ich halte dieses dringend nöthig.

Von Karlsbad aus habe ich Ihnen geschrieben; nur wenige Zeilen; viel zu schreiben ist dort untersagt. Hr. Dr. Löwen übernahm die Besorgung des Briefes. Durch Hrn. v. Gärtner habe ich nichts erhalten; doch ist es mir auch noch nicht möglich gewesen, ihm meinen Gegenbesuch zu machen.

Hr. v. Cotta hat auch an mich nicht geschrieben. Indeß ist ja unser Freund Brockhaus unerwartet heimgegangen.[1]

Wegen Hrn. Lautsch werde ich mit Nicolovius sofort Rücksprache nehmen und meine thätigsten bona officia gern eintreten lassen. Empfehlen Sie mich an Hrn. Schmidt herzlich.

Mit treuster Ergebenheit Totus Tuus

Stägemann.

Ich bin seit Vorgestern Nachmittag in Berlin und befinde mich ziemlich wohl.

11. Sept. 1823.

Meine Registratoren sind wahrscheinlich im Lager, nämlich auf dem Sofa, denn bis 1/4 auf 5 Uhr haben sie, wegen der geforderten Acten, nichts von sich hören lassen, und man muß Geduld mit der menschlichen Faulheit haben. Was ich also für Sie nützlich halte, mein verehrter Freund, werde ich Ihnen mit nächster Schnellpost zusenden.

Was die für die A. Ztg. bestimmten Materialien betrifft, so bin ich der Schuldige; aber ich weiß eigentlich nichts, als die Vermählung des Kronprinzen, was hier von Belang wäre. Indeß sollen Sie auch hierüber etwas in Halberstadt vorfinden.

Die Briefe an Hrn. v. Motz und Hrn. C. Schmidt (den Sie wohl an Hrn. Pr. Lautsch mit meiner besten Empfehlung übergeben) habe ich beigefügt unter dem herzlichsten Wunsch einer glücklichen Reise.

Vergessen Sie nicht Hrn. Pr. L. an seine mir verheißene Petrarchiana zu erinnern.

Totus Tuus

Stägemann.

Berlin, d. 11. Sept. 1823.

13.

1823.

Die preußische Staatszeitung enthält im 54. St. d. J. eine kurze Anzeige der Schrift eines evangelischen Predigers im Magdeburgischen: „über den Ursprung, den Inhalt und die allgemeine Einführung der neuen Kirchen-Agende für die Hof- und Domkirche in Berlin" mit dem Beifügen, daß diese Schrift auf dem geschichtlichen Wege darzuthun suche, wie die neue Agende nicht nur dem Bedürfnisse der Zeit angemessen sei, sondern auch einen durchaus evangelischen Geist athme, und keinesweges etwas Neues, sondern nur die, leider! durch die neuere Aufklärungszeit verbannten ächt christlich liturgischen Formeln wieder einzuführen trachte.

Schreiber dieses, der es mit der Agende selbst nicht im

mindesten zu thun hat, wünscht nur, den würdigen Mann, der die Anzeige verfaßt, mit der Kirchengeschichte seines Vaterlandes einigermaßen bekannt zu machen.

Die neuere Aufklärungszeit ist bekanntlich das Zeitalter Friedrich's des Großen. Die Aufklärer sind gewöhnlich Lessing, Spalding, Teller, Semler, u. d. g.

Als das Reglement vom 25. Febr. 1733 erschien, welches die bisherigen liturgischen Formen der lutherischen Kirche abschaffte, regierte Friedrich der Große noch nicht; Spalding war 18 Jahr alt, Teller noch gar nicht geboren, Lessing und Semler Kinder von 4 bis 8 Jahren.

Das Reglement, welches zunächst für die Petrikirche zu Berlin bestimmt war, doch später auf alle lutherischen Kirchen der Monarchie ausgedehnt wurde, enthält wesentlich folgendes:

1) Die Kirche soll 8½ Uhr angehen und 10½ Uhr sammt der Predigt und dem Gebet geendiget seyn. Hierauf folgen Vorbitten, Danksagungen, Proclamationen, das Generalbeichtgebet, das Vater Unser und der Segen, bei welchem zwar der Prediger die Hände aufheben, aber kein Kreuz schlagen muß, weil solches bei der römisch-katholischen Kirche nur in besondern Absichten eingeführt und nach der Reformation beibehalten worden;
2) nach diesem wird ein Lied gesungen, und soll ein Prediger hinter den Tisch des Altars treten, der die Präparation des H. Abendmahls, und dann die Worte der Einsegnung ablesen, keineswegs aber absingen, noch auch ein Kreuz machen muß.
3) Leuchter, Lichter, Casel, Meßgewand, Chorrock sind abgeschafft.
4) Die Orgel soll allezeit, auch in der geistl. Trauerzeit

gespielt werden, maßen durch solche Trauer dasjenige nicht behindert werden muß, so zum Lobe des Höchsten geschieht.

5) Das Absingen einiger Lateinischen oder anderer Lieder von den Schülern auf den Chören soll gänzlich abgestellt seyn.

6) Die Privatbeichte wird abgeschafft.

Ein Schriftsteller der damaligen Zeit bemerkt hiebei:

„Viele Tausend Evangelisch-Lutherische, welche gar wohl wissen, daß Gott nicht auf das eitle Ceremoniell beim Gottesdienst, sondern auf das Herz der Gläubigen sieht, auf's höchste aber das Ceremoniell vor anders nichts als ein adiaphoron halten, das man beibehalten oder auch abschaffen kann, wußten Sr. Maj. nicht genug zu danken. Allein es fanden sich Prediger, welche damit nicht zufrieden waren, sondern Gewissensscrupel dagegen einwandten." Dieses veranlaßte ein Rescript an das Magdeburgische Consistorium vom 15. Aug. 1737 mit dem Befehl: „durch einen Umlauf bei den Predigern Erkundigung einzuziehen, ob die Verordnung: betreffend die Abschaffung der alten, noch aus dem Pabstthum herrührenden Ceremonien zur Wirklichkeit gebracht worden? Demjenigen, der sich eine Gewissenssache daraus machen sollte, wollten S. Maj. zu seiner Beruhigung die Dimission ertheilen." Der vorerwähnte Schriftsteller hat die Erklärung einiger Prediger aufbewahrt. z. B.

Gros Salza. Die Aufhebung des unschuldigen Singens vor dem Altar und der andern von allem päbstl. Aberglauben weit abgesonderten Ceremonien wird sowohl als unverdiente Dimission deprecirt.

Suske, Pr.

Nieder Solleben. Das Absingen der Collecten cessirt, und habe bei Gelegenheit meinen Gemeinden oft gezeigt, daß sie zufrieden seyn könnten, weil unser Herr Jesus nicht abgesungen, wird also aller Anstoß sich bald verlieren. B. Camtes, Pr.

Ebendorf. Das Absingen und Lichter sind allhier in Gehorsam abgeschafft, ob aber dieses Dinge sind, die aus dem Pabstthum herrühren, weiß ich diese Stunde nicht. Gebler, P.

Ackendorf. Was a tempore reformationis 200 und mehr Jahre recht gewesen, das hätte ferner bis an den jüngsten Tag recht bleiben können, und dem würden alle frommen Herzen zufallen. Doch dieweil es heißet: sic volo, sic jubeo etc. so habe auch die Kirchengebeter nicht mehr gesungen, und die Lichter nicht lassen anzünden, der Geist Gottes schreie in meinem und meiner Zuhörer Herzen desto brünstiger und lasse sein Licht helle werden. Alberti, P.

Sandersleben. Lasset uns nicht raisonniren, lieben Brüder, denn es ist zu dieser Zeit kein Joab mehr, der fragen dürfte: was hat mein Herr König zu diesen Sachen (da Sie unschuldige Ceremonien abschaffen) Lust. 2. B. Sam. 24, 3. Busch, Pr.

Gramsdorf. Obwohl Paulus sagt: stehet in der Freiheit, damit euch Christus befreiet hat und lasset euch kein Gewissen machen über Neumonden und Sabbath, und gleichwohl etliche über die adiaphora scandalum acceptum haben, so sind die Meßgewande abgeschafft worden. Gebauer.

Polmersdorf. Nach dem Befehl des höchsten Herrschers, Röm. 13. habe mich der Verordnung unterworfen. Aberglauben ist Sünde. Christus hat sein Reich in

uns inwendig, und er habe es wahrhaftig in allen, die seinen Namen kennen.

Dellshausen, P.

Löburg. Wenn Alles, so seinen Ursprung her aus dem Pabstthum hat, sündlich wäre und abgeschafft werden sollte, müßte manches unterbleiben, so doch unentbehrlich ist, e. g. die Glocken, welche 400 Jahre nach Christi Geburt zu Nola erfunden worden, ferner das von Pabst Calixto III. verordnete Anschlagen der Betglocken. Man hat allhier Sr. Maj. Befehl nachgelebt, in Hoffnung, S. K. M. werden Dero evangelische Unterthanen bei völliger Gewissensfreiheit und ungehindertem Vortrag ihrer in der H. Schrift festgegründeten Lehre lassen.

Lange, Insp. et P. Fabricius, Diac.

Glöna. Dem K. Befehl bin ich zwar nachgekommen, indeß ist nachdenklich, daß der Ursprung der Anzündung der Lichter nicht eben aus dem Pabstthum möchte herzuführen seyn. Ob die Abschaffung Christo gefällig und nicht wider seinen Willen sey, indem die Anzündung geschieht zum Andenken und Erinnerung, da Christus aus Liebe und in der Nacht kurz vor seinem Leiden uns noch ein Testament aufgerichtet; darnach ist erweglich, wenn man mit Gewalt darauf dringet, ob nicht der papatus eingeführt würde und demselben dadurch mehr käme, und wäre wider Christum. Welches aus Liebe zu meinem Jesu und meinem allergn. Könige, nicht 'ne Absicht des geringsten Widerspruchs oder (Gott behüte!) Ungehorsams habe vorstellen wollen.

Kaier, P.

Partensleben. Die Gebeter als verba institutionis werden langsam und deutlich gesprochen, auch die Leuchter

sammt den Lichtern, welche schon vorher gestohlen waren, sind nicht wieder angeschafft. Müller.

Hargke. Zu meiner Erklärung dient, daß ich meiner Gemeine öffentlich proponirt, daß diese Sache eigentlich zum Wesen der Religion nicht gehöre, und aus Gehorsam Sr. K. Maj. wohl abgeschafft werden können. Dafern uns aber etwas sollte befohlen werden, so das Wesen umstoßet, müssen wir eher Kopf und Kragen lassen. M. Grune, P.

Priesen. Hier wissen wir, Gott sei Dank, nichts von päbstl. und abergläubischen, sondern apostolischen Ceremonien. Braun.

Eggenstädt. Ich glaube nicht, daß Ihro K. M. diese Sache deswegen in motum gebracht, daß die Ceremonien sollen abgeschafft werden, sondern nur seine politicos und Theologos bei den Religionen zu probiren, ob sie bei ihrer Religion werden Farbe halten und standhaft bleiben. Diejenigen, welche sich wegen solcher Abschaffung sogleich accommodirt, wohl vielleicht in S. Maj. Ungnade verfallen, diejenigen aber, welche bis dato contradicirt, eine Königl. Gnade und Ruhm zu hoffen haben dürften. Uderstädt, P.

Minnberg. Allhier ist alles abgeschafft, ich habe auch meinen Priester Rock, der durch den Chorrock soll verstanden werden, bereits vor einigen Jahren zerschnitten und einen Mantel daraus machen lassen.

Granzel, P.

Bösdorf. Ich flehe zu Gott dem Allmächtigen, ob er E. K. Maj. dazu neigen und Ihnen ins Herz geben wolle, es bei dem Absingen, so in unsern Kirchen bisher gewesen, in Gnaden ferner zu lassen, insonderheit, da, als letztens versucht, den Segen ohne

Singen zu sprechen, ich wahrnehmen müssen, daß sich meine Zuhörer einander angesehn. Striker, P.

Mittelst Rescripts vom 16. Nov. 1737 ward hierauf der Prediger Braun zu Priesen cassirt, und die übrigen Renitenten wurden auf dieses Beispiel verwiesen. Die Verordnung ward strenge gehandhabt.

Kaum hatte der große Aufklärer, Friedrich, den väterlichen Thron bestiegen, als eine vom 3. Jul. 1740 datirte Kabinets-Ordre an das Ministerium der geistl. Angelegenheiten erschien, gemäß welcher den evangelisch lutherischen Predigern in sämmtlichen Landen sowohl die Tragung des Chorrocks, als auch die bei dem Gottesdienst und bei der Handlung des Abendmahls sonst üblich gewesenen Ceremonien mit Anzündung der Lichter auf den Altären und dergleichen wieder gestattet wurden, mit der Maasgabe, daß es den Predigern freigestellt seyn solle, nach den Umständen ihrer Gemeine sich dieser Ceremonien wieder zu bedienen oder es bei der unlängst eingeführten Art bewenden zu lassen.

Ueberhaupt hat sich der König Friedrich weder in die interna noch externa der Kirche gemischt, man müßte denn zu dem ersten die vollständigste Gewissensfreiheit, und zu dem andern die Abschaffung einiger Feiertage und die Veränderung des Kirchengebets zählen wollen. Auch bestand diese Veränderung nur darin: daß er die Fürbitte für Ihn Selbst und für die Königin, welche ursprünglich lautete: „fürnemlich laß Deine Barmherzigkeit groß werden über S. K. M. in Preußen, unsern allergnädigsten König und Herrn, über Dero Königl. Gemahlin, der Königin Maj." dahin berichtigen ließ: „über Deinen Knecht, unsern theuersten König und die Königin, seine Gemahlin."

Was Seine Maj., der jetzt regierende König in Bezug

auf die Agende, keinesweges zwangweise, angeordnet, ist hiernach freilich nichts Neues, hätte aber gerade in der sogenannten Aufklärungszeit bis zum Jahr 1787 für jede Kirche auf den Grund des Kabinetsbefehls vom 3. Jul. 1740 eingerichtet werden können, wenn der Prediger und die Gemeine sich darüber verständigt hätten.

Uebrigens sind wir gar nicht gemeint, den König, der den lutherischen Kirchen die Lichter entzog, zu den Obscuranten zu zählen; er meinte es höchst redlich mit dem Glauben, hielt aber dafür, daß die Lichter dem Lichte des Glaubens nicht angehörten, sondern von dem Antichrist an den Flammen seiner alten Heimath angezündet wären. Diesen Irrthum beseitigte der philosophische Sohn des rechtgläubigen Königs, und die Anordnung Sr. jetzt regierenden Majestät kann nur als ein Act gedeutet werden, durch welchen der Inhalt der Kabinets-Ordre vom 3. Jul. 1740 ins Leben zurückgerufen wird.

14.

Berlin, den 20. December 1823.

Verehrtester Freund,

Herr GR. Dehn hat Ihnen, wie ich hoffe, meine Entschuldigung wegen so langen Schweigens mitgetheilt. Ich bin noch immer sehr leidend. Nach der Aeußerung meines Arztes hat sich die Gicht auf den Kehlkopf geworfen und verursacht mir von Zeit zu Zeit einen heftigen Husten, der an sich zwar schmerzlos ist, aber durch die Anstrengung besonders des Abends die Nerven des Kopfs erschüttert, so daß ich gewöhnlich an Kopfschmerz leide, der meine Zeit

höchst beschränkt. Inzwischen geht es seit etwa 8 Tagen um vieles besser und mit dem Frühjahr hoffe ich völlig hergestellt zu werden.

Das Nächste sind jetzt Ihre eignen Angelegenheiten. Sie hatten Berlin kaum verlassen, als ich den Besuch des Hrn. R.R. Tzschoppe erhielt, der mich versicherte, daß die verzögerte Anweisung der Remuneration keinen andern Grund habe, als den Mangel des Fonds, indem bei der Anfertigung des Etats hierauf keine gebührende Rücksicht genommen worden und man sich jetzt in Verlegenheit befinde, den Fonds besonders zu erbitten. Dieser Anstand ist jedoch jetzt beseitigt, auch, wie ich vom Hrn. P. v. Motz vernommen habe, Ihre Befriedigung erfolgt; die Sache wird also als abgemacht auf sich beruhen bleiben können.

Auch Herr A.R. Höfer besuchte mich unmittelbar nach seiner Zurückkunft und führte, wie ich es erwartete, sehr bittre Beschwerden, indeß verhieß er mir, daß diese Bitterkeiten in seinen Amts-Bericht nicht influiren sollten. Zwar habe ich den Bericht nicht gelesen, doch setze ich keinen Zweifel in seine Zusicherung, da ich ihn nur als einen ehrlichen und wohlgesinnten Mann kenne. Indeß geht man im Allgemeinen von der Ansicht aus, daß die Stellung beim Archiv-Wesen nicht für Ihre Persönlichkeit sei, eine Ansicht, welche auch Hr. Präs. v. Motz theilt; wenn daher auch die hiesigen Obern und Hr. v. Motz Ihre gegenwärtige Stellung, und Ihren Aufenthalt in Halberstadt vor der Hand auf sich beruhen lassen und, wie man es nennt, durch die Finger sehen, so ist doch auf diesen prekären Zustand kein Etat zu gründen, und irgend ein unerwartetes Ereigniß kann ihn ungünstig berühren. Wir sind daher Beide der Meinung, daß es für Sie rathsam sei, dem gegenwärtigen Verhältniß je eher je lieber ein

freiwilliges Ende zu machen, weil, wenn die Sache durch die Archiv-Obern selbst über kurz oder lang aufgenommen werden sollte, eine anderweitige Disposition über Ihre Dienste und den Dienstaufenthalt getroffen werden könnte, durch welche Sie wider Ihren Wunsch und Willen urplötzlich aus Halberstadt und der dortigen Gegend entfernt oder genöthigt würden, auch das Wartegeld im Stiche zu lassen, wogegen Sie, wenn Sie das jetzt bestehende Verhältniß freiwillig aufgeben, in das Wartegeld zurückkehren, ohne daß jemand weitere Kenntniß davon nimmt, wobei ich faktisch noch bemerken muß, daß Sie, wie Hr. R.R. Tz. und Hr. A.R. H. mich übereinstimmend versichern, zu den Akten bereits erklärt haben, auf das archivalische Wesen sich nicht zu verstehen.

Es ist übrigens nicht meine Meinung, daß Sie Ihren Zurücktritt übereilend beschleunigen sollen; halten ließ sich das Verhältniß unter der Gunst des Hrn. v. Motz und der hiesigen Obern wohl, aber zu ernster Erwägung muß ich es Ihnen doch je eher je lieber hingeben.

Fragt sich hiernächst: was weiter für Sie zu machen sei? so weiß ich es freilich für den Augenblick nicht, weil Sie Ihr Glück an Halberstadt und die dasige Gegend geknüpft haben. Indeß muß man auch für den andern Morgen nicht zu ängstlich sorgen. Die Arbeit, die wir über das Besteurungswesen besprochen, sollte mir dazu dienen, über eine künftige, Ihnen zusagende Bestimmung weitere Schritte zu überlegen, wenn auch nicht sogleich zu thun. Unser dermaliger Zustand, rücksichtlich des Abgabenwesens, kann sich unmöglich auf die Dauer halten. Man bespricht Palliativ-Mittel, und schreitet zu Maasregeln, die vielleicht Uebel ärger machen. Ich rechne dahin die in Westfalen zum Theil schon ausgeführte besondre Orga-

nisation der Abgabendirectionen, die man allgemein machen will, indem man der Kasse großen Zuwachs dadurch verspricht. Keineswegs bin ich der Meinung, daß die dermalige Behandlung des Geschäfts in den Regierungen viel tauge, vielmehr würde ich eine Reform auch sehr wünschenswerth finden, aber niemals würde ich in unsrer dermaligen Verfassung rathsam halten, das collegiale Verfahren in Rücksicht auf die Hauptgegenstände der Verwaltung aufzuheben.

Die Weissagung des Hrn. v. Raumer in Bezug auf die Verminderung der indirecten Abgaben ist so wenig ihrer Erfüllung nahe, daß weit eher das Gegentheil, für einige Artikel, zu besorgen ist. Auch bin ich gar nicht des Glaubens: daß unsre indirekten Abgaben zu hoch gestellt sind, eher umgekehrt; aber nicht angemessen vertheilt und fehlerhaft verwaltet. Es ist unmöglich, zu behaupten, daß die Einwohner des preußischen Staates nicht im Stande seyn sollten, für die Bedürfnisse des Staates 60 Mill. Th. aufzubringen. Aber die Domainenpächter werden, in Folge des fiskalischen Plusmachens, zu Grunde gehn.

An den hiesigen Festlichkeiten bei der Vermählung des Kronprinzen habe ich keinen Theil nehmen können, da mich die Gicht zu Hause hielt. Die Anmuth der Prinzessin ist in aller Munde, und der König ist entzückt von der liebenswürdigen Schwiegertochter.

Von der Vermählung des Herzogs von Braunschweig mit unsrer Prinzessin Louise hat man schon gesprochen. Der junge Fürst soll sich bis jetzt musterhaft betragen, wie man nicht erwartete. Doch sind freilich noch die Flitterwochen. Den Obersten von Dörnberg, der jedoch nicht bei ihm bleiben wird, hat man hier ungemein gerühmt; doch die teinture eines Soldaten veranlaßt oft große Täuschung.

Goethe ist von neuem krank gewesen. Er soll jedoch seine Genesung schon hieher gemeldet haben, wiewohl in einem Briefe aus Weimar, den ich besitze, von der Besorgniß der Wassersucht gesprochen wird. Raupach ist in Weimar. Er sagte mir in Karlsbad, daß er den Winter in Berlin zubringen werde. Was sagen Sie denn zu Raumers Hohenstaufen? ich habe noch zur Zeit Furcht, das Buch zu lesen, da ich mit dem historischen Styl des Verfassers niemals zufrieden gewesen bin. Hr. v. Fouqué wird sich jetzt auch ausschließlich der historischen Muse weihen, und zunächst das Leben seines Großvaters schreiben.

Für heute empfangen Sie mein herzlichstes Lebewohl mit der freundschaftlichen Bitte, meinen dortigen Freunden mich zu gütigem Wohlwollen zu empfehlen. An Hrn. Pr. Lautsch schreibe ich unfehlbar noch im Laufe dieses Jahres.

Ich wünsche Ihnen die heitersten Feiertage.

Totus Tuus

Stägemann.

So eben erhalte ich durch den Kourier aus Paris den 12ten Band der biographie des contemporains.

15.

Berlin, den 6. Januar 1824.

Mit der herzlichsten Theilnahme, verehrtester Freund, wünsche ich Ihnen einen fröhlichen Eintritt in das neue Jahr und zu seiner Zeit einen fröhlichen Austritt.

Sie werden im Laufe desselben über Ihre nächste Zukunft entscheiden müssen. Was Hr. P. v. Motz Ihnen gesagt, rücksichtlich Ihres Wartegeldes, ist eben dasselbe, was er bei seiner Anwesenheit auch mich versichert, nur

mit der Maasgabe: daß Ihnen das Wartegeld nicht werde entzogen werden, wenn Sie auch die Stellung beim Archivwesen aufgeben. So lange man noch keinen mehrern Ernst hierseits in die Bearbeitung des Archivwesens legt, (welches wohl daher kommt, daß man es selbst nicht recht anzufangen weiß, und daß den subalternen Köpfen zu beschwerlich ist, das ihnen über diese Köpfe gewachsene Unkraut auszureuten) möchte man sich auch nicht besonders um Sie bekümmern. Was aber haben Sie davon, daß Sie sich Arbeiten machen, wenn Sie, außer Ihrem Wartegelde, nichts davon beziehen wollen oder werden?

Das Schreiben an den Hrn. F. v. W. habe ich, da Sie solches in meine Willkühr gestellt, nicht abgegeben. Es würde eher schaden als nützen. Werth legt der Fürst auf diese Sache nicht.

Sie erwähnen: öffentlich bewiesen zu haben, daß unsere Domainenverwaltung über alle Maaßen schlecht sei, und daß man Sie durch die Vorhaltung des jährlichen Plus habe widerlegen wollen. Wo ist dieses geschehen? ich erinnere mich nicht, es gelesen zu haben. S. 168. Ihrer Andeutungen zur Kritik wird der schlechten Verwaltung nur sehr allgemein erwähnt.

Ich wünschte, daß Sie über den praktischen Theil unsres Steuern-Wesens, die Verwaltung, ausführlicher reden möchten, namentlich auch über die Anstalten zur Abwehrung der Schmuggelei, die freilich durch die Gesetzgebung selbst hervorgebracht wird.

Sie werden nächstens einige Anordnungen lesen, die nicht zu meinem Vergnügen gereichen: a) wegen der Branntweinsteuer, b) wegen einer Abgabe der Miethsfuhrleute an die Postkasse. Wir tappen immerfort im Finstern, vielleicht, um ja nicht radikal zu seyn oder zu scheinen.

Dem Hrn. Handels-Minister ist eine böse Geschichte begegnet. Er hatte dem Könige den Plan vorgelegt, mittelst einer Unternehmung von Privatpersonen in Zeit von 3 Jahren die Hauptstraßen der Monarchie, etwa noch 100 Meilen, mit Chausseen zu versehen, wozu die Staatskasse jährlich 200,000 Thlr. als den Betrag der Zinsen von 4 Mill., die man etwa erforderlich hielt, hergeben sollte. Das Kapital sollte sich in etwa 15 Jahren aus dem Ertrage sämmtlicher Chausseen, die man den Unternehmern in Pacht geben wollte, amortisiren. Der König genehmigte den Plan und foderte die Vorlegung eines Entwurfs zum Kontrakt mit den Unternehmern, als welche die Herren Crelinger und Ewald von hier, Reichenbach von Leipzig genannt wurden. Nachdem der König auch den Entwurf zum Kontrakt erhalten, bestimmten S. Maj., daß der Plan hiernach zwar ausgeführt, die Unternehmung aber nicht an jene Herren, sondern in die Hände der Seehandlung gelegt werden solle. Rother glaubt, die Sache mit 2 Mill. ausführen zu können. Er hat durch seine Dazwischenkunft dem Hrn. Gr. Bülow einen wahren Liebesdienst erwiesen, obwohl er es weder gewollt hat, noch von diesem es erkannt werden wird. Das Publicum würde diese Sache, als jüdisch, höchst gehässig beurtheilt haben.

Dem Hrn. Prediger Lautsch habe ich erst heute geschrieben, indem ich die Muße nicht fand, die ich für eine nähere Vergleichung seiner Petr. Uebersetzungen mit dem Original in den Feiertagen zu finden hoffte. Auch habe ich mich nur auf weniges beschränken können, zumal mir die nöthigen Hülfsmittel zum richtigen Verständniß mancher schwierigen Stellen des Originals ganz abgehn. Ich habe die Uebersetzungen mehrentheils fließend und wohltönend gefunden, halte auch dafür, daß man im Ganzen nicht

mehr werde leisten können. Einigen Härten des Versbaues wird Hr. L. leicht abhelfen; aber der unglückselige Reim wird immer fortfahren, ihn unendlich zu beschränken. Wäre er nicht noch in dem Alter, auch wohl dieses Werk zu unternehmen, so würde ich ihm unbedenklich rathen, nur Eigenes zu leisten; ich bin überzeugt, er wird günstigern Erfolg davon haben, obwohl er Verzicht darauf wird thun müssen, sich neben Hrn. Klauren in Kupfer gestochen zu sehen.

Ihre Meinung über Raumers Hohenstaufen drückt sich epigrammatisch-wortspielend etwa in folgender Art aus:

Der Hohenstaufen Zeit in unsrer Zeit zu schreiben,
kann man gar wohl auf niedern Stufen bleiben.

Mit meiner Gesundheit will es noch immer nicht werden. Ich leide, seitdem der Husten mich verlassen, an schlaflosen Nächten.

Mit dem Herzoge von Braunschweig scheint sich unser Hof nicht befreunden zu wollen, wenn es wahr ist, daß man eine Vermählung der Prinzessin Luise mit dem Prinzen von Oranien betreibt. Aus Petersburg wird erzählt, daß die Vermählung des Großfürsten Michael mit der Prinzessin von Würtemberg zwar pro forma zu Stande gekommen sei, daß sie aber nicht beisammen wohnen werden. Die Prinzessin wird als höchst liebenswürdig und geistreich geschildert; die Abneigung eines Halb-Barbaren ist also wohl erklärlich.

Ich empfehle mich freundschaftlichst Ihrem wohlwollenden Andenken.

Totus Tuus

Stägemann.

16.

Berlin, den 27. März 1824.

Hochverehrtester Freund!

Meine Tochter hatte mir schon geschrieben, daß sie die Freude gehabt hätte, Sie in Halberstadt bei ihrem Durchfluge zu sehen. Ich hatte ihr eventuell, da bei der Abreise von hier zweifelhaft war, ob der Weg von Magdeburg aus über Halberstadt zu nehmen sei, einen Gruß aufgetragen.

Ich bin Ihnen lange wieder eine Antwort schuldig geblieben. Diesesmal bin ich in der That nicht durch Krankheit (obwohl ich mich keineswegs gesund finde), wohl aber durch überhäufte Amtsarbeit zurückgehalten worden. Herrn J.C. Quidde habe ich bei seinem hiesigen Aufenthalte nicht gesehn, und weiß nicht, ob er bei mir gewesen; er war schon abgereist, als ich mich nach ihm erkundigte. Daß ich aber Hrn. Caspari nicht gesprochen, ist mir unendlich leid; er ist bei mir gewesen, aber wahrscheinlich in Mittagsstunden, wo ich fast täglich in Sitzungen des Staatsraths oder des Staats-Ministeriums von 11 bis 3 oder 4 Uhr zubringe. Auch er war eben abgereist, als ich ihn in einer freien Mittagsstunde besuchen wollte. Haben Sie doch die Güte, ihm angelegentlichst meine Entschuldigung zu sagen.

Was Sie mir über unser Steuerwesen schreiben, ist zwar auch völlig meine Ansicht; aber ich besorge, daß darin für jetzt gar nichts zu ändern sei, und insofern ist freilich jeder Federstrich eine vergeblich verschwendete Arbeit. Von der Sendung des Herrn v. Schütz an den Rhein läßt sich schwerlich eine Frucht erwarten. — In diesen Tagen habe ich über eine Maasregel schreiben und sprechen müssen, die unstreitig auch von ihm ausgegangen, obwohl, unbe-

greiflicherweise, von dem Hrn. Gr. v. Bülow, als ehemaligem Finanz-Minister, autorisirt worden ist. Der Tarif von 1816 hatte nämlich bestimmt, daß 3 Francs 84 Cts. in den preußischen Kassen für 1 Thaler angenommen werden könnten (1 Franc für 6 Gr. 3 Pf.). Das Finanz-Ministerium verfügte hierauf: daß in den Rheinprovinzen, wo noch nach Francs gerechnet und vereinnahmt werde, auf den Grund dieses Tarifs ein Thaler für 3 Fr. 84 Cts. angenommen werden könne. Die Kasse hat dadurch je an 1000 Francs etwa 9 Thlr. verloren, im Ganzen vielleicht jährlich 40/M. Thlr.

Zu dem Artikel im Conversationsblatt habe ich Ihnen einige Zusätze und Abänderungen gemacht, werde Ihnen aber das Papier nebst der Braunschweigschen Landtags-Verordnung mittelst guter Gelegenheit erst überschicken.

Der König hat jetzt auch die Verordnungen wegen der Provinzialstände für die übrigen Provinzen vollzogen, die nach und nach in der Gesetzsammlung erscheinen werden. Der Märkische Landtag wird wahrscheinlich erst im Herbst gehalten werden, weil man die Abgeordneten vom Lande nicht in ihren Acker-Beschäftigungen hindern will. Der Pommer'sche Landtag, der schon mehr vorgerückt ist, wird gegen das Ende April's statt haben. Hr. v. Borgstede ist Pommerscher Landtagsmarschall. Man zweifelt nicht daran, daß S. Maj. den ehemaligen Braunschweig'schen Minister, Hrn. Gr. v. Alvensleben, zum Märkischen Landtagsmarschall ernennen werde. Es ist nicht ganz meine Ansicht, daß man die in administrativer Hinsicht von der Kurmark schon ganz getrennte Altmark zurückführt, statt sie, wie das natürliche Verhältniß es ergiebt, bei Magdeburg zu lassen. Das Alt-Historische ist doch nur etwas sehr zufälliges. In

Ihrem gütigen Schreiben vom 15. d. M. wünschen Sie meinen Rath über die Zusendung Ihrer literarischen Arbeit an die Kronprinzessin und an den Münchener Hof. Ich würde glauben, daß Sie am besten thun, die für die Kronprinzessin bestimmten Exemplare ihr durch den Hofmarschall des Kronprinzen, Herrn v. Massow, überreichen zu lassen. Wenn Sie mir Alles zuzuschicken die Güte haben, will ich es an Hrn. v. Massow besorgen. Was den Münchner Hof betrifft, so weiß ich auch keinen bessern Rath, als die Ueberreichung durch unsre Gesandtschaft. Auch diese Exemplare können Sie mir überschicken, um sie mit den Depeschen an die Gesandtschaft zu befördern. An die Kronprinzessin werden Sie wohl einige Zeilen besonders richten müssen. Wollen Sie die Münchner Exemplare auch an eine specielle Person addressiren, so wird es nur die Königin angemessen seyn können. Ich weiß auch eben nicht viel von solchen Schnurrpfeifereien.

Von der Literatur bin ich seit mehrern Monaten ganz geschieden; ich habe kaum Zeit, eine Zeitung zu lesen. Da ich indeß täglich älter und verdrießlicher werde, will ich meine Gedichte, insoweit sie die Historie des Vaterlandes von 1806/15 zum Gegenstande haben, endlich einmal herausgeben. Ich hatte schon an Brockhaus gedacht, indeß ist es wohl angemessener, daß ich die hiesige Nicolaische Buchhandlung wähle, wegen der Korrektur. Hoffentlich wird mir doch die Censur keine Hindernisse in den Weg legen, in welchem Fall ich freilich nur auf Sachsen recurriren könnte. Thöricht genug wäre man wohl dazu; vielleicht muß ich gar der Militair-Censur in die Hände fallen, gemäß der Gesetzsammlung von 1823, S. 176, Zeile 2 u. 3 von oben. Ich weiß nämlich nicht, was eine Militairschrift ist und was Militairverhältnisse sind. — Die Hogart-

schen Kupferstiche von Riepenhausen mit Lichtenbergs Erklärung besitze ich; obwohl einige Blätter fehlen mögen.

Ihre Archiv-Angelegenheit wollen wir noch zur Zeit hangen lassen. Ich höre, man ernennt hier einen neuen Archivarius; einen recht braven Mann und tüchtigen Registrator, aber vom Archiv-Wesen ohne die allermindeste Kenntniß. Geschieht solches am grünen Holz des Central-Archivs, so kann man ja mit dem dürren des Provinzial-Archivs auch einige Nachsicht haben.

Von meiner Tochter habe ich die letzte Nachricht aus Heidelberg. In diesem Augenblicke ist sie mit ihrem Manne wahrscheinlich in Genf. Ich besorge sehr, sie nicht wieder zu sehen.

Empfehlen Sie mich freundschaftlichst allen unsern dortigen Freunden, vornämlich Hrn. Schmidt. An Hrn. Pr. Lautsch hoffe ich nächstens zu schreiben.

Behalten Sie mich ferner in wohlwollender Erinnerung.

Totus Tuus

Stägemann.

17.

Berlin, den 30. April 1824.

Sie erhalten hierbei, hochverehrter Freund, den Fürsten von Hardenberg mit denjenigen Abänderungen versehen, die ich für diesen Zweck nur angemessen und hinreichend finde. Die Sache ist ein wenig häkelich, und Sie müssen mehr mit meinem guten Willen vorlieb nehmen. Den Landtags-Abschied remittire ich gleichfalls mit verbindlichster Danksagung und füge den 13ten Theil der biographie des Contemporains bei, den ich so eben aus Paris erhalten

habe. Zum Artikel v. Massenbach (General-Lieutenant) S. 82 möchte ich gern hinzufügen: daß die Franzosen nicht blos ein ehrenvolles, aber auch ein sehr theures Andenken in Danzig zurückgelassen haben, indem die Schulden des Freistaats bei dessen Auflösung im Jahre 1813 über 7 Millionen Thaler betrugen, und die Schuldscheine auf 13 pro Cent gesunken waren. Der Oberst v. Massenbach ist nicht zu 4-, sondern 14jährigem Festungs-Arrest verurtheilt. Er beschäftiget sich jetzt mit einer Kritik des preußischen Staatsschuldenwesens, nach algebraischen Formeln; es ist aber nicht zu erwarten, daß die Nation seinen Kombinationen im Felde der Staatswirthschaft Vertrauen schenken werde, da er auf seinem eigentlichen Gebiet an der Uker im Jahre 1807 sich verwirrte und die Armee in Schimpf brachte.

Da es mit Ihren liebsten Wünschen übereinstimmt, sich von Halberstadt nicht entfernen zu dürfen, so müssen Sie sich über das Ungünstigere schon hinwegsetzen. Wer sich selbst und seinen Neigungen leben kann, muß freilich auf mancher andern Seite einbüßen; aber die Unabhängigkeit von den Verdrießlichkeiten, Kleinigkeiten und Beschränktheiten des Geschäftslebens ist auch sehr viel werth, und die Abhängigkeit vom Verleger dagegen schwerlich in Anschlag zu bringen.

Daß Hr. v. Gärtner eine Aussicht auf den Justizminister habe, ist von mehrern Seiten gemeint worden, von mir nicht, obwohl der Hr. Finanzminister mich versichert hat, daß es keinen tüchtigern Kandidaten gäbe. Daß Hr. v. Nagler eine bedeutende oder irgend eine Wirksamkeit auf das Finanzwesen, die Einzahlung der Postüberschüsse zur General-Staatskasse abgerechnet, erlangen werde, habe ich nirgend gehört, und ist wenig wahrscheinlich. Hr.

v. Altenstein ist gefährlich krank gewesen, und wird noch einige Monate unthätig bleiben müssen, ist aber jetzt außer Gefahr. Der Hr. Justizminister scheint dem Abgange nahe; wenn S. Maj. Hrn. v. Beyme nicht in das Ministerium zurückrufen, dürfte wohl der O.L.G.Präsident Graf v. Danckelman in Glogau das Justiz-Ministerium erhalten. Andere interessiren sich für den Hrn. v. Schönermark in Posen; ich nicht. Hr. v. Beyme erklärt den Hrn. v. Savigny für am geeignetsten; ich habe es für Ironie gehalten, obwohl sie es in der That nicht war. Hr. Gräwell wird vielleicht für die Revision der Gesetzgebung und Gerichtsordnung verwendet.

Benzenberg soll sprachlos geworden seyn; ich selbst habe darüber keine Nachricht, und es nur aus der Erzählung des Hrn. v. Kamptz.

Seltsam ist es, daß die beiden heftigsten Verfolger des Hrn. v. Gruner, Herr v. Bülow und Hr. Le Coq, der erste durch die ihn betroffene gänzliche Lähmung, der andre durch den Tod (auch eine unmittelbare Folge der Lähmung an der Zunge) hors de combat gesetzt worden, kurz nach einander. Indeß Benzenberg auch, und dieser war ganz unschuldig.

Für Hrn. v. Strombecks Wunsch läßt sich unmittelbar nicht wirken. Die Erfüllung hängt ganz von der guten Gesinnung Sr. Maj. für den Empfohlenen ab. Hr. Fürst Wittgenstein würde vielleicht von Einfluß seyn. Indeß habe ich mein Möglichstes gethan, und ich hoffe, daß der Wunsch Ihres Freundes wohl gewährt werden wird, wenn er es in diesem Augenblicke noch nicht ist.

An unsern Freund Schmidt habe ich anliegend ein Gedicht geschickt, das ich gern noch einige Zeit zurückbehalten hätte, um ihm die nöthige Feile zu geben. Ihre Nachricht

aber vom 8. d. M. hat mich veranlaßt, es ihm prout jacet zu überschicken. Er wird es Ihnen wohl mittheilen.

Die Lust, eine Ausgabe meiner Gedichte zu veranstalten, ist mir schon wieder vergangen. Es wird am besten seyn, daß ich sie sammle und daß man sie nach meinem Tode drucken lassen könne, wenn man es der Mühe werth findet. Ich komme mir ganz entmuthiget vor.

Herrn Prediger Lautsch muntern Sie nur auf, an seinem Petrarch weiter zu arbeiten. Das wird ihm die Hypochondrie am besten vertreiben, und Hr. Dr. Körte soll nach Karlsbad gehen, wohin ich dieses Jahr auch zu reisen mich sehne.

Von meiner Tochter habe ich seit 4 Wochen keine Nachricht. Ihr letzter Brief war aus Turin.

Entschuldigen Sie mich bei Hrn. Schmidt, daß ich nicht noch besonders geschrieben habe. Es mangelt mir bei dem kurzen Aufenthalte des Hrn. Mangler hieselbst an aller Zeit.

Herzliches Lebewohl und bewahren Sie mir ein wohlwollendes Andenken.

Totus Tuus

Stägemann.

18.

Berlin, den 23. August 1824.

Verehrtester Freund,

Die Krankheit, die mich in der letzten Hälfte des Junius, und im Anfange des Jul. mit großer Heftigkeit befiel, habe ich zwar durch den 6wöchentlichen Gebrauch des Karlsbader Sprudels in der hiesigen Husaren-Straße, seit einigen Tagen beseitiget, und bin nun wieder an meine Geschäfte

gegangen, indeß ist mir noch ein verdrießliches Krankheits-gefühl zurückgeblieben, das mich an die schon gekommenen Tage erinnert, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Da es schon zu den Zeiten der Erzväter und des Königes Ancus so war, so muß man sich freilich beruhigen.

Ihre Benachrichtigung, daß man Sie auf ein Warte-geld von 456 Thlr. gesetzt habe, ist mir eben so empfind-lich als unerwartet gewesen. Unerwartet um so mehr, weil ich nach den mündlichen Aeußerungen des Herrn Präs. v. Motz in der That vorausgesetzt habe, daß davon nicht die Rede seyn werde und daß man schon die 684 Thlr. als ein Wartegeld ansehe. Ob sich eine Abänderung treffen lassen werde, kann ich Ihnen in diesem Augenblicke noch nicht sagen. Die Zeit ist um so ungünstiger, als gerade jetzt die Resultate der Ersparungs-Commission ans Licht treten werden, die in sehr erheblichen Verkürzungen der Gehalte und in mehrern Einziehungen etatsmäßiger Stellen, deren Inhaber auf ein Wartegeld gesetzt werden sollen, sich manifestiren werden. Ihre Verhältnisse sind indeß noch um so schwieriger, da der Aufenthalt in Halberstadt zu Ihren angelegentlichsten Wünschen gehört. Noch habe ich die Festsetzungen des Königs auf die Anträge der Erspa-rungs-Commission nicht gelesen, sie sind aber schon in der Kanzlei, und werden in ganz kurzem erwartet werden können. Hoffentlich wird man sie schon vom 1. Octbr. ab in An-wendung bringen wollen. Dergleichen Maasregeln sind allerdings die leichtesten Finanz-Operationen, zu denen es keiner Kolberts, sondern nur einiger rücksichtslosen Un-empfindlichkeit bedarf. Unter den obenbemerkten Umstän-den also muß ich mir meinen guten Rath für Sie noch vorbehalten.

Für die gütige Mittheilung der Niemann'schen Schrift

über Halberstadt und der Ode zur Klopstocksfeier danke ich verbindlichst. Wäre diese Feier nicht gerade in meine schmerzhaftesten Krankheitstage gefallen, hätte ich Ihnen, wie es mein Vorsatz wenigstens war, auch einige Verse zugeschickt. Der Gebrauch des Karlsbader Sprudels fordert aber eine gänzliche Entfernung aller Geistesarbeiten unerläßlich. Einigen weniger schwierigen Geschäftsarbeiten habe ich ohnehin mich nicht entziehen können, wohin z. B. die in unserm geistlichen Ministerium ziemlich protrahirte Gleim'sche Stiftungssache gehört, bei welcher Gelegenheit ich die testamentarischen Anordnungen des sel. Mannes gelesen habe. Mit seiner Humanitätsschule war er wohl nicht im Klaren, und unter Befolgung seiner Bestimmungen wäre immer nur ein sehr trüb- und armseliges Wesen zu Tage gefördert worden. Der König wird wahrscheinlich in diesen Tagen, sobald er von Dobberan zurückkehrt, die Bestätigungs-Urkunde des Vergleichs vollziehen und unser Freund Körte wird dann auch in die gehörige Ordnung kommen. Empfehlen Sie mich ihm und seiner lieben Frau herzlich.

Die Geschichte der Liturgie ist allerdings unerfreulich. Auch hier ist große Bewegung unter den Gemeinden mehrerer Kirchen, und der größesten, z. B. von Nicolai und Marien. Der Magistrat hat sich ganz bestimmt dagegen erklärt, und wenn die Prediger, die sich für die Annahme erklärt haben, mit Ernst vorgehen sollten, so dürften wir wohl ein öffentliches Aergerniß erleben. Im Herzogthum Sachsen, Wittenberg ausgenommen, sollen sich die Prediger überall dafür erklärt haben. Zwang wird der König indeß nicht gebieten. Auf jeden Fall muß die Sache nunmehr ernstlich zur Sprache kommen, da der Minister der geistl. Angel. ausführlich an S. Maj. berichtet hat, ehe er nach

dem Bade ging. Das Böseste, wenn der Regent sich in solche Sachen mischt, ist immer, daß er die Geistlichen zu Heuchlern macht, und zwischen ihnen und den Gemeinden Zwiespalt erregt. Im Magdeburgischen hat eine Gemeinde, die mit ihrem Prediger sonst in gutem Vernehmen stand, ihn, seit er die Liturgie angenommen, eines unzüchtigen Wandels angeklagt, weil er einem Frauenzimmer einen Kuß gegeben hat. Man schreibt Schleiermacher eine Schrift zu: Pacificus sincerus etc. die ich aber noch nicht gelesen habe. Sie soll besonders gegen den Dr. Augusti in Bonn, der auf den König hauptsächlich eingewirkt zu haben scheint, gerichtet seyn. Dieses ist wohl dieselbe, die Sie erwähnen. Wenn ein Geistlicher von Ansehn, und nicht wegen Demagogie verdächtig wie Schleiermacher, die Stimme ernstlich zum Könige erhübe, würde er sich gewiß auf den richtigen Weg leiten lassen. Der Bischof Borowski ist zu alt und hat nicht die Gabe des Jesaias. Hr. v. Altenstein ist zu furchtsam, und dieses bestärkt mehr.

Hr. v. Varnhagen ist von seiner nur kurzen Reise wohlbehalten zurückgekommen. Er will zunächst seine kleinen Biographieen fortsetzen, die er mit ganz besonderem Geschick anziehend schreibt. Daß er aber jetzt schon mit dem alten Blücher auftritt, der noch nicht kalt geworden ist, finde ich bedenklich. Man berührt an einem so frischen Leichname Stellen, worüber die Mitlebenden ein Geschrei erheben.

An ein Blutbad in Ipsara glaube ich noch nicht. Dieses Inselchen zählt nach Hassel, der doch wohl die neusten Beschreibungen gefragt haben wird, 400 Einwohner. Wahrscheinlich sind bei dem Blutbade von Chios mehrere Chioten hinüber geflüchtet, und man hat Befestigungswerke angelegt, die schlecht genug seyn mögen, aber eine Besatzung

fodern; auf jeden Fall indeß wird der Unfall gar nicht von solcher Bedeutung seyn, und da der Gewinn einer so unbeträchtlichen Insel für die Sache nicht das Allergeringste entscheidet, so glaube ich, daß das österreichische Kabinet dem Türkischen diese mit so großen Kräften leicht zu bewerkstelligende Eroberung angerathen hat, um dadurch den gesunkenen Muth der Moslemim zu erfrischen, wozu jetzt ein um so größeres Geschrei von den Erfolgen, den weggenommenen Schiffen (woran ich nicht glaube), den abgeschnittenen Ohren u. s. w. gehört. Es ist übrigens recht gut, daß die Gemüther durch ein vermeintliches Blutbad gegen die unchristlichen Christen noch heftiger bewegt werden. Herr v. Gentz, der dux gregis, ist ohnehin leicht in Angst gesetzt.

Empfehlen Sie mich freundschaftlichst dem Hrn. v. Strombeck und Hrn. C. Schmidt und behalten Sie mich in wohlwollender Erinnerung.

Totus Tuus

Stägemann.

Hr. v. Packebrach wird die Güte haben, Ihnen 2 Th. der biographie etc. einzuhändigen.

In diesem Augenblick ist hier die officielle Nachricht von unseres GR. Wolf Ableben in Marseille eingegangen. Wie unendlich weh thut es mir, daß er so seinem Tode selbst entgegengeeilt ist.

Totus Tuus

Stägemann.

24. August.

19.

Berlin, 24. Januar 1825.

Mein verehrtester Freund,

Ich habe wieder lang in Ihrer Schuld bleiben müssen, wenn Sie aber unser hiesiges Treiben und mich Unglücklichen darin verflochten erblickten wie auf Ixions Rad, würden Sie wahres Mitleid mit mir haben.

Zunächst Ihre Geldsache. Sie ist auf dem gewöhnlichen Wege, durch die Generalkontrolle, zur Sprache gekommen. Diese revidirt nämlich jährlich auch die Wartegelder-Etats und hatte im Revisions-Protokolle vom 2. Febr. v. J. erinnert, daß das Gehalt von 684 Thlr. nur aus dem Grunde als Wartegeld bewilligt gewesen sei, weil Ihre Anstellung beim Archive habe erfolgen sollen. Da dieses unterblieben, müsse es auf 340 Thlr. herabgesetzt werden, weil Sie zu den fremdherrlichen Beamten gehört hätten. Da das Letzte unstatthaft war, so remonstrirte das Finanz-Ministerium, mußte sich aber begnügen, Ihnen 456 Thlr. zu verschaffen, welcher Satz auf einer K. O. vom 25. März 1820 beruhet.

Ich habe diesen Zusammenhang der Sache dem Hrn. O. P. v. Motz nachgewiesen; wir wissen aber Beide nicht, wie Ihnen zu helfen sei, sobald Sie eine andere Stellung, außer Halberstadt, nicht annehmen können oder wollen. Ihre Dienst-Einkünfte waren allerdings mehr als 684 Thlr., und es würde vielleicht möglich seyn, Ihnen eine Entschädigung auch hiefür noch zu verschaffen, wenn nicht zu besorgen stände, daß man alsdann entweder fodern werde, sich anderwärts beschäftigen zu lassen, oder Sie noch schlechter zu pensioniren. Sie müssen sich überzeugt halten, daß ich gern Alles aufbieten würde, um Ihnen zu helfen, aber

wenn Sie die jetzigen Verhältnisse erwägen, werden Sie sich auch überzeugen, daß bei Ihrer entschiedenen Abneigung, sich aus der dortigen Gegend zu entfernen, ein nur zu sehr schwieriges Hinderniß in den Weg gelegt wird.

Schreiben Sie mir aber, ob Sie etwan anderes Sinnes geworden.

Man sagt, Hr. O.P. v. Motz werde Finanz-Minister und Hr. v. Klewitz O.P. von Sachsen werden. Daß der letzte in Ungunst sei, ergiebt die gestrige Ordensvertheilung, die ihm wiederum das Große Band versagt hat, obwohl es seinem Hintermann, dem O.P. Sack in Stettin (ob rem bene gestam liturgicam unstreitig) zugetheilt worden. Ich vermuthe, daß eben diese Ursache dem Hrn. v. Motz die 2. Klasse verschafft hat. Die große Menge von Superintendenten in der 3. Klasse, und die Erzählung: daß der König dem hiesigen Magistrate die Weisung habe zugehen lassen, die Theilnahme an der kirchlichen Feier zu vermeiden, weil ihm an der Liturgie nichts gelegen, macht es wahrscheinlich.

Was S. Maj. verhindert, dem würdigen Herrn v. Strombeck den Johanniter-Orden zu bewilligen, ist mir ganz unbekannt. Vielleicht glückt es mir, die Ursache zu erfahren. Er muß sich übrigens leicht darüber trösten. Für die Mittheilung seiner Helmstädt'schen Gedächtnißschrift bin ich Ihnen sehr erkenntlich. Daß ich sie schon gelesen, beweise ich durch die Bemerkung: daß der uneheliche Sohn des Herzogs Erich II. in demselben Jahre, in welchem sein Vater verstarb, zu Pavia auch mit Tode abgegangen ist. Chyträus in seiner Sachsenkronik erzählt es, nennt ihn jedoch anders. Verdienstlicher ist diese Schrift, als der Auszug aus dem Tagebuche des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, den uns die Voß'sche Zeitung vor einigen

Wochen scandalöserweise zum Besten gab. Wenn diese Regentenspiegel nur beherziget würden!

Unseres alten Freundes Clamer Schmidt, obwohl in gehörigen Jahren erfolgtes Absterben hat mich wahrhaft betrübt, da ich ihn noch einmal persönlich zu sehen hoffte. Hr. Pr. Lautsch hat mich eingeladen, ihm ein Gedicht zu seinem Andenken zu übersenden, was ich herzlich gern möchte, wenn ich jetzt nicht in vollständigem Zeit-Bankerutt mich befände, und von der Poesie gar nicht die Rede seyn kann, bei so vieler trostlosen Prosaistik, obwohl ich zu Zeiten in einen Poetenklubb gehe, den unsre lebenslustige poetische Jugend gebildet hat.

Das beiliegende Gedicht ist eine Frucht der Sommer-Kur im vorigen Jahre; ich habe mit Mühe mich zum Drucke entschlossen.

Hr. und Mad. Körte habe ich leider! hier sehr wenig gesehn. Ich höre aber, daß sie zum März wieder kommen werden. Vielleicht begleiten Sie sie.

Für heute muß ich schließen; hora ruit.

Behalten Sie mich in freundschaftlichem und wohlwollendem Andenken.

Totus Tuus

Stägemann.

Das Vaticinium am Schlusse meiner Ode ist auch ob injurias temporum in Dunkel gehüllt. Gott versteht mich, sagt Sancho Pansa.

20.

Berlin, den 30. August 25.

Wir müssen alle mehr oder minder das Leben in Noth und Sorge zubringen, mein theuerster Freund. Wohl dem, der es durch die Wissenschaften sich versüßen kann! Meine Reise nach den Bädern oder dem Harz habe ich, vielleicht für immer, aufgeben müssen, weil das Fahren mir zu beschwerlich, mitunter schmerzhaft ist. Jetzt hat mich der künstliche Brunnen, der Mock-Sprudel des Hrn. Soltmann in unserer Husarenstraße, nachdem ich ihn 6 Wochen getrunken, wieder auf die Beine gebracht, und ich kann wenigstens wieder fahren; verdrießlich ist solch ein prekärer Zustand jedoch um so mehr, als ich dabei eine delikate Diät beobachten muß. So habe ich dem Rheinwein zu entsagen mich genöthigt gesehen.

Der Tod des Hrn. Gr. v. Bülow ist uns Allen sehr unerwartet gewesen. Seine Zufälle waren jedoch schon seit dem Winter bedenklich, wie auch die Section erwiesen hat. Allerdings hat er dem Staate nicht geleistet, was sein natürlicher Verstand versprach; vielmehr hat er uns sehr geschadet, weil er sich bei dem Eintritt in das Finanz-Ministerium zu unabhängig stellte, sich nicht zweckmäßig umgab, und dadurch zu den Verwirrungen den Grund legte, die noch jetzt in unserer Finanzverwaltung herrschen, wenn er auch späterhin unmittelbar keinen Theil daran nahm. Die Geschichte der Westphälischen Obligationen, wo er besonders von seinen Umgebungen dupirt wurde, ist ein unauslöschlicher Flecken und hat seinem guten Rufe bei der Nation unheilbar geschadet. Dem Gewerbe-Wesen ist er späterhin durch thätiges Einwirken nützlich geworden; aber auch hierin hat er gar nicht geleistet, was zu leisten

war. Als Präsident des Staatsraths war er gar nicht an seiner Stelle, und in der letzten Sitzung, der er präsidirte, erlebte er den Scandal, daß wegen seiner leidenschaftlichen Bevorwortung einer ungerechten Einrichtung ein Mitglied antrug: ihn, wegen anscheinendem Privat-Interesse, von der Abstimmung über die Sache auszuschließen, was freilich auch leidenschaftlich war. Ich bin jedoch überzeugt, daß in den letzten Jahren seines Lebens die physische Ursache, die seinen frühen Tod herbeiführte, auch seine moralische Kraft sehr gehemmt hat. Hr. v. Motz wird, als höchst beschränkter Finanz-Minister, dennoch gewiß mehr leisten, als Hr. v. Klewiz. Nur fürchte ich, er werde an seinen Organen Hemmschuhe finden, wenn er nicht zeitig aufmerkt, und das ist eine um so schwierigere Aufgabe in einem neuen so schwer zu bearbeitenden Felde. Hr. v. Klewiz hätte, nach meiner Ansicht, für seine Ruhe nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich zurückzuziehen. Unmöglich kann ihn seine gegenwärtige Stellung befriedigen.

Die Gewaltthätigkeiten, die bei dem Schleichhandel vorfallen, sind hier schon zur Sprache gekommen. Ein Prediger im Mindenschen schrieb deshalb an den König. Wenn aber das Grenzzoll-System sich nicht wesentlich umändern läßt, so ist solchen Sävitien nicht zu steuern. Auch bin ich darin anderer Meinung, weil es keine Noth ist, wodurch die Leute gezwungen werden, zum Schleichhandel zu greifen; es ist immer ein ehrloses Gewerbe. Wo Holz gehauen wird, fallen Späne; auch sind nach unsern Akten bis jetzt mehr Zollbeamte durch die Schleichhändler verletzt worden, als umgekehrt. Uebrigens bin ich von der Wahl unserer Steuer-Directoren überhaupt nicht erbaut; die Einrichtung selbst mag nöthig seyn.

Ich bin in der That der Meinung gewesen, daß Hr.

v. Strombeck für das Obertribunal wegen seiner Kenntnisse und seines Fleißes wohl ein geeignetes Mitglied werden könne; nur darüber bin ich zweifelhaft: ob er auch wohl das punctum saliens treffe? was freilich bei dem summo judicio das summum seyn soll. Hier steht er im Ruf eines unverträglichen Kollegen. Der Hr. Justiz-Minister scheint nicht abgeneigt, ihn zu berücksichtigen; so lange jedoch Hr. v. Grolmann Präsident des Tribunals ist, wird er schwerlich etwas zu erwarten haben, weil dieser mit den Mitgliedern, die er aus Halberstadt erhalten, sehr unzufrieden ist und erklärt hat, keinen von dort mehr sich zuweisen zu lassen. Doch bleibt dieses unter uns, obwohl es dem Hrn. v. Str. eine Art leidigen Trostes seyn könnte.

Die Herren Westermeier und Zerrenner sind mir nur dem Namen nach bekannt; von ihrer Beförderung habe ich nie etwas gehört. Doch heißt es schon seit einiger Zeit, der König werde mehrere Bischöfe creiren, und dann könnte es den Ersten treffen, falls er die neue Liturgie eingeführt hat. An der Beförderung des letzten zweifle ich nicht, da er nach Ihrer Schilderung ein Mann nach dem Herzen des Hrn. v. Kamptz seyn muß.

Varnhagen ist seit einigen Monaten von hier abwesend im Bade, wird aber gegen den 6. k. M. zurückerwartet. Seine biographischen Denkmale finden überall Beifall. Er bearbeitet jetzt den Fürsten Blücher, der mir zu jung für eine Tagesbiographie erscheint; überhaupt wird ein geistvoller Bearbeiter keinen dankbaren Gegenstand an ihm finden.

Dehn ist nicht zurückgekehrt. Ich habe es auch, trotz seiner Versicherungen, niemals erwartet.

Unsere hiesige poetische Jugend hat eine Gesellschaft errichtet, in welche mich aufzunehmen man mir auch die

Ehre erwiesen hat. Meine fortdauernde Kränklichkeit und die Abneigung, mich Abends von Hause zu entfernen, haben mich jedoch nur selten Antheil nehmen lassen. Nicht einmal an Goethens Geburtstagsfest habe ich mich einfinden können. Unter den jungen Leuten sind manche sehr regsame tüchtige Köpfe.

Unsere Freunde Körte und Lautsch sollten freilich die Todten ruhen lassen; namentlich wird der Letztere auch schwerlich viel Lucratives erbeuten. — Von der biographie des contemporains habe ich kein einziges Stück mehr erhalten, bin aber ungewiß, ob mein Korrespondent saumselig, oder nichts erschienen ist. Ich vermuthe das Letztere. — Sie erwähnen einer ärgerlichen Angelegenheit des Hrn. Caspari. Was betrifft diese? Er hat gegen mich nichts davon erwähnt, auch ist sie mir hier nicht bekannt geworden.

Ich empfehle mich freundschaftlich in Ihr fortdauerndes Wohlwollen.

21.

Berlin, 15. September 25.

Die Bücher, die Sie von mir zu erhalten wünschen, mein hochverehrtester Freund, besitze ich nicht. Die Schrift, die Sie bezeichnen du Passé et des Jésuites, soll vielleicht heißen: du Pape et des Jésuites, denn eine solche finde ich allegirt in einem Werk, welches ich in 2 B. besitze, betitelt histoire abrégée des Jésuites et des missionaires pères de la foi (1820). Im zweiten Band ist ein Capitel du rétablissement des Jésuites par le pape Pie 7. en vertu de sa bulle du 7. Aout 1814. — Remarques sur

le Pontificat de ce saint père — réflexions importantes — 44 Seiten. Die importanten Bemerkungen sind nichts Besonderes, und das Ganze wird Ihnen wenig nützen. Die Bullen vom 21. Jul. 1773 und vom 7. Aug. 1814 sind in einer französ. Uebersetzung angehängt. Haben Sie das Werk nicht und wünschen Sie es zu erhalten, werde ich es Ihnen sofort zuschicken. Außerdem besitze ich die Schrift des fanatischen Maitre: du Pape, die aber von Pius 7. nichts enthält, sondern sich nur mit der Suprematie des Pabsts beschäftiget. — Die Gregoire'sche Homilie könnte sich in der chronique religieuse befinden, von der ich einige Bände besitze, die ich aber alles Suchens unerachtet in diesem Augenblicke nicht ermittele. Ich bin jedoch im Begriff, meine Wohnung mit einer andern (in dem Hause, welches der F. Staatskanzler bewohnte) zu vertauschen und in diesen Tagen mit dem Herüberschaffen meiner Bücher anzufangen, wo ich dann hoffentlich auch die Kronik finden werde. Außerdem finde ich in meiner, sehr beschränkten und vielfach geplünderten Bibliothek nichts über den Gegenstand; vielleicht möchte sich einiges in sonst unbedeutenden Schriften über Pradts quatre concordats ermitteln, wovon ich habe: Bernardi Observations sur les 4. concordats und de Pradt suite des quatre Concord. Die Schrift: des 4. Concord. ist mir abhanden gekommen und Sie werden sie auch ohne Zweifel besitzen.

In puncto des Schleichhandels bin ich über die Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung einverstanden; allein wer da weiß, daß ihm eine gesetzwidrige Handlung das Leben kosten könne, kann sich nicht beklagen. Meine Notizen übrigens reichen nur bis 1822 und beziehen sich besonders auf das Herzogthum Sachsen und Westphalen. —

Von einer dem Hrn. Gr. v. Bülow in Landeck be=

gegneten Geburtsgeschichte habe ich hier nichts vernommen. — Zu seinem Nachfolger ist Hr. O.P. Merkel so gut als ernannt; er befindet sich schon hier zu näherer Rücksprache in Beziehung auf den nahe bevorstehenden schlesischen Landtag.

Daß Hr. v. Klewiz vornehm auftritt, habe ich nicht erwartet. Es wäre auch gar nicht nöthig. Nach hiesigen Nachrichten ist er mit seiner Stellung sehr unzufrieden, und sollte er die Frau verlieren, wird er gewiß nicht aushalten, zumal die ständische Versammlung ihm das Leben sauer machen dürfte.

Man erzählt hier, der Gen. L. v. Horn sei pensionirt und Hr. v. Müffling habe das Westphälische General-Kommando erhalten. Es ist nicht unwahrscheinlich, auch muß Horn, den ich in meiner frühen Jugend schon als Adjutanten des Gen. v. Favrat kennen lernte, bejahrt genug seyn, um den Ruhestand zu wählen. —

Ich habe jetzt meine Gedichte einem Abschreiber gegeben, und gehe nun ernstlich daran, im Winter sie zu ordnen. Sehr wünschte ich aber, daß ein strenger sachverständiger Richter mir zuvor seine Kritik mittheile. Ich habe an Jacobs gedacht, den ich aber nicht im entferntesten kenne. Meine Freunde finde ich zu gütig.

Die Goethe'sche Idolatrie, die sich bei der diesjährigen Feier seines Geburtstages an allen Orten erwiesen, ist mir etwas anstößig durch die Art, wie sie sich geoffenbart hat. Die Verse sind mehrentheils doch gar zu schlecht, was mich eben deshalb verletzt, weil ich zu den entschiedensten Verehrern Goethens gehöre, und ihm bessere Huldigungen wünsche.

Die Uebersetzung der serbischen Lieder durch Fräulein v. Jacob ist sehr gelungen.

Wer ist der Kritiker poetischer Erzeugnisse in den Wiener Jahrbüchern? Sein Urtheil über Streckfuß Uebersetzung des Dante scheint wohl begründet. Ich weiß nicht, weshalb Str. immer so eilt, seine Uebersetzungen drucken zu lassen. Festina lente finde ich überall sehr rathsam.

Der König will den Magdeburgern ein Denkmal seiner Huld gewähren. Es scheint mir, als ob zu so ganz ausgezeichneter Huld vor den übrigen Städten kein zureichender Grund vorhanden sei, und ein dieser wohlhabenden Commune bewilligter Beitrag zu ihrer Armenversorgung von 500 Thlr. jährlich aus der Staatskasse, das heißt, aus den Mitteln der andern Kommunen, welche sich und ihren Armen selbst helfen müssen, habe ich nur ungerecht finden können.

Hr. v. Varnhagen empfiehlt sich Ihnen.

Bewahren Sie mir Ihr wohlwollendes Andenken.

Totus Tuus

Stägemann.

22.

Berlin, den 4. December 1825.

Ich war im Begriff, mich zu entschuldigen, verehrtester Freund, daß ich die Bücher, die Sie durch Hrn. v. Varnhagen erhalten, nicht mit einem Schreiben begleitet, als Hr. Behm mir das Ihrige überbrachte. Für die gütige Uebersendung des Baretti, der mir bisher unbekannt geblieben, selbst auch durch Goethe nicht bekannt geworden war, sage ich Ihnen meinen freundschaftlichsten Dank. Das Ersch-Gruber'sche Lexikon enthielt über B. einen sehr dürftigen Artikel von Wilh. Müller, der diese Ausgabe

seiner Werke nicht gekannt zu haben scheint, aber seiner Uebersetzungen des Corneille und Ovid erwähnt.

Zu Ihrem Pabst Pius kann ich Ihnen aus meiner Bibliothek nichts communiciren; auch den Beauchamp besitze ich nicht. Die Verhandlungen über unser Konkordat befinden sich in der Registratur des Herrn Ministers v. Altenstein; ich selbst habe während des Lebens des Fürsten Staatskanzlers an diesen Verhandlungen keinen Theil genommen. Sie gehören zu den wenigen Arbeiten, die Herr Schöll dem preußischen Staate geleistet hat, und schwerlich zu rühmlichen. Wenn Sie sich entschlössen, nach Berlin zu kommen, würde es vielleicht möglich seyn, Ihnen das Mittheilbare zu verschaffen. Sie könnten auch Bekanntschaft mit Hrn. Schöll machen, der Ihnen unbedenklich Manches eröffnen würde; ich selbst stehe mit ihm nicht in solchen Verhältnissen. Angeführt habe ich irgendwo gefunden: „Das National-Concilium zu Paris im Jahre 1811 mit authentischen Aktenstücken von E. A. Melchers. Münster 1814"; habe es aber hier nicht auftreiben können. Vielleicht kennen Sie es schon. Eine kleine Schrift habe ich bei mir doch noch aufgefunden, die Ihnen Hr. Behm mitbringen wird.

Herr v. Motz hat gegenwärtig eine Krisis zu überwinden, wie es mir scheint. Ich nehme an diesen Haupt- und Staats-Aktionen keinen Theil, halte mich vielmehr so entfernt als möglich, woher es kommt, daß ich erst aus dem Hamburger Korrespondenten erfahre, was hier vorgegangen. Nach allem aber, was ich vernehme, scheint Hr. v. Motz seinen Prozeß wider den Hrn. v. Ladenberg verloren zu haben. Sein Plan nämlich in seiner Administration durch die Generalkontrolle nicht gehemmt zu werden, ist gescheitert und Hr. v. Ladenberg hat nicht allein gesiegt, sondern

auch wegen der Angst, die ihm die Möglichkeit einer Niederlage verursacht, das Schmerzengeld durch die Excellenz erhalten. Man erzählt, Hr. v. Motz habe nur unter schriftlicher Versicherung des Hrn. Gr. Lottum, „daß seine Vorschläge wegen der General-Kontrolle die Allerhöchste Zustimmung erhalten", das Portefeuille übernommen, und wolle nunmehr seinen Abschied nehmen, da er sich düpirt sehe. Freilich müßte der König nur solche Minister haben, die zu jeder Zeit, unabhängig, den Abschied fodern können: ich fürchte nur, daß Hr. v. Motz sich in dieser Lage nicht befinde. Einen großen Triumph würde er aber, falls er es über sich gewönne, beim Publikum erlangen, welchem Hr. v. Ladenberg sehr verhaßt ist. Wohin sich die Sache wenden werde, wird sich in diesen Tagen erweisen. Wahrscheinlich endet die Krisis mit einer halben Maasregel, wie gewöhnlich. Ich wünschte, daß ich Muße hätte, die Unangemessenheit und Schädlichkeit der General-Kontrolle und die Anmaßungen der Ober-Rechenkammer in ein vollständiges Licht zu setzen; doch kann ich daran nicht denken. Ueber die O.R.K. erinnere ich mich eines Aufsatzes in Schlözers Staats-Anzeiger aus den Jahren 1786 bis 1790, den ich in der Bibliothek aufsuchen und vielleicht vervollständigen werde. Sie würden ein verdienstliches Werk unternehmen, wenn Sie einen Theil Ihrer Muße an dieses Geschäft wendeten. Materialien sollten Ihnen nicht fehlen.

Mit demjenigen Theil meiner Gedichte, welcher die zur Geschichte des Vaterlandes gehörenden enthält, bin ich mehrentheils in Ordnung. Die Censur wird mir doch einiges Bedenken erregen; auch bin ich ungewiß, ob ich die Schillschen Kriegslieder, die auch nur geschichtlich aufbewahrt zu werden verdienen, wieder abdrucken lassen soll. Indeß ist das freilich meine geringste Sorge.

Empfehlen Sie mich doch vorläufig dem Andenken des Hrn. v. Strombeck, dessen Verlust ich in den Zeitungen gelesen habe; ich werde ihm nächstens unmittelbar schreiben.

Bewahren Sie mir ein wohlwollendes freundschaftliches Andenken.

Stägemann.

23.

Berlin, den 5. Februar 1826.

Erst heute, mein theuerster Freund, kann ich Ihnen das Schicksal der bewußten Vorstellung melden. Die Resolution ist ganz ablehnend, und wird unmittelbar nach Leipzig gehn. Was der Hr. Minister des Innern beschlossen, habe ich nicht ermitteln können, weder durch das innere, noch äußere Ministerium und ich muß fast glauben, daß der Erste, ohne weitere Antwort zu geben, die Vorstellung bei sich reponirt hat. Man hat übrigens die Kalendergeschichte nur als einen Anlaß benutzt, um sich des Blattes zu entledigen, weil es seiner schlechten Gesinnungen wegen sich unangenehm gemacht hat. Ich besorge sehr, daß der in den Januarblättern von diesem Jahre enthaltene Brief des Hrn. Prof. Krug an unsern freimüthigen Kuhn die ablehnende Resolution besonders motivirt hat, weil Hr. Pr. Krug sich bei aller Ehrenbezeigung doch unumwunden als einen Gegner der Liturgie ausspricht. Der König selbst liest das Blatt gewiß nicht, aber doch andre Leute. Hierin haben Sie „die schlechten Gesinnungen". Ich weiß nicht, was Hrn. Pr. Krug angefochten, sich mit einem so trostlosen Blatt, als der Freimüthige, und mit einem solchen Saufaus, als Hr. Kuhn, zu besudeln. Nie-

mand nimmt hier von dem Blatt und dem Herausgeber Notiz. Wären diese „schlechten Gesinnungen" nicht, so würde ich jetzt noch rathen, daß Hr. Prof. Rohde, als Rechtschuldiger, eine Immediatbittschrift eingäbe, und die Allerhöchste Gnade in Anspruch nähme; allein unter solchen Umständen wird es nichts helfen. Man hat mir als rathsam dargestellt, daß man sich von Petersburg oder von Warschau eine Verwendung verschaffen möge; mir scheint solches wunderlich, und nicht wohl zu begreifen, wie jene sich in diese Sache einmischen würden. Ohnehin soll ja das Blatt auch in Rußland nicht circuliren dürfen. Mir erscheint rathsam, Gras über die Sache wachsen zu lassen, alles zu benutzen, was der Circulation, trotz dem Verbote, dennoch förderlich seyn kann (in solchen Dingen bin ich kein Gegner der Bannwaare) und kein Wort über die Liturgie fallen zu lassen. Möglich ist es übrigens, daß der Hr. M. d. J. von der Immediat-Resolution nichts erfährt, und sein Zorn sich von selbst wieder stillt. Sonst wäre es freilich schlimmer, und hätte ich früher den Krugschen Brief gelesen, würde ich die Immediat-Eingabe ganz widerrathen haben. Schreiben Sie mir gütigst, was Sie von der Entschließung der Herren erfahren; vielleicht kann ich doch noch einigen andern guten Rath geben. Unter Friedrich dem Großen hatten die Buchhändler mehr Eingang, als jetzt. Kanter in Königsberg, den der König persönlich kannte, weil er ihn bei der Revüe oft angetreten hatte (er war eine Art Projectenmacher) suchte den Titel eines Kommercienraths nach und erhielt abschlägige Antwort, weil „Buchhändler ein sehr honetter Titel" sei.

Bei der Ausarbeitung für die Literaturzeitung suchen Sie doch den historischen Umstand einzuweben: daß die erste Idee der General-Kontrolle nicht, wie man gewöhnlich

glaubt, vom Minister Schulenburg, sondern von sachunkundigen Rathgebern ausgegangen und dem M. Schulenburg, so wie allen Sachverständigen erst bekannt geworden, als die Anordnung ausgeführt werden sollte, daß sie niemals Schulenburgs Beifall gehabt hat und sehr bald in gänzliche Vergessenheit gerathen ist.

Den Sofronizon erhalten Sie mit der nächsten fahrenden Post.

Bei Durchlesung der Januarhefte des Corr.-Bl. bin ich auf eine heftige Kritik unsres Freundes Körte gegen den Sprachschornsteinfeger Kolbe gestoßen, die mir nicht ganz billig zu seyn scheint. Kolbe hat sich einen etwas vornehmen Ton angewöhnt und verdient wohl eine Zurechtweisung, aber sein Eifer um die gute Sache doch auch Anerkenntniß. Wir können uns des Orientirens entledigen, ohne mit Wolf zu morgenländern. Kolbe geht hin und wieder nicht weit genug; so will er dem Dichter noch die Nation gestatten; ich nicht. Aber langweilig ist Kolbe freilich wohl. Manche Gegner der Sprachreinigung setzen entgegen: daß wir die bekanntesten Dinge nicht mehr zu nennen wissen würden, wenn wir die unheimischen Wörter verstoßen wollten; z. B. Kopf (caput), Ohr (auris). Als ob der Teutsche nicht Kop und Ohr so gut ursprünglich gehabt hätte, wie der Lateiner caput und auris. Man muß nur an die Verwandtschaft der Sprachen denken. Wem wird einfallen, daß ausroden latein sei, weil radix die Wurzel heißt. Altdeutsch oder Gothisch hieß die Wurzel auch rod, und Kirche (von Küren) ist so gut die Uebersetzung von ecclesia, als Durchlaucht von perillustris. Kirche ist wie Lerche (von Leier, dat Lierken,) gebildet.

Vergessen Sie nicht, mir Ihre Erinnerung über Marienburg mitzutheilen. — Unser Freund Varnhagen ist seit

10 Tagen gefährlich krank, und erst seit einigen Tagen in anscheinender Besserung; wie heute (am 6.) die Frau mir sagen ließ, hätten die heftigen Schmerzen (eine Gallenkolik nannte sie mir früher die Krankheit) nachgelassen.

Ueber die Liturgie werden jetzt 12 hiesige Geistliche einzeln und abgesondert von den Pröbsten Ribbek und Neander (einem Zeloten) vernommen; unter ihnen Schleiermacher, an den jedoch die Reihe noch nicht gekommen ist.

Ein Dr. Meineke, jetzt Director des Danziger Gymnasiums, wird Director des hiesigen Joachimsthalschen. — War nicht ehemals ein Meineke in Quedlinburg Rektor? — Die Antwort des Hrn. v. Klewiz, ganz amtlich lege ich hier bei, und empfehle mich Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen.

Totus Tuus

Stägemann.

24.

Berlin, den 7. März 1826.

Mein theuerster Freund,

Ihren zum Abgang mittelst Estafette bestimmten Brief vom 3. d. M. habe ich erst gestern Nachmittag erhalten. Ich habe sofort mit Hrn. p. v. Motz gesprochen, und von ihm die Auskunft bekommen, daß er bereits seit einigen Tagen einen Commissarius nach Halberstadt abgesandt habe, um den status des Susmannschen Hauses aufzunehmen. Den Bericht dieses Commissarius müsse er vor allen Dingen erwarten, ehe er in nähere Erwägung ziehen könne, ob und was unter seiner Mitwirkung für das von allen Seiten dringend empfohlene Haus zu thun sei. Sie werden

ja augenblicklich erfahren, wann der Commissarius des Hrn. v. M. sein Geschäft beendiget hat, und welche Resultate von ihm ermittelt worden, um mir zur weitern Rücksprache mit Hrn. v. M. Nachricht zu geben. Ich werde sodann mit dem aufrichtigsten Vergnügen meine bona officia eintreten lassen. Hr. v. M. meinte, den Commiss. schon in einigen Tagen erwarten zu dürfen. Lassen Sie die Reise bis dahin anstehn. Das Susmannsche Haus scheint für die ganze dortige Gegend eine englische Landbank gewesen zu seyn, deren Schicksal ihm nunmehr auch hat werden müssen. Unfälle solcher Art sind sehr zu bejammern, aber sie gehören zu den lacrymis rerum humanarum, an denen überhaupt nichts Solides ist. Da der Banquier sein Geld nicht in Kasten verwahren lassen kann, sondern es arbeiten lassen muß, ein Geschäft aber das andere nach sich zieht, so ist es natürlich, daß der Kredit für ihn weit wichtiger ist, als das Geld, daß er also auch durch den Verlust des Kredits in Augenblicken, wo es keinen Kredit giebt, mehr einbüßt, als durch den Verlust von Geld, das er sich verschaffen könnte, wenn der Kredit ihm die Mittel darböte, seine für gewöhnlichere Zeiten sehr gute Effecten in Geld zu verwandeln. Das factum selbst: daß ein Banquier zu liquidiren genöthigt ist, bringt seine nicht realisirbaren Effecten unglaublich herunter. Daß die englischen Häuser sich herstellen werden, wie Hr. Baring meint, wenn sie Circulations-Mittel auf ihre Manufakturwaare erhalten, glaube ich mit dem englischen Minister keinesweges. Allein der Susmannsche Activstand ist vielleicht von der Art, daß der Staat durch einen angemessenen Zutritt ihn flott macht, um sich der andringenden Passiva durch dieses Mittel, statt durch den mangelnden Kredit, zu erwehren. Im englischen Parlament

scheint man sich jetzt mit Hülfe von Ministern, wie England vielleicht noch nie gehabt hat, über Interessen dieser Art aufzuklären. Hoffentlich geht bei uns über die gegenwärtigen Ereignisse das Spiel mit fremden Papieren zu Grunde. Crelinger hat an den französischen Renten und österr. Metalliques im vorigen Jahre gegen 300/M Thlr. eingebüßt. Das kommt davon her, daß man sich zwar taufen läßt, aber die Bibel nicht liest, welche lehrt, daß, die da reich werden wollen, in Versuchung und Stricke fallen. Um wieder auf Susmann zu kommen, kann ich Ihnen ein Bedenken nicht verhehlen: Ob es nämlich mit dem besten Willen des Hrn. v. M. gethan seyn werde? Es können sich dagegen wohl Hindernisse entgegenthürmen, die wir nicht kennen, obwohl ahnden mögen. Soviel hiervon.

Leider! habe ich mein Versprechen in puncto des Sophronizon nicht erfüllen können. Hr. Gr. Alvensleben hatte nicht die sämmtl. Theile, sondern nur einzelne Stücke, und das andre befindet sich bei einem Manne, dessen Name mich auf eine seltsame Spur gebracht hat, indem ich ihn nur als einen sogenannten Lesebengel für Andre betrachte, und dafür halte, daß er das vermeintliche Gift zu extrahiren und zu umfassenderen Zwecken an den Mann zu bringen bestimmt ist. Nächstens mehr hierüber. Der besagte Mann war für mich schon so gut, als verschollen, und ist Ihnen vielleicht nicht einmal dem Namen nach bekannt.

Die Brockhaussche Angelegenheit rettungslos aufzugeben, scheint noch nicht an der Zeit zu seyn. Gewiß haben auch die Russischen Ereignisse ihren Theil daran. Diese werden sich mehr und mehr beruhigen und das Blatt könnte alsdann wahrscheinlich mit noch größerer

Gunst des Publikums wieder bei uns auftreten, wie es auch durch die jetzt von uns erfahrene Ungunst vielleicht im Auslande stärkern Absatz erhält. Indeß will ich auf dieses Räsonnement allerdings nicht viel geben. Räsonnement setzt voraus, daß der Raison Gehör gegeben werde.

Varnhagen, der sich von seiner schweren Krankheit nach und nach erholt, werde ich an die Homilie erinnern, sobald ich ihn sehe.

Es ist ja davon die Rede gewesen, Hrn. v. Strombeck nach Naumburg zu versetzen, und den Hrn. Schwarz von Halle (den Wittwer der Dichterin Sophie) nach Halberstadt. Doch habe ich seit einiger Zeit nichts weiter davon gehört.

Was nennen Sie die neueste Ausgabe von Nicolai's Beschreibung? ich kenne nur die 3te von 1786, die er mir vor seinem Tode selbst gegeben. Von ihm ist also keine neuere. Sollte aber auch eine neuere, von fremder Hand, existiren, so werden Sie über die Steuer-Controlle darin nichts finden, was für Ihre Arbeit brauchbar wäre. Vielleicht kann ich Ihnen aus der Geh. Registratur des Generaldirectoriums etwas darüber schaffen, obwohl ich es auch bezweifle.

Wegen des Hrn. Behm habe ich mit Hrn. G. R. Rust ausführlich gesprochen. Er hat mir die Zusicherung gegeben, sich für die Sache zu interessiren, und ist der Meinung, daß Hr. B. noch einmal ganz dringend an den Hrn. v. A. schreiben möchte. Lassen Sie ihn dieses thun und mir die Vorstellung zuschicken. Ueberdies meint er, nach genommener Rücksprache mit dem ehemal. Justitiarius des Ministerii, daß Hr. B. einen Entschädigungsanspruch wider Koblann unbedenklich geltend machen könne. Dieses

Rechtsverhältniß ist mir indeß nicht im Augenblicke gegenwärtig.

Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Sie mit einer Privatsache noch behellige. In Halberstadt lebt ein ehemaliger Canonicus des Stifts U. lieben Frauen, Hr. Weiß, der eine jährliche Competenz von 1443 Thlr. bezieht. Bei der Aufräumung meiner alten Papiere fällt mir ein alter Wechsel von ihm über 1000 Thlr. in die Hände, worauf ich nach mehreren Abschlagszahlungen noch 384 Thlr. nebst mehrjährigen Zinsen zu fordern habe. Ist von diesem Schuldner wohl noch Abschlagszahlung zu erwarten? Zum Erlassen sind jetzt die Zeiten nicht, doch will ich gern die Zinsen schwinden lassen.

Herzliches Lebewohl und bewahren Sie mir ein freundschaftliches Andenken.

Totus Tuus

Staegemann.

25.

Berlin, den 16. Mai 1826.

Ich habe von Tag zu Tag gehofft, Ihnen den Sofronizon überschicken zu können, verehrtester Freund. Indeß bis jetzt vergebens, und sonderbar genug, daß man dieses nutzbare und belehrende Journal hier nicht vollständig findet, wohl aber den Pfeilschifterschen Staatsmann, worin Hr. von Lacrimas-Schlitz jetzt geradezu erklärt, daß er katholisch sei, und daß ein Monarch nur, wenn er katholisch, ein solcher, andernfalls ein Despot sei. Unser Herr Minister des Innern versicherte mich, daß es so stehe; eben derselbe, der das Conversationsblatt uns nicht lesen lassen will.

Die Generalkontrolle soll allerdings aufgelöst werden, und Hr. v. Motz hat in dieser Beziehung einen vollständigen Sieg über Hr. v. Ladenberg erkämpft; allein die Sache ist noch nicht ganz im Reinen. Denn sobald die Revision der Etats wieder zur Ober-Rechenkammer übergeht, und diese behält ihre letzte Instruction, so ist die Einmischung des Hrn. v. L. in die Verwaltung der Minister auf dem alten Fleck. Hierüber sind die Akten noch nicht geschlossen. Mich dünkt, Sie besitzen die Instruction für die Oberrechenkammer, oder wie man sich jetzt zierlicher auszudrücken meint, O. Rechnungskammer, weil man mit dem Rechen nicht zufrieden ist, der die Idee erwecken könne, als würde Stroh zusammengeharkt. Einige Leute schreiben deshalb: Rechnenlehrer, Zeichnenstunde, ungefähr wie Lockenspeise und Kochenbuch. Jetzt wird es allerdings einer Arbeit, wie ich sie zuvor im Sinne hatte, nicht bedürfen, doch immer noch sehr verdienstlich sein, den Ladenbergschen Grundirrthum zu bekämpfen, als müsse sich eine Rechenbehörde in die Verwaltung mischen, wenn der Staat selig werden soll. Ich werde Ihnen darüber binnen Kurzem mehr schreiben können. Herr v. Motz ist verreist. Vielleicht haben Sie Gelegenheit, ihn zu sehen.

Daß das Susmannsche Haus sich ohne Hülfe des Staats zu helfen vermag, ist unstreitig viel besser. Ohnehin ist unser Geldfonds dazu nicht montirt, und eine solche, dem einzelnen Handelshause geleistete Hülfe würde die unverständigen Ansprüche unserer Landgutsbesitzer in's Unendliche gesteigert haben. Hr. v. Motz hat sich willig finden lassen, eine Schenkung von 2,200,000 Thaler an die Pommerschen Rittergutsbesitzer theils zum Retablissement der Verschuldeten, theils zum Chausseebau in dem infrequenten Pommerlande incl. Kaßuben zu bevorworten. Ich kann es mir nur so

erklären, daß er den Sollicitationen unverschämter Quälgeister, die sich vielleicht höherer Gunst erfreuen, nur auf diesem unausführbaren Wege zu entgehen versucht hat. Ueber andre Pläne unsrer Junkherren hat er sich freimüthig und verständig erklärt.

Mit den Griechensammlungen bin ich auch nicht zufrieden. Zwei hiesige Damen treiben es, wie bei Ihnen, doch noch ein wenig kurioser; denn sie haben Kärtchen drucken lassen, worauf sie versichern, daß sie bei der Dame zuerst vorgefahren wären und sie verfehlt hätten. Sie bleiben aber zu Hause. Das sehr Gute hat die Sache nur, daß sich die Meinung gegen die verstockten Diplomaten Luft gemacht hat. Soll übrigens den Griechen von diesen Sammlungen etwas zu gut kommen, so müßte für ganz Teutschland ein Central-Comité gebildet werden. Hier ist nicht einmal ein Particular-Comité. Ein Capistrano an der Spitze von 60/M. Kreuzfahrern würde den Griechen freilich besser zu statten kommen, als diese Almosensammlungen unserer Hofprediger.

Ob sich für Hrn. Dr. Uhl noch etwas werde ausrichten lassen, kann ich Ihnen nicht zusichern. Mein Möglichstes will ich thun. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen früher schon geschrieben, daß der Hr. Min. der Unterrichts-Angel. die Stelle der Instruction, die den Regierungen die Stellenbesetzung überläßt, umgehen wird. Er hat auch die Genehmigung dazu erhalten.

Hrn. Behms Angel. ist theils durch die langwierige Krankheit des Hrn. Min. v. Altenstein, theils durch den erwarteten Bericht der hiesigen Behörde verzögert. Ich hoffe, daß er zum Ziel gelangen werde. Auch ich bin der Meinung, daß man die Sache ruhig gehen lassen müsse.

Die Weißsche Sache habe ich nicht aufgegeben, und erlaube mir, Ihnen den Wechsel mit einer an Sie gerichteten

Cession zu weiterem gefälligem Gebrauche zu übersenden. Sie werden mich durch die freundschaftliche Besorgung zu angelegentlichem Dank verpflichten. Die etwa vorzuschießenden Kosten werden Sie mir wohl gütigst anzeigen.

Ich mußte diesen Brief unvollendet ruhen lassen, weil eine andere Beschäftigung mich abrief, und ich am folgenden Tage bis zum gestrigen mit unsäglichem Kopfschmerz zu kämpfen hatte, der mich zu jeder Arbeit unfähig machte, selbst zum Schluß dieses Briefes.

26.

Berlin, den 20. Juni 1826.

Aus der Anlage, mein theuerster Freund, sehen Sie, welch ein schlechter Correspondent ich bin. Diese Anlage, die ich längst geschlossen, und an Sie abgesendet glaubte, finde ich heute zu meiner Bestürzung und schicke sie Ihnen, unvollendet, wie sie ist. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß ich seit 4 Wochen keinen gesunden Tag gehabt habe, und dabei von Arbeiten erdrückt worden bin.

Der Kampf zwischen Hrn. v. M. und Hrn. v. L. ist jetzt, zu Gunsten des ersten, vollständig entschieden. Auch die Instruction für die Oberrechenkammer wird jetzt von dem Ersten, wie sich von selbst versteht nicht im Interesse des Letztern, umgearbeitet. Daß er um die ihm geschlagene Wunde eine Bandage erhalten, haben Sie aus den Zeitungen ersehen.

Ich habe inzwischen die Bekanntschaft des Hrn. Immermann gemacht, der hier sein drittes juristisches Examen mit großem Ruhme bestanden und, da er von Magdeburg sich hinwegwünscht, wahrscheinlich an den Rhein versetzt

werden wird. Auch er hat mir, wie Sie, ein betrübtes Bild von dem Leben in Magdeburg, einem von Sr. Majestät hochbegünstigten Orte, gemacht. Seine Abhandlung über den rasenden Ajax habe ich mit großem Vergnügen gelesen und erkenne in ihm einen tüchtigen Kritiker.

Sie haben gegenwärtig ja einen aesthetischen Alt-Musiker in Halberstadt, den kleinen Kretschmann. Trinkt er noch gut? Daß er nicht gut schreibt, wenigstens nicht concis, habe ich aus einer von ihm concipirten Eingabe ans Kabinet unlängst ersehen.

Die Enthüllung des Blücherschen Standbildes hat uns mit einer Menge schlechter Gedichte überschüttet, wovon Sie einige in den Zeitungen werden gelesen haben. Aber auch Sie haben vor einigen Wochen sich aus alter Zeit hören lassen, indem Schulz ermittelt hatte, daß ein Kompliment, das Sie vor einigen 20 Jahren unsrer Bethmann gemacht, von einem Gardisten der Mad. Neumann für diese geliehen worden. Hoffentlich haben Sie's gelesen.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon die Ankunft meiner Tochter aus Neapel mit ihrem Mann und Kinde gemeldet. Er wird wahrscheinlich im August nach Rio Janeiro gehn, meine Tochter aber vorläufig hier bleiben, da sie ihrer Entbindung nahe ist.

Die politischen Stürme scheinen noch nicht ganz beschworen. Der König wird, wenn er von der Teplitzer Reise zurückgekehrt, wohin er, wie gewöhnlich Ende dieses Monats geht, im August eine Reise nach Preußen antreten. Daß er bei dieser Gelegenheit mit dem russischen Kaiser und der Kaiserin zusammen kommen werde, welches vielleicht in Memel hätte seyn können, ist jetzt sehr unwahrscheinlich, da die Krönung in Moskau in die Mitte Septembers fällt.

Der Herzog von Bernburg hat sich endlich über unsere

Steuer=Angel. mit uns ausgeglichen. Mit Dessau ist noch nicht abgeschlossen, doch höre ich, daß Hr. Denamts wieder angekommen ist. Auf den in Adam Müller verstrickten Köthener werden wir Verzicht thun müssen für immer.

Was haben Sie denn gesagt, daß der König sich in das gelehrte Berlin aufnehmen lassen? Mir wäre es freilich lieber gewesen, wenn es auf die Art des Großoheims geschehen wäre. Ich muß indeß schließen, wenn ich nicht noch einmal bei Ihnen im Rückstande bleiben soll. Für jetzt also herzliches Lebewohl und die Bitte um Ihre freundschaftliche und wohlwollende Erinnerung.

Totus Tuus

Staegemann.

27.

Berlin, den 18. Sept. 1826.

Mein hochverehrtester Freund,

Nachdem ich meine Brunnenkur in diesem heißen Sommer, leider! mit manchen Unterbrechungen theils der Hitze, theils unaufhörlicher Arbeit wegen, vor wenigen Tagen beendigt, bin ich wieder in das alte Gleis getreten, und kann nun auch anfangen, mich meiner Briefschulden zu entledigen. Wenn Briefschuldner Sünder sind, so muß ich mit dem Apostel bekennen: unter welchen ich der vornehmste bin.

Für Ihre freundschaftliche Bemühung wegen meiner Weißschen Foderung sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank und werde Ihre gütige weitere Benachrichtigung zu seiner Zeit erwarten.

Wegen der Biographie habe ich bereits nach Empfang Ihres Schreibens vom 23. Juli geschrieben. Oelsner, der

mir dieses Werk zugeschickt, hat damit aufgehört, ich weiß nicht, weswegen, und obwohl er noch mein Schuldner ist. Sobald ich es erhalte, soll es Ihnen zugefertigt werden. Das bei Cotta herauskommende Werk ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Wegen der Herausgabe meiner Gedichte bin ich unserm Freunde Cotta zwar sehr dankbar, und würde gewiß mit Vergnügen von seinem guten Willen Gebrauch machen, wenn es mir nicht hinsichtlich meiner amtlichen Stellung und auch des Gegenstandes halber nothwendig schiene, einen hiesigen Verleger zu wählen, worüber ich indeß noch nichts bestimmt habe, obwohl ich sonst mit der ganzen Sammlung fertig bin. Sollte mir die Censur einige Verdrießlichkeiten machen, wie wohl möglich wäre, da wir in dieser Beziehung von Gott und seinem Geiste ganz verlassen sind, so würde ich mich freilich in das Ausland wenden. Vor einigen Wochen wurde ich von den ehemaligen Offizieren der Berliner Landwehr, die den Sieg bei Hagelsberg feierten, ersucht, ihnen ein vor mehreren Jahren abgefaßtes Gedicht auf diesen Sieg zum Abdruck zu überlassen; allein weder ihrer Anzeige von ihrer diesjährigen Feier des Sieges noch meinem Gedichte, letzterm auch ohne die Anzeige nicht, ward das imprimatur für die Zeitung ertheilt, welches allerdings einen Unterschied macht, aber immerhin kein erfreuliches Zeichen der Zeit ist. Ich hatte dieses Gedicht wegen seines etwas bedenklich scheinenden Schlusses nicht in die frühern Sammlungen aufgenommen. Jetzt ist über manches Gras gewachsen, aber auch über die Erinnerung an die Heldenthaten der Landwehr. Es ist ein pendant zur Halberstädt'schen Gesangbuchgeschichte. Ich habe noch nicht Gelegenheit nehmen können, mich nach den nähern Verhältnissen deshalb zu erkundigen; es kann seyn, daß die Sache

bei dem Präsidenten der Commission, der antiqua und antiquissima bei sich hat, (wie der sel. Staatskanzler zu sagen pflegte) liegen geblieben, doch ist mir wahrscheinlicher, daß eine Communication mit dem Ministerium der geistl. Angel. auf die Verzögerung einwirkt. Ich habe seit einigen Monaten Niemand von den betreffenden Herren gesehen, da mein Karlsbader Sprudel mich ausschließlich beschäftigt hat.

Der Herr G. O. R. R. Beckedorff wird binnen Kurzem seinen Uebertritt zur katholischen Confession erklären, und hoffentlich seinen Abschied gleichzeitig nehmen. Wahrscheinlich erwartet er nur noch die Zurückkunft des Hrn. Ministers v. Altenstein. Da er übrigens auf eine bedeutende Pension nicht zu rechnen hätte, wenn es auf das Pensions-Regulativ ankäme, muß er doch, um die nöthige Subsistenzbasis zu retten, einen Hinterhalt haben.

Hr. v. Motz ist vorgestern Abend von seiner Reise zurückgekommen; ich habe ihn noch nicht gesprochen. Auch habe ich noch keine Nachricht aus den Provinzen, woselbst er gewesen, über die Spuren seines Aufenthaltes. Inzwischen ist unser Getreide und wie ich höre, auch unsere Wolle im Steigen; wenn wir nur Getreide hätten! mir ist die ganze Sommer-Ernte mißrathen, und da auch die Kartoffeln fast überall versagt haben, so wird eher Noth, als Abhülfe der Noth erwartet werden können.

Ihre Verwendung für den Rohmann habe ich nicht aus den Augen verloren, obwohl ich die Sache nicht zur Bearbeitung erhalte. Der von Sr. Maj. den Ministerien der Justiz und der Finanzen abgefoderte, am 15. v. M. schon erinnerte Bericht ist noch nicht eingegangen; wenigstens ist er noch zu keinem Journal gekommen. Wahrscheinlich hat die Abwesenheit des Hrn. Finanzministers

die Erstattung des Berichts verzögert. Mir hat die Einrichtung der besonderen Steuerdirectionen niemals zugesagt; eine solche Art von Präfecturverwaltung wirkt höchst ungünstig auf den Geist der Regierten, die dadurch mehr und mehr von der Regierung entfernt werden. Steuerdefraudationen müssen übrigens unerbittlich bestraft werden; ich würde sogar in jedem Falle unerläßlich neben dem Ersatz der Steuer nicht Geld-, sondern Gefängnißstrafe festsetzen, weil dieses doch in den mehrsten Fällen ergreifender ist, besonders da, wo die Civilisation vorschreitet.

Mit großem Vergnügen habe ich während meiner Brunnenkur Riemer's Gedichte gelesen, besonders die Sonnette „Schimpf und Glimpf" im zweiten Bändchen. Auch habe ich die müßige Zeit benutzt, Streckfuß Uebersetzung der Hölle mit dem Original zu vergleichen, da meine Tochter eine sehr lesbar gedruckte Ausgabe des Gedichts aus Italien mitgebracht hat und mir hülfreiche Hand in der Sprache bieten kann. Ich habe hiebei gefunden, was ich immer erwartete. Die Uebersetzung hat wenig oder nichts vom Geiste des Dichters, was ich aber Streckfuß gar nicht übel deute, da ich es für unmöglich halte, in Reimterzinen dies wunderbare Gedicht zu übersetzen, ohne den Geist herauszubannen. Hätte ich Muße, würde ich mir selbst eine Uebersetzung der gewaltigsten schönen Stellen verfassen; denn das Ganze mag ich nicht. Goethe hat aber dem Uebersetzer doch ein Kompliment darüber gemacht.

Ehe ich schließe, erlaube ich mir noch eine freundschaftliche Bitte. Unser Freund Hr. v. Strombeck hatte die Güte, sich auf meine Bitte der v. Wilkeschen Vormundschafts-Sache anzunehmen; ich habe lange von dieser

Sache, und insbesondere nichts von dem Prozesse gehört, den der Vormund, Hr. Refer. Schmidt, wider den Major v. Wilke auf Wolkramshausen führt. Hätten Sie wohl die Güte, sich gelegentlich darnach zu erkundigen und mir zu schreiben? An Hrn. v. Strombeck wage ich mich nicht.

Der kleine Kretschmer ist ein lustiges Kerlchen, aber immer ein Saufaus gewesen. — Von Ihrem Kupferstecher Caspar habe ich nichts erfahren können. Ist der Name nicht irrthümlich? Wolf hat meinen nach Rio bereits abgegangenen Schwiegersohn vortrefflich gemalt. Die Meinigen empfehlen sich freundschaftlichst Ihrem wohlwollenden Andenken.

Totus Tuus

Staegemann.

P. m.

Da dem minorennen v. Wilke die Pachtgelder von Wolframshausen zur Hälfte gehören, so ist es eine ganz nothwendige Maasregel, daß der Pächter ein für allemal angewiesen werde, diese Hälfte an die Vormundschaft zu zahlen. Diese Maasregel ist so sich von selbst verstehend, daß sie schon bei Einleitung der Vormundschaft hätte ex officio durch das vormundschaftliche Gericht getroffen werden sollen. Was die Kosten der O. L. G. Salarien-Kasse betrifft, so fragt sich: ob der Curande zu diesen Kosten beizutragen verpflichtet gewesen sei, andernfalls, und wenn nur der Major v. Wilke schuldig gewesen, nur die Hälfte der Pachtgelder von dem O. L. G. in Anspruch genommen werden können und die andere Hälfte intakt bleiben müssen.

Wegen der von der Frau Gr. de Gruis zu zahlenden

Zinsen wünsche ich sehr unterrichtet zu werden: ob sie angehalten werde, die Zinsen von dem Tage ihres Besitzes ab zu zahlen?

28.

Berlin, 22. Oct. 1826.

Verehrungswürdigster Freund,

Die Abreise des Hrn. Schirner, die er mir in diesem Augenblicke auf Morgen früh ankündigt, überrascht mich, ich habe ihn aber nicht abreisen lassen können, ohne ihm einige Zeilen an Sie mitzugeben. Empfangen Sie meinen freundschaftlichsten Dank für die wegen der Weiß- und v. Wilkeschen Sachen mir gütigst gegebene und verschaffte Auskunft. Die letztere genügt mir insofern nicht, als ich daraus nicht ersehe, daß man die Pachtgelder von Wolframshausen, die doch dem minorennen v. W. zur Hälfte gebühren, in gehörige Rücksicht nimmt. Ich behalte mir deshalb noch eine besondere Communication vor, entschuldigen Sie aber, daß ich Ihre Freundschaft so dringend in Anspruch nehme. Ich interessire mich persönlich bei dieser Sache, weil ich vor 3 oder 4 Jahren der Mutter rieth, den Sohn nicht in's Kadettenhaus zu geben, sondern studiren zu lassen, und ihr jetzt seine Erziehung zu schwer fällt. Meine Absicht war, daß er, als Geschäftsmann, die Mutter künftig erhalten solle, die arm ist, was er als Lieutenant doch nicht kann, und weiter würde er es unter den jetzigen Umständen sobald nicht bringen. Nun will der faule Bursch doch Soldat werden, was ich zu hintertreiben bemüht bin und wohl erlangen werde, sobald die

Mutter nur einigen Anhalt hat. Aber die Langsamkeit unserer Justizverwaltung ist doch in der That empörend.

Heut schreibe ich Ihnen hauptsächlich auf Ihre Anfrage wegen der Rhein'schen Tuchfabrikanten. Diese Sache geht nicht vom Finanz-Minister aus, sondern vom Min. des Innern, als Min. des Handels und der Gewerbe. Man ist auf die Beschwerde der diesseitigen Communen der Ansicht: daß der bürgerlichen Nahrung der Städte, woselbst die Waaren gelagert werden, etwas entgehe. Ich wollte Ihnen das Nähere aktenmäßig mittheilen, allein da heut gerade Sonntag ist, kann ich die Akten nicht erhalten. Fertigen Sie aber vorläufig eine Vorstellung an den König an, wobei Sie jedoch ganz vergessen müssen, daß ein ärgerliches Gerede entstehen könne, wenn der Sache nicht Remedur verschafft werde. Aus dem ärgerlichen Gerede machen wir uns nichts. Ich schreibe Ihnen in einigen Tagen mehr darüber.

Die Verunglimpfung des Bischofs Eylert muß, wie die Sache jetzt liegt, als Calumnie angesehen werden. Menschlich geredet, sieht er mir wohl so aus, daß er der hübschen Wärterin seiner Enkelin (nicht der Gesellschafterin seiner Tochter) nicht bloß in die Backen kneipt, sondern sich tiefer herabläßt. Unglaublich indeß bleibt es, daß, unter solchen Umständen, er selbst die Veranlassung gegeben habe, durch eine Beleidigung des Mädchens oder nur durch Zulaß, daß seine Tochter das Mädchen beleidiget, den Mund der Beleidigten zu öffnen. Aber das Volk liebt einmal, den Pfaffen, von welcher Liturgie sie seyn mögen, dergleichen Menschlichkeiten hoch aufzumutzen. Es amüsirt sich bischöflich und domherrlich, wenn einmal so ein Scandal ans Licht gezogen wird. Gegen den König und den Kronprinzen hat er sich ganz gerechtfertigt, wie er nach

meiner Ueberzeugung auch gekonnt hat; vielleicht nicht gegen Den, der in die Busen sieht. Ist es übrigens nicht unverständig, darüber viel zu reden? ist nicht jeder von uns ein Melchisedek? Und das ist an uns nicht das Schlimmste. Aber die darüber das Maul besonders sperren, sind die schweinische Menge.

Für die übersendeten Bücher danke ich freundschaftlichst. Die Memoiren der Fürstin Berkeley hatte ich nur durchgeblättert. Sie soll entsetzlich lügen; was sie aber wegen ihrer preußischen Pension sagt, ist buchstäblich wahr und mit großer Schonung sogar behandelt. Ihr Anspruch wird auch nicht bezweifelt, allein es ist streitig: ob Preußen oder Baiern die Pension zu zahlen habe? Die Sache ist endlich an den Bundestag gediehen. Wir sagen: daß der König Fr. W. II. die Pension als Markgraf von Anspach und Baireuth ihr zugesichert, natürlich zahlbar aus den Einkünften dieses Besitzthums. Dieses Besitzthum haben wir mit allen darauf geruheten Lasten an Baiern überwiesen, mithin muß Baiern die Zahlung leisten. Es hat wohl etwas für sich, und der Einwand Baierns, daß wir für A. und B. entschädiget sind, ist unerheblich, weil wir die Entschädigungsländer auch mit den darauf geruheten zum Theil sehr erheblichen Lasten übernommen haben. Aber meine Meinung ist: daß Preußen, schon des Anstandes wegen, sich principaliter verhaftet halten und mit Vorbehalt seines Anspruchs wider Baiern die Zahlung an die Fürstin leisten mußte. Mit Unrecht nennt sie sich Markgräfin v. Ansbach. Sie ist nie anerkannt. Wir schreiben an sie: „Fürstin Berkeley, Witwe des Markgrafen von Ansbach.“

Das nur in Eile aufgesetzte P. m. wegen der v. Wilkeschen Vormundschaft ist nur zu Ihrer Notiz bestimmt,

da ich mich einigermaßen unwillig ausgedrückt. Es befremdet mich allerdings, daß Hr. Ref. Schmidt erst jetzt, nach eingezogener Erkundigung, die Pachtgelder in Beschlag genommen, und den Hrn. Maj. v. Wilke, nebst der Salarien-Kasse des Oberlandsgerichts, auf Kosten des Curanden schonungslos fortwirthschaften lassen.

Wegen der Zinsen der Gr. de Gruis würden Sie mich besonders durch eine gütige Auskunft verpflichten.

Herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

29.

Berlin, 22. Jan. 1827.

Mein verehrtester Freund,

Sowohl Hr. Behm, als Hr. O. L. G. A. Wahlmann haben die Güte gehabt, mir Ihre freundschaftlichen Briefe zuzustellen. Es war meine Absicht, Ihnen mit dem erstern ausführlich zu schreiben, er hat mir aber erst heut Morgen seine auf heut schon angesetzte Rückreise gemeldet, und, da ich leider! über meinen ganzen Tag geschäftsweise schon verfügt, mir nur so viel Zeit vergönnt um Ihnen herzlich zu danken und zu sagen, daß ich in wenigen Tagen ausführlicher schreiben werde. Ihre Benachrichtigung wegen des Seminars hat Hr. B. mir in diesem Augenblicke zugestellt. Ist die Aufhebung mit Genehmigung des Königs erfolgt, so ist schwer zu helfen. Für allen Fall wäre mein Rath, daß die Stadtgemeine schleunigst an S. Maj. sich wende. Ich werde mich inzwischen näher erkundigen und Ihnen schreiben. Nicolovius hat mit der Sache nichts

mehr zu thun, da Hr. v. Kamptz Director ist. Der schwache Mann läßt sich von Beckedorff leiten, der sich über seinen Uebertritt zum Kathol. noch nicht erklärt hat. Ist es nicht ein Irrthum, als ob die Sache wegen Ihrer Elberfeld'schen Freunde schon entschieden sei? Der König hat Bericht von Hrn. v. Schuckmann erfodert, und an mich ist dieser Bericht noch nicht gekommen, daher ich kaum glaube, daß er erstattet und noch weniger, daß definitiv entschieden worden.

Was sagen Sie denn zu unsern Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik? In dem Bericht des Hrn. M. v. Altenstein bin ich auch als Mitarbeiter aufgeführt, obwohl ich wenig oder keinen Theil daran werde nehmen können.

Grüßen Sie doch Hrn. P. Lautsch herzlich von mir; ich wollte ihm auch mit Hrn. Behm schreiben. Nun ist heut die Zeit zu kurz, zumal ich gerade in diesen Tagen mit Geschäften überladen bin.

Daß man mich nach Secunda versetzt, hätte mir gelegentlich das Leben kosten können. Jetzt scheint es vorüber.

Herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

30.

Berlin, d. 25. Mai 1827.

Hochverehrtester Freund,

Während hier zu den Vermählungsfeierlichkeiten Saus und Braus zugerichtet wird, quäle ich mich schon seit 14 T. mit einem Katarrhalfieber, dessen Hartnäckigkeit ich

nicht zu überwinden weiß, zumal mein Hausarzt Meyer mir fehlt und sein Substitut Gedike sich eine Frau aus Bacharach holt.

Wenn Sie den Besitz Ihrer Dolce's Sr. Maj. zu übereignen entschlossen sind, so habe ich gegen die zurückgehende Anlage nichts zu erinnern. Wollen Sie nicht etwa am Schlusse hinzufügen, was Sie selbst gegen mich bemerken?

> „wogegen, wenn ihr Kunstwerth anerkannt werden muß, das Museum des Vaterlands sie würdiger, nützlicher und vor der Zerstörung gesicherter aufbewahrt, als der Besitz eines Privatmannes"

oder dergleichen Worte.

Ich will die Abgabe mit Vergnügen besorgen.

Auf die Aufhebung des H. Seminars ist jetzt von den Hrn. Ministern v. A. und v. Kl. bei Sr. Maj. förmlich angetragen, weil es entbehrlich und das Magdeburgische ausreichend sei. Der Richterschen Händel ist nur nebenbei erwähnt. Hr. v. Motz sagte mir: das Magd. Seminar bilde nur Stadtschullehrer. Was S. Maj. beschlossen haben, oder beschließen werden, weiß ich in diesem Augenblicke noch nicht. Hr. v. Beckedorff ist auf einer Urlaubsreise, weshalb auch die rationalistischen Vorwürfe für H. um so mehr weggeblieben zu seyn scheinen, als Eine Gemeine sich doch schon bekehrt hat. Magdeburg steht übrigens in ganz besonderer Gunst Sr. Majestät, die der dortige Bürgermeister wohl zu benutzen weiß.

Ueber Ihren katholischen Geistlichen bin ich in Zweifel, insofern ihm eine Unterstützung von dem Augenblicke seines Austritts an Noth thut; für die Folge und für seine gute Versorgung ist nicht zu fürchten, sobald er auch eine gehörige Tüchtigkeit erprobt, und man sich überzeugt, daß er aus wahrer Ueberzeugung den Schritt gethan habe.

Ich würde jedoch rathen, daß er zuvörderst auf der hiesigen Universität seine Studien beginne. Nach einem halben Jahre oder früher würde dann der König wohl mit Erfolg angegangen werden können, und ihm, wenn er Halle wählt, noch immer ein halb Jahr dort Zeit bleiben. Wie der König über solche Sachen denkt, ist mir nicht bekannt. Der Hr. Min. v. A., der den katholischen Kultus offen begünstigt, wird ihn zu unterstützen weniger Geneigtheit zeigen. Ich würde gern noch mit einigen Freunden über die Sache sprechen, bin aber nicht im Stande, das Zimmer zu verlassen, und muß mir deshalb vorbehalten, binnen 8 bis 14 T. anderweit darüber an Sie zu schreiben. Einige katholische Theologen, die von Breslau nach Berlin kamen, um einige evangelische Collegia zu hören, sind übergetreten. Auch Bonner sind hier, um Schleiermacher zu hören. Man kann sich nicht verhehlen, daß die katholische Kirche sich in großer Enge befindet und einer Radikal-Reform schwerlich ausweichen kann.

Die Bekanntmachung des Min. der Polizei über den Braunschweigschen Steckbrief hat hier dieselbe Empfindung erregt, wie bei Ihnen.

Ueber die neuen Statuten des Brandenb. Domstifts hab' ich geschrieben:

> Seht, wie die Zeit durch ihre Bahnen schreitet!
> O, seht den Krebs der sich gehäutet!

So viel ich weiß, ist die neue Instruction für die O. Rechenkammer noch nicht fertig. Indeß wird sich Hr. v. M. gegen Hrn. v. L. wohl zu nehmen wissen. Min. v. Stein hat sich mit Hrn. v. M. hier befreundet, dagegen höre ich, daß Hr. v. Altenstein und Hr. v. M. sehr übeln Humors gegen einander sind.

Ich habe in diesen Tagen auf Anlaß einer Beschwerde

aus der Gegend von Saarlouis die Befugniß der Grenzbeamten zum Waffengebrauch einer ausführlichen Untersuchung unterwerfen müssen, wobei ich gefunden, daß ich bisher quoad factum nicht vollständig unterrichtet gewesen bin. Nach meiner, auf einer Kab. Ordre gegründeten Meinung durfte die Waffe nur gegen attroupirte Schleichhändler gebraucht werden. Die Minister der Justiz und der Finanzen (die vorigen) haben dieses aber so weit ausgedehnt: daß der Grenzbeamte auf jeden, den er im Grenzbezirke anruft, und der ihm nicht Rede steht, sondern flieht, oder seinen Weg fortsetzt, schießen kann. Nach den Acten des Fin. Min. war diese unstreitig übertriebene Maasregel in der Stille modificirt, allein die Regierungen müssen nicht sämmtl. davon in Kenntniß gesetzt seyn, weil die Trierer (und auch die Coblenzer) ganz neuerdings die Befugniß des Scharfschießens auf Fliehende durch öffentliche Bekanntmachungen wieder proclamirt haben.

Ueber Ihre Spar-Kassen-Idee habe ich noch immer nicht mit Rother sprechen können. Er war sehr lange abwesend, und liegt seit seiner vor 8 Tagen erfolgten Rückkunft an einem Wechselfieber krank, so daß wir uns gar nicht sehn.

Von den Vorlesungen Schlegels werden Sie gehört haben. Ein Hörer der ersten hat sie mir als seicht beschrieben.

Im neuen Brockhausischen Litteraturblatt wird Menzels neueste Geschichte, namentlich die Phrase über und wider Luther, höchlichst gepriesen, wahrscheinlich durch Hrn. v. Raumer, wogegen Marheineke in unsern kritischen Jahrbüchern herzhaft darauf losgeht. Ein breites Schwert ist aber etwas anderes, als ein breites Wort. Ich bin übrigens kein Freund der schlesischen Historiker, namentlich der Herren Manso und Menzel. — Von den Junker-Umtrieben bei Besetzung der Magdeb. O. L. G. Vice-Präs.

Stelle habe ich nichts vernommen. Ohne Resultat sind sie doch gewiß verblieben. Der Vice-Präsident der Regierung soll ja auch eine ganz verfehlte Speculation seyn. Etwas Aehnliches, nur noch in schlimmerer Gestalt, hat sich in Stettin ereignet. — Der Herzog von Braunschweig hat hier sehr schlecht gefallen; schon sein Anzug soll ihn lächerlich gemacht haben. Mir ist er nicht zu Gesicht gekommen.

Den 1. Juny.

Soweit hatte ich geschrieben, und erwartete die Zurückkunft des Hrn. Behm, der etwas länger, als ich glaubte ausgeblieben und mir erst gestern sagen lassen, daß er heute abreisen werde. Ich habe mich in diesen Tagen theils noch mit dem Kopfschmerz, theils mit dem Nachholen rückständiger Arbeiten beschäftigen müssen. Daß ich ganz hergestellt sei, glaube ich noch nicht; indeß geht es besser. Wenn ich nur auf einige Wochen mich von der Arbeit und der Stadt losreißen könnte! — Mein Schwiegersohn Olfers, der sich für seine Person wohlbefindet, hat alle seine Sachen, die er von hier nachkommen lassen, seine ganze häusliche Einrichtung, Instrumente, Manuscripte ꝛc. verloren, indem das Schiff vor Rio Janeiro gescheitert ist. Aus Ladenbergschen Spargrundsätzen war nichts versichert. Das Schlimmste ist weniger der Geldverlust, als die Entbehrung der Sachen. — Ihr Seminarium, hoffe ich, werden Sie behalten. Doch ist bis jetzt von Sr. Majestät nichts vollzogen. — Haben Sie nicht zufällig ermittelt, wer die neuen Xenien (Schwärmer für die neueste Litteratur) geschrieben?

Für heute herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

31.

Berlin, den 20. Aug. 1827.

Hochverehrter Freund,

Herr B. ist, wie er mich versichert, mit seiner Angelegenheit nun in's Reine, und will heute zu Ihnen zurückkehren, um seine dortigen Geschäfte zu ordnen. Ich glaube wohl, daß die Einleitung, die ich mit Hülfe des Hrn. G. R. Rust seiner Sache gegeben, ihn zum Ziele geführt, wie ich aus Aeußerungen seines eingefleischten Widersachers im Ministerium, des G. R. Welper, der von meiner Theilnahme nicht das Geringste wußte, zufällig entnommen. In der Seminariensache hat der gerade Sinn des Königs entschieden, indem er nicht allein den ihm vorgetragenen Gründen für die Aufrechthaltung des Instituts seine Zustimmung gegeben, sondern hinzugefügt: er wolle, daß der Stadt nichts entzogen werde. Ich höre, daß Richter zum Seminarien-Director in Elberfeld, einem vom verjährten Mysticismus inficirten Ort, durch seinen Gönner befördert worden ist. Der Wernigerodesche Prediger Segemund hält sich zur Zeit noch ohne Anstellung im Großherzogthum Posen bei einem pietistischen Freunde, dem Hrn. v. Rappard, auf. Mein hiesiger Freund, der Geheime O. Finanz-Rath Alberti (ein Sohn des Hamburgschen Predigers, eines Gegners Ihres alten Oheim Göze) hat unlängst seinen Schwager, den Wernigerodeschen Hofprediger besucht und meint, die Segemundsche Geschichte würde wenig zu bedeuten gehabt haben, wenn er selbst sie nicht so breit getreten hätte. Alberti ist übrigens ein geschworener Todfeind der Mystiker.

Von Beckedorff höre ich, daß er hier bleibe und auch fernerhin im Censur-Collegio beschäftiget werde. So wird

ihm denn wohl, wie dem G. R. Schöll, gegen das angenehme far niente sein ganzer Gehalt verbleiben. Es scheint mir, als ob sein ursprünglicher Plan, im Oesterreichischen eine Rolle zu spielen, mißlungen sei; denn ich halte dafür, daß sein Katholicismus nur eine heuchlerische Maske und von ihm nur als ein Mittel beabsichtiget worden sei, seiner Ehrsucht einen höhern Wirkungskreis zu verschaffen, nachdem er hier gefunden, daß sein auch geheuchelter Pieticismus ihn nicht zum Ziele führe. Der verstorbene Hr. v. Salmuth behauptete zwar: er sei schon seit 10 Jahren katholisch; dies ist aber wohl ein Irrthum.

Der Hader zwischen dem Ober-Präsidenten v. Schön und dem G. R. Nicolovius, den der erste in einer Privatgesellschaft des Uebertritts zum Katholicismus beschuldigt, ist zwar durch eine Cabinets-Ordre, durch welche Hr. v. Schön einen Verweis erhalten, vorläufig beseitigt, H. v. S. will sich aber dabei nicht beruhigen und hat dem Könige Verfügungen des Ministeriums unter der Nicoloviusschen Unterschrift, eingereicht, die freilich ein protestantischer Beamter mit gutem Gewissen nicht unterschreiben können. Ich deducire jedoch eben hieraus die Unschuld des Beklagten, der, wenn er wirklich ein Katholik wäre, dergleichen nicht unterzeichnet haben würde, der aber bekanntlich eine freundschaftliche Schwäche für den katholischen Rath im Ministerium hat. Der König hat, soviel ich weiß, noch nicht definitiv entschieden.

Herr v. Schmidt-Phiseldeck hat sich, wie es mir scheint, mit weniger Geschicklichkeit und Klugheit in seiner Sache gegen den Herzog von Braunschweig benommen. Selbst sein früheres Verhalten bei Verlängerung der Vormundschaft scheint nicht ohne Tadel zu seyn, da er doch das Ende vom Liede leicht hätte berechnen können und

klüglicher dazu hätte wirken sollen, daß die Verlängerung nicht statt finde, und dieses auf eine Art, welche ihm das fortdauernde Wohlwollen des Herzogs zu erhalten geeignet gewesen wäre. Dadurch würde er dem Lande gewiß weit mehr Nutzen gestiftet haben.

Hr. v. Motz genießt große Triumphe auf seiner Reise; er hat sich durch seine Festigkeit wider die Machinationen des Hrn. v. Ladenberg großen Kredit verschafft. Ich bin aber auch der Meinung, daß er, wenn er sich in diesem Kredit erhalten will, noch ernsthafte Reformen im indirecten Abgaben-Wesen vornehmen müsse. Hr. v. Schön hat ihm wider die preußische Provinzialsteuerverwaltung einen Krieg erhoben, den er zwar für leicht zu beseitigen hält, der mir aber doch bedenklich erscheint. Die Organe für diese Parthei sind viel schwerer zu haben, als man nach Lage der Acten glaubt.

Ich wünsche, daß es Ihnen diesen Sommer besser gegangen seyn möge, als mir, der ich die angefangene Brunnenkur, weil sie mir schlecht bekommen, wieder aufgeben müssen, und nun noch mit meinem Arzte berathe, was weiter zu thun sei.

Hr. v. Varnhagen will heut eine Reise auf einige Wochen antreten, die ihn vielleicht bis München, oder gar Mailand führt. Ich bin nicht für diese Reise, weil er sie, seiner Gesundheit ungünstig, wahrscheinlich zu schnell machen wird.

Die Weißsche Sache lasse ich gern fahren. Suchen Sie mir doch gütigst von der Lage der Wilkeschen Sache einige Nachricht zu verschaffen. Unsre Justiz scheint wohl auf dem letzten Loch zu pfeifen. — Mich herzlich und angelegentlich empfehlend

Staegemann.

32.

Berlin, 11. Januar 1828.

Mein verehrtester Freund,

Wenn ich diesesmal mit meiner Antwort auf Ihre freundschaftlichen Briefe und meinem verbindlichsten Dank im Rückstande verblieben bin, so kann ich es nicht mit Krankheit, dergleichen bei mir freilich nichts Außergewöhnliches, aber desto mehr mit überhäufter Arbeit entschuldigen, die ein Erschwerniß in meine Lebenstage legt, der ich bald nicht mehr gewachsen zu seyn fürchte. Kaum ist Eine von mehr oder minderem Interesse beseitigt, treten gleich zehn andere an ihre Stelle, und in der That habe ich keinen Augenblick finden können, Ihnen meine Schuld zu entrichten.

Zuvörderst danke ich Ihnen herzlich für die in der v. Wilkeschen Vormundschaftssache mir gütigst ertheilte Nachricht, auf welche ich sofort eine Eingabe an das hiesige Pupillen-Collegium veranlaßt habe, dessen Empfang mir der Präsident desselben anzeigte, mit der Benachrichtigung, daß der Vormund die gehörige Weisung erhalten. Was dieser faule Schlingel gethan, davon bis jetzt altum silentium, obwohl ich eine Schwester des jungen Menschen selbst zu ihm geschickt. Unsere Vormundschafts-Collegien gehören auch zu den Landes-Calamitäten, wie die bäuerlichen Regulirungs-Commissionen und Hypotheken-Behörden. Es wird wohl nichts übrig seyn, als auf Remotion des hiesigen Vormundes anzutragen. Vielleicht erfahren Sie, ob in Halberstadt etwas eingegangen und was darauf verfügt worden.

Unser Behm hat wahrscheinlich keine günstige Resolution erhalten. Alles schreit mich hier an: er habe ganz

gegen die ihm ertheilte Commission gehandelt, nach der er sich pünktlich zu richten gehabt habe. Der Polizei-Präsident namentlich, der ihm noch wohl zu wollen scheint, versichert mich: daß das erkaufte Haus ganz entfernt aus seinem Bezirk liege. Da ich selbst die Lokalität nicht kenne, so muß ich mich des Urtheils so lang enthalten, bis ich selbst ihn spreche und das Lokal nöthigenfalls in Augenschein nehme. Sein Gegner Flittner, ein im Leben durchtriebener Schelm, ist in diesen Tagen gestorben.

Die Angelegenheit des Hrn. v. Vangerow ist berichtiget. Ich hoffe, daß er davon schon benachrichtiget seyn werde. Das heißt nämlich nur: der früher erhobene Einwand, daß er, weil er als ehemaliger preußischer Staatsdiener kein etatsmäßiges Gehalt bezogen, auch keine Entschädigung für den Verlust am Westphälischen Gehalt fordern könne, ist zurückgenommen und er zur Liquidation seiner Entschädigung gestattet. Wie die Festsetzung der von ihm zu liquidirenden und zu justificirenden Summe ausfallen werde, ist nun freilich erst zu erwarten. Der Hr. Finanz-Minister nimmt ja Herrn Schulz von Stendal nach Berlin, an die Domainenverwaltung. Ich höre, daß man bei der Domainenverwaltung selbst besorge, keine vorzügliche Acquisition zu machen, und daß man meine: Hr. v. Motz sei in einem persönlichen Irrthum befangen. Mir selbst ist er völlig unbekannt, auch kann ich mich nicht erinnern, von seinen Arbeiten etwas gelesen zu haben.

Der Landtag der Provinz Sachsen hat seine Jungferschaft der das erstemal so hoch gerühmten Eintracht unter den Ständen durch eine Diskussion verloren, die zwischen Hrn. Franke und Maj. v. Wulffen vorgefallen, von der Sie gewiß die Details kennen. Ich habe die Landtags-

verhandl. zwar gelesen, der eigentliche Scandal ist aber wohl nicht geschrieben worden. Franke ist mir immer als anmaßend und vorlaut erschienen, das heißt in scriptis; persönlich kenne ich ihn wenig. Im vorliegenden Fall hat er sich in eine ihn nichts angehende Sache gemischt, die Hr. v. Wulffen in gehörig edelmännischer Weise aufgenommen hat. Den Gegenstand der Diskussion habe ich früher, ehe er zur Berathung der Stände gestellt wurde, viel durchkneten müssen; eine Remedur wegen der Polizei und wegen des Communalverbandes muß nothwendig erfolgen, um die persönliche Verletzung, die in der französisch-westphälischen Gesetzgebung (ganz consequenterweise, weil sie revolutionirte) liegt, nach unserm jetzigen gesellschaftlichen Zustande zu beseitigen.

Die Bekanntmachung der Instruction für die Gesandtschaft in Konstantinopel hat hier Verwunderung erregt, weil sie unerwartet war und als ein Sieg der öffentlichen Meinung anzusehen ist. Sie beruht auf Allerhöchstem Befehl. Dagegen ist wahrscheinlich, daß unser Gesandter in K., ein sehr verschmitzter, aber unzuverlässiger Mensch, der als eine Creatur Metternichs bekannt ist, bei der Beendigung seiner Instruction sich ebenso zweideutig betragen haben werde, als das österr. Kabinet durch seinen Ottenfels, so daß die türkische Regierung in Irrthum versetzt und in ihrer Verstockung bestärkt worden ist. Krieg ist mir nicht wahrscheinlich.

Der Herzog von Braunschweig bedient sich jetzt, wie ich vernehme, des gemeinen Kerls Witt genannt Döring, der anfangs den wüthenden Demokraten spielte, und jetzt als ein reuiger Sünder in besonderer Gunst des Hrn. v. Kamptz steht, der durch solchen pfiffigen Tartüffe leicht bethört werden kann. Der Schuß auf das Fenster des

Gr. Münster wird gewiß dem Herzoge in die Schuhe geschoben werden. Es ist wohl nur beabsichtigt, ihm einige Angst einzujagen. Die in diesen Sachen gewechselten Schriften zu lesen, hat mir die Zeit gemangelt, ich habe sie aber nach Rio Janeiro an meinen Schwiegersohn geschickt.

Für die Uebersetzung des Cicero durch Hrn. v. Strombeck und den Boten danke ich Ihnen freundschaftlichst. Vom letzten habe ich nur Ihre Alvenslebensche Biographie gelesen. Man versichert hier, daß die beiden Söhne, die sich hier der Justiz gewidmet, von ausgezeichnetem Talente wären. Ich kenne nur den einen persönlich. In der Justiz bedürfen wir der Talente besonders; ich finde, daß kein Verwaltungszweig sich so verschlechtert hat, als eben die Justiz. Die andern sind eher vorgeschritten, mitunter bedeutend. Der jetzige Justiz-Minister ist theils schon in vorgerücktem Alter, theils überhaupt nicht energisch genug, den Uebeln Remedur zu schaffen. Er ist ungefähr, was man ledern zu nennen pflegt, und ein ausgezeichnetes Gesetzbuch dürfen wir aus seiner Schule so wenig erwarten, als eine Verbesserung des Geschäftsganges. Die französischen Institutionen sind ihm verhaßt; im Wesentlichen bin ich auch nicht von ihnen erbaut, aber alles mit Maas.

Die katholische Frage zwischen Hrn. v. Schön und Nicolovius ist definitiv noch nicht entschieden, da Hr. v. Sch. gegen den Allerhöchsten Verweis Berufung auf faktische Umstände eingelegt hat, worauf die Verfügung noch bis jetzt nicht ergangen ist. Hr. v. Sch. ist in diesem Augenblicke hier; sein größter Widersacher ist unser Hr. v. Motz. Er hat jedoch am Kronprinzen einen so entschiedenen Anhalt, daß ich nicht glaube, er werde, gleich dem

Hrn. v. Ladenberg, unterliegen, wenn es mir gleich scheint, daß der Minister mehr im Rechte sei, die von ihm angenommenen Fakta als begründet vorausgesetzt, wie Hr. v. Motz sie aktenmäßig vorausgesetzt hat, nur, daß auch aktenmäßigen Anzeigen nicht immer zu trauen ist. Ich fürchte nämlich, daß ein von den Ministern des Innern und der Finanzen nach Preußen geschickter Commissarius nicht die rechten praktischen Augen gehabt, und berichtet habe, was er falsch, wenigstens nicht klar, gesehen. Das Schlimmste, daß der nöthige Zusammenhang unter den Ministern selbst fehlt. Hr. v. M. steht fast isolirt, und wie mich dünkt, in seinem eignen Ministerium nicht überall wohl bedient. Es ist aber unmöglich, in solcher Lage wanklos zu bleiben.

Wie ist es mit Ihrer Sparbank? Rother hat sich darüber gar nicht gegen mich erklärt, es ist auch jetzt nichts von ihm zu erwarten, da er seit geraumer Zeit krank ist, und seine Krankheit in einem unheilbaren psychischen Uebel besteht, das ihm jede Theilnahme an größern Unternehmungen der Staatsverwaltung verleidet.

Ueber der biographie des cont. waltet ein Unstern. Hr. Oelsner hatte sehr lange nichts von sich hören lassen, als ich erfuhr, er sei in Deutschland und werde nach Berlin kommen. Statt dessen erhielt ich vor 4 Wochen einen Brief aus Paris, mit der Anzeige, daß er wegen Geldmangel nicht nach Berlin habe kommen können. Ich schreibe ihm in diesen Tagen und werde Ihnen Antwort und Bücher schaffen. Ich kann aber in diesem Augenblicke nicht finden, wie weit Sie das Buch haben. Schreiben Sie es mir doch, da Oelsner es vielleicht aus meinen frühern Briefen auch nicht mehr ermittelt. —

Varnhagen habe ich sehr lange nicht gesehen, da ich

nicht ausgehen kann. Er ist einige Wochen krank gewesen.

Herzliches Lebewohl.

Staegemann.

33.

Berlin, d. 14. Mai 1828.

Mein hochverehrtester Freund,

Schon längst bin ich beschämt, Ihnen nach meiner Genesung noch nicht geschrieben zu haben. Indeß bin ich auch noch nicht ganz genesen, und erwarte das Beste von der Blüthen- und Blumenzeit. Hauptsächlich aber setzt mich überhäufte Arbeit in Verzweiflung; ich weiß nicht, wo ich anfangen, und wo ich enden soll. Könnte ich, wie Andre, die Sachen über's Knie brechen, würde ich dreimal, vielleicht zehnmal mehr bestreiten. Das ist aber eben so meinem Ehrgefühl, als meinem Gewissen entgegen; dem ersten, weil ich gern so vollendet als möglich arbeite, dem andern, weil nicht immer möglich ist, eine fehlerhafte, in der höchsten Instanz ergangene Verfügung zu remediren. Man muß sich indeß durchschlagen.

Daß Sie die Briefe des Herzogs Ferdinand an seinen Secretair Westphalen dem Könige überreichen, kann ich nur gutheißen, und sowohl dem Könige als dem Generalstabe werden Sie ein angenehmes Geschenk machen. Für die Kriegsgeschichte scheinen die Briefe kein besonderes Interesse zu haben, desto mehr aber für die Karakteristik des Herzogs; dem Könige wird namentlich Vergnügen machen, was den König persönlich betrifft. Sein Einziger ist er auch nicht, und dieses führt mich auf den Wunsch,

daß es Ihnen gefallen möge, Ihr Schreiben an Seine Majestät in etwas abzuändern, indem Sie darin des großen Königs gar nicht erwähnen. Es ist seltsam, aber es ist einmal so. Mein Hauspoet Schütz erzählte mir noch in diesen Tagen: S. Maj. hätten mit dem Schauspieler Stawinski über die an Schillers Todestage gegebenen fragmentarischen Darstellungen aus Schillers Dramen Sich höchst gnädig unterhalten, Sich aber, als St. des Wilh. Tell zu erwähnen sich beigehen lassen, sofort weggewendet und das Gespräch abgebrochen. Hiernächst entschuldigen Sie, wenn ich Sie auf eine Form aufmerksam mache, die Sie nicht beobachtet haben. Nämlich, wenn eine Privatperson in einem Schreiben an den König sich einer fremden Feder bedient, so ist es Kourtoisie, die Submissionsformel: „Ew. Königl. Maj. alleruntertthänigster u. s. w." ganz eigenhändig zu schreiben. Selbst Fürsten beobachten diese Kourtoisie, und S. Maj. sind zuweilen auf kleine Nachlässigkeiten aufmerksam; bei Fürsten freilich mehr, wie bei unser einem, bei dem man allenfalls gelten läßt: er versteht es nicht besser, und gehört zur Burkeschen Menge.

Der Generalstab besitzt die Westphalenschen Briefe, die im Nachlaß des Herzogs gefunden sind, mithin die Oese zum Haken.

Göckingks Tod hat auch mich, der ich ihn wenig gekannt habe, sehr gerührt. Ich dachte an Amarant und Nantchen und die eigene dahin geflohene Jugend. Sunt lacrymae rerum et mentem mortalia tangunt.

Was Nantchen sang mit Amaranten,
erklingt in jeder zarten Brust,
Der süße Laut des unbekannten,
des Paradieses erster Lust.

Sie fragen nach unserm Herrn Finanzminister. Er

ist fort und fort rührig, ich besorge nur, daß er zu viel auf seine Schultern nimmt. Der über die Gen. Kontrolle erfochtene Sieg scheint ihn keck gemacht zu haben. Mit dem O. P. v. Schön ist er jetzt in flagranter Fehde, und obwohl ihn, als Minister, in diesem Kampfe die Niederlage nicht treffen wird, so ist sie doch deshalb sehr unangenehm für ihn, weil der Kronprinz zu den höchsten Gönnern des Gegners gehört, selbst im Materiellen mehr Recht auf Schöns Seite seyn dürfte. Mich dünkt, Sie schrieben mir vor einiger Zeit, als ob die preuß. Unterstützungen sehr schlecht angewendet und in Paris verzehrt würden. Das ist eine irrthümliche Nachricht, die man Ihnen ertheilt hat; ich glaube nicht, daß außer dem Schwager der Frau v. Binderson, v. Hausen Aubier (der aber wohlhabend ist und einen alten Vater in Paris hat) irgend ein Preuße seit 10 Jahren Paris gesehen hat. Durch die Unterstützungen sind übrigens mehr als 500 Familien im Besitz erhalten worden. Die Sache hat freilich auch ihre Bedenken gehabt.

Was haben Sie denn zu des kleinen Willy v. Klewitz Halleschen Studien gesagt? ich hätte gewünscht, daß Niemand Notiz davon genommen, am wenigsten aber, wie Buchholz gethan, die Sache tragisch, statt komisch, behandelt hätte. Das Landrecht hat in Bezug auf unser inneres Staatsrecht einige Flecken, aber der kleine Mann hat es nicht verstanden. Ich habe schon vor mehreren Jahren Anlaß nehmen müssen, darüber Manches von Amtswegen zur Sprache zu bringen.

Ich höre, daß der Herzog von Braunschweig eine neue Schrift wider den Gr. v. Münster verbreiten läßt, die sehr gut geschrieben seyn soll. Einige legen sie dem berüchtigten Klindworth bei, andre meinen, Adam Müller

habe sie geschrieben. Kennen Sie diese Schrift schon? Hier ist sie noch nicht im Buchhandel; nur das Ministerium der ausw. Angel. besitzt ein Exemplar. Wenn Sie den Autor erfahren, schreiben Sie es mir doch gütigst.

Für die Mittheilung Ihrer vetterlichen Biographie, die ich mit Vergnügen gelesen habe, sage ich Ihnen meinen freundschaftlichsten Dank. Der Ohm ist ein etwas wunderlicher Kauz gewesen.

In der Wilkeschen Angel. habe ich vom hies. Pupillen-Collegio Nachricht erhalten, daß der Vormund in Halberstadt einkommen solle. Ob der faule Schlingel es gethan, steht dahin. Ich stehe übrigens mit dem Justiz-Ministerium in Communication, ihm die Vormundschaft abnehmen zu lassen. Unsre vormundschaftl. Oberaufsicht liegt entsetzlich im Argen.

Die Weissche Forderung hatte ich längst in den Schornstein geschrieben; es thut mir nur leid, daß ich Sie noch damit bemüht habe, und empfangen Sie auch hiefür meinen herzlichsten Dank.

Hier ist man in gespannter Erwartung über die Erfolge der Russen gegen die Türken. Es scheint, daß ihr Hauptplan dahin geht, von Ismail aus das schwarze Meer entlang mit großer Macht auf Konstantinopel gerade loszugehn. Wenn der Padischa keinen Religionskrieg entzünden kann, wie es nicht scheint, so wird er klein beigeben, und die Sache sehr bald beendigt seyn. Die Metternichsche Diplomatik hat jetzt ihr erbärmliches Ende gefunden, wie es zu erwarten war.

Herzliches Lebewohl und die freundschaftliche Bitte um die Fortdauer Ihres Wohlwollens.

Totus Tuus

Staegemann.

Ich setze voraus, daß Sie Ihr Concept des Schreibens an den König bei der Hand haben, behalte also Ihr Mundum zurück. Sie dürfen nur weniges in den ersten Zeilen ändern. Glauben Sie den Alten vom Berge nicht auslassen zu können, so nennen Sie ihn nur nicht den Einzigen; denn besser ist besser.

Eine Enkelin Westphals war eine kurze Zeit Hofdame bei unsrer Prinzessin Friedrich. Sie verheirathete sich, ich weiß aber nicht, an wen und wo sie sich jetzt aufhält.

34.

Berlin, 9. Juli 28.

Mein theuerster Freund,

Wenn ich mich jetzt durch überhäufte Beschäftigungen meines Berufes bei Ihnen und eben so bei allen meinen Freunden entschuldige, so halten Sie es nicht für eine gewohnte Redensart. Es ist in der That von einer ernsthaftern Art, obwohl ich darüber nicht zu Grunde gehen werde. Seit der Abreise des Königs glaubte ich ein wenig aufathmen zu können, es findet sich aber ununterbrochen eine Reihe verdrießlicher mehr als beschwerlicher Arbeiten. An den Brunnen kann ich diesmal nicht denken. —

Es überraschte mich, zu hören, daß Sie noch keine Antwort von Sr. Maj. hätten. Auf Erkundigung vernehme ich, daß es an einer Erklärung des Generalstabs liege, dem der König die Sammlung zugeschickt, mit der Aufgabe, Ihm zu berichten, was Ihnen dafür Gutes zu thun sei. Dies habe ich von den Reliquien des Kabinets, die nicht mit nach Teplitz gegangen. Unfehlbar hat Hr. v.

Witzleben oder Albrecht den Bericht des Generals v. Müffling inzwischen erhalten, von dessen Inhalt ich noch nichts in Erfahrung gebracht. Der König ist wahrscheinlich auf diesen Gedanken gekommen, weil Sie der Buchhändler . . . . . . auf die Sammlung erwähnt haben.

Herzlichen Dank sage ich Ihnen für die freundschaftliche Zusendung des Halberstädter Provinzialrechts und des ehrlichen Lichtwer. Herrn v. Pott sagen Sie wohl gelegentlich zu S. 29 der Biographie, daß Stoppe ein schlesischer Fabeldichter war, aus den 3 ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts; ein sehr trauriger freilich. Willy Klewitz hat ja das Amt eines Rächers gegen Carmer übernommen, freilich auch ein Stoppelchen.

Die Memoiren des Staatsmanns sind hier viel gelesen, es scheint nicht mit besonderem Interesse. Die meisten zweifeln, daß sie aus dem Nachlasse des St. Kanzlers sind, wie man anfangs uns glauben machen wollte. Die folgenden Bände erst werden einen Aufschluß geben. Ich halte dennoch dafür, daß gemißbrauchte Papiere des St. Kanzlers den Fonds der Sache bilden, doch absichtlich entstellt. Die Fürstin Pückler meint es auch. In den ersten beiden Bänden habe ich nicht viel Interessantes gefunden.

Die Parthei des Don Miguel hat hier bei Hofe Anhänger; namentlich sind die Herrn Ancillon und v. Knesebeck von den Absolutisten. Die Begleitung des Königs durch den Minister der ausw. Angel. veranlaßt die Meinung, daß auch Metternich nach Teplitz kommen und eine Unterredung über die russischtürkischen Angel. sein werde.

(Das Weitere fehlt.)

35.

Berlin, den 13. Aug. 1828.

Mit Bezug auf Ihr freundschaftliches Schreiben vom 8. d. M., mein hochverehrtester Freund, gebe ich Ihnen zuvörderst meine freundschaftlichste Theilnahme darüber zu erkennen, daß Sie Ihre Mutter bei sich sehen. Die meinige könnte ich allenfalls auch noch bei mir sehen, sie würde erst 88 Jahre alt seyn, wenn sie noch lebte. Sie starb aber 28 Jahre alt im Kindbette.

Das Verfahren gegen Hrn. O. L. G. R. v. Vangerow verstehe ich nicht. Jetzt wird aber nichts anderes übrig seyn, als die Rekurs-Instanz zu ergreifen, weil der König nicht füglich eher angetreten werden kann, bis auch die schiedsrichterliche Commission sich ausgesprochen. Ursprünglich verfuhr man so, daß man die verwerfende Verfügung sofort, eh man sie dem Interessenten bekannt machte, an die schiedsrichterliche Commission gelangen ließ. Dies ist in den Westphäl. Sachen abgeändert, damit der Interessent doch Gelegenheit habe, seine Gegengründe in der Rekurs-Instanz vorzubringen, was er in den andern Sachen nicht konnte.

Ist Alexander von Bronikowski nicht ein Schriftsteller, namentlich ein Romandichter? oder irre ich mich im Nahmen? Daß Sie über Ihre Ferdinandeische Sendung noch keine Antwort erhalten haben, wundert mich auch. Ich würde Ihnen darüber schon Auskunft zu verschaffen im Stande seyn, wenn nicht noch überall feriirt würde, daher ich Niemand zu Gesicht erhalte, der mich unterrichten könnte, namentlich General v. Müffling.

Ihren Auffatz in der Real-Encyclopädie über unsern Hrn. Finanz-Minister habe ich noch nicht gelesen; bin

übrigens rücksichtlich der Erwerbungen wohl mit Ihnen einverstanden, nur nicht darin, daß Gr. v. Bülow seine Familie in einen beklagenswerthen Zustand versetzt habe, vielmehr halte ich, aus sehr gewichtigen Gründen, diese Nachlaßgeschichte für eine Fabel. Es ist mir übrigens nicht gegenwärtig, daß den Ministern Güter-Erwerbungen ohne Königl. Genehmigung untersagt seyn sollten, wie Sie glauben. Ich kenne ein solches Verbot nicht, und zweifle, daß es existire. Nur Domainenpachtungen sind ihnen untersagt. Bei den Domainenveräußerungen geht es allerdings nicht vorschriftsmäßig zu. Ein neulicher Fall, daß im Münsterschen Klostergebäude, deren Veräußerung ohne Seine Genehmigung der König ausdrücklich verboten hatte, demohnerachtet verkauft worden sind (weil, wie es hieß, die Kabinets-Ordre zu unrechten Acten gekommen), hat Anlaß gegeben, diese Materie gründlich zu revidiren, wobei sich ermittelt, daß das Finanz-Ministerium ganz irrthümlich vermeint, als habe es die Authorisation, alle Domainen ohne Unterschied zu verkaufen, wenn es nur licitando geschehe, welches der Vorschrift im organischen Gesetz von 1810 ganz entgegen ist. Da ich noch mit der Bearbeitung dieser Materie beschäftiget bin, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mir über den Verkauf der Ascherslebenschen Seeländereien etwas Näheres mittheilten, und besonders, worin nach Ihrer Ansicht die Formalitäten nicht beobachtet worden. Ueber den Klosterverkauf hat der König noch nicht entschieden; es wird aber wohl nichts helfen, die Genehmigung nachträglich zu ertheilen.

Ich habe nicht geglaubt, daß auch in Ihrer Gegend eine so ungünstige Veränderung in den Agrikulturverhältnissen eingetreten sei, wie ich so eben aus einem Bericht des Hrn. Finanz-Ministers über ein Remissionsgesuch

des D. A. Rostosky ersehe, der die Fruchtzehnten von Harsleben im Jahre 1821 für 3690 Thl. Gold verpachtet, wofür jetzt nur in der Licitation 2200 Thlr. haben erlangt werden können.

Die Differentien über die Parochialverhältnisse in Halberstadt sind mir völlig gleichgültig, nachdem ich mich durch die Akten habe durchfressen müssen; ich bin nur dagegen, daß die Johannis-Gemeine wegen etwaniger Gefährdung durch die Westphäl. Regierung vom Staat entschädigt werde. Ich habe beharrlich behauptet, daß Alles, was in den verhängnißvollen Jahren von 1792 bis 1814 von den Provinzen, Kommunen, Korporationen, Einzelnen getragen worden, auf Rechnung dessen bleiben müsse, der es gelitten, und daß keine Ausgleichung darüber statt finden könne. Jeder hat sein Theil getragen, der eine auf diese, der andere auf andere Weise, und wenn die Westphäl. Gutsbesitzer durch die ihnen auferlegten Grundsteuern um einen Theil des Ihrigen gekommen sind, so sind wir, in den andern Provinzen, auf andere Art durch dieselben Verhängnisse um das Unsrige, nur um etwas mehr, gekommen. Jenen die Grundsteuer abzunehmen, was nur auf Kosten der andern Provinzen geschehen kann, während diese Gutsbesitzer nichts dazu beitragen, uns die Kriegesunfälle zu vergüten, würde das höchste Unrecht seyn.

Mir liegt in diesem Augenblicke das Odiosum der Korrektur auf dem Halse. Reimer druckt schlecht; er hat keine ordentlichen Typen. Es ist mir noch immer unausstehlich, etwas von mir gedruckt zu sehen, außer in der Gesetzsammlung.

Freund Varnhagen ist, soviel ich weiß, von seiner Badereise nach Muskau noch nicht zurückgekommen. Meinen Schwiegersohn Olfers erwarte ich im Laufe dieses Monats,

da er Rio Janeiro wahrscheinlich im Anfange des Junius verlassen hat. Die portugiesische Angelegenheit ist einmal ein anticonstitutioneller Greuel. Daß wir die Türken aus Europa verlieren, werden die Weisen, der Providenz zum Trotz, wohl zu verhüten wissen. Ich besorge, es werde den Russen noch schlecht ergehen; sie sind lange nicht am Ziel. Auch sind sie selbst noch eine Art Türken.

Ich empfehle mich herzlich Ihrem wohlwollenden Andenken.

Totus Tuus

Staegemann.

36.

Berlin, d. 30. Dec. 1828.

Mein hochverehrter Freund,

Ich habe freilich nicht Wort gehalten, indem ich Ihnen den schon geschriebenen, aber verschollenen Brief nicht zugeschickt habe; der Grund ist, weil ich ihn nicht gefunden, und weil es mir in der That an Zeit gemangelt, einen neuen zu schreiben.

Soviel ich mich erinnere, betraf er außer dem Dank, den ich Ihnen für Ihre gütigen Zusendungen sagte, hauptsächlich die Töbtung der Wernigerodeschen Frau, und das Publicandum des Landraths, welches ganz gegen die Allerhöchste Bestimmung erlassen ist, indem S. Maj. befohlen haben, die Steuer-Aufseher anzuweisen, daß sie sich des Feuergewehrs nur defensiv bedienen dürfen. Soviel ich vernommen, wird die Untersuchung wider den Steuerbeamten beim O. L. G. zu Halberstadt geführt, und die Sache muß doch dabei weiter zur Sprache kommen. Ich hätte aller-

dings von Ihrem Schreiben Anlaß nehmen können, dahin zu wirken, daß im Kabinet Notiz genommen werde, allein unser beider wegen habe ich es unterlassen, und werde wohl Gelegenheit finden, eine anderweitige Anregung zu bewirken.

Auch dünkt mich, daß ich wegen des Minister Bülow-schen Nachlasses mich gegen Sie expectorirte. Doch das kann wohl auf sich beruhen, bis Sie einmal nach Berlin kommen. Der junge Graf Bülow vermählt sich mit der einzigen Tochter des wohlbekannten Herrn v. Bülow-Cummerow, die für sehr hübsch gehalten wird. Ob der Vater vermögend sei, erscheint den Leuten zweifelhaft.

Herr v. Cotta hat sich nebst Frau Gemahlin einige Wochen hier aufgehalten. Daß er eine eigne Handlung hier etabliren wolle, sagt man, und es mag auch wohl bei seiner Neigung, in allerlei Unternehmungen einzugehen, seine Richtigkeit damit gehabt haben. Ich zweifle aber, daß er es ausführt. Mir ist es überhaupt wahrscheinlicher, daß er einer andern wichtigern Sache wegen, nämlich wegen einer Verbindung Rheinbayerns mit unserm Zoll-System, hiergewesen ist. Dem G. C. R. Philipsborn, jetzigem Patron und Dirigenten der Staatszeitung, hat er geäußert, daß er wohl gesonnen sei, den Verlag dieser Zeitung zu übernehmen, welches bei dem gelben Fieber-zustande der Zeitung wohl nur eine Höflichkeit gewesen ist. Er würde dabei mehr Geld zusetzen müssen, als bei den kritischen Jahrbüchern, einem Institut, das durch seine zu weitläuftigen Kritiken, noch mehr aber durch die Miß-gunst, worin die Hauptfautoren (Hegel und Kamptz) bei den mehrsten Gelehrten stehen, eine Ungunst des Publikums zu erleiden scheint. Soviel ich erfahren habe, wird in einem der nächsten Blätter eine Anzeige meiner Gedichte erscheinen, die vom Hrn. Professor Gans herrührt. Diese,

wenn sie vortheilhaft ist, wie ich wohl glaube, wird ihnen bei der historischen Schule, namentlich den Feldherren (Savigny und Niebuhr) keine Freunde erwecken. Gans ist ein junger Mann von vielem Talent und Geschick, aber etwas leichtfertig und nicht ganz so bescheiden, als man wohl seyn muß, ohne gerade in die Lumpenbescheidenheit zu verfallen.

Entschuldigen Sie, daß ich, wie ich eben gewahr geworden, aus Versehen auf einem halben Bogen geschrieben; es ließ sich nicht mehr ändern.

Daß Hr. Natorf die Stelle in Schulpforte erhalten, wird er schon wissen.

Herzliche Wünsche für Sie zum neuen Jahre.

Totus Tuus

Staegemann.

37.

Berlin, 12. März 1829.

Verehrungswürdiger Freund,

Empfangen Sie vor allem mein innigstes Beileid über den Tod einer geliebten Mutter, deren Tage erfüllet waren. Es ist mir nicht so glücklich ergangen, als Ihnen, der Sie die Mutter bis in ihr spätes Alter besaßen, da ich die meine im 29sten Jahre ihres, dem 6ten Jahre meines Lebens verlor, ein Verlust, den ich nach 60 Jahren noch mit tiefestem Schmerz betraure. Ich fühle daher Ihren Kummer so mehr, da er so verwandt dem meinigen ist. Aber auch auf Gräbern wachsen Blumen, und die Nachtigallen schlagen auch in den Rüstern auf unsern Friedhöfen. — Ihr Dankschreiben an den König habe ich befördert.

Es ist mir nicht bekannt geworden, ob die Verzögerung des Vortrages von dem Civil- oder Militair-Kabinet ausgegangen ist; fast vermuthe ich das Letztere, da der General von Witzleben schon seit geraumer Zeit wegen schwerer Krankheit einen Substituten am General v. Thiele I. erhalten hat.

Herr von Cotta ist noch immer hier, und dürfte noch eine Zeitlang bleiben. Es ist jetzt kein Geheimniß mehr, daß er einen Vertrag für Baiern und Würtemberg mit uns unterhandelt, von dessen Realisation, sofern ein Handelsvertrag mit Beiden vorwaltet, ich mir noch keinen rechten Vers machen kann. Eine einfachere Operation ist freilich die Einverleibung des Bairischen Rheinkreises in unsern Zollverband.

Daß Hr. v. Cotta gleichzeitig ein literarisches Unternehmen hier bezwecke, ist mir nicht wahrscheinlich; er versteht seine Vortheile zu gut, und mir scheint es nicht, daß Berlin für literarische Unternehmungen ein lucrativer Ort sei. Unsre beiden löschpapiernen Zeitungen prosperiren, aber nur durch die Anzeigen in den Beilagen. Man sagt zwar, daß der famose Saphir, der allerdings mehr Witz hat, als seine 13 Bühnendichter, mit seinen Schreibereien ein vorzügliches Glück mache, es ist mir aber noch zweifelhaft. Claurens Weizen blühete auch nicht eben hier; das Förstersche Conversationsblatt geht zu Grabe, und die Staatszeitung setzt jährlich mehrere Tausend Thaler zu. Die Jahrbücher der Kritik suchen die Protection des Königs, die sie schwerlich erlangen, wenn es auf Geld ankommt. Ueberhaupt kämpft unsre Literatur mit allerlei Drangsalen, von denen die englische und französische nichts kennen. Aber es ist wahrscheinlich zu unserm Frommen.

Herr Prof. Wendt in Leipzig hat mich aufgefodert, an

einem Musen-Almanach Theil zu nehmen, den er in diesem Jahre herauszugeben beabsichtiget. Liebster Himmel! weshalb soll ich meine Sorgen mit dieser Sorge noch vermehren! Es scheint, als wenn Varnhagens Kritik meiner historischen Erinnerungen im Morgenblatte diese Auffoderung veranlaßt, indem er am Schlusse zu verstehen giebt, daß bei mir noch inedita zu holen wären. So ist es aber in der That nicht. Ich müßte Umarbeitungen vornehmen, die mühsamer seyn würden, als neue Arbeit. Viel ist auch in ältern Zeiten zerstreut gedruckt, ohne daß ich weiß, wann und wo.

In der Angelegenheit des Hrn. O. L. G. R. v. Vangerow weiß ich Ihnen doch keinen andern Rath zu geben, als entweder: daß Hr. p v. V. sich bei der Entscheidung der Ministerien beruhige, oder eine Beschwerde beim Könige einreiche, worin die Ministerial-Motive gründlich beleuchtet und widerlegt werden. Für den Erfolg weiß ich Ihnen freilich nicht zu stehen; indeß sind die Verhältnisse jetzt doch anders, als ehemals, da die General-Kontrolle noch einwirkte. Die von Ihnen angedeutete Amtserhöhung des Hrn. v. Vangerow kann im Wege einer Entschädigung für die Verluste nicht eingeleitet werden. Hierin läßt der König dem Hrn. Justiz-Minister völlig freie Hand, und der letzte wird natürlich gar nicht darauf eingehen. Sind anderweitige Gründe vorhanden, so wird er sie gewiß benutzen, da es ihm sehr an tüchtigen Subjekten zu solchen Funktionen der höhern Kathegorie zu fehlen scheint. Ich werde gelegentlich mit ihm darüber zu sprechen versuchen, und Ihnen seine Gedanken mittheilen, da er hierüber ganz offenherzig zu seyn pflegt. Auch dünkt es mich, daß er in Bestallungssachen weniger von dem Einflusse seiner umgebenden Geister abhange, als in andern, wozu freilich

wohl die Zeit auch fehlen mag. Etwas Unheimliches hat es jedoch, einen jüngern, wenn gleich fähigern Rath ältern Collegen vorzusetzen; man wählt doch lieber einen andern Ort.

Der junge Fr. v. Spiegel, dessen Sie in einem Ihrer freundschaftlichen Briefe erwähnen, hat die Befugniß zu einer Ascension in höherer Präbenden-Pension nachgesucht; es steht mir aber vor, daß sein Gesuch abgelehnt worden. Daß die Familien wegen des Verlustes der Erbpräbenden entschädiget sind, hat sich, so gerecht es ist, nur mit großem Widerspruche der Finanz-Parthie durchsetzen lassen. — In einer Liste der Johaniter-Ritter findet sich ein Werner Heinrich Adolff Fr. v. Spiegel-Diesenberg, geb. am 18. Aug. 1754, aufgeführt. Ist dieser der Ihrige? und wann ist er gestorben? Es interessirt mich persönlich gar nicht, nur zur Ergänzung einer aktenmäßigen Liste, weil gerade die Kompetenz aus der Kommende, auf die er inscribirt war, erlediget ist.

Von Hrn. K. R. Avenarius habe ich vor der Mittheilung seiner letzten Schrift über Preußen noch nichts gelesen. Ich antworte ihm heute, da ich voraussetze, daß er noch nicht abgegangen ist, weil er mich zu besuchen versprochen hatte. Aus Briefen des verstorbenen Prinzen Louis habe ich übrigens ersehen, daß der Prinz nicht sein besonderer Gönner war, sondern sich durch ihn gefährdet glaubte. Ich fürchte, daß er an dem erkauften Gute Orschen auch keine Freude haben werde; doch erinnere ich mich der speciellen Beschaffenheit dieses Guts aus frühern Zeiten nicht. Durch die von Königsberg auf Pr. Eylau gehende Chaussee wird das Gut gewinnen.

Dem Hrn. Pr. Lautsch werde ich hoffentlich heute auch noch antworten können, obwohl ich noch nichts von den

beiden Theilen des Schmidtschen Literarnachlasses gelesen habe. Daß meine historischen Erinnerungen so wohl aufgenommen werden würden, habe ich mir nicht gedacht. Ich gab die Mühe, die ich daran gewendet, verloren, und ohne Nicolovius Betrieb (durch den sie auch an Reimer gekommen, dem ich sie sonst schwerlich gegeben) würden sie vor meinem Tode schwerlich das Licht erblickt haben. Auf desselben Betrieb habe ich ein Exemplar an Goethe geschickt, der mir nach seiner Art höflich geantwortet hat. Selbst unser Saphir hat sich veranlaßt gesehen, Notiz davon nicht allein zu nehmen, sondern mir auch ein besonderes Gedicht zu addressiren, welches auch Frau v. Helwig, geb. v. Imhof, gethan hat.

Freund Varnhagen befindet sich in Bonn, im diplomatischen Auftrage, den Kurprinzen von Hessen mit dem Kurfürsten auszugleichen. Ob er in Cassel, woselbst er zuerst war, seinen Zweck erreicht habe, ist mir noch unbekannt. Man vermuthet hier, er werde an dem dummen Starrsinn des Prinzen scheitern. Es waltet ein eigner Stern über den Häuptern der deutschen Fürsten. Mit unserm Hause scheint der alte Brandenburgische Glücksstern noch immer eine Ausnahme zu machen. Cotta erzählte mir gestern, daß der Herzog von Braunschweig fortfahre, seinen Phiseldek zu verfolgen. Ist Klindworth noch bei ihm?

Meine hiesigen Freunde wollen an das schlimme Verfahren des Grafen v. St. Wernigerode gegen seine Unterthanen noch immer nicht glauben. Die Familie hat bei Hofe, insonderheit bei dem Kronprinzen, ungemeinen Kredit, und der Nimbus der Frömmelei giebt einen besondern Glanz. Der regierende Graf ist gegenwärtig hier. Außer dem gewöhnlichen Besuch seiner= und dem Gegen=Besuch meiner=

seits sehen wir uns weiter nicht, da ich an keinen Gesellschaften, Hoffesten ꝛc. Theil nehme. Können denn die Sävitien des Landraths nicht zu richterlicher Cognition kommen? Daß die Funktionen eines Kgl. Landraths und eines standesherrlichen Regierungs=Beamten in Einer Person vereiniget sind, ist nur versuchsweise nachgegeben, indem man von der Möglichkeit der Sävitien keine Ahndung gehabt hat. Jetzt möchte, bei dem Einflusse auf den Kronprinzen, eine Aenderung dieser Organisation schwer zu bewirken seyn. Sehr zu wünschen wäre es aber doch in mancher Beziehung, daß die Sache auf administrativem, oder auf gerichtlichem Wege zur Sprache gebracht werde.

In der v. Wilckeschen Angelegenheit erhalten Sie in der Beilage einen besondern Aufsatz. In der That war es meine Absicht, selbst nach Halberstadt zu kommen, und es geschieht später auch wohl; nur haben mich bisher theils gar zu drückende und überhäufte Geschäfte (wenn auch nur relativ in Erwägung meiner Jahre und meines krankhaften Zustandes so genannt), theils die Unlust, mit dem Maj. v. Wilcke in Berührung zu kommen, abgehalten. Ihrer freundschaftlich dargebotenen Obsorge empfehle ich die Sache aufs angelegentlichste.

d. 2. April.

Sie sehen an dem Datum des ersten Bogens, mein theuerster Freund, wie sehr ich wieder mit dem Schlusse dieses Briefes im Rückstande geblieben bin. Diesesmal ist zunächst mein Expedient, dem ich in der v. Wilckeschen Sache die Aufträge gegeben hatte, schuld, freilich ohne seine Schuld, indem eine Augen=Entzündung ihn am Arbeiten gehindert. Mir ist dieses doppelt empfindlich gewesen, da ich nun auch in Kabinetssachen vieles selbst

expediren müssen, was ich andernfalls durch ihn hätte bearbeiten lassen.

Hier ist inzwischen nichts von Erheblichkeit vorgefallen. Varnhagen ist seit einigen Tagen zurück, ich habe ihn aber noch nicht gesehen. Sein Auftrag soll nicht vollständig erfüllt seyn; da er jedoch durch den Kurfürsten, zeitungsgemäß, decorirt worden ist, so läßt sich glauben, daß nur der Eigensinn der Gegner noch zu brechen ist. Man sagt, der König habe der Kurfürstin geschrieben: er werde die Hand von ihr abziehen, wenn sie sich nicht vernünftig zum Ziel lege. Sie soll in Fulda residiren.

Ueber die Vereinigung mit Baiern und Würtemberg wird noch fortwährend conferirt. Cotta, der sich noch hier befindet, ist einige Wochen krank gewesen. — Herr Graf v. Stolberg hat der Regierung die Herrschaft Schwarza zum Kauf angeboten, und will dagegen Hasselrodsche Domainen von uns acquiriren.

Einige Deputirte des deutschmexikanischen Bergwerksvereins, der beinah 2 Mill. Thlr. an seine Unternehmung gewendet hat, suchen hier Theilnehmer und Vorschuß. Ich hoffe, daß sie in keiner Weise die erstern finden werden; es wäre lächerlich, wenn der Staat sich für die Bearbeitung mexikanischer Bergwerke interessiren sollte. Ein Vorschuß unter gehöriger Sicherheit ist etwas anderes, damit das Anlagekapital gerettet werde, wenn es noch gerettet werden kann.

Einige Wochen lang ist hier nur von Peels Rede, Paganini's Konzert und der Heirath des Generals Gr. Nostiz (ehemals Adjud. Blüchers) mit der Gräfin Hatzfeld die Rede gewesen. Ich bin von der Rede nicht eben erbaut, habe die Paganinische Geige nicht gehört, und wünsche dem Gr. Nostiz alles Glück, was ein 53jähriger

Mann in der Ehe noch haben kann. Sie könnten immer auch noch in den Ehestand treten.

Hegel und seine Philosophie sollen auf einmal in 9 Schriften angegriffen seyn. Die eine, von dem dunkeln Schubert, der auch über Göthe geschrieben, ist in unsern Zeitungen angekündigt, ich mag sie aber nicht lesen, da ich die ganze Hegelsche Philosophie nicht verstehe.

Unsre Stadt hat endlich die vom Könige sehr modificirte Agende angenommen. Schleiermacher soll sich noch sträuben, wird aber schwerlich durch Verzicht auf seine Stelle das Märtyrerthum erlangen wollen.

Man erzählte mir in diesen Tagen, daß in Naumburg ein Censor (wahrscheinl. der Angel.) entlassen worden sei, weil er einem gegen die Mystiker und Frömmler gerichteten Aufsatze in einer zu Naumburg erschienenen Schrift das Imprimatur gegeben. Wäre das Factum gegründet, müßte man es doch soviel möglich öffentlich zu machen suchen. Unser geistl. Ministerium protegirt diese Leute aus Schwäche für den Kronprinzen, ohne daß es ihm hilft. Den Mystikern hilft es aber auch nicht, weil die Opposition der Vernunft ihnen doch zu sehr über den Kopf gewachsen ist. Haben Sie unsers Ministers der ausw. Angel. Heidengräber gelesen? er ist kein Mystiker, obwohl ein Neffe Stolbergs. Sollten Sie sie nicht kennen, werde ich sie Ihnen zuschicken. Im Buchhandel, glaube ich, sind sie nicht. Des sel. Schmidt Gedichte habe ich nur verstohlen (während uninteressanter Debatten im Staatsrath) lesen können, doch vieles vorzüglich gut und der Erhaltung würdig gefunden. Meiner Frau haben sie gleichfalls Vergnügen gemacht. Ganz verwundert habe ich S. 147 III. von Himly gelesen, der im Geschäftsleben ungemein schwach erschienen. So viel ich weiß, privatisirt er noch.

Habe ich in diesem Briefe, den ich nun zu schließen im Begriff stehe, noch etwas übersehen, so erinnern Sie mich gütigst daran.

Herzliches Lebewohl von Ihrem treuergebensten Freunde und Diener.

Staegemann.

38.

Berlin, d. 18. Juni 1829.

Mein theuerster Freund,

Ich bin Ihnen zunächst herzlich für die mir mitgetheilten Nachrichten verpflichtet. Leider! ist es mir nicht möglich, schon jetzt eine Reise in Ihre Gegend anzutreten. Meine Arbeiten lasten in der That zu schwer auf mir, und das überhand nehmende Alter macht Alles viel schwerer. Auch die Brunnenreise habe ich wohl oder übel aufgeben müssen.

In der Wilkeschen Vormundschafts-Sache wünsche ich nur angelegentlichst, daß das K. O. L. G. als Vormundschafts-Behörde in die Stelle des nach Quedlinburg versetzten Hrn. Ref. Schmidt einen tüchtigen und thätigen Mann ernennen möge. Ich werde noch einen Versuch beim Justiz-Minister machen, die Vormundschaft ganz dorthin abzugeben. Meine Einwirkung kann dabei doch immer stattfinden.

Ich habe vorausgesetzt, daß Ihre Reise nach Hamburg noch aufgeschoben worden und daß Sie diesen Brief noch in der Heimath erhalten werden. Ich selbst habe in Hamburg keinen Bekannten, an den ich Sie mit besonderm Nutzen für Ihren Aufenthalt empfehlen könnte, nachdem mein alter Freund Ludwig von Heß (der Durchflügler) dahin gegangen ist, woselbst wir auch erwartet werden.

Lappenberg ist mir zwar sehr bekannt, ich bin aber von seinen dortigen Geschäftsverhältnissen zu wenig unterrichtet, als daß ich Sie an ihn addressiren könnte. Bei unserm Ihnen gewiß schon bekannten Gesandten Hrn. Gr. Grote, einem alten gefälligen, sonst in gehöriger Flachheit unbedeutenden Manne, werden Sie gewiß eine freundschaftliche Aufnahme finden. Jetzt ist er noch in Berlin, als Grand maitre der Königl. Garderobe.

Ich habe mit meiner Baucis keinen Theil an unsern Hoffeierlichkeiten genommen. Meine Tochter, die vor einigen Wochen wiederum eines dritten Mädchens genesen, ward durch ihr Wochenbett verhindert, und so sind wir bis auf meinen Schwiegersohn, den seine Verhältnisse an den Hof geführt, hübsch zu Hause geblieben und können weder vom Kaiser noch der Kaiserin erzählen.

Der Herzog von Braunschweig gehört, wie einige andere Häupter, zu den Leuten, die man auch wohl saubere Früchtchen zu nennen pflegt. Doch ärgert er mich weniger, wie die Deputirtenkammer in Paris. Welche krasse Kerle von Bignon und Benj. Constant bis zu Montbel u. s. w.! Welche verkehrte Begriffe haben noch die Lafitte und Ternaux von der Handelsfreiheit und vom Geldverkehr! Beinah so verkehrt wie die meisten Engländer, deren Einseitigkeit doch auf andern Punkten wieder befriedigt, freilich nur einseitig.

Des Mery Barthelemy'sche Gedicht: „Napoléon en Egypte", habe ich mit Vergnügen im Original gelesen.

Cotta hat sein Werk hier vollendet. Noch sehe ich die Resultate für uns nicht recht ein, die politische Seite abgerechnet, die doch eigentlich dem Winde auch sehr ausgesetzt ist. Der bairische Rheinkreis tritt nicht in unser Steuer-System, wie der darmstädt'sche. Es wird nur ein

Handelsvertrag errichtet. Der Hr. Finanzminister scheint mit dem Werke sehr zufrieden.

Die Steuerverwaltung hat bei Sr. Maj. angetragen, die Ausfuhr-Prämie für den Zukker und Candis zu Gunsten unserer Raffinerien zu erhöhen. Finden Sie einen Grund zu dieser Begünstigung der höhern Steuervergütung? mir schiene es wohlthätiger, die inländischen Siedereien uns ganz vom Halse zu schaffen.

Sehr heilsam wirkt der Hr. v. Motz im Posenschen durch Einzelverkäufe von Domainengrundstücken an bäuerliche Einsassen. Auf diese Weise bildet sich in unserm Polen ein neues Geschlecht.

Der Krieg in Bulgarien wird mit großer Behutsamkeit geführt. Man scheint sich nur erst der festen Punkte ganz versichern und hierauf den diesjährigen Feldzug beschränken zu wollen, weshalb auch der Kaiser nicht zur Armee geht.

Der Erzieher des jungen Großfürsten, Shukowski, ist der beste russische Dichter, und ein vorzüglich guter Mensch. Meine Tochter, die seine besondere Freundin ist, sagt: er hat ein so ehrliches Gesicht, wie ein Hund.

Ich empfehle mich herzlichst Ihrem wohlwollenden und freundschaftlichen Andenken.

Staegemann.

Hr. von Vangerow hat über seine Angelegenh. mit mir die nähere Rücksprache genommen.

39.

(Der Anfang fehlt.)

Frühjahr 1830.

einen angenehmen Aufenthalt in Ratibor gefunden haben würde. Ich bin, seit einiger Zeit schon, sehr bedenklich, den verheiratheten Geschäftsmännern eine Veränderung ihres Wohnortes anzurathen, und habe noch neuerdings zween Exempel erlebt, die meine Bedenken vermehrt haben, das eine mit dem Ober-Regierungsrath Vahlkampf, der seiner Frau wegen den ihm sonst sehr zusagenden Posten aufgeben muß, das andere mit dem Ober Reg. Rath Stroedel in Cöln, der seine Frau nach Bromberg zurückzuschicken genöthiget ist, wenn er sie nicht trübsinnig machen will. Indeß ist freilich die Lage des Hrn. v. Vangerow eine andere.

Der Aufenthalt der Frau v. V. ist in die Tage gefallen, an denen ich meiner Augen-Entzündung halber noch nicht ausgehen durfte; sonst würde ich es mir nicht versagt haben, ihr persönlich aufzuwarten.

Für Ihre Erläuterung der Harz-Ansichten danke ich verbindlichst. Was Sie S. 7 von der Prinzessin Charlotte von Braunschweig erzählen, ist in Friedrichs des Großen Briefwechsel mit Voltaire abgehandelt. Der König erklärt die Sache für eine Fabel. Die Prinzessin starb übrigens an den Folgen der Niederkunft mit dem nachmaligen Kaiser Peter II. 3 Jahre vor dem Tode ihres Gemahls, des unglücklichen Czarewiz, der bei ihrem Tode noch nicht gefangen, sondern bei ihr war. Ich besitze ein Tagebuch eines Ungenannten (der aber nach einer Beischrift der damalige Braunschweig-Lüneburgsche Präsident Weber gewesen seyn soll), worin die Umstände ihres Todes erzählt

sind. Er sagt freilich: am 7. Nov. wurde sie ohne Balsamirung, welches sie verboten, ꝛc. beigesetzt; es ist indeß doch nicht wahrscheinlich, daß Niemand ihre Leiche zu sehen gesucht haben sollte, da Weber besonders bemerkt, daß an 200 schreiende und betende Domestiken im Vorzimmer gelagert gewesen wären.

Ihren „Reichardt" in den Zeitgenossen habe ich noch nicht gelesen, werde ihn mir aber in diesen Tagen geben lassen. Wenn ich nur Zeit zum Lesen fände, was hätte ich nicht alles nachzuholen! Und wie sehr beneide ich Ihre glückliche Muße zu literarischen Beschäftigungen! Den größten Theil dieses Briefes habe ich während einer Sitzung des Staatsraths geschrieben, woselbst langweilige Pausen dergleichen mitunter zulassen. Wir deliberiren über die Städte-Ordnung, sehr Schritt vor Schritt; ich fürchte aber, daß manches verdorben werden wird, was die alte Städte-Ordnung Gutes hat.

Was die Zeitungen von einem Zusammentritt der betheiligten Höfe für das Westphäliche Schuldenwesen melden, ist zwar ganz richtig, allein von der Art, daß Sie für jetzt dabei nicht beschäftigt werden können. Es ist die Rede davon, alle die Verhältnisse, die bisher von Preußen einseitig regulirt worden sind, nun gemeinschaftlich zu ordnen, wobei nur insofern eine Wirksamkeit auch für uns eintreten wird, als auch diejenigen Gegenstände, die durch die K. O. vom 31. Januar 1827 von der Liquidation und Festsetzung bisher ausgeschlossen (S. 18 der Ges. Samml.) regulirt werden sollen. Dieses trifft nun besonders die sogenannten Litt. A. von denen Sie vielleicht etwas besitzen. Leider! besorge ich, daß die wegen dieser Westphäl. Schulden bisher begangene Ungerechtigkeit nicht werde gut gemacht werden. Wir haben dabei bösen Willen; der Hr. Finanz-

Minister will von ihnen gar nichts wissen, und wenn gleich das dabei concurrirende ausw. Ministerium nicht so rechtlos handeln möchte, so wird es doch dann mit in den Strudel gezogen werden, wenn Hessen, Hannover und Braunschweig, wie zu fürchten, die Theilnahme an der Zahlung verweigern sollten. Diese Regierungen haben dazu Grund, weil die Westphäl. Regierung von ihnen nicht anerkannt worden ist; wir können das nicht so geltend machen. Die Gründe, die bisher gegen die Berichtigung der Litt. A. von unserer Seite angeführt worden, beschränken sich darauf,

a, daß die Westphäl. Obl. als über eine Kriegs-Contribution ausgestellt anzusehen sind, welche jeder tragen müsse, der dadurch betroffen worden; daß dabei die Form einer Zwang-Anleihe gewählt worden, sei gleichgültig und habe die Natur der Leistung nicht ändern können;

b, daß gar nicht auszumitteln sei, in welchem Verhältniß Preußen die Inhaber der Obl. zu befriedigen habe, weil man unmöglich wissen könne, ob der Inhaber ein preußischer, oder hessischer &c. Unterthan sei.

Der Einwand ad b fiele fort, wenn Hessen &c. sich zur Theilnahme entschließen sollten.

Die Behörde, die diese Sache betreibt, hat weder Geist, noch Kraft, der nach meiner Ueberzeugung ungerechte Weigerung des Hrn. Finanz-Ministers zur Uebernahme der Schuld zu begegnen. Es ist die sogenannte Rest-Verwaltung, der man den Spitznamen des Wolferts-Ausschusses gegeben hat, weil der G. O. F. R. Wolfert an der Spitze steht. Sie wird nach Möglichkeit die Ansicht des Hrn. F. M. unterstützen. Ich kann hiernach nicht an-

räthig seyn, an den Erwerb der Papiere etwas anzulegen, werde indeß den Gang der Sache beobachten und Ihnen weiter schreiben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß darin rasch werde vorgegangen werden; die Commissarien sind noch nicht einmal eingetroffen.

Herr v. Varnhagen hat den Winter über auch an Krankheit viel gelitten, und scheint noch nicht völlig hergestellt. Außer einigen Kritiken in den hiesigen Jahrbüchern hat er die Biographie Zinzendorfs vollendet, die wohl nächstens erscheinen wird. Wahrscheinlich hat ihn hauptsächlich die Annäherung des Kronprinzen an das Pietisten- und Konventikelwesen zu dieser, seiner eigenen Denkart sonst wenig zusagenden Arbeit veranlaßt. Ist dieses Wesen auch in Halberstadt eingedrungen? Hier ist die Manie besonders unter den jungen Offizieren, die von ihren freisinnigen Kameraden das „Regiment Tartüffe Dragoner" genannt werden, bemerkbar. Auch die Justinus Kernersche Seherin von Prevorst, ein ganz gemeines Gespensterbuch, wird in diesen Zirkeln verschlungen. Ich habe es über einige Blätter hinaus nicht bringen können. Des Hrn. v. Strombecks Somnambulum ist denn doch bei weitem interessanter. Hat ihn nicht diese Geschichte an den Traum des Scipio geführt? ich habe in diesen Tagen vom Gr. v. Veltheim gehört, daß Hr. v. Strombeck sein Schwager sei.

Aus Halberstadt haben wir jetzt den O. L. G. R. Scheller hier, der sich Ihrer achtungsvoll erinnert. Er muß den Gesetz-Revisionskarren in den Quark ziehen helfen.

In diesen Tagen oder im Anfang Mai erwarte ich meine Tochter mit ihrem Mann und Kindern aus Münster zurück.

Sie wollten sich ja meinen Napoleon abholen, um ihn

copiren zu lassen. Soll ich ihn Ihnen zuschicken? oder wollen Sie ihn nicht noch selbst in Empfang nehmen? Letzteres wäre mir freilich lieber.

Mit dem herzlichsten Wunsche fortdauernden Wohls empfehle ich mich Ihrer fortdauernden Freundschaft angelegentlichst.

Totus Tuus

Staegemann.

In der v. Wilckeschen Angl. sage ich Ihnen für jetzt auch den herzlichsten Dank und werde deshalb besonders schreiben.

40.

Berlin, 26. Jul. 1830.

Hochverehrter Freund,

Es ist mir eine angenehme Nachricht, daß Sie sich mit der Biographie des sel. Finanz-Ministers beschäftigen. Was ich Ihnen hiezu liefern kann, wird keine besondere Ausbeute liefern, ich werde aber seine vorzüglichsten Gehülfen, namentlich den Geh. Ober Finanz-Rath Kühne, in Anspruch nehmen, und glaube nicht, daß es einmal nöthig seyn werde, ihm meinen Wunsch in Ihrem Namen dringend an's Herz zu legen, weil sich die Freunde des Verstorbenen gewiß ohne das beeifern werden, zu seinem Andenken beizutragen. Was ich selbst geben kann, sollen Sie bald erhalten. Wegen Kollno z. B. werde ich Ihnen vollkommne Auskunft schaffen; nur von dem Königl. Geschenke ist mir nichts bekannt. Ihre Biographie im Convers. Lexicon finde ich in meiner 5ten Aufl. und der

„neuen Folge" nicht. Daß Sie dem Kronprinzen die Handschrift überreichen, würde ich nicht rathen; ich glaube nicht, daß, in der letzten Zeit, Beide sehr zusammen stimmten; gewiß ist, daß die Konferenzen, an denen der Kronprinz Theil nahm, zu den Bitterkeiten seines Geschäftslebens gehörten, wie er mir mehrmals geäußert hat. Ueberhaupt war es ein großer Mißgriff des sel. Staatskanzlers, den Kronprinzen auf eine solche Weise, wie es geschehen, in die Verwaltung zu ziehen. Die Zerstreuungen des Hoflebens, denen sich der Prinz hinzugeben gezwungen ist, gestatten nicht, daß er anders, als oberflächlich, in die Geschäfte imbuirt werden kann; Gründlichkeit ist gar nicht zu fodern. Dieses Muß, von den Annehmlichkeiten des Lebens, besonders dem Genusse der Kunst, an die trocknen verdrießlichen Geschäfte zu gehen, ist schon an sich ein Störefried, macht aber in unsern Verhältnissen die Verwaltung sehr gehässig, theils, weil gerade an den höhern Stellen viel Langeweile, Zeitvergeudung u. s. w. zu Hause ist, bittere Salsen für unser einen, geschweige für einen Prinzen, theils, weil bei solchem schlimmen Zustande sich Ohrenbläser im Reichsapfel erzeugen, wie Käfer im Roßapfel. Haec inter nos.

Daß Hr. v. Motz sich Kolno gekauft, habe ich niemals recht begreifen können. Gewiß wird die Familie viel daran verlieren.

Noch verlautet nichts über seinen Nachfolger. Ihre Angelegenheit wird immer die meinige seyn.

Herr v. Haxthausen hat, soviel mir bekannt, Berlin schon vor geraumer Zeit verlassen und sein Wesen in der Altmark getrieben. Hr. v. Vincke in Münster hatte ihn sehr dringend an den Kronprinzen empfohlen; Reichthum aber gehört zu seinen schwachen Seiten. In meinem Hause

empfahl er die Seherin von Prevorst, ist jedoch sonst ein guter Gesellschafter.

d. 20. Septr. 1830.

Dem vor angefangenen Briefe, mein theuerster Freund, wollte ich noch Manches hinzufügen, da ich an jenem Tage meine Brunnenkur, Marienbader Kreuzbrunnen, anfing und deshalb von den Geschäfts-Arbeiten des Vormittags mich lossagen wollte, allein der Mensch denkt, Gott lenkt. Nach der ersten Flasche ward meine damals ganz erträgliche Krankheit so heftig und nahm einen so schmerzhaften Charakter an, daß ich jeder Beschäftigung zu entsagen gezwungen war. Aufzuhören mit dem Brunnen widerrieth der Arzt, der die Blasenkrämpfe durch andre Mittel zu lindern versprach und nicht linderte. So habe ich sechs Wochen verlebt, in denen ich nur einige Nachmittagstunden den allerdringendsten Berufs-Arbeiten unter fortdauernden Schmerzen widmen konnte. Seit 8 Tagen haben die heftigen Schmerzen sich dadurch gemildert, daß die Hämorrhoiden sich eine Bahn, aber eine verkehrte, gebrochen haben, und jetzt bin ich mehrentheils von der Krankheit geheilt, die ich mir durch den hartnäckig fortgesetzten Gebrauch des Brunnens zugezogen, leide aber in verstärktem Maaße noch an der alten, die ich durch den Brunnen zu vertreiben suchte, und lebe, nach dem Troste des Arztes, der Hoffnung, mit der Zeit durch die Nachwirkung des Brunnens, geheilt zu werden.

Sie lesen hier alles, was ich zu meiner Entschuldigung Ihnen schreiben kann. Welche Last von Arbeiten jetzt auf mich drückt, können Sie ermessen. Leider! für meine Berufsgeschäfte von der Art, daß ich Niemand substituiren kann.

Was aber ist in diesen sieben Wochen an uns vor-

übergegangen! Das Unerfreuliche für uns ist das allgemeine Jauchzen der gebildeten Klasse über die französische Revolution, weil es nichts als der laute Schrei der Opposition ist, die durch den Sieg an der Seine auch an der Spree einen Sieg erkämpft zu haben glaubt. Das Daseyn der Faction, gegen welche diese Opposition gerichtet ist, manifestirt sich durch den Gegenschrei, der zum Kriege fodert, aber umsonst in das taube Ohr eines besonnenen Königs schreit, obwohl er durch Verdächtigung der Rheinländer den Marsch einiger Armee-Corps erlangt hat, der nach meiner Ueberzeugung hätte unterbleiben können, doch durch die belgischen Ereignisse wohl zu entschuldigen ist.

Ihre Nachbargeschichte in Braunschweig ist ein schlimmes Intermezzo. Doch möchte das Beispiel wohl nur in Kassel Nachahmung finden, wovon man schon spricht. In Sachsen ist das evangelische Tricolor das Schibolet, das ernstliche Unruhen veranlassen könnte. Es scheint mir übrigens, als ob nur die feste, von halben Maaßregeln sich freihaltende Stellung unserer Regierung bei der zu Aufständen in Italien, Spanien und Portugal reifen Stimmung, und bei der Verwirrung, die noch in Frankreich herrscht, den Ausbruch eines allgemeinen Krieges verhindern werde. Freilich muß England auch an seinem jetzigen System festhalten.

Ihr Gesundheitszustand, an dem ich den herzlichsten Theil nehme, ist höchst wahrscheinlich auch nur hämorrhoidalisch; kommen Sie aber ja, je eher je lieber, her. In diesem Augenblicke werden unsere vorzüglicheren Aerzte vielleicht nach Hamburg zur Versammlung der Naturforscher reisen, da diese aber noch im laufenden Monat sich wieder auflöst, so finden Sie in den ersten Tagen des künftigen gewiß alles beisammen. Ich halte Rust

für den vorzüglichsten unsrer Aerzte, weil er (wie der verstorbene Dr. Meyer, mein Hausarzt, und unstreitig ein ausgezeichneter Praktiker bezeugte) einen ungemeinen Blick, den Sitz der Krankheit zu erkennen, und durch vieljährigen Hospitaldienst einen Reichthum von Erfahrungen gesammelt hat. Doch praktisirt er jetzt nicht mehr.

Meine unübersehbaren Reste rufen mich ab; ich empfehle mich aufs angelegentlichste Ihrem fortdauernden freundschaftlichen Wohlwollen.

Totus Tuus

Staegemann.

41.

Berlin, 29. Januar 32.

Mein theuerster Freund,

Da ich mich nunmehr gegen Sie nicht weiter zu entschuldigen weiß, so mögen Sie diesen Brief ohne alle Entschuldigung gütigst annehmen. Ich habe inzwischen gelebt wie man lebt, wenn man von Arbeiten des Amtes und von häuslichen Leiden zu Boden gedrückt ist. An meine eigene Gesundheit zu denken habe ich nicht Zeit gehabt, und das ist vielleicht das Beste. Ich hoffe, daß Sie von Ihrem vorjährigen Uebel gänzlich befreit sind; auch hat ein Reisender von Halberstadt mich versichert, daß er Sie in guter Gesundheit verlassen habe.

Ihre Wünsche für die Familie v. Vangerow zu erfüllen, liegt außer meinem Einflusse. Ich habe längst dem Hrn. v. V. darüber geschrieben. Seit die Aussicht auf das Justiz-Ministerium sich mehr und mehr von Hrn. v.

Kamptz entfernt hat und seit in meinem Geschäftsbereich Manches vorgefallen, was ihm nicht angenehm seyn können, und mir leicht in die Schuhe gegossen werden dürfte, bin ich sehr zweifelhaft, ob eine Theilnahme meinerseits dem Interesse meiner Freunde nicht geradezu schaden könne, und ich habe deshalb gegen Hrn. v. R. unseres Freundes nicht weiter erwähnt. Sein Wunsch nach Halberstadt zurückversetzt zu werden, ist ohne Entfernung des Hrn. ꝛc. Such nicht zu realisiren, und das Justiz-Ministerium hat durchaus keine Neigung, dem Hrn. ꝛc. S. eine andere Bestimmung zu geben. Indeß ist allerdings, von Halberstadt abgesehen, noch immer Aussicht, in die hiesigen Gegenden die Familie bald zurückzuführen. Ich höre, Frau von Vangerow sei katholisch; dann findet sie in Marienwerder auch nur schwierig religiöse Befriedigung. Hr. v. V. hat übrigens seit meinem letzten Briefe, in dem ich ihm von der wahrscheinlichen Besetzung der Frankfurter Stelle durch Hrn. v. Gerlach Nachricht gab (was sich seitdem realisirt hat) mir nicht geschrieben. Wissen Sie etwas Näheres, und glauben Sie, meine Mitwirkung in Anspruch nehmen zu können, so werde ich Ihrer gütigen Mittheilung entgegensehen.

In Bezug auf Ihre eigne Angelegenheit nehme ich an, daß sie beseitigt sei. Gewiß wird man Ihnen nichts entziehen. Selbst der ehemalige Waffenträger des sel. Motz hat sich in dieser Art gegen mich geäußert. Es ist ganz unzweifelhaft, daß der selige Mann, wie gegen jederman, außer etwa gegen die Herren Sußmann dort und Behrendt hier, falsch gegen Sie gewesen ist; requiescat!

Von der Literatur bin ich seit Jahr und Tag gänzlich geschieden, und doch sehen Sie aus der Beilage, daß ich wieder Verse gemacht habe. Es sind Nachtstücke, die ihren

Ursprung nicht verläugnen, nemlich Tages bin ich meinem Berufe hingegeben; allein ich habe in jeder Nacht schlaflose Stunden, in denen mich die Poesie wieder zur Ruhe bringt. So sind diese polnischen Katilinarien entstanden, die ich nur als Manuscript für Freunde habe drucken lassen, weil ein diplomatischer Freund es so wünschte, der mich versicherte, daß, falls auswärtige Regierungen Kenntniß nähmen, meine Amtsstellung diese leicht auf die Gedanken bringen könne, daß ich auf Antrieb unserer Regierung die Unterdrückung der auf den Wiener Congreßbeschlüssen beruhenden Constitution Polens als ein Bedürfniß des Friedens schildere, welches namentlich bei Frankreich und England großen Anstoß geben würde. Mir ist persönlich an Lord Georg und Casimir Perier nichts gelegen, aber ich habe freundschaftliche Rathschläge niemals von der Hand gewiesen.

Wenn Ihr Halberstädter Publikum für die leidenden Polen sich interessirt hat, so werden Sie gewiß wohl thun, meine Gedichte in Ihr Pult zu verschließen.

Herr Dr. Horn und seine Frau, von denen Sie mir schreiben, sind mir nicht allein bekannt, sondern auch befreundet. Ich bitte Sie, beide aufs herzlichste von mir zu grüßen, und da sich in diesem Augenblicke auch die Mutter der jungen Frau, des bevorstehenden Wochenbettes halber, bei ihnen befindet, so versichern Sie ihr gütigst meine treueste Verehrung.

Was macht das Stelzer- und Körtesche Haus? Es steht mir vor, als wäre mir unlängst die Gleimsche Stiftungssache durch die Feder gegangen; ich weiß aber in der That nicht mehr, was von Sr. Maj. beschlossen worden. Ueberhaupt wird mein Gedächtniß mir in der Art untreu, daß ich mich, wenn eine acht Tage alte Arbeit mir wieder

zu Gesicht kommt, wundere, sie verfertigt zu haben. Post molestam senectutem — ich trete diesen Herbst in mein 70stes Jahr. Man muß also billig Nachsicht mit meinen Versäumnissen haben. Meine Frau fängt seit Weihnachten an, sich zu bessern. Ich schreibe es dem Gebrauche des Wildunger Brunnens zu. Sie schläft gut und ist mehrentheils schmerzlos, doch ohne das Zimmer schon verlassen zu können. Sagen Sie es doch dem Hrn. Dr. Horn.

Herzliches Lebewohl von

Ihrem treusten Freunde
Staegemann.

42.

Berlin, 26. Jan. 1833.

Mein theuerster Freund,

Sie hätten freilich längst wieder einen Abstecher nach Berlin machen sollen; wenn man auch nur andern Staub an die Sohlen holt, ist es doch immer mit leiblicher und geistiger Bewegung verbunden, sonach für Leib und Geist ersprießlich.

Von Hrn. v. Vangerow habe ich lange nichts gehört; noch immer aber munkelt es, daß Hr. Oelrichs entweder in den Ruhestand werde versetzt werden, oder eine andere Bestimmung ihm vorbehalten sei.

Die Biographie des Hrn. v. Motz, die in Erfurt erschienen ist, habe ich nicht gelesen, und mag sie nicht lesen. Man hat mir den Verfasser genannt und ich habe den Namen vergessen. Die Anzeige, die Sie mir empfohlen, habe ich bis jetzt nicht zu Gesicht bekommen,

da ich noch keine Muße gefunden habe, unser Kasino zu besuchen, woselbst ich insgeheim zuweilen literarischen Luxus treibe, obschon es nicht seyn sollte, da die Stunde zum Sarge eilt, und noch viel im Hause zu bestellen ist.

Johannes Voigt in Königsberg hat sich mit einer ähnlichen Biographie eines andern Ministers, des sehr schwachen Gr. zu Dohna, abgemüht. Ich habe eine Medaille darauf geprägt:

Avers

Du leuchtest hier, ein Stern der ersten Größe,

Revers,

Gewöhnlichster der Erdenklöße!

Daß über den Inhalt meiner Ihnen zugestellten Erinnerungen andere Meinungen gehegt werden, weiß ich nicht blos, sondern auch, daß sie gäng und gebe sind, und die Majorität für sich haben. Man muß die Leute in ihrem Delirium gewähren lassen; der Polen-Jubel, der sonst von sechs Carossiers gezogen wurde, spaziert jetzt nur noch. So wird es auch dem Constitutions-Jubel ergehn; er saalbadert bereits.

Unlängst erst habe ich den aktenmäßigen Hergang des Naumburg'schen Polen-Jubels erfahren. Da der Hr. Martins nun manifestirt hat, wessen man sich zu seinen Gesinnungen zu versehen habe, so möchte vielleicht zu einer Criminal-Untersuchung kein Gegenstand vorhanden gewesen seyn. Nur kann es dem höchsten Landesherrn und obersten Richter (§. 9. Tit. 1. P. III. Ger. Ordn.) schwerlich zugemuthet werden, daß er sich, wie Cäsar im römischen Senat, von Brutus- und Kassiusdolchen der Gesinnung umgeben lasse. In solchen Fällen muß der oberste Richter in erster und einziger Instanz sein Amt verwalten.

Wissen Sie mich nicht aus einer andern Art von Ver-

legenheit gegen Seine Majestät zu ziehen? Die Sache ist diese: Vor einigen Wochen berichtete der Finanz-Minister über einen Anspruch, den die ehemaligen Dom-Beneficiaten zu Magdeburg aus einer Kriegs-Contributionszahlung an die Westphäl. Regierung gegen die Staatskasse geltend machen wollten. Er erklärte sich gegen diesen Anspruch, weil die Zahlung ganz ordnungsmäßig aus der Zyther-Kasse des Domstifts zu leisten gewesen wäre. Ohne mich weiter um die Zyther zu bekümmern, entwarf ich die erforderliche Verfügung nach Lage der Sache. Se. Maj. wollten aber wissen, was die Zyther-Kasse gewesen sei und woher der Name komme. Ich habe gern meine Ignoranz bekannt, aber auch von andern Seiten, namentlich durch die Domsöhne Hrn. v. Voß und Gr. v. Alvensleben keine Auskunft erhalten können, die auch aus Magdeburg nicht zu erlangen gewesen ist. Nur schreibt man von dort, daß das Zithergewölbe ein Raum im Domgebäude gewesen, worin die Kasse verwahrt worden; ebenso heiße dieser Raum in Halberstadt. Die Rechnung selbst ist überschrieben: Registrum Clavigerorum eccl. etc

deutsch: Cyther-Register.

Clavigeri sind Thesaurarii; also muß Cyther mit Schatzkammer, Tresor, gleichbedeutend seyn. Man hat es deshalb von Secretarium, als corrumpirt, abgeleitet, und obwohl dieses auch eine Schatzkammer bedeutet, und Remter statt Refectorium gesprochen wird, so scheint mir Cyther von Secretarium doch etwas zu kühn. Im teutschen Orden hießen die Thesaurarii Treßler.

Vielleicht ermitteln Sie mit Ihren andern Halberstädt'schen und Quedlinburg'schen gelehrten Freunden etwas Besseres, um Se. Maj. zufrieden zu stellen. In Quedlinburg soll auch ein Cythergewölbe seyn. Die Sache eilt

übrigens nicht, da uns jetzt andre Karnevals-Lustbarkeiten beschäftigen, und der König die ganze Sache wohl schon vergessen haben wird. Es könnte jedoch seyn, daß er bei irgend einer Gelegenheit wieder darauf zurückkommt, und mein Latein hat ein Ende. — Mein Hauswesen ist noch immer, bei der fortdauernden Krankheit meiner Frau, zerrüttet. Ihr Zustand scheint jedoch seit Kurzem schmerzloser.

Herzlich empfehle ich mich Ihrem fortdauernden Wohlwollen.

Staegemann.

43.

Berlin, den 27. Oktober 1833.

Hochverehrter Freund,

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundschaftliche Erinnerung, mit der Sie mich durch Ihre gütigen Zeilen vom 4. d. M. erfreut haben. Sie haben wenigstens einen leidlichen Sommer verbracht, während ich mit fortdauerndem Ungemach gekämpft habe und kämpfe. Wohlthätig ist für mich die saure Arbeit des Tages, die mich an mich selbst nicht denken läßt. In wenigen Tagen werde ich mein 70stes Jahr vollenden.

Sehr betrübt hat mich Vangerows unerwarteter Tod. Bei seinem Besuche in Berlin fand ich ihn allerdings sehr verändert, war jedoch geneigt, es nur einer vorübergehenden Gemüthsstimmung beizumessen, in die ihn Anfangs die Ahndung, später die Gewißheit, das Präsidium des O. L. G. in Marienwerder nicht zu erhalten, gesetzt hatte. Er scheint sich auch dort viel Freunde erworben zu haben. Nun ist es vorbei. Sei ihm die Erde leicht.

Den Herrn Präs. Stelzer habe ich bei seinem Hierseyn nur einige Augenblicke gesprochen. Wir hatten uns einigemal verfehlt. Nach seiner Versicherung ist er mit seiner Lage in Halberstadt besonders zufrieden, und hat es freilich auch wohl Ursache.

Unser Justiz-Minister entwickelt viel Thätigkeit, hat aber mit vielem bösen Willen und mit der Verzogenheit zu kämpfen, die sich jetzt in unsern jungen Justizbeamten mehr und mehr zu offenbaren anfängt. Die Martinssche Geschichte wird ihm zu einiger Lehre dienen. An der Reform der Censur hat er noch keinen Theil nehmen können, da sie in den ersten Stadien stecken blieb. Der gewaltige Wind der freien Presse in den constitutionellen Staaten hat uns die Fackel ausgelöscht, mit der wir das Censur-Wesen ernstlich zu beleuchten eben im Begriff standen. Dafür ist gesorgt, daß den Heroen unserer Literatur keine Zeile unterdrückt werden wird; daß wir die unsterblichen Worte von Heine und Börne, von Murhard und Rotteck gar nicht, oder unvollständig lesen, ist uns dadurch einigermaßen ersetzt, daß das Gosen Rheinbaierns nicht zu uns verpflanzt wird.

Ueber die Versetzung des jungen Hrn. Heyer habe ich mit dem Hrn. Justiz-Minister schon gesprochen. Nach Ihrem Schreiben nahm ich an, daß dieserhalb ein besonderes Gesuch an ihn werde gerichtet werden, welches er vor einigen Tagen noch nicht hatte. Soviel ich merkte, findet er die Schwierigkeit darin, daß dem Hrn. H. inzwischen jüngere Assessoren vorgegangen sind. Seine Versetzung nach Magdeburg schien er wenig schwierig zu finden. Warum ist der junge Mann nicht gleich in Halberstadt geblieben?

Einen eigenhändigen Brief Goethens weiß ich Ihnen nicht zu schaffen. Ich kenne hier Niemand, der dergleichen

besitzt. Auch Varnhagen wird wohl nur eigenhändig unterschriebene haben, so wie Förster. Mit Weimar bin ich jetzt außer Verbindung; dort würden Sie wohl am ersten noch einen ermitteln, den der Besitzer weggeben wird.

Hr. v. Varnhagen hat seiner Frau durch die Herausgabe ihrer Briefe ein eigenthümliches Gedächtniß gestiftet. Mir ist die Zeit noch nicht geworden, sie zu lesen; ich höre aber von tüchtigen Leuten sie ausgezeichnet rühmen.

An den Briefen des Ministers v. Stein an den Hr. v. Gagern hat mich nur verwundert, daß eine Korrespondenz zwischen ihnen überhaupt es gegeben hat. Erster hat den Letztern gegen mich wohl zwanzigmal einen Schäker genannt, hat ihn auch in Wien, obwohl sie in Einem Hause wohnten, nicht gesehn. Hr. v. Gagern ist nichts als ein eitler Geck.

Friedrichs des Großen Andenken ist von der freien Presse Leipzigs durch den Druck seiner Briefe an den Geheimen Kämmerer Fredersdorf zu guter Letzt auch noch geehrt. Ein Lumpenhund, der sich Schmook, genannt Smok, unterschreibt, hat Abschriften aus dem Nachlaß des Grafen Schliz (ursprünglich Baron Labes) nebst einigen Originalien gestohlen, und sie frecherweise dem Kaiser Nicolaus zugeeignet. Eine höchst widerliche Lektüre.

Die Sammlungen von Preuß sind ein ganz verdienstliches Werk; aber zum Biographen Friedrichs ist er nicht ausgestattet.

Schreiben Sie mir doch gütigst, wenn ein Antrag des Hrn. A. Heyer wegen seiner Versetzung an Hrn. J. M. Mühler abgeht. Ich würde immer rathen, vorläufig die Stelle in Magdeburg anzunehmen. Ist nicht auch ein Hinderniß für Halberstadt, daß der Vater bei dem dortigen O. L. G. als Justiz-Commissarius angestellt ist? Es

versteht sich übrigens, daß meiner in der Sache nicht gedacht wird, was nur schaden könnte.

Mich Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken herzlich empfehlend,

Totus Tuus

Staegemann.

44.

Berlin, 21. Nov. 33.

Verehrtester Freund,

Ich habe nach mancherlei Fragen und Anregungen aller Art in Ihrer Gehalts-Angelegenheit endlich die Auskunft erhalten, daß die Akten beim Finanz-Ministerium verloren gegangen sind, zugleich aber auch die mündliche vorläufige Versicherung, daß die Verwandlung des Wartegeldes in Pension keinem Bedenken unterliege, und daß bei den veranlaßten Erörterungen keine andere Absicht gewesen sei, als die Sache nur kassen- und etatsmäßig in Ordnung zu bringen.

Um die verlorenen Akten entbehrlich zu machen, habe ich Ihr Promemoria dem vortragenden Kassenrath auf sein Verlangen zugefertigt und werde nun weiter Sorge tragen, daß Sie hiermit tandem aliquando in vollständige Ordnung und Ruhe gesetzt werden.

Nach einer schweren Woche, die mir durch die Hochzeit des jungen Merkel mit der Tochter des Hrn. Justiz-Ministers Mühler verursacht worden, indem die Anwesenheit des Bräutigam Vaters allerlei Festivitäten veranlaßte, fange ich an, nicht auszuruhen, sondern meine in Unord-

nung gerathenen Tages=Arbeiten wieder zu ordnen, wohin auch ein dem Hr. Zimmermann in meiner unglücklichen Wilke'schen Vormundschaft geschriebener Brief gehört, mit dessen Gelegenheit Sie diese Zeilen erhalten. Ich werde dem vortrefflichen Manne höchst dankbar seyn, wenn er mir diese fatale Geschichte in Ordnung bringen hilft, oder selbst ordnet, da ich eigentlich unmittelbar nichts dazu thun kann. Empfehlen Sie mich gütigst seinem Wohlwollen.

Wie Sie in den Zeitungen lesen, sind bei uns alle Provinzial=Landtage in Bewegung gesetzt. Der Kronprinz hat durch seine Reise auf den Geist in Westfalen und der Rheinprovinz wahrscheinlich einzuwirken gewünscht, und wenn die weißen Mädchen landtagten, würde es auch gewiß sehr gelungen seyn. Am Rhein wirkt vielleicht ein zufälliger Umstand mehr, als die Reise; nämlich einem Hauptwortführer unter den Rheinischen Abgeordneten ist durch Hrn. v. Kamptz der Verdruß zugefügt, daß sein als Auscultator schon fungirender Sohn urplötzlich entlassen worden, weil sich ermittelt, daß er in burschenschaftlichen Verbindungen gesteckt habe. Dem Vater, einem Rheinischen Advocaten, liegt Alles daran, diese Maaßregel rückgängig zu machen, und die Entscheidung liegt in diesem Augenblicke vor; es ist also wohl zu erwarten, daß der Vater auf seine Mitabgeordnete zur Hervorbringung dessen, was man den guten Geist nennt, kräftigst einwirken werde. In Westfalen ist ein ähnliches zu erwarten. Ein dortiger Oberlandesgerichtsrath, ein Schwager des radikalen Buchhändlers und Stadtraths Höfer in Münster, auch eines Wortführers auf dem Landtage, ist wegen loser Reden nach Breslau versetzt und sehnt sich nach dem mütterlichen Pumpernickel zurück. Auch dieses wird Hr. Höfer durch

einen gehorsamen Landtag zu erreichen bemüht seyn. — Wegen des jungen Hoyer erwarte ich noch Ihre Anzeige: ob und wie ich weiter auf Hrn. Mühler einwirken soll.

Mich Ihrem freundschaftlichen Andenken angelegentlichst empfehlend.

Totus Tuus

Staegemann.

45.

Berlin, den 6. Februar 1834.

Verehrtester Freund,

Sie werden es schon meinem krankhaften Zustande zu gute halten, daß ich Ihr durch Hrn. A. Stelzer mir zugekommnes Schreiben erst heute beantworte.

Ich habe wegen des jungen Hoyer sogleich mit dem Hrn. Justiz-Minister gesprochen. Er war schon von dem Wunsche in Bezug auf die Aschersleben'sche Stelle unterrichtet, versicherte mich aber, daß es ihm unmöglich sei, diesen Wunsch zu erfüllen, weil er sich in der Nothwendigkeit befinde, einen Landgerichtsrath von Eisleben dorthin zu versetzen. Nach seinen Aeußerungen hoffe ich jedoch, daß er in der Sache selbst geneigt ist, für die elterlichen Wünsche in kurzem wirksam zu seyn.

Es kann freilich auch sich anders verhalten; man soll das Prüfen der Herzen und Nieren, der Höhen und Tiefen sich nicht arrogiren.

Ihr Schreiben hatte mich in einen seltsamen Irrthum versetzt, indem ich den Namen Stelzer für Stelter las und den jungen Mann für einen Sohn eines meiner

Königsberg'schen Bekannten hielt, der ein geborener Halberstädter, und wenn ich nicht irre, auch von Ihnen gekannt ist. Kaum war der junge Mann aus meiner Thüre fiel mir mein Irrthum auf's Herz.

Ihren preußischen Artikel im neuen Conversations-Lexicon kenne ich noch nicht, werde ihn aber baldigst zu lesen suchen. Es geht mir mit meiner Lektüre von Tage zu Tage schlimmer, wie die Infirmitäten des Alters es mit sich bringen.

Sehr verletzt haben mich die Aeußerungen des Hrn. v. Strombeck über Johannes Müller, der mir persönlich auch nicht gefallen hat, aber die Hochachtung der Nachwelt, die seine Persönlichkeit nichts angeht, auf fernere Jahrhunderte bewahren wird. Cäsars Soldaten sangen auch:

Gallias Caesar subegit, Nicomedas Caesarem.

Hr. v. Klewitz soll sehr krank seyn, und man wird statt seiner den Hrn. v. Rochow wegen des Sächsischen Landstagsabschiedes wahrscheinlich herbeirufen. Es ist zu erwarten, daß Hr. v. R. auch der Nachfolger im O. Präsidiat seyn werde. Man sagt, er sei sehr praktisch, und das ist viel werth. Man sagt indeß Mancherlei. Die Hamburg'schen und andern Zeitungen lassen unsern Geh. O. F. R. Semler, einen geistesschwachen Mann, zum Abschluß eines Handlungs-Traktats nach Rußland reisen. Vor 15 oder 16 Jahren war er wirklich hingeschickt; der Vertrag steht auch in der Gesetz-Samml. 1818.

Die Polen sind wir jetzt bis auf etwa 150 Gemeine, die in Graudenz untergebracht sind, und etwa 12 Officiere, die noch auf Amnestie warten, los.

Bei Gelegenheit eines Vortrages im Staatsrath wurde von Halberstadt bemerkt, daß wohl an 1000 Einwohner vom Schleichhandel lebten. Leider! werden wir die dortige

Grenz-Aufsicht nicht los, da sich Braunschweig und Hannover unserm Zollvereine nicht anschließen können. Da Halberstadt über 16 M. Einwohner zählt, so scheint die Zahl der mit dem Schleichhandel beschäftigten Personen zu gering angegeben. Auch war in unserer Sitzung kein Steuer-Beamter gegenwärtig, und die Angabe war von einem Justizbeamten gemacht, der mit der Lokalität genau bekannt zu seyn versicherte.

Die Familie des Ministers von Stein wird jetzt dessen Biografie herausgeben. Wenn sie nur einen tüchtigen und würdigen Biografen finden wird, woran ich sehr zweifle.

Förster bildet sich ein, durch seine vermeintl. Ehrenrettung Wallensteins es dahin zu bringen, daß der Kaiser der Familie seine Güter zurückgiebt. Da müßte der Kaiser Franz wohl Tinte getrunken haben aus Försters Tintenfasse.

Herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

46.

Berlin, d. 17. April 1834.

Verehrtester Freund,

Ich wünsche von Herzen und hoffe, daß Ihre Pensions-Angelegenheit nunmehr ein für Sie erfreuliches Ende gewinnen möge.

Ihr Ausflug nach Sachsen kann wohl nur kurze Zeit gedauert haben, da Hr. Dr. Horn Sie bei seiner Zurückkunft schon wieder zu Hause zu finden hofft.

Auf den Erfolg unserer Zollverträge bin ich einigermaßen gespannt. Man erwartet für den Anfang einigen Verlust, ist aber auch darauf gefaßt. Die Idee einer deutschen Handelsfreiheit klingt übrigens so angenehm, daß es auf einigen Verlust nicht ankommen kann. Die Prohibitiv-Regierungen sind allein die Barbaren. Die sogenannte Preßfreiheit, die richtiger eine Zeitungs- oder Brochürenfreiheit heißt, hat, wie Sie wissen, für mich keinen Werth.

Da ich einige Wochen krank war und meinen Kopf zu ernsten Berufsarbeiten nicht viel anstrengen konnte, habe ich mich wieder mit der allerneusten Literatur von der leichten Fabrik, Journalen u. dgl. beschäftigt. Was für gemeines Zeug! Arndts „Belgien und was daran hangt" in seiner bekannten Manier, befand sich auch unter meiner Lektüre. Angehängt hat er die Gagernschen Briefe über M. Stein und das Varnhagensche Urtheil über Stein. Er nennt V. einen Feinschnizler und Geisterer, nach Dr. Luther, wie er sagt. Mir sind diese Lutherana nicht vorgekommen.

Wir besitzen jetzt in unsern Mauern den Hrn. Bunsen aus Rom, den man unsern künftigen Minister des Kultus nennt. Ich habe verschiedene Ursachen, ihn für einen Heuchler zu halten. Sein dickes Gesangbuch ist ein monstrum horrendum, cui lumen ademtum. Er ist sehr befreundet mit unserer allgemeinen Kirchenzeitung, und ein Mitarbeiter, was mich vor einigen Jahren veranlaßte, ein Gedicht an ihn zu richten, oder vielmehr an eine von ihm verletzte junge Dichterin, Karoline, die ihm nicht bußfertig schien.

Was ich zum Jubelfeste des Hrn. Grafen Lottum im Namen der Versammlung, die das Fest feierte, zu guter

Letzt (denn nun ist es Zeit, die Leier an die Wand zu hängen) gedichtet, habe ich Ihnen zur freundschaftlichen Annahme beigefügt. Meine Polengedichte und was dem anhangt, nebst noch verschiedenen ungedruckten will ich, wenn ich noch einige Muße gewinne, in diesem Jahre unter meinem Namen herausgeben; was ich von Sonnetten und Epigrammen noch vorfinde, hinzufügen und dann mich zur Ruhe begeben.

In Ihre Nachbarschaft nach Nordhausen ist ein Herr v. Byla als Landrath gekommen, der sich hier in eine meiner Wilke'schen Mündel verliebte und sich mit ihr verlobt hat. Sein Nebenbuhler im Landraths-Amte war ein Sohn des Ministers v. Motz, den die Regierung in Erfurt auf's angelegentlichste unterstützte, da Hr. v. Byla jedoch der erste Kandidat der Kreisstädte war, gab ihm der König, wie er in der Regel thut, den Vorzug. Dieser Hr. v. Byla nun besitzt auch ein Gut in Wolframhausen und läßt mir jetzt sagen: ich möchte doch mit Hrn. J. C. Zimmermann verabreden, daß der Antheil unseres Mündels nicht ferner dem jetzigen Pächter wieder verpachtet, sondern das Gut dem Meistbietenden überlassen werde. Haben Sie doch die Güte, mit Hrn. J. C. Zimmermann unter meiner besten Empfehlung vorläufig zu sprechen; ich werde in diesen Tagen gleichfalls an ihn schreiben, da mir heute die Zeit zu kurz ist.

Man trägt sich hier mit der Erhebung des Hrn. Präsidenten v. Rochow zum Polizei-Minister, wogegen Hr. v. Brenn die Verwaltungszweige des v. Schuckmann, mit einiger Verminderung, erhalten werde. Ich wage nicht, es zu bezweifeln.

So viel ich mich aus einem Berichte des Hrn. Justiz-Ministers erinnere, war für Halberstadt ein Ober-Appel-

lations=Gericht bestimmt, doch hat der König die Anträge noch zur Zeit nicht genehmigt; sie wurden noch zu näherer Erwägung an das Staats=Ministerium verwiesen. Der Hr. Justiz=Minister schreitet sehr rasch mit seinen Reformen vor, es kommt mir aber vor, als ob er sich zu oft mit seinen Oberlandesgerichten entzweie, namentlich mit dem hiesigen Kammergericht, was aber auch wohl verwöhnt seyn mag.

Sein Doppelgänger, Hr. v. Kamptz, schreibt Philippiken gegen die ihn sehr ärgernden Rheinländer, wovon neulich ein Stück zur Probe in der Hamburger Zeitung stand. Der am Schlusse bezeichnete Sünder ist der Oberbürgermeister zu Trier, der freilich ein seichter Geselle ist und eine Lauge, nur außerhalb solcher Zeitungen, verdient.

Für heute mein herzliches Lebewohl

Totus Tuus

Staegemann.

(Von Cramer beigeschrieben:)

Hr. J. C. Zimmermann bittet um gerichtliche Vollmacht. Schon unterm 18. März d. J. bestimmte das hies. Pupillenkollegium, daß die von dem Pächter des alt v. Wilke'schen Gutes Graewitz nachgesuchte Prolongation des Pachtkontraktes auf sechs Jahre unter Voraussetzung der Einwilligung der Gläubiger des Majors v. Wilke und unter Erhöhung der Pachtsumme auf jährlich 1000 Thlr. genehmigt sey. Beides, jene Einwilligung, wie das Versprechen der erhöhten Pacht ist erfolgt, mithin scheint es gegen Recht und Billigkeit zu streiten, wenn vor Ablauf dieser neuen Pachtzeit zu einer öffentlichen Verpachtung des Gutes geschritten würde.

47.

Berlin, d. 8. Januar 1835.

Mein theuerster Freund,

Ich habe noch immer gehofft, daß es meinen Wünschen gelingen werde, Ihnen im alten Jahre schreiben zu können; daß ich vergeblich gehofft habe, und daß Sie in geraumer Zeit keine Zeile von mir gesehen, müssen Sie schon entschuldigen. Es gehört zu den Mühseligkeiten meines Lebens, daß ich, wenn ich irgend nur in meinen amtlichen Arbeiten oben bleiben will, in Ehrenschulden bei meinen Korrespondenten gerathe. Die Beschwerden des vorigen Sommers haben aber auch so ungünstig auf meinen körperlichen Zustand, insbesondere auf mein Gedächtniß gewirkt, daß ich zur Bestreitung meines Tagewerks fast noch einmal soviel Zeit gebrauche, wie ehemals.

Ihre Pensions-Angelegenheit haben Sie aus dem Kopf. Art und Weise, worüber Sie sich gegen Hrn. Tettenborn beklagt haben, ist wohl die gewöhnliche Form, die freilich einigermaßen civilisirter seyn könnte. Man hat aber bei der unsäglichen Menge der Kleinigkeiten des Dienstes schon genug zu thun, wenn man nur das Materielle abarbeitet, und kann auf die Formen nicht so aufmerken, wie es unter andern Umständen wohl geschehen würde. Das Finanz-Ministerium beobachtete gegen mich die Courtoisie, daß es den vortragenden Rath veranlaßte, mich zu besuchen, und mir nachzuweisen, daß Ihnen reglementsmäßig eine Pension von 400 Thlrn. nicht zustehe, daß das Finanz-Ministerium selbst unter solchen Umständen nicht berechtigt sei, das bisherige Wartegeld als Pension zu bewilligen, daß es aber gern die Genehmigung Sr. Maj. nachsuchen und bevorworten wolle, welches denn auch geschehen ist. Bei

solcher Bewandniß der Sache habe ich mich denn (weiter) in eine Discussion, ob die 400 Thlr. reglementsmäßig sind, oder nicht, weiter nicht einlassen dürfen, und wünsche nur, daß Ihre Zufriedenheit nunmehr in dieser Hinsicht erreicht sei.

Ich für mein Theil habe das neue Jahr so traurig angetreten, als ich das alte vollendet habe. Meine Frau ist nunmehr seit 4½ Jahr in ihrem leidenden Zustande, wodurch mein ganzes Hauswesen zerrüttet ist. Meinen Berufsarbeiten fange ich im 72sten Lebens=Jahre an, nicht mehr gewachsen zu seyn, und würde mich herzlich gern zur Ruhe begeben. Den Gesellschaften kann ich mich nicht ganz entziehen, sie zerstören mich aber mehr, als sie mich zerstreuen, weil sie mir meine Zeit nehmen. Dazu kommt jetzt ein außergewöhnlicher Verdruß, den mir die Freunde durch Veranstaltungen zu einem Jubiläum bereiten. Diese Jubiläa sind wirklich den alten Leuten zum Aerger erfunden, namentlich mir, der ich mich gern in eine Nußschale verkriechen möchte.

Daß ich in literis völlig verwildere, ist kein Wunder; ich habe gewiß seit 6 Monaten nichts gelesen, als was zu meinem Berufe gehört, Friedr. Rückerts Gedichte und den Chamisso'schen Musen=Almanach ausgenommen, wovon die erstern mir durch den Verfasser und der letztere durch die Buchhandlung ins Haus geschickt wurden. Was von der radikalen Presse Politisches kommt, ist mir ohnehin ein Greuel. Die Muse, die mich sonst in schlaflosen Nächten noch besuchte, hat mich auch in diesen verlassen, und ich komme mir vor, wie heimathlos.

Eben lese ich in den Zeitungen, daß Langbein gestorben ist; ich habe ihn wenig gekannt, aber als einen höchst gutmüthigen und wackern Mann überall von seinen Freun=

den rühmen gehört. Wir hatten, außer der Poesie, darin eine Aehnlichkeit mehr, daß er am Anfang und ich am Ende des 7jährigen Krieges geboren worden.

Der Tod des redlichen Maaßen ist für unsre Finanzverwaltung und für unser Ministerium ein Verlust, der nicht so leicht ersetzt werden wird. Er war sehr unscheinbar, hatte aber um so mehr Kern. Die Wahl seines Nachfolgers wird am besten erweisen, wie schwer er zu ersetzen gewesen.

Die Hamburger Zeitungs-Nachricht, daß unsre Regierung einen sächsischen Minister habe berufen wollen, ist eine unverständige Fabel.

Der Herr Minister der geistl. Angel. hat jetzt beim Könige die Kosten zur Herstellung der Liebfrauenkirche nachgesucht; ich zweifle daß sie werden bewilligt werden, bevor das Parochial-Wesen in Halberstadt vollständig regulirt worden ist, woran es noch immer gebricht, so daß man noch nicht einmal mit Bestimmtheit sagen kann: wem die Liebfrauenkirche gehört.

Daß der Professor extraord. Guerike in Halle, der Ihnen vor mehrer Zeit als ein Günstling unsres Min. d. geistl. Ang. geschildert war, seine Demission erhalten hat, werden Sie wissen. In Schlesien haben einige radikal-fromme Gemeinden, durch militärische Execution bekehrt, sich wieder in die christliche Ordnung gefügt. Ueberhaupt läßt sich von der Partei der Frömmler für die Zukunft Preußens nichts fürchten. Diese geht, wie ein geharnischter Geist, unsichtbar an ihr Ziel und wird es nicht verfehlen. Ich will aber nicht in Abrede stellen, daß wir, wie das alte Kirchenlied sagt, mitten in dem Leben sind von dem Tod' umrungen.

In einigen Wochen erwarte ich meine Tochter mit

ihrem Manne und 3 Kindern aus Bern. Olfers hat auf ein Paar Monat Urlaub genommen, und die radikalen Schweizer werden diese kurze Zeit hindurch, trotz Pfyffer und Siebenpfeifer, wohl ruhig bleiben. Nachher mag der General-Procurator Luft sie in Athem setzen, woran es auch schwerlich fehlen wird.

Rückerts neueste Gedichte habe ich mit großem Vergnügen gelesen; der Chamissosche Almanach enthält auch einige schöne Stücke, doch wenig; das beste auch von Rückert, Chamisso und Wakernagel. Schlechtes Zeug von Wolfgang Menzel. Manchmal glaubt' ich, daß ich noch dichten könne, es ist aber eine traurige Täuschung. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen mein letztes Gedicht, auf das Jubil. des Gr. Lottum, zugeschickt habe.

Herzliches Lebewohl. Bewahren Sie mir ein freundschaftliches Gedächtniß auch in diesem Jahre, das Ihnen ein glückliches seyn möge.

Staegemann.

48.

Juli 1835.

Mein theuerster Freund,

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, weil mir seit Jahr und Tag das Herz sehr schwer, und jetzt gebrochen ist durch den Tod meiner angebeteten Frau und funfzigjährigen Freundin. Seit einem Jahre hatte ich die Hoffnung zu ihrer Genesung aufgegeben und befand mich darüber in einem trostlosen Gemüthszustande, dem ich durch keine Art der Zerstreuung abhelfen konnte.

Was die Zeit, der große Arzt, etwa noch lindern wird, während meiner eigenen, hoffentlich nur noch kurzen Pilgerschaft, muß ich erwarten. Ich stürze mich in Arbeiten, aber es fruchtet nicht.

Meine Töchter und Enkelinnen glauben mir einen Trost durch die Arbeit zu verschaffen: die zahlreichen Gedichte an die Verewigte aus meinen sehr zerstreuten Papieren zu sammeln, zu ordnen und drucken zu lassen. Ich verstand mich dazu, insoweit es nur für sie und vertraute Freunde und Freundinnen bestimmt bleiben sollte. Aber es thut eine verkehrte Wirkung. Wenn ich mich damit beschäftige, erinnere ich mich zugleich, da es nur Gelegenheitsgedichte sind, aller Individualitäten und Lokalitäten, und die Thränen müssen in dieser Erinnerung nur glühender fallen. Doch muß ich es durchsetzen, weil es auch der Wunsch der Verewigten war. Ich kann nur leider! wenig Zeit darauf verwenden. Die Last der Jahre drückt auch auf die Berufsgeschäfte, die besonders durch die Abnahme des Gedächtnisses leiden, und weit langsamer ihren Gang gehen.

Um die Literatur habe ich mich in meiner Einsamkeit wenig bekümmert. Mit Vergnügen habe ich jedoch unlängst in dem Brockhausischen Blatt für literarische Unterhaltung zween treffliche Kritiken der Rückert- und der Hein'schen Gedichte, von Dr. Mises, gelesen. Ich höre, daß dieser pseudonym und ein Gelehrter oder Professor in Leipzig seyn soll. Rückert ist jetzt unstreitig unser erster Dichter. Er schüttet seine Lieder kunstlos wie natürliche Blumen aus; vortrefflich.

Die Frau v. Beyer, geb. Gräfin Lottum, die Ihnen ein Anstoß in Halberstadt zu seyn scheint, ist meine und meiner Tochter liebe Freundin. Sie ist niemals Hofdame

gewesen, und überhaupt wohl wenig am Hofe, vielleicht manchmal Ehrendame, bei dem Besuche hoher weiblicher Häupter.

Wegen Ihrer Liebfrauenkirche ist unlängst ein Excitatorium an den Herrn Minister ergangen. Vom Erfolg ist noch nichts zu hören.

Meine mit Herrn rc. Götze befreundeten Frauenzimmer hoffen ihn wieder zur gesunden Vernunft zu bekehren. Es hat überhaupt den Anschein, als ob einige Extravaganzen der Frommen, verbunden mit einigen Schwangerschaften, dieser Art Frömmigkeit Abbruch gethan haben. Hier ist jedoch solcher Scandal überhaupt nicht sehr arg, mehr in den Provinzen. Ihr Liebfrauenkirchen-Protektor protegirt es etwas zu stark. Für Götze habe ich übrigens meinen Damen wenig Aussicht eröffnet; es liegt solchem Uebel, wie ich glaube, immer eine physische Schwäche zum Grunde, die schwer zu heilen ist; eine ganz besondere, noch nicht gehörig klassificirte Art von Onanie.

Ich habe mich sehr gefreut, Hrn. rc. Lautsch wieder zu sehen, hoffe auch, daß er seinen Zweck wohl erreichen wird, da der Minister ihm wohl zu wollen scheint. Nicolovius, der abwesend ist, werde ich leicht für ihn gewinnen. Er eilt aber noch heute fort, ich muß also auch mit dem Schlusse meines Briefes eilen.

Herzliches Lebewohl und die Versicherung der treusten Ergebenheit und Anhänglichkeit.

Staegemann.

49.

B. den 1. Febr. 1836.

Mein hochverehrter Freund,

Ihr Herr Nachbar hat mir erfreuliche Nachrichten über Ihre Gesundheit mitgebracht, und dies ist ja wohl das Beste, was der Mensch haben kann.

Mir geht es in dieser Beziehung, wie immer; ich habe nicht Zeit, an meinen Zustand zu denken, und gewissermaßen ist dieses auch der Gesundheit wohl förderlich.

Von unserer Literatur habe ich schon seit geraumer Zeit keine Kenntniß genommen, und habe weder von Rahel noch Bettina, noch von der dritten Heiligen, der unglücklichen Stieglitz, etwas gelesen, weil mir, je länger, je mehr die Stunden zur Lektüre fehlen.

Der Bundesbeschluß, so seltsam er aussieht, wird das Gute wirken, die jüngern, nicht talentlosen, Leute auf eine andere, verständige Bahn zu leiten. Der Brodkorb wird ihnen hoch gehängt, und sie müssen lernen, sich nach der Decke strecken. Sie wollen doch lieber im Vaterlande essen, als in der Fremde hungern. Nur die Verleger hätten ernster angesehen werden sollen, als die unbärtige Jugend.

Ich habe inzwischen einen Theil meiner Liebesgedichte drucken lassen, nämlich den größern Theil meiner, seit 1788 an meine verewigte Frau gerichteten Sonette, wovon ich Ihnen drei Exemplare mit der Bitte um eine wohlwollende Annahme des einen, um Abgabe des zweiten an Madame Körte und des dritten an Hrn. Prediger Lautsch, beizufügen mir erlaube. Außerdem hat meine Tochter Hedwig ein viertes für Frau v. Beyer, geb. Gr. Lottum eingepackt, und läßt Sie um gütige Beförderung freundlichst ersuchen.

Die Sammlung hat mir in der Erinnerung des ent=

flohenen Lebens und meines irdischen Verlustes vielen Schmerz verursacht.

Dem Hrn. Prediger Lautsch sagen Sie wohl gefälligst, daß ich ihm nächstens unmittelbar schreiben werde, da es mir bis zur Abreise Ihres Nachbars an Zeit fehlt.

Für die Predigt des Hrn. Bischofs Dräseke sage ich Ihnen meinen besten Dank.

Die Königsbergsche Muckergeschichte ist, höchst wahrscheinlich, böswillig übertrieben, wenigstens möchte ich die betheiligten Freunde, als schuldlos, in Schutz nehmen.

Herzliches Lebewohl.

Totus Tuus

Staegemann.

50.

Berlin, d. 30. März 1836.

Mein hochverehrter Freund,

Aus den Mittheilungen des Hrn. Dr. Horn habe ich mit herzlicher Theilnahme gehört, daß es Ihnen, wenigstens im Hauptpunkte des Lebens, der Gesundheit, wohl geht. Die meinige läßt, besonders für diese Jahreszeit, viel zu wünschen übrig, wie es sich von der Kalamität des Alters nicht wohl anders erwarten läßt.

Was ich für Hrn. Hibotter thun kann, soll gern geschehen. Ich fürchte nur, es wird wenig genug seyn, da mir die Eigenschaft des Protectors fehlt.

Ihrer Aurora werde ich mit Verlangen entgegensehn. Sonst erwarte ich jetzt nicht mehr eine Aurora, eine darauf getaufte Kousine ausgenommen, die mich dann und wann besucht.

Daß meine Sonetten-Sammlung Ihnen eine Freude gemacht hat, macht mir wieder Freude. In der That habe ich die Theilnahme nicht erwartet, die sie erregt, wie ich von allen Seiten höre. Es war mir selbst seltsam, als ich die Sammlung gedruckt vor mir liegen sah; ich hatte die einzelnen Stücke nur immer einzeln gelesen, so wie sie von Zeit zu Zeit niedergeschrieben waren. Als ein Ganzes erschienen sie mir wenigstens ein würdiger Kranz für meine verklärte Freundin.

Die ununterbrochenen Nachfragen werden mich nöthigen, sie in den Buchhandel zu geben; doch wünsche ich dieser Auflage diejenigen Stücke noch hinzuzufügen, die ich im vorigen Jahre theils noch nicht aufgefunden hatte, theils aus Rücksichten zurückbehielt. Es möchten wohl noch 30 bis 40 hinzukommen. Doch fehlen gewiß noch viele. In Königsberg, schreibt man mir, wird schon untersucht, welches der Garten wohl seyn möge, in dem ich meine Elisabeth zuerst gesehen hatte. Man hat auch wirklich den rechten nicht ermittelt.

Die Königsberg'sche Mucker-Geschichte ist noch im gerichtlichen Verfahren begriffen, und der Kriminal-Senat des Ober-Landesgerichts ist mit den Verhören der Zeugen beschäftigt, die zum Theil im Auslande wohnen. Die Regierung mischt sich in keiner Art in das gerichtliche Verfahren. Der Scandal ist durch eine Meinungsverschiedenheit unter den Muckern selbst entstanden, von denen eine Parthei der Ansicht ist, daß nur der Glaube, und nichts als der Glaube, selig mache, die andre aber dafür hält, daß die Werke hinzukommen müssen. An der Spitze der ersten stehen die Geistlichen Ebel und Diestel, zu den zweiten gehört der bekannte, jetzt in Erlangen lebende Olshausen; es scheint, daß sich der jetzige General-Superin-

tendent in Königsberg, Sartorius, ein sehr schwaches frommes Licht, diesen letztern zugesellt habe, zu denen sich auch der Graf von Finkenstein, durch welchen der Lärm eigentlich entstanden ist, gesellt hat. Gr. Finkenstein (ein höchst bornirter Mann) hatte nämlich in einem Briefe an eine junge Verwandte abgerathen, sich in den Schoos der Glaubens-Parthei zu begeben, und dieser Abscheulichkeiten, als faktisch, erwähnt) die den Tod zweier jungen Mädchen (einer Fräulein von Schrötter, und einer Consentius) nach sich gezogen haben sollen. Dies zog ihm den ehrenrührigen Brief des Predigers Diestel zu, der ihn zur Injurien-Klage veranlaßte, wodurch die ganze Sache in den Bereich der Justiz gerieth.

Von hier wüßte ich Ihnen sonst nichts Interessantes zu erzählen.

Ich empfehle mich angelegentlich Ihrem freundschaftlichen und wohlwollenden Andenken.

Staegemann.

51.

Berlin, d. 26. Juli 1836.

Hochverehrter Freund,

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Aurora von Königsmark, deren Memoiren und Annex ich mit großem Vergnügen gelesen habe. Ich hätte gewünscht, daß Sie durch eine kurze Biographie des Sohns der Mutter noch eine Art von Relief gegeben hätten, etwa in der Art der Éloge par Turpin. „Il est bien triste, (sagte die Königin von Frankreich bei der Nachricht von

seinem Tode) de ne pouvoir dire un seul « de profundis » pour un guerrier qui a fait chanter tant de « Te Deum ». Es bezog sich auf sein standhaft behauptetes Lutherthum, was doch auch ein Triumph für die Mutter war. Die Familie von der Nath, bei deren Erwähnung Sie ein? gesetzt haben, ist die Familie der Grafen v. Dernath; ich meine eine Holsteinsche. Unsre verwitwete Gräfin v. Bernstorff ist eine Gräfin v. Dernath. Sie finden sie im Zedlerschen Lexikon unter der Rubrik von der Natt, und so mag sie ursprünglich auch wohl geheißen haben, da sie belgischen Herkommens seyn soll.

Hr. v. Varnhagen ist noch in Nordernei, ich werde ihm Ihr Geschenk bei seiner Zurückkunft treu überliefern. Unser „junges Deutschland" scheint in ihm eine Art Patriarchen zu sehn, besonders Theodor Mundt, der unlängst ein neues Journal, die Dioskuren, herauszugeben angefangen hat. Im ersten Stück soll ein Gedicht an mich stehen; ich habe es noch nicht gelesen. Gutzkow's Schrift über Göthe hat mir nicht gefallen, besser: seine „Beiträge zur Geschichte der neusten Literatur", worin er nachdrücklich genug den Wolfgang Menzel zurecht weist. G. scheint bei weitem mehr Geschick und Geist zur Kritik zu haben, als zur Production. Von Menzel las ich vor einiger Zeit in einer sehr dickleibigen Geschichte der Deutschen, die allerdings greuelhaft erscheint, und den äußersten Mangel an historischer Kritik manifestirt. Dieses literarische junge Deutschland scandalisirt sich jetzt darüber, daß man die Flüchtlinge in der Schweiz: „das junge Deutschland" nennt, während man ihnen früher dieses Prädikat beilegte. Das literarische junge Deutschland vergißt aber, daß es die Musik zu dem schweizerischen j. D. war, und jetzt nur von seinem Corps abgeschnitten ist. —

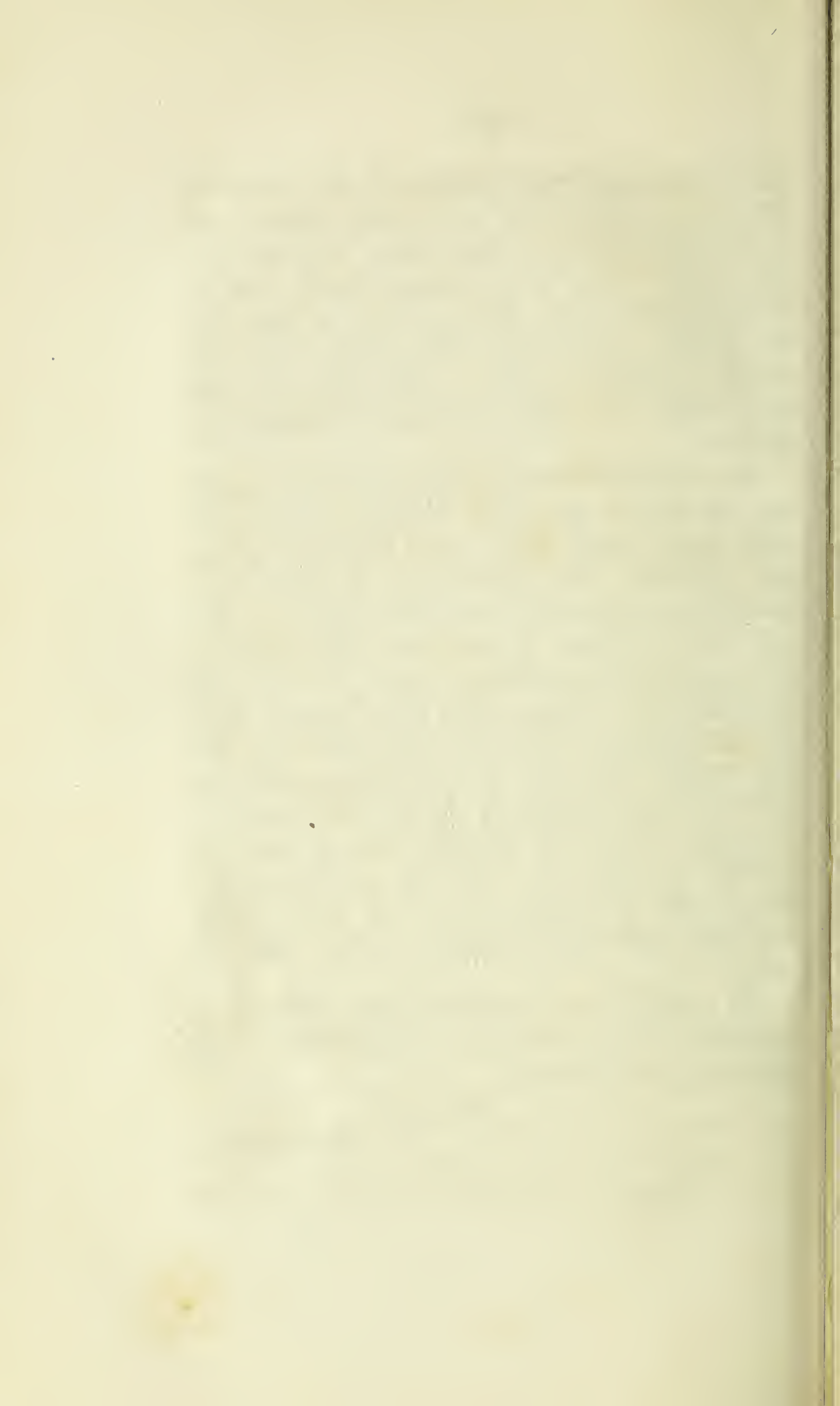
Hrn. v. Varnhagens Rahel=Gallerie hat hier einigen Anstoß gegeben, namentlich Fr. v. Humboldt. Gutzkow nennt in dem oben angeführten Buche seinen Styl: den hochwohlgebornen. Mir ist es angenehm gewesen, aus den Briefen des Alexander v. Marwitz ersehen zu haben, daß wir an diesem jungen Helden nichts verloren, wohl aber dadurch unglaublich gewonnen haben, daß ein solches hors d'oeuvre nicht auch in die höhere Umgebung gelangt ist.

Von den Begebenheiten des Prinzen Karl in Halberstadt und Halle ist nichts hieher erschollen, mir wenigstens nichts darüber erzählt worden. Doch will ich das Faktische nicht bezweifeln. Der Kronprinz hat auf seiner letzten Pommerschen Revüe=Reise andere fata gehabt. In Kolberg wohnt er jederzeit im Hause einer Witwe Schröder, die sich gegen den Kammerdiener beklagt, daß der Prinz ihr schönes Bett verschmähe und in seinem Feldbette schlafe. Der Kammerdiener bringt es vor seinen Herrn, daß Madame Schröder sehr betrübt über diese Verschmähung ihres Bettes sei, und der Kronprinz läßt sich leicht bereden, es zu besteigen. Als er sich hineinlegt, fängt es unter ihm melodisch zu spielen an: „Heil Dir im Siegerkranz!" Dagegen wird in Kammin, als er die Stadt verläßt, vom Thurm hinter ihm hergeblasen: „Nun danket alle Gott!"

Ich empfehle mich angelegentlich Ihrem fortdauernden Wohlwollen unter Versicherung der freundschaftlichsten Hochachtung und Ergebenheit.

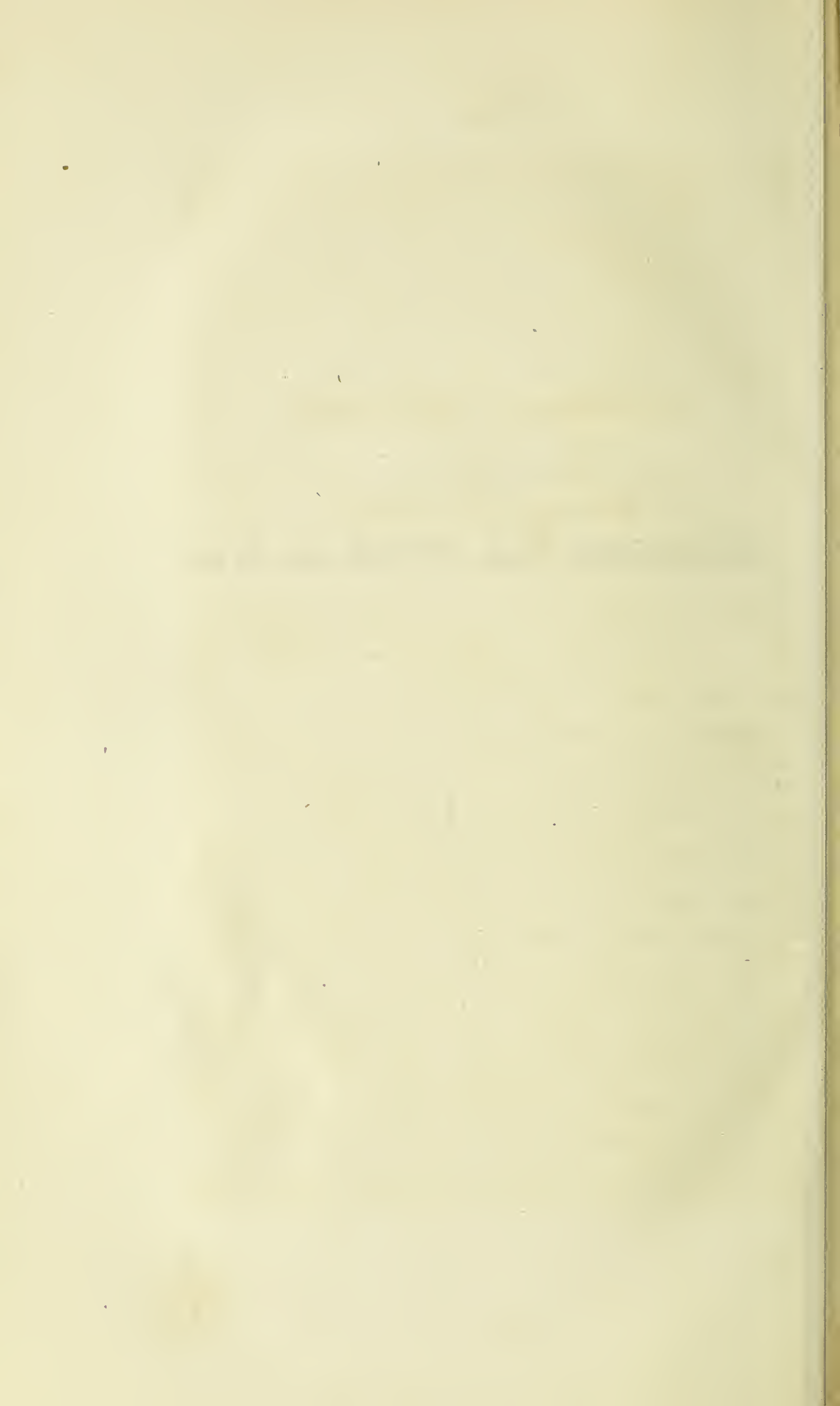
Totus Tuus

Staegemann.



Briefe von

Staatsminister Karl Friedrich von Beyme.



Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Staatsminister von Beyme.

1806.

Die von Haugwitz in Wien mit Napoleon geschlossene Konvention wurde im Kabinetskonseil des Königs berathen. Der Beschluß fiel dahin aus, der König solle sie mit bedeutenden Abänderungen ratifiziren. Beyme hatte geschwiegen, („das war doch sonst nicht seine Art", sagte der Fürst von Wittgenstein lächelnd) damaliger Gewohnheit gemäß, da der Kabinetsrath nur auf bestimmte Anfrage des Königs eine Meinung zu äußern pflegte. Der Herzog von Braunschweig trat ein, als der König schon weg war, fragte Beyme'n nach der Sache, und dieser sprach dann frei, er glaube nicht, daß Napoleon diese Veränderungen annehmen werde, diese wären auch wohl kaum durch ein passendes Beispiel zu rechtfertigen. Alles stutzte. Köckeritz mußte den König zurückholen. Die Frage wurde nun so gestellt, was zu thun sei, wenn Napoleon sich weigere? Niemand wußte etwas. Ein neues Konseil wurde angesagt. Auch hier blieb die Nichtannahme als eine bedenkliche Sache ungelöst. Endlich sagte der König, in solchem Fall werde er Haugwitz nach Paris senden. So wenig dies den Umständen genügend schien, so war es doch für diesmal damit abgethan.

Ein Schreiben, das Laforest von Talleyrand erhalten hatte und Haugwitzen mittheilte, schien die Annahme zu sichern. Die

Minister sahen stolz auf Beyme'n herab. Als es dann anders kam, waren sie um so rathloser.

Zu dem zweiten Konseil war auch Hardenberg eingeladen; aber in der Nacht hatte ihn eine Art Schlagfluß gerührt; (Wittgenstein weiß von diesem Schlaganfall gar nichts.) Beyme ging zu ihm, und bat, er möchte in dieser wichtigen Krisis dem Könige doch seinen Rath nicht entziehen, und seine Meinung mit ein paar Worten aufschreiben, das Uebrige Beyme'n mündlich auftragen. Hardenberg schrieb, er glaube, man dürfe versichert sein, daß Napoleon die Abänderungen sich werde gefallen lassen, er stimme für die Absendung der so bedingten Ratifikation. Diesen Brief wollte der König nach einiger Zeit wieder hervorsuchen; der Brief war aber verschwunden, von des Königs Schreibtisch weg, und er ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Seitdem hielt sich der König, mißtrauisch gegen seine Umgebung, eine geheime Mappe, in der er alles ihm persönlich Wichtige selbst verwahrte, und die er unter eigenem Verschlusse hielt.

(Von Hrn. von Beyme mir erzählt, Berlin, den 15. Mai 1827, morgens im Lustgarten spazieren gehend.)

Diese Mappe führte der König bei sich bis an seinen Tod; die Papiere darin mögen oft gewechselt haben; sie selbst, und ihr letzter ganzer Inhalt ist, der Vorschrift des Königs gemäß, nach dessen Tode im Beisein des Prinzen von Preußen und des Fürsten von Wittgenstein uneröffnet verbrannt worden.

(Vom Fürsten von Wittgenstein mir erzählt; Berlin, den 27. Januar 1846.)

Juni 1815.

Beyme empfing mich mit herzlicher Freude, seine Augen, „so trotzig und so freundlich zugleich" zeigten besonders das letztere gegen mich. Sein schlichtes, gedrungenes Benehmen gefiel mir wieder sehr. Mit einer großen Spazierkeule bewaffnet, führte er uns ins Freie, seine ländliche Schöpfung; als kräftiger, verständiger Landmann ging er durch seine Pflanzungen und Felder

hin, sprach mit antheilsvoller Freudigkeit von Gewächsen und Bäumen, von Boden und Wetter, kundig, sicher und eigenthümlich, dazwischen vom Staate, Volk und Krieg mit Umsicht, Freiheit und Scharfsinn.

„So lange Preußen das Schwert in der Hand behält, ist es immer glücklich; steckt es das Schwert in die Scheide, so geht's ihm schlecht."

Ueber die unglückliche Lage der Schweiz, und das einsichtslose Zwischentreten der Verbündeten 1813 in deren innere Angelegenheiten; wir überlegten die Schwierigkeiten, sich aus all diesen dummen Verhältnissen herauszuziehen: „Es gab nur Ein und zwar einfaches Mittel, sie mußten alle schnell zu den Waffen greifen, standen sie nur erst bewaffnet da, so war alles gut."

„Die Baiern haben ihre Entwickelung noch erst zu erwarten, sie sind uns sehr gefährlich, können aber sehr Großes bewirken." — Doch ist das Volk so klein. — „Grade darum, meist die kleinern Völker, wenn nur rechte Kernkraft in ihnen ist, drängen am heftigsten nach außen, und gründen die größten Reiche. Araber, Franken."

„Unsre Justiz ist im schrecklichsten Zustande, an Gerechtigkeit ist gar nicht zu denken, die Beamten sind unwissend und geistlos. Der Stand der Advokaten ist ganz herunter, wenn auch noch etwan einige in einem bessern Geiste streben. Alle andern Staatsbeamten sollten durchgehn durch die Advokatur, dann würden wir brauchbare, geschickte und lebensthätige Geschäftsleute bekommen. Und welch ein schöner, edler Stand! Ich dächte jeder Mensch müßte in seiner Brust den Beruf zum Advokaten haben." — „Unsre ganze Justiz ist in den Händen schlechter Justiz-Kommissarien und unwissender Referendarien." —

„Vor dem Kriege 1806 hatten wir so viel Geld, daß wir nicht wußten, wo wir damit bleiben sollten. Jetzt fangen wir mit der Unternehmung irgend einer Sache an, und suchen das Geld dazu; damals hatten wir übrig Geld, und suchten uns eine Unternehmung dazu aus. Alle Kassen waren überfüllt, man konnte nichts mehr anlegen." — Dann sprach er über Struensee's Wirthschaften mit der Seehandlung, über Schulen-

burg, der große Ideen gehabt haben soll ꝛc. ꝛc. — Aber was hätte man mit dem Gelde nicht alles anfangen können! — „Ach nein", sagte Beyme, „die Finanzkunst kannte man nicht, und die muß auch doch eigentlich nicht sein, sie ist ein Zeichen der Noth des Staats. Nein, der Staat nahm zuviel ein, die Spannung war zu groß; der Staat mußte das Geld geradezu wieder unter die Unterthanen austheilen; da ist's besser, er nimmt lieber gleich anfangs ihnen nicht so viel ab; der Groschen, den er läßt, ist besser, als der, den er giebt."

„Und je mehr wir hatten, je mehr fürchteten wir uns, nicht genug zu haben." Eine sehr angenehme Geschichte mit der Königin, die nur 12000 Thaler Taschengeld jährlich hatte, wie als Kronprinzessin, und nach einer Reihe von Jahren 64000 Thaler Schulden hatte, Beyme'n mit verweinten Augen das Unglück vorstellte, der den König zur Bezahlung vermochte, und durch glückliche Besonnenheit eine solche Einrichtung veranlaßte, daß die Königin alles Nöthige durch Niete aufschreiben und aus der Chatulle des Königs bezahlen ließ, welches bald jährlich gegen und über 100,000 Thaler betrug. Artiger Auftritt mit Wolter.

„Der König war so hochehrlich, daß nach der Schlacht bei Friedland, wie er doch nicht wußte, ob er nicht in Zukunft als Flüchtling im Auslande würde leben müssen, er aus seiner Chatulle über 1 Mill. Thaler rücksichtslos in die Staatskassen fließen ließ."

„Wir können noch lange so bleiben, wie wir jetzt sind, aber ein künftiges Geschlecht liegt schon fertig unter uns, und wir werden abgehoben mit der alten Zeit."

„Große Ereignisse werden erfolgen; es ist fast einerlei welche, bei der Raschheit, mit der sie wechseln, lassen sie fast alle Menschen gleichgültig. Diese erstaunende Gleichgültigkeit ist bei allen Menschen, die obenstehn und Einsicht und Bildung haben, beim Volk aber nicht, dem ist es heiliger Ernst bei seinem Thun."

„Das Religiöse lebt reich und voll in diesen Revolutionsereignissen, nur nicht als Kirchliches, und auch tritt es nicht so heraus, aber es wird auch schon noch heraustreten, wenn es erst so weit ist, daß es seinen Moses oder Christus, der nicht ausbleiben wird, tragen kann."

„Der Adel ist reif; alle Institute sind reif geworden; haben sie nicht an die 1000 Jahre gehalten? ist das nicht aller Ehren werth?"

„Ich lasse mich bei Berechnung der Ereignisse nicht auf Umstände ein; die walten jetzt in ungeheurem Maßstabe, aus zu großen Massen hervorgebracht, als daß der Mensch sie übersehen könnte. Alle Erwartung wird getäuscht. Konnte Napoleon in 14 Tagen wieder steigen, so kann er auch eben so schnell fallen. Vielleicht setzen auch andere Generale glücklicher fort, was er unglücklich begonnen. Im vorigen Kriege dachten wir sicher nicht nach Paris zu kommen, und kamen hin; jetzt denken wir gewiß hin zu kommen, und kommen vielleicht eben deßwegen nicht hin. — (Rahels Spruch: es wird alles anders, als wir's denken; sehr natürlich, denn wir berechnen nur die Folgen des Alten und nicht das ewig fort zu diesen hinzuströmende Neue.) —"

„Die Sachen werden immer umfassender, zum nächsten Kongreß seh' ich schon Asien mit dabei." — Ich sagte: Ein asiatischer Fürst ist schon mit dabei, nur verkleidet. — Jemand erinnerte an die Gefahr, die Europa'n von Amerika einst drohen werde; ein Anderer fand Asien gefährlicher. „Ja", sagte Beyme, „Napoleon hat ja schon mit Bedacht Rußland zu Asien gezählt, und gesagt, man müsse die Russen dahin zurückweisen, und dann ging er zu dem großen, geschichtshellen, genialen Gedanken über, „daß vielleicht einmal ein Zeitpunkt eintreten könne, wo wir in der Geschichte als diejenigen daständen, die für die Unterdrückung Europa's durch Asien gekämpft und Napoleon an der Befreiung Europa's von dieser drohenden Gefahr verhindert hätten! Napoleon hätte dann für die Freiheit gestritten." — Welch ein Gedanke! Was setzt der für tiefe Durchdringung dessen, was Geschichte ist, voraus! Wie großartig über die enge Gegenwart hinweg! Wie freisinnig und kühn! —

„Der Orden müssen immer mehr werden, die Pferde müssen Campagnebänder bekommen."

Beyme's Augen sind so trotzig und so freundlich zugleich.

In der Königsberger Zeitung, November oder Dezember, 1806, steht ein Aufsatz über den damaligen politischen Zustand, durch Beyme verfaßt.

Januar, 1820.

Beyme wird sehr mißverstanden, seine freundliche Herzlichkeit wird ihm als Schmeichelei ausgelegt; freilich besitzt er die vornehme Haltung nicht, die sich aus früher Kindheit als adelige Erziehung und adeliges Bewußtsein herschreibt, sein Benehmen entspricht seinem Lebensgange. Man wirft ihm auch Schwanken der Gesinnung und Wandelbarkeit der Ansichten, ja völlige Karakterlosigkeit vor; ich finde dies sehr ungerecht, die Grundlagen des Handelns und Wirkens sind es, welche stets wechseln und umschlagen, und jeden Augenblick andre Richtung und andre Urtheile gebieten. In seinen Hauptsachen ist und bleibt Beyme sehr folgerecht: zuerst ist er ein Preuße, und zwar ein recht Königlichgesinnter, dem Könige persönlich treu ergeben, dann ein Bürger- und Freiheitsfreund, wie sein ganzes Wirken, die früher von ihm ausgegangenen Kabinetsordren, die öffentliche Rechtspflege, selbst die Ursachen seines neusten Rücktrittes hinlänglich darthun. Man beschuldigt ihn, seine Freunde zu sehr zu begünstigen, und zu sehr das Geld zu begehren; den erstern Vorwurf lasse ich dahingestellt, was den letztern aber betrifft, so habe ich nie von unrechtlicher Erwerbung seines Vermögens gehört, und die Annahme einer Bauschsumme von 60,000 Thlr. im Jahre 1809 statt einer Pension, und die Beibehaltung seiner Besoldung im Jahre 1820 scheinen mir nur aus einer wenig statthaften Strenge zu tadeln, da der monarchische Staatsbeamte doch einmal nicht als republikanischer zu betrachten ist. —

Der Adel haßt Beyme'n gründlich; weil der Adel aber seine Ursachen sich schämt zu sagen, so sucht er andere hervor, wirft sich mit aller Erbitterung darauf, und weiß auch Bürgerliche

darauf zu hetzen, die bei uns noch so weit zurück sind, daß sie sich ohne es zu ahnden oft gegen ihr eigenstes Interesse gebrauchen lassen, und fremden Antrieben blind dienen!

— —

Beyme war als Kammergerichtsrath mit Kircheisen und .... zu der Kommission gezogen worden, die nach Friedr. Wilh. II. Tode die Sache der Gräfin Lichtenau zu untersuchen hatte. Beyme sah besonders auf die rechtliche Form, und erklärte, daß der Gräfin nichts anzuhaben und all ihr Eigenthum durch rechtsgültigen Besitztitel geschützt sei; da aber die Einziehung und sogar Veräußerung schon angefangen hatte, so galt es nun, die Ehre des Königlichen Ansehns zu decken, und die Gräfin durch Vergleichsanträge zu beschwichtigen. Hier soll Beyme große Gewandtheit gezeigt haben, und dies ihm zu großer Empfehlung angerechnet worden sein. — Hr. von Eckardstein hatte das Gut der Gräfin Lichtenau in Charlottenburg gekauft, so wie auch das Gut Steglitz, und dieses darauf an Beyme wieder verkauft. Auch dieser Umstand hatte allerlei Gerede veranlaßt, woraus man für Beyme üble Folgerungen ziehen gewollt, jedoch ist alles in leerem Schwall vergangen.

Beyme war in den letzten Zeiten ganz mit der Königin verfeindet. Der eigentliche Ursprung war folgender. Im Jahre 1806, wo die Königin einen starken Schwung zu nehmen angefangen, hatte sie auf der Flucht nach der Schlacht von Jena mit dem Könige glücklich Stettin — ich glaube es war dieser Ort — erreicht. Beyme erfuhr daselbst, daß sein Kollege der Kabinetsrath Lombard sich verhaftet befinde und auf das Härteste behandelt werde, in der Wachtstube auf der Pritsche liege ꝛc. Entrüstet trug er die Sache dem Könige vor, und fragte, ob solches der Wille Sr. Majestät sei? Der König wußte von nichts. Wer das befohlen? wurde heftig gefragt. Die Königin, in einer Ecke des Zimmers mit weiblicher Arbeit beschäftigt, trat endlich hervor, und sagte zum Könige: „Lieber Freund,

ich habe vergessen dir's zu sagen, ich habe es befohlen, da man ihn allgemein als einen Verräther anzeigte." Der König stutzte, Beyme machte auf den Mißbrauch der Königlichen Autorität aufmerksam, und der König befahl sogleich die Loslassung Lombard's und dessen Zufriedenstellung. Die Königin aber verzieh Beyme'n ihre Verlegenheit und seine Bemerkungen nie.

Berlin, den 20. April 1824.

Beyme erzählte mir heute in Steglitz, bald nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. sei eine Zahlung von einigen und zwanzigtausend Thalern zum Vortrage gekommen, die an den Dei von Algier als Lösegeld für mehrere Preußen gesendet werden sollten, welche in die Sklaverei gerathen waren. Der König stutzte, und wollte sich in die Sache nicht finden. „Ich habe ja keinen Krieg mit dem Dei", sagte er, „wie kann der mir meine Unterthanen festhalten? er muß die umsonst zurückgeben!" Man stellte dem Könige das allgemeine Verhältniß jener Raubstaaten vor, die mit jeder Macht in Krieg stehen, die ihnen nicht den Frieden durch Geschenke abkauft. Vergebens, dem König gefiel die Geldsendung nicht; endlich sagte er: „Ich will doch einmal selbst an den Dei vorher schreiben!" Der Professor Wahl in Halle bekam den Auftrag, ein dem Zwecke angemessenes Schreiben in türkischer Sprache abzufassen, der König mahlte selbst die mitgesandte Namensschrift in türkischen Buchstaben nach — Lombard meinte es thun zu müssen, aber der König sagte, er werde das auch wohl selbst können — und das Schreiben ging ab. Und richtig! Das Nichtzuerwartende traf ein; der Dei gab die Preußen ohne Lösegeld los! —

1.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 6. Februar 1815.

Sie schreiten mit Riesenschritten auf der betretenen Bahn der Geschichtschreibung zur Meisterschaft vor, mein theurer Varnhagen. Mit Erwartung habe ich Ihr Buch über die Tettenborn'schen Feldzüge, gleich nach Empfang Ihres schmeichelhaften Briefes in die Hand genommen, aber gleich der klassische Eingang spannte meine Erwartung höher und steigerte dieselbe im Fortgange bis zum Schlusse, zum Entzücken aber auch zur Sehnsucht, das Ganze dieses europäischen Krieges, wovon Sie einen Theil so meisterhaft beschrieben haben, von Ihrem Genie dargestellt zu sehen, dadurch würde der Sieg über Napoleon erst ganz vollkommen werden, der mit allen seinen prahlenden Thaten kein Genie erwecken konnte, das sie beschrieben hätte. O! mein Theurer! verlassen Sie ja die Bahn nicht, die Sie so ruhmvoll betreten haben, widmen Sie vielmehr sich ganz dem Dienste der Clio, wozu Sie ganz eigentlich berufen zu sein scheinen. Ich huldige Ihnen schon im voraus, und wage es, Sie selbst durch Vorhaltung der unermeßlichen moralischen Folgen zur Unternehmung dieses Kunstwerks aufzufordern, die demselben nothwendig entstehen müssen, wenn ich gleich weit davon entfernt bin, Ihnen

moralische Zwecke zuzumuthen, wodurch, wie Goethe sagt, dem Künstler sein Handwerk nur verdorben wird. In meiner Entzückung scheue ich mich fast die Frage zu thun, wozu der Schluß des Buchs mir Veranlassung giebt, aber der deutsche Sinn, aus dem sie entspringt, wird mich bei Ihnen entschuldigen. War es wirklich Mirabeau, der es sagte, zuerst es sagte, daß die französische Revolution den Erdboden umwandern würde? Ich habe diese Bemerkung von unserm Lichtenberg in dessen vermischten Schriften, die ich nur nicht gleich zur Hand habe, um die Stelle selbst nachweisen zu können, gelesen mit dem bedeutenden Zusatz: „Huß wurde verbrannt, Luther nicht und die Reformation stand in ihrer ganzen Herrlichkeit da."

In dieser Stimmung ging ich nicht ohne alle Scheu an Ihr zweites Buch über Sachsen. Aber wie freue ich mich, auch diesen, wie nicht zu läugnen ist, sehr zarten Gegenstand, für mich ganz befriedigend dargestellt gefunden zu haben. Wir treffen uns hier unerwartet in einem Vereinigungspunkt, wodurch allein ich schon seit Jahren den Streit in meiner Brust geschlichtet habe, zusammen: ich meine die Idee, daß die letzten Deutschen sich nach Preußen gerettet haben und unser Vaterland der Kern der wiederauflebenden Deutschheit sei. Sie haben diese Idee mit so viel Licht als Wärme entwickelt. Nehmen Sie auch dafür meinen innigsten Dank an. Vor allen Dingen bitte ich Sie mir Ihr Wohlwollen zu erhalten, das ich unendlich zu schätzen weiß. Auch meine Frau findet sich durch Ihr Andenken geschmeichelt und meine Tochter wird es nicht minder sein. Ich aber bin hochachtungsvoll

ganz der Ihrige
Beyme.

2.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 2. September 1815.

Ihr Brief vom 2. v. M., mein theurer Freund, hat mir ein ganz unbeschreibliches Vergnügen gemacht, sowohl durch seinen gewichtigen Inhalt an und für sich, als durch die Bestätigung, die ich darin von Ihrer Zuneigung gegen mich finde. Auf letztere lege ich besonders wegen der hohen Achtung Werth, die ich vor Ihrem Genie, seit der ersten Bekanntschaft mit demselben empfinde, und die immer höher steigt, je mehr es sich gegen mich öffnet. Dieses ist durch die scharfsinnigen Beobachtungen und die tiefen Blicke in die Gegenwart und Zukunft, welche Sie mir in gedachtem Briefe mittheilen, wiederum in einem sehr hohen Grade geschehen. Ich kann Ihnen meinen Dank dafür nicht warm genug ausdrücken. Gern möchte ich ihn erwiedern, aber Ihre Gedankenfülle läßt mir durchaus nichts anderes übrig als Aeußerung meiner gänzlichen Beistimmung. So liefert denn, was gegenwärtig geschieht, wiederum den Beweis, daß wenn etwas Großes ausgeführt werden soll, es nie das Werk von Vielen zugleich sein kann. Gelingt es dem Fürsten Staatskanzler nicht, sich aller Partheien zu bemächtigen, wie solches wohl nur mehr zu wünschen als zu hoffen ist, so werden abermals noch erst neue große Ereignisse abgewartet werden müssen, ehe der Patriot und der Mensch neue bestimmte Hoffnungen bilden können. Inzwischen rücken wir den gefährlichen Zeiten wo der Mensch sehr lebhaft erkennt wie wichtig er ist und was er vermag, immer näher und ich wünschte daher auch in dieser Rücksicht, daß unsere Truppen nicht gar zu lange in Frankreich blieben. Sie

sind in diesem Lande auf einer sehr gefährlichen Schule, wo sie nichts Gutes lernen können. Aber ich fürchte, daß dies ein frommer Wunsch bleiben wird.

Behalten Sie mich lieb und erfreuen Sie mich bald wiederum mit einem Briefe. Meine Frau und Tochter, welche letztere ihrer Erlösung immer nur noch entgegensieht, danken für Ihr freundschaftliches Andenken und empfehlen sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, die ich um Erhaltung Ihres Wohlwollens ergebenst bitte. Sie aber umarme ich in Gedanken und bin von ganzer Seele

Ihr
ganz eigner Freund
und ergebenster Diener
Beyme.

3.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 2. Dezember 1815.

In der Hoffnung Ew. Hochwohlgeboren bald hier zu sehen, erwartete ich kaum noch einen Brief von Ihnen. Desto begieriger erbrach ich den letzteren als ich Ihre Handschrift in der Adresse erkannte. Ganz neu war mir die Nachricht von Ihrer ganz veränderten Bestimmung, wozu ich Ihnen indessen alles wohl erwogen, von Herzen Glück wünsche, so wie ich mich über die erneuerten Beweise von Herzensgüte und Seelengröße des Fürsten Staatskanzlers, die sich auch bei dieser Gelegenheit wieder offenbart hat, innigst gefreut habe. Sie sind auf einen Punkt gestellt, wo Sie einen großen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen zu künftiger Nutzanwendung für Ihr Genie, das sich durch alle Hindernisse durcharbeiten wird, sammeln

können. Sowohl Ihre Beschäftigungen als Ihre Muße werden Sie in den Stand setzen, sich zu möglichst vielem noch geschickter zu machen, welches in so einzigen Zeiten wie die gegenwärtigen für einen Mann von Ihrem Geiste und Fähigkeiten, in dem hoffnungsvollsten Lebensalter der eigentliche Beruf zu sein scheint. Der jetzige Krieg hat gewisse Begriffe allgemein in Gang gebracht, die vorher zu schlafen geschienen. Wenn man dieses in der Reihefolge der Begebenheiten seit Erfindung der Buchdruckerkunst, nach der Reformation, nach dem Etablissement so vieler Zeitungen und Journale, nach so vielen Leihbibliotheken und nach der entstandenen Lesesucht, die gewiß nie so allgemein war, recht erwägt, so wird man sich gestehen müssen, daß jetzt so vieles zusammenkommt, was vorher nie beisammen war, auch nicht beisammen sein konnte, was unsre Zeiten zu den merkwürdigsten macht, die je gewesen sind. Darum verliert auch selbst die Geschichte fast alle Anwendung, um die nächste Zukunft vorher zu bestimmen. Durch Einführung der Volksvertretung in den Staatsformen möchte am wenigsten die Zukunft heilsam bestimmt werden können, weil hier am mehrsten Ihre sehr richtige Bemerkung zutrifft, daß immer frische Ereignisse alle Berechnungen zerstören. Der goldne Mittelzustand ist, wo er je stattgefunden, immer nur durch den Kampf der Vertheidiger beider Extreme erfochten worden. Es ist also eine sehr mißliche Sache damit. Nichts als völlige Entkräftung beider Theile wird sie geneigt dazu machen, und in diesem Falle bemächtigt sich leicht ein Dritter beider Partheien. Seit wir uns nicht sahen, habe ich grade diese Materie zum einzigen Vorwurf meiner Studien und meines Nachdenkens gemacht, muß aber aufrichtig gestehen, daß meine früher genährten Zweifel nur noch an Stärke zugenommen haben. Tugend

in allen Ständen scheint mir die Hauptsache zu sein, wo die nicht ist, ist alles nichts und Wechsel wird stets stattfinden. Ich glaube, man wird ewig und ewig durch Revolutionen von einem System in das andere stürzen und die Dauer eines jeden wird von der temporellen Güte des Subjekts abhängen. Ein repräsentatives System als Ziel für den Monarchen und das Volk, wie selbst Kant es für die einzig bleibende Staatsverfassung erklärt, kann davon keine Ausnahme machen, sondern es wird auch selbst darin immer und ewig alles auf die Güte der Subjekte ankommen. Daher wird es eine Hauptsorge für den Staat sein, richtige Begriffe von Gott in Umlauf zu bringen und die Regierung mit der Kirche auf's innigste zu vereinigen. Doch ich gerathe für einen Brief viel zu tief in den Text. Ich wollte eigentlich nur meine Uebereinstimmung mit der von Ihnen mir gütigst mitgetheilten Ansicht des Hrn. Fürsten Staatskanzlers, daß die Volksvertretung aus Entwickelungen hervorgehen müsse, deren Zeit und Gestaltung sich nicht so im voraus bestimmen lassen, dokumentiren. Ich traure aber für mich dabei darüber, daß ich für eine zeitlang die Hoffnung werde aufgeben müssen, unmittelbarer Zeuge der fernern Entwickelung Ihrer Geisteskraft zu sein, woran ich einen so lebhaften Antheil nehme. Dagegen vertraue ich auf Ihre Freundschaft, daß Sie mich auch in der Ferne nicht ganz vergessen, sondern mich an Ihren Studien und Beobachtungen theilnehmen lassen werden. Meine Frau dankt für Ihre gütige Erinnerung an sie und empfiehlt sich mit mir Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin auf das angelegentlichste. Recht sehr bin ich Ihnen für die fernere gütige Mittheilung Ihrer Besorgnisse über die Wendung der französischen Angelegenheiten verbunden. Sollte nicht aber auch die

andere Ansicht, welche die frühere Geschichte dieser Nation besonders nach Mably's geistvollen Beobachtungen gestattet, nämlich eines unaufhaltsamen Sinkens, zulässig sein? Lassen wir uns durch die großen Kraftanstrengungen, wovon wir Zeuge gewesen, auch nicht zu sehr täuschen, um eine mögliche gänzliche Erschöpfung zu übersehen. Wichtig ist in dieser Hinsicht besonders die Bemerkung, daß außer Napoleon (der noch nicht zu beurtheilen ist) gar kein großer Mann aus der Revolution hervorgegangen ist und daß die relativ wichtigsten Revolutionsmänner jetzt auf die Seite geschafft werden.

Dem durch Schmaltz höchst leichtsinnig angefangenen Meinungsstreit hätte man mit dem tiefsten Stillschweigen begegnen müssen. Nun erwarte ich nichts Gutes davon. — Die Würtembergischen Angelegenheiten verstehe ich nicht. Die Akten, die ich gelesen, erklären mir das Wunder von der Uebereinstimmung aller Stände keineswegs. Auf beiden Seiten scheint man zu weit gegangen zu sein, am mehrsten aber scheinen die Stände unrecht zu haben. Hierüber werde ich von Ihnen das beste Licht erhalten können. Es kostet mir Mühe zu schließen. Doch muß ich. Ich versichere Sie meiner vollkommensten Hochachtung und aufrichtigsten Freundschaft, als Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster Diener

Beyme.

4.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 6. März 1816.

Ew. Hochwohlgeboren
vortrefflicher Brief vom 13. v. M. fordert meinen wärmsten Dank und eine ausführlichere Beantwortung als heute mir die Zeit verstattet. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Hrn. von Gruner, der Ihnen diesen Brief mitnehmen will, Ihres Vertrauens vollkommen würdig halte. Sie haben sich aber über meine Zweifel gegen Einführung einer Volksvertretung so bewundernswürdig erklärt, daß ich Ihnen, um Sie nicht länger in Ungewißheit zu lassen, gestehen muß, daß sie ursprünglich nicht die meinigen, sondern mit unseres Stägemann Vorbewußt, aus Lichtenberg's nachgelassenen vermischten Schriften entlehnt sind. Nächstens ein mehreres. Ich umarme Sie.

von Beyme.

5.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Berlin, den 4. März 1818.

Ew. Hochwohlgeboren
freundlicher Brief vom 5. d. M. ist mir der liebste von allen, die ich Ihrer Freundschaft verdanke. Alle andern machten mich zu Ihrem Schuldner, der gegenwärtige aber giebt mir wenigstens Gelegenheit, die Sache die Sie mir empfehlen, so weit ich daran Theil nehme, nach allen meinen Kräften zu beschleunigen. Ganz lassen Sie mir dieses Verdienst indessen doch nicht, weil es auch durch die gütige Meinung Ihrer Frau Gemahlin von mir be=

stochen wird, die ich zu verdienen mich bestreben werde. Haben Sie die Güte derselben bei Mittheilung dieses meine ganze Ergebenheit zu versichern.

Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit, den durch Hrn. Oelsner bereits abgestatteten Dank für Ihre tief und geistvoll gedachten Mittheilungen, von denen ich guten Gebrauch gemacht habe, bestätigen und die Versicherung der vollkommensten Hochachtung erneuern zu dürfen, worin ich die Ehre zu sein

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster Diener
von Beyme.

6.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 18. Januar 1827.

Ew. Wohlgeboren
freundschaftliche Besuche jetzt schon so lange entbehren zu müssen, ist ein Verlust für mich, den ich sehr schmerzlich empfinde, und der mir das Opfer, welches ich meinem kranken Stiefsohne bringe, um dessen Willen ich in diesem Winter nicht in die Stadt gezogen bin, sehr schwer macht. Desto dankbarer aber erkenne ich Ihre freundschaftliche Mittheilung Ihrer beiden neuesten Bücher. Alle Ihre litterarischen Produktionen haben für mich einen großen Reiz, den größten aber mußte das Leben unsres Blücher, von Ihnen geschildert, haben. Ich war, wie ich es noch in diesem Augenblick bin, unwohl an einem heftigen Schnupfen, als ich es empfing, das konnte mich aber nicht abhalten es sogleich zu lesen, und noch weniger ver-

mochte ich die angefangene Lektüre auch nur einen Augenblick zu unterbrechen. Ich habe sie also an einem Tage von früh bis in die Nacht vollendet, und heute ist es mein erstes Geschäft Ihnen zu gestehen, daß Sie meine größten Erwartungen übertroffen haben. Dies Buch wird ein Volksbuch werden, wie der Held desselben ein Volksheld war, sollte es auch bei vielen Einzelnen in Einzelheiten das Schicksal seines Helden theilen, der es auch nicht immer und nicht Allen recht machen konnte. Selbst ich kann gegen zwei Stellen insonderheit meine Erinnerungen nicht unterdrücken. Die erste pag. 80: „Aus eigner Willkür säumend, brachte Graf von Haugwitz u. s. w." ist nach meiner genauesten Kenntniß des damaligen Geheimnisses, eine eben so ungegründete als verbreitete Beschuldigung, gegen welche die Nachwelt einst diesem Staatsmanne Gerechtigkeit widerfahren lassen wird, dessen größtes, in unserer Zeit aber ganz verkanntes Verdienst darin bestand, daß ihm die Ehre seines Königs und das Wohl seines Vaterlandes mehr galt als der Beifall der aufgeregten Zeitgenossen.

Die zweite Stelle ist pag. 134: „Der Minister von Stein u. s. w. legte in durchgreifenden Verordnungen den Grund zu einem ganz neuen gesellschaftlichen Zustande, wie ihn schon gleich nach dem Frieden von Tilsit der Minister von Hardenberg angerathen hatte." Diese Stelle enthält, wie Ihnen auch unser würdiger Freund von Stägemann bezeugen kann, einen doppelten, eben so allgemein verbreiteten als ganz grundlosen Irrthum. — —

Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden, lange vor der Ankunft von Stein's und vor der noch späteren Arbeit des Fürsten Hardenberg ward die Verordnung vom 9. Oktober 1807, durch die Immediat-Kommission in Memel,

bei der Hr. von Klewiz den Vorsitz führte und von der Hr. von Schön, Niebuhr und unser Stägemann Mitglieder waren, selbst ohne Theilnahme des Hrn. von Altenstein, der dem Fürsten von Hardenberg nach Riga gefolgt war, völlig ausgearbeitet. Sie war schon lange vor von Stein's Ankunft zur Vollziehung gekommen und letzterem nur, auf mein Anrathen die Kontrasignatur und die Publikation vorbehalten, zu der er sich sogar nicht ohne alles Widerstreben bei seiner Ankunft verstanden haben soll. Ganz anderen, außer den Genannten gebührt die Ehre zu dieser Verordnung, die den Grund zu allen Nachfolgenden legte, mitgewirkt zu haben; nämlich den beiden Ministern von Schrötter und dem Ober-Landesgerichts-Präsidenten Morgenbesser. Ich weiß wem ich dieses schreibe und bin überzeugt, daß dieses meiner erneuerten Versicherung wahrhafter Hochachtung Ihr Zutrauen nicht benehmen wird.

von Beyme.

7.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 11. April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

glaube ich nur meine schuldige Achtung zu beweisen, wenn ich Ihnen in der Anlage meine Berichtigung, Schillern betreffend, ganz ergebenst mittheile, zu deren Bekanntmachung mich ein unwiderstehliches Gefühl hingerissen hat. Entgangen würde sie Ihrer Aufmerksamkeit wohl nicht sein, aber ich wollte mir diese Gelegenheit nicht entwischen lassen, mein Andenken bei Ihnen aufzufrischen und Ihnen die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit zu erneuern.

von Beyme.

8.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 16. April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

beifälligen Aeußerungen über meine Bekanntmachung von der Großmuth, die unser allerwerthester König vor Jahren gegen den seligen Schiller bewiesen, haben mir erst recht die Augen in Ansehung der Größe und des Umfangs des günstigen Eindrucks geöffnet, den sie hervorbringen kann. Die sehr gnädige Aufnahme, die sie, wie mir Hr. Geheimerkabinetsrath Albrecht, der mir auf Allerhöchsten Befehl den Dank des Königs für meine Aufmerksamkeit bezeigt hat, schreibt, bei Sr. Majestät gefunden, dient mir zu Bestätigung Ihres für mich vollgültigen Urtheils. Darum aber wünschte ich auch Ihre Voraussetzung bestätigen zu können, daß ich einen Abdruck der Anzeige nach Weimar würde haben gelangen lassen. Dies ist, wie ich gestehen muß, aus einer Empfindlichkeit nicht geschehen, die ich sogar Mühe gehabt habe bei Abfassung der Anzeige zu unterdrücken. Sie war durch die Spötteleien über die Einwirkungen unsres Sandes auf die Geistesversuche der Berliner angeregt, die, nach den letzten Blättern des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels, beide sich noch um, wo nicht gar nach der Zeit dieses Beweises von Huld erlaubten und damit an die gutmüthig vergessenen Xenien erinnerten. Sie wurde noch durch den Argwohn vergrößert, den ich nicht ohne Grund hege, daß Goethe vollkommen von diesem Ereignisse unterrichtet gewesen ist. Schiller hatte mir nämlich, als ich mich seines Besuchs in Potsdam erfreute, und auf Befehl Sr. Majestät diese Angelegenheit mit ihm verhandelte, gesagt, daß Goethe

ebenfalls den Wunsch hege, mit einem Gnadengehalte des Königs nach Berlin zu kommen, und ich hatte ihm mit Vorwissen Sr. Majestät eröffnet, daß auch seine Wünsche, wenn er sich darüber bestimmt ausspräche, huldreiche Gewährung finden würden. Es ist zwar späterhin weder von Schiller noch von Goethe hierüber die leiseste Aeußerung zu meiner Kenntniß gelangt; da indessen Schiller's Stillschweigen, dem seine des Königs Majestät höchstselbst vorgetragene Bitte, die Pensionszusicherung so lange geheim halten zu lassen, bis er sich von Weimar losgemacht haben würde, in Verbindung mit seiner bald darauf erfolgten Krankheit und Tod, alles Auffallende benahm, die aus seiner Eröffnung geschöpfte Vermuthung der Mitwissenschaft Goethe's nicht schwächen konnte, so war es mir wohl nicht zu verargen, wenn ich späterhin, aus der Entstellung, womit diese Angelegenheit in den Nachrichten von Schiller's Leben, die sich vor seinen Werken befinden, auf eine böswillige Absichtlichkeit geschlossen habe. Dem sei indessen wie es wolle; um der Vergrößerung des guten Eindrucks willen, wünsche ich mir nicht allein Glück dazu, die Aeußerungen meiner Empfindlichkeit zurückgehalten zu haben, sondern stelle Ew. Hochwohlgeboren anheim, dem Hrn. von Goethe ein Exemplar, das ich zu dem Ende beilege, in meinem Namen mitzutheilen, und diese mittelbare Komunikation mit dem Mangel meiner persönlichen Bekanntschaft zu entschuldigen. Auf die Weise kann ihm auch die Verspätung der Zusendung nicht auffallen.

Mündlich behalte ich mir noch ausführlichere Eröffnung über diese mir wichtiger als ich es dachte gewordene Bekanntmachung vor, und empfehle mich unter Anwünschung

baldiger gänzlicher Befreiung von aller Unpäßlichkeit, Ihrem ferneren freundschaftlichen Wohlwollen als

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
von Beyme.

9.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 29. April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

konnten in dieser, vor kurzem nur noch ganz politischen, jetzt aber auf einmal wieder, und von den höheren Ständen ausgehend, religiös bewegten Zeit, nicht leicht einen interessanteren Gegenstand für Ihre rühmlichen biographischen Beschäftigungen, als das Leben Graf Zinzendorf's wählen, womit Sie mir so eben ein sehr gütiges Geschenk gemacht haben. Meine Dankbarkeit dafür aber glaube ich Ihnen nicht besser beweisen zu können, als durch das Geständniß, daß ich es sogleich ohne abzubrechen, vom Anfang bis zum Ende, mit steigender Theilnahme durchgelesen habe. Dem ersten Totaleindrucke nach halte ich dieses Werk für eines Ihrer gelungensten, für ein wahres Muster einer Biographie, die Ihnen um so mehr Ehre macht, je größer die Schwierigkeit war, zwischen den Extremen menschlicher Ansichten von Gott und religiösen Dingen, die von jeher einander bekämpft haben, und in diesem Leben sich so nahe berühren, die richtige Mitte zu halten. Eben darum aber werde ich mich nicht wundern, wenn es bei keiner von den beiden Partheien, die sich jetzt um religiöser Ansichten willen bekämpfen, großen Beifall finden

sollte. Eher würde ich hoffen, daß die, aus dem Helldunkel in der Seele Ihres Helden, so klar hervorgehobene Idee einer gemeinsamen Mitte christlicher Vorstellungen, in welcher alle besondre Glaubensformen sich vereinigen könnten, eine lohnende Anerkennung finden und zu heilsamer Ausbildung und Förderung anregen werde. Außer diesem Totaleindrucke aber ist das Besondere, worüber ich Ihnen neue Belehrung und Stoff zum Nachdenken verdanke, so vieles und erhebliches in diesem Werke enthalten, daß ich ein eben so großes schreiben müßte, um es zu erschöpfen. Zu einem strengen Urtheile aber, wie Sie es von mir verlangen, habe ich keinen Anlaß gefunden. Vielmehr hat dieses Werk, auch im Einzelnen, mir auf's neue so große Bewunderung Ihrer Darstellungsgabe eingeflößt, daß ich nur mit dem Ausdruck der höchsten Achtung diese Zeilen schließen kann, um mich Ihrem ferneren freundschaftlichen Wohlwollen zu empfehlen als

Ew. Hochwohlgeboren
ganz ergebenster Diener
von Beyme. —

10.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 5. Mai 1830.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren meinen verbindlichsten Dank für die angenehme Nachricht von der guten Aufnahme, die die Mittheilung meiner Schiller'schen Nachricht bei Herrn von Goethe gefunden. Auch ist es mir sehr lieb meinen Argwohn, um seine frühere Mitwissenschaft fahren lassen zu können. Eben so sehr bin ich Ihnen für

die Mittheilung der Ansichten des Verfassers der Bekenntnisse einer schönen Seele von den hallischen Religionsumtrieben verbunden. Sie sind seiner und des würdigen Roehr werth, und erinnern an eine Anekdote, die ich dem Minister Grafen Haugwitz verdanke, daß Goethe, vor etwa 50 Jahren als er in des erstern und der beiden Stollberge Gesellschaft, Lavatern den Besuch in Zürich machte, zu einer Predigt, wovon der letztere nur den ersten Theil konzipirt hatte, die beiden fehlenden Theile in dessen Abwesenheit zugeschrieben hat, welche Lavater Tages darauf ohne die mindeste Abänderung von der Kanzel gehalten. Zu der guten Aufnahme, die Ihr Zinzendorf bei des Königs Majestät gefunden, wünsche ich Ihnen Glück. In der innigsten Werthschätzung

der Ihre
von Beyme.

11.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 3. Dezember 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

bin ich noch meinen Dank für die gütige Mittheilung Ihres Erhard schuldig, und schon vergrößern Sie meine Schuld durch ein neues werthvolles Geschenk mit Ihren Sternern und Psittichern. Diese vergrößerte Schuld lastet um so drückender auf mir, als ich auch schon viel zu lange des Vergnügens, mich in persönlichem Umgange mit Ihnen zu belehren und zu unterhalten, habe entbehren müssen. Einen großen Trost gewährt mir indessen in letzter Hinsicht der Umstand, daß, wie ich aus Ihrem

freundschaftlichen Billet vom 28. v. M. ersehe, und schließe Ihre Fähigkeiten und Kenntnisse jetzt endlich bei wichtigen Staatsgeschäften sehr in Anspruch genommen werden. Dazu wünsche ich meinem Könige und Vaterlande und auch Ihnen selbst von Herzen Glück. Es freut mich unaussprechlich, daß auch an Ihnen sich meine Erfahrung bewährt, daß wahres Verdienst in unserem Vaterlande am Ende doch noch die ihm gebührende Anerkennung finde, wenn man nur Geduld hat es abzuwarten. Sie sind vor vielen andern dadurch glücklich ausgezeichnet, daß Sie mit vorzüglicher Befähigung zu den wichtigsten und ernstesten Geschäften und Studien, auch schöne Talente für angenehme und belehrende Unterhaltung vereinigen, deren allgemeine Bewunderung Ihnen nun auch den Zugang zum Kronprinzlichen Hof geöffnet hat. Möge der verdiente Beifall, den Sie an diesem Hofe durch die Vorlesung Ihrer neuesten Novelle erlangt haben, Ihnen den Weg zu ernsterm Einflusse bahnen, der für unser Vaterland nur segensreich werden könnte.

Sie haben über Ihren Erhard meine Bemerkungen gewünscht. Daraus schließe ich, daß Sie auf dieses Buch einen besonderen Werth legen, und es hat mir keine geringe Freude gemacht, darin eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen Ihnen und mir zu entdecken. Ich habe es von Anfang bis zu Ende mit steigender Aufmerksamkeit gelesen, als ich im Sommer bei meiner Tochter von Gerlach, die sich Ihrem gütigen Andenken angelegentlichst empfiehlt, zum Besuch war, und des höchstbedeutenden Inhalts so viel gefunden, daß ich mir vornahm es zu studiren. Erlauben Sie mir, daß ich mir dazu Zeit nehme. Vielleicht ist es Ihnen nicht gleichgültig zu vernehmen, daß selbst meine Tochter ein so großes Interesse an dem

Buche fand, mich zu bitten, es ihr zum aufmerksamen Durchlesen dazulassen.

Entschuldigen Sie gütigst, daß ich heute mit so vielen Worten so wenig gesagt habe. An meinem Willen liegt es nicht, wenn mein Ausdruck zu schwach ist, um das Gefühl meiner ganzen Hochachtung zu bezeichnen, in der ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochwohlgeboren
ganz eigner Freund
und gehorsamster Diener
von Beyme.

12.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 10. November 1832.

Freundlicher konnte ich bei meiner Rückkehr nicht begrüßt werden, als durch die Zeilen, womit Ew. Hochwohlgeboren mir Ihre Rezension von unseres Preuß Friedrich mitzutheilen die Güte gehabt und durch die inhaltschweren Worte, womit Sie darin die mir von dem Verfasser erwiesene Ehre der Zueignung eines Werks erwähnt haben, dem Ihr Meisterurtheil die Ewigkeit verbürgt. Sie haben damit zwar auch die große Beschämung noch vergrößert, die ich über diese viel zu große Ehre tief empfunden habe und noch empfinde, aber der in Ihrem Beifalle liegende Trost für meine Besorgniß, daß der Verfasser durch diesen öffentlichen Beweis seiner unschätzbaren Freundschaft für mich, der verdienten günstigen Aufnahme seines Buchs geschadet haben möchte, gereicht mir zu großer Beruhigung. Empfangen Sie daher für diesen neuen Beweis Ihres

freundschaftlichen Wohlwollens meinen innigsten Dank. Noch herzlicher aber fühle ich mich Ihnen für die Eröffnung der, wenn auch an sich betrübenden Ursache, dankverpflichtet, die mich in so langer Zeit der Freude beraubt hat, Sie bei mir oder bei Ihnen zu sehen. Ich habe darüber getrauert, daß irgend ein Mißgeschick mich um Ihr Wohlwollen, in dem ich mich so glücklich fühlte, gebracht haben möchte. Desto froher bin ich nun darüber zu gleicher Zeit zu erfahren, daß häusliches Leiden allein Sie verhindert, und dieses jetzt ein erfreuliches Ende genommen hat. Nehmen Sie dazu für sich und Ihre verehrte Gemahlin, der ich meine Hochachtung zu versichern bitte, meinen herzlichen Glückwunsch an. Sehr bald werde ich mir die Erlaubniß nehmen, die Hoffnung, Sie in meinem Hause zu sehen, zu realisiren, und dabei die schon geknüpfte Verbindung zwischen Ihnen und meinem theuren Freunde Hrn. Preuß noch fester zu machen. Er verehrt in Ihnen einen Meister, von dem er zu seiner und seines Werks Vervollkommnung noch vieles zu lernen hat, und dem er für die gewichtvolle Empfehlung des letztern unendlichen Dank schuldig ist, in welchen ich mich indessen auch selbst zu theilen habe, weil ich zuerst die von ihm gewählte Darstellungsweise nach meinen geringen Einsichten gut geheißen, der Sie nun das Siegel aufgedrückt haben. Meine Freude über dieses Zusammentreffen unsrer Ansichten, das sich sogar auf die Eigenheiten in der Schreibart des Verfassers erstreckt, ist unbeschreiblich, aber Sie werden sie begreifen, da Sie wissen wie sehr ich Ihre ganz einzige Kunst und Ihren Genius bewundre. Sie werden es daher auch verzeihen, daß ich mit vielen Worten nur unvollkommen auszudrücken vermag, was Sie mit viel wenigern inhaltschweren zu sagen verstehen. Nehmen

Sie auch bei dieser Gelegenheit die erneuerte Versicherung meiner vollkommensten freundschaftlichen Hochachtung und Ergebenheit gütig auf.

von Beyme.

13.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 10. Dezember 1833.

Ew. Hochwohlgeboren

haben nicht nur mir, sondern auch meiner Tochter von Gerlach durch gütige Mittheilung des aus dem schriftlichen Nachlasse Ihrer seligen Gemahlin für deren Freunde und Verehrer gestifteten Andenkens, einen unschätzbaren Beweis Ihres freundschaftlichen Wohlwollens gegeben. Meine Tochter beneidet mich darum, daß ich Ihnen persönlich meine dankbare Gesinnung ausdrücken konnte. Sie hätte es so gern ebenfalls gethan, da sie aber durch häusliche Hindernisse um die Hoffnung gebracht worden mich in diesem Winter zu besuchen, so hat sie sich darauf beschränken müssen es schriftlich zu thun und bittet Sie ganz ergebenst, den anliegenden schriftlichen Versuch nach der Absicht gütig aufzunehmen und seine Mängel und Unvollkommenheiten nachsichtsvoll zu beurtheilen. Mir aber erlauben Sie, daß ich die Versicherung hinzufüge, daß ich mit meiner Tochter in der aufrichtigen Verehrung Ihrer und Ihrer seligen Gemahlin gewiß keinem Ihrer Freunde nachstehen und darein unseren Stolz setzen.

von Beyme.

14.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 1. November 1834.

Ew. Hochwohlgeboren

werden von unserem Preuß die Umstände erfahren haben, wodurch meine frühere Beantwortung Ihrer über die Maßen freundschaftlichen Zuschrift vom 11. v. M. bei Verehrung Ihres von Seydlitz aufgehalten worden, und deshalb über diesen Verzug nicht ungehalten sein. Kaum waren diese Hindernisse beseitigt, als ich sogleich mich daran machte, diese Ihre neueste Biographie zu lesen, aber zugleich auch erkannte, wie groß die Entbehrung gewesen, die ich mir so lange hatte auflegen müssen. Es ist nicht bloß das vaterländische Gefühl worin ich, mit Ihnen sympathisirend, hingerissen worden bin das Werk, ohne es aus der Hand zu legen, gleichsam zu verschlingen, sondern auch die Kunst der Darstellung im innigsten Verbande mit der anspruchslosesten Einfachheit, welche mich zur höchsten Bewunderung Ihres Talents und seiner vollendeten Ausbildung entzückt hat. Fast jede Seite in dem ganzen Buche hat Stellen aufzuweisen, die als Denksprüche ausgezeichnet zu werden verdienen, und doch mit dem Ganzen wie aus einem Gusse bestehen. Kurz, meinem geringen Urtheile nach, ist diese Biographie ein vollkommenes Muster ohne Gleichen, und werth durch eine vergleichende Behandlung des Lebens von Winterfeldt's, auf die Sie am Schlusse hindeuten, die aber auch nur Ihnen gelingen kann, den vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarchs die so lange besessene Palme zu entziehen; von Grund der Seele wünsche ich Ihnen Glück zu diesem gelungenen Meisterwerk. Eben so herzlichen Antheil aber nehme ich auch an Ihrer Hoffnung voll-

kommener Herstellung Ihrer Gesundheit und behalte mir vor Ihnen dieses sehr bald mündlich mit dem verbindlichsten Dank für diesen neuen Beweis Ihres unschätzbaren Wohlwollens auszudrücken, das ich auch in der ehrenwerthen Erwähnung des Werks unsres Preuß, in der Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel, theilnehmend erkenne. Wie betrübend auch die Kälte ist, womit in höheren Kreisen diese ruhmwürdigen vaterländischen Bestrebungen aufgenommen werden, die allgemeinere Beifallsstimme der Mitwelt tröstet schon jetzt und die Nachwelt wird beides würdigen. Das zeigt sich auch in dem Ehrendenkmal für Justus Möser, nach Ihrer mir so gütig davon gegebenen Notiz, die mir zugleich die Hoffnung eröffnet, auch noch mein Scherflein dazu beitragen zu können. Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar.

In der innigsten Verehrung
Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster
von Beyme.

15.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 14. Mai 1836.

Ew. Hochwohlgeboren

mir gütigst zngeeignetes Werk „die Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang" ist seit drei Tagen aus treuer Hand unsres Freundes Preuß in einem Prachtbande in meinem Besitz. Was soll ich Ihnen nun sagen? Beschämte mich früher schon der bloße Gedanke Ihres öffentlichen Zeugnisses von Ihrer mir gewidmeten unschätzbaren Freundschaft, so milderte die Stimme des Bewußtseins einer vollkommenen

Erwiederung dieser Gesinnung alles, was sonst Beschwe liches damit verbunden zu sein pflegt, wenn man eine Wohlthat empfängt, die man nicht vergelten kann. Nun aber, da in dem vollendeten Werke das überschwängliche Gewicht seines Inhalts mich demüthigt, macht es mich vollends schamroth, nicht einmal die Meisterschaft bewundern zu dürfen, die sich in den Skizzen von Prinz Louis Ferdinand und Gentz namentlich beurkundet. Mir bleibt nichts übrig als das Geständniß, daß mir Worte fehlen um das tiefe Gefühl meines Danks auszudrücken, in dem ich mit innigster Verehrung lebenslang verharre

Ew. Hochwohlgeboren

ganz eigner und ergebenster Freund

von Beyme.

16.

Beyme an Varnhagen von Ense.

Steglitz, den 30. April 1837.

Ew. Hochwohlgeboren

vertrauliche Mittheilung des unterm 26. an den Hrn. von Altenstein Exzellenz erlassenen Schreibens für die höchst verdiente Beförderung unseres theuren Freundes Preuß und die höchstdringende Verbesserung seines Einkommens hat mich unaussprechlich beglückt. Der Edelmuth aus dem es entsprungen, hat Ihren Ausdrücken eine Kraft verliehen, der der Minister, nach meiner Kenntniß von seinem Karakter unmöglich widerstehen konnte. Sie noch durch einen Beitrag von meiner Seite verstärken zu wollen, würde mich an die Fabel vom Heupferde erinnert haben. Nur von der vertrauteren Freundschaft mit Hrn. Altenstein

konnte ich mir noch einige Hülfe versprechen, wenn ich zugleich an sein Herz appellirte. Das habe ich denn gestern schriftlich und mündlich gethan und zu meiner höchsten Freude erfahren, daß der Minister von dem Vertrauen, womit Sie ihn beehrt haben, sich sehr geschmeichelt gefunden, und fest entschlossen ist was in seinen Kräften steht für unseren Freund zu thun, ungeachtet der Beschränkung eben dieser seiner Kräfte, die nach der Beschreibung, die er mir umständlich davon machte, alle meine schon nicht geringe Vorstellungen davon noch bei weitem übertraf. Dennoch ließ ich mich dadurch nicht abschrecken, gestützt auf Ihren unwiderleglichen Beweis der Nothwendigkeit und des Verdienstes, die er anerkennen mußte, so wie seiner Freundschaft, das Versprechen abzudringen, es auf irgend eine Weise möglich zu machen, Preuß neben einer außerordentlichen Professur einige hundert Thaler, worauf ich mich für den Anfang beschränken zu müssen glaubte, jährlich anzuweisen, im schlimmsten Falle auf eine solche Geldbewilligung bei des Königs Majestät anzutragen, dafern ich glaubte solches im Kabinet unterstützen zu können. Da ich ihm letzteres nicht ohne Zuversicht des Gelingens versprach, so schied ich mit der Versicherung von ihm, daß ich, wenn meine Beihülfe noch erforderlich sein sollte, davon benachrichtigt werden sollte. In Ansehung der Ernennung zum Historiographen behielt der Minister sich noch nähere Information über die nicht eigentlich zu seinem Ressort gehörigen Verhältnisse vor, und ich habe mir vorgenommen mit dem Herrn Geheimenkabinetsrath Müller, den ich gestern leider verfehlte, nächstens darüber zu konferiren.

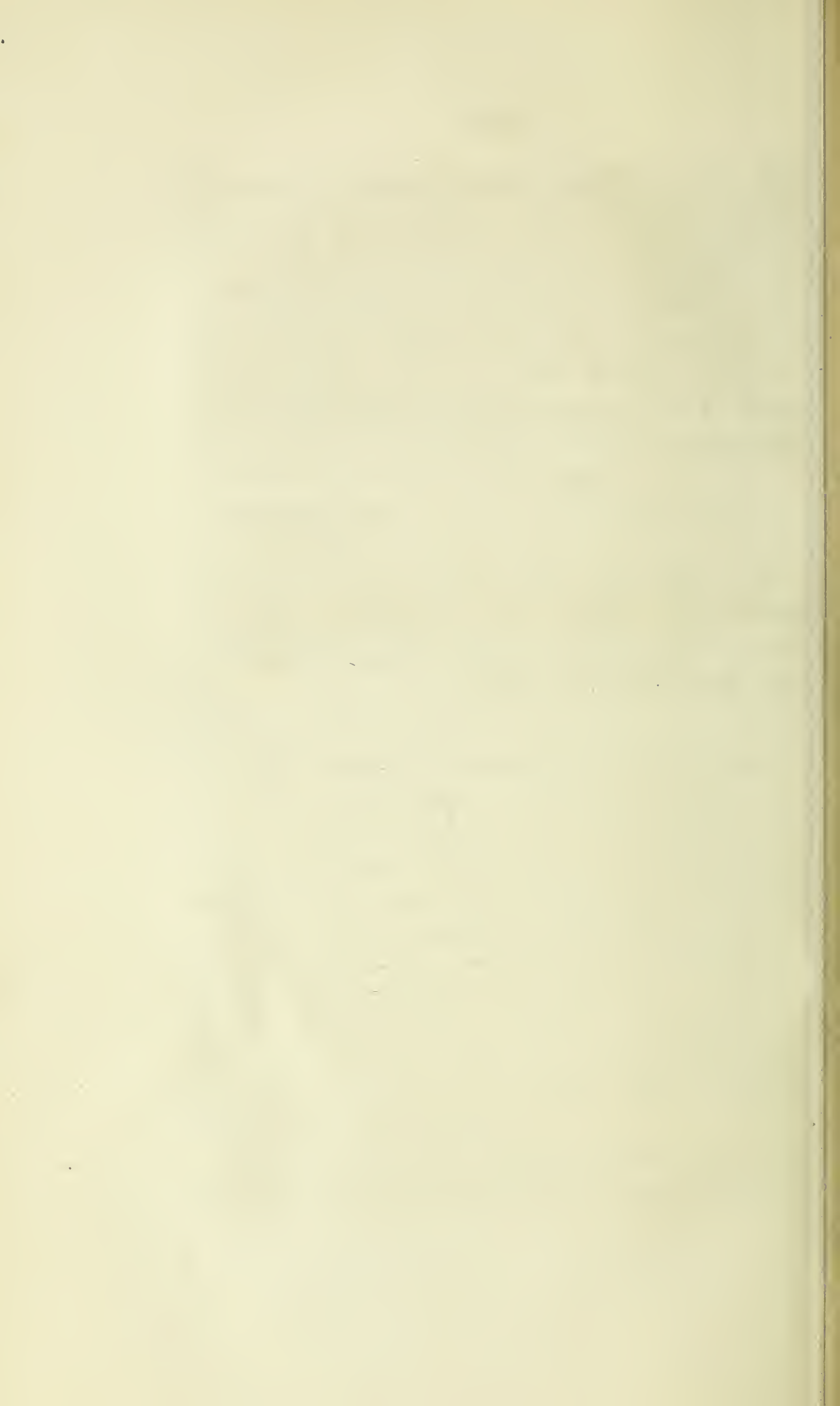
Somit wäre denn alle Aussicht vorhanden, daß Ew. Hochwohlgeboren edelmüthiger Schritt zur Ehre der Wissen=

schaft und zum Besten unseres Freundes von heilsamer Wirkung sein werde, wenn nur nicht die mehreren Freunde, die darum wissen, ihre Freude darüber zu früh laut werden lassen und dadurch den Neid, und die Mißgunst anderer aufregen. Daß Hr. Preuß selbst noch nichts davon weiß, ist ein neuer Zug Ihrer liebenswürdigen Gesinnung, der wo möglich noch die Bewunderung und Liebe vermehrt, womit ich Ew. Hochwohlgeboren hochachtungsvoll schon ganz angehöre als

Ihr

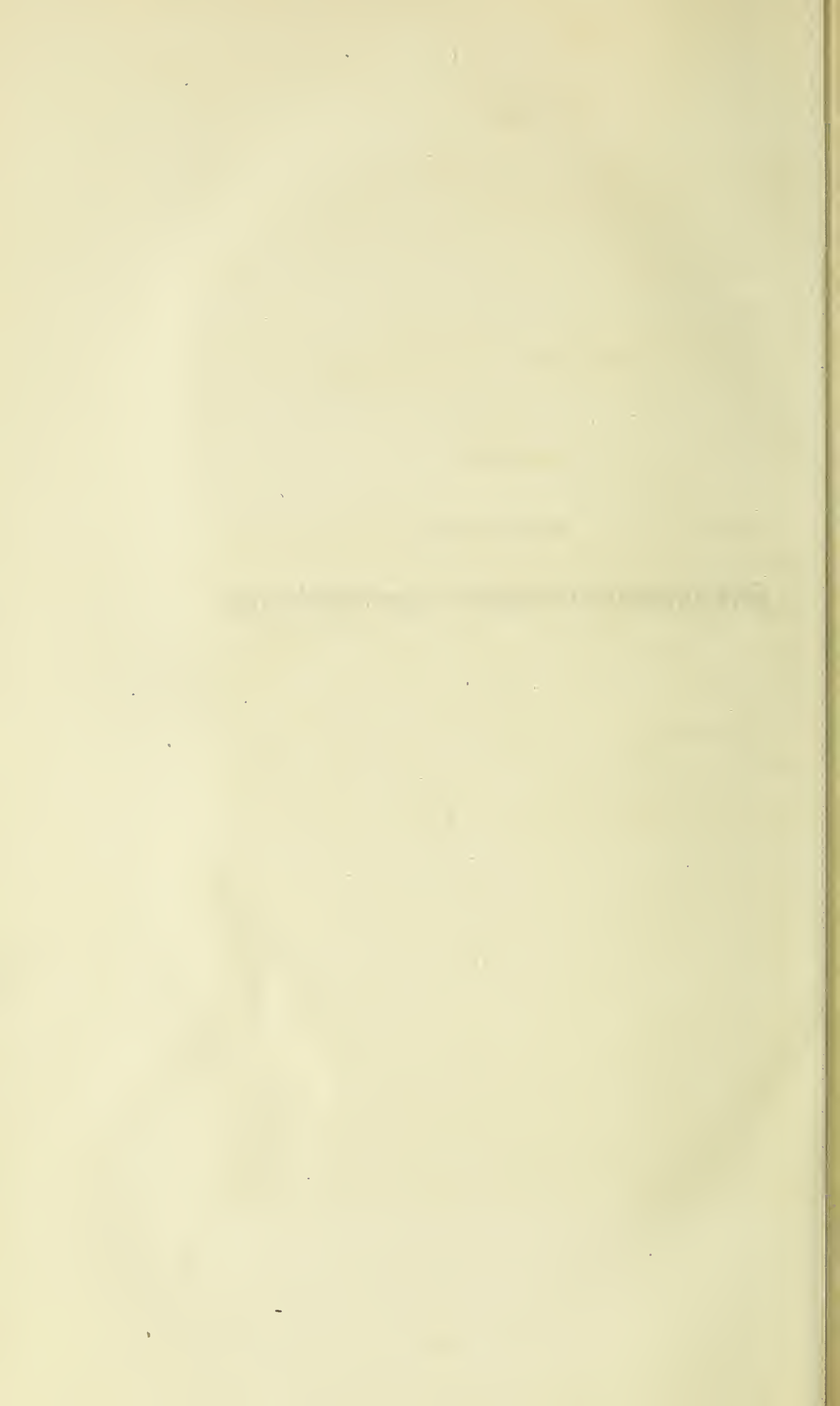
ganz ergebenster
von Beyme.

N. S. Mit großer Ueberwindung, aber nicht ohne zum Andenken eine Abschrift davon zu behalten, trenne ich mich von Ihrem herrlichen Brief an Hrn. von Altenstein, unter Wiederbeilegung desselben.



Briefe von

Feldmarschall Neidhardt von Gneisenau.



Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Gneisenau.

Gneisenau hatte im Feldzug 1813 an Müffling stets einen offnen oder geheimen Widersacher, der mit seiner Pedanterie zwar eine gute Ordnung handhabte, aber auch allem Kühnen, Frischen möglichst entgegen war. Kurz vor dem Uebergang bei Wartenburg wurde eine Art Kriegsrath gehalten, Blücher und mit ihm Gneisenau waren für muthiges Vorschreiten, Müffling aber wollte mit seiner Meinung nicht recht heraus, brachte allerlei vor, was nichts Rechtes bedeutete, und regte zuletzt Gneisenau's Ungeduld so sehr auf, daß dieser ihm zurief: „Sagen Sie nur Ihre Meinung ganz frei heraus, Herr Oberst! Ich gebe Ihnen im voraus die Versicherung, daß sie nicht befolgt wird!" —

1.

Gneisenau an Oberst von Ende.

St. Wendel, den 10. Januar 1814.

Was soll ich Ihnen, mein lieber Oberster, auf Ihre zutrauensvolle Zuschrift antworten! Lange schon habe ich die Schwierigkeit und Unannehmlichkeit Ihrer Stellung erkannt, aber auch eben so lange die Verdienste gewürdigt, die Sie sich dabei erworben, indem Sie dem König, dem Staat, der guten Sache und dem Feldmarschall in so hohem Grade die eminentesten Dienste leisten. Ohne Sie hätte die Schlacht an der Katzbach nicht eingeleitet und durchgeführt werden können. Ohne Sie wäre so manches andere schief oder gar nicht ausgeführt worden.

Wenn Sie, mein lieber Oberster, an der Spitze einer Truppenabtheilung stehen, so haben Sie allerdings einen angenehmeren Wirkungskreis; aber auch einen nützlicheren? Das muß ich abläugnen. Dort erwerben Sie sich Zeitungsruhm; hier, an der Stelle wo Sie stehen, in unseren Militair-Archiven einen unvergänglichen. Aus diesen wird dereinst die Geschichte schöpfen, und Sie werden als der Mann erscheinen, der dem Grafen Langeron die Siegespalme, die dieser nicht den Muth hatte zu fassen, aufzwang.

Die ganze Unannehmlichkeit Ihrer Stellung fühlend, würde ich gern dazu beitragen Sie davon ablösen zu lassen, wenn ich nur jemanden kennte, der Ihre Stelle ersetzen

könnte. Sie vereinigen angenehme Formen und Festigkei und sind daher unter Tausenden allein nur geeigenschaftet, einen Mann zu leiten, wie Gr. Langeron. Andere würden oft alles verderben.

Ich vermuthe, daß das Zurückbleiben des Langeron'schen Korps Ihren Ueberdruß über Ihre jetzige Stellung gesteigert hat. Die Zusammensetzung der Armee läßt erwarten, daß man nicht mit der Schleunigkeit gegen Paris vorgehen werde, als man wohl könnte, und dann kommt, wie Sie aus dem letzten Befehl des Feldmarschalls gesehen haben werden, Ihr Korps zeitig genug bei uns an, um in Paris mit uns einzuziehen, falls die Götter uns dieses Glück vergönnten und wir es verdienen.

Ein halbes Jahr fast haben Sie tapfer ausgehalten. Möchte es Ihnen gefallen, noch einige Monate zu verharren. Dann ist ja alles entschieden. Entweder wir sind die Herren in diesem Lande, oder wir gehen mit einem halben Frieden heim. Es ist kaum zu erwarten, daß die eigentlichen Kriegsoperationen länger als noch einige Monate dauern können. Entweder wir siegen, oder wir gehen heim, überdrüssig einer längeren Anstrengung.

Den 15. sind die Oesterreicher in Langres und Dijon. Jetzt bereits bei Besançon, Remiremont, Vezoul, Montbeillard. Die Feinde verlassen die Saar. In Metz ist Unordnung und Verwirrung. Eine Schlacht entscheidet gegen Napoleon. Wahrscheinlich wird sie unweit Paris geliefert werden. Die Schlacht sollten Sie wohl in Ihren jetzigen Verhältnissen noch mitfechten. Bringen Sie dieses Opfer einer Sache, für die Sie so lange gelebt und gehofft haben.

Gott befohlen! Empfangen Sie die Versicherung meiner hochachtungsvollen Ergebenheit.

Nd. Gneisenau.

2.

Gneisenau an General von Ende.

Koblenz, den 27. Januar 1816.

In den Zeitungen lese ich, daß Merlin von Douay, der ein Landhaus bei Brüssel bisher bewohnte, solches habe verlassen müssen und die Erlaubniß erhalten habe, in Köln wohnen zu dürfen.

Dieser Merlin von Douay ist einer der Königsmörder des berüchtigten Konvents. Als der Vertheidiger Ludwig des Sechzehnten, Franchet, dem Konvent Vorstellungen machte über die Strenge der Formen, und über die Verletzung der Grundsätze der Kriminalgesetzgebung in dem Prozesse des unglücklichen Königs, da diese verlange, daß zwei Drittel der Stimmen erst hinreichend seien, um einen Angeklagten zum Tode zu verurtheilen, da war es Merlin von Douay, der diese Meinung bekämpfte, und den günstigen Eindruck wieder vernichtete, den sie bereits auf einen großen Theil des Konvents gemacht hatte.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgend eine Behörde schwach genug gewesen wäre, diesem Menschen einen Aufenthalt bei uns zu gestatten; sei dem indessen wie ihm wolle, so bitte ich Sie, lieber General, Ihr Ansehen als Kommandant hiebei wahrzunehmen, und nicht zu gestatten, daß dieser Mensch in Köln sich niederlasse, oder vielleicht unter angenommenem Namen sich einschleiche, weshalb Sie die dortige Polizei auffordern wollen, aufmerksam auf diejenigen Fremden zu sein, die etwa mit Merlin gleichen Alters wären. Lange genug hat man das ekelhafte Schauspiel gesehen, daß diese Königsmörder es wagen durften, in den höheren Zirkeln zu erscheinen. Es ist Zeit daß dieser Skandal endlich einmal aufhöre und

so weit meine Macht geht, werde ich dieses revolutionaire Räuber- und Blutvolk verfolgen.

Mit hochachtungsvollster Ergebenheit

Ihr ganz ergebener Freund und Diener

Gr. Nd. Gneisenau.

3.

Gneisenau an Henrich Steffens.

Erdmannsdorf, den 11. März 1817.

Immer erwartete ich, meine hiesigen Geschäfte zum Theil sich enden, zum Theil sich mindern zu sehen, um meine Reise nach Breslau anzutreten und Ihnen, mein verehrter Herr Professor, dort meinen mündlichen Dank für Ihre Geschenke und für den Genuß daran abzustatten, und stets war ich genöthigt, meine Abreise hinauszuschieben; dies aber nun länger mit meinem Dank zu thun, kann und darf ich nicht. So wollen Sie denn meinen Dank hiermit schriftlich empfangen für ein so köstliches Geschenk, dem ich so manchen Genuß und so vielfache Belehrung schuldig geworden bin. Ich selbst bin ein Freund der Philosophie der Geschichte, und sofern solche nicht auf Abwege durch glänzende neue Ansichten und einen bezaubernden Styl führt, kann nur auf ihrer Bahn ein großer Nutzen aus dem historischen Studium gezogen werden. Das Letztere wird Ihrem Werk wohl vorgeworfen werden, und ich selbst bin über manche darin gezogene Ergebnisse noch im Zweifel. Aber der Zauber der Sprache und Ansichten desselben reißt den Widerstrebenden fort, und man sieht sich durch so manches dornige Dickicht ge-

waltsam auf lichte Höhen fortgezogen, von denen man in die lichtesten Fernen blickt. Machen Sie sich indessen auf viele Widersacher und noch mehrere Neider gefaßt. Doch nur in solchem Widerstreit kann die Wahrheit zu Tage gefördert werden und nicht in der Fluth von flachen Tagschriften, womit wir jetzt heimgesucht werden.

Der Sammlung des Hrn. Waagen werde ich mich annehmen, sobald ich nach Berlin kommen werde; vorher werde ich versuchen sie zu sehen, obgleich ich zur Besichtigung nur eines gemeinen Laien Augen mitbringen kann, indem mir der feinere Kunstsinn mangelt. Aber man muß doch sagen können, die Sammlung die man empfiehlt, gesehen zu haben und übrigens verlasse ich mich auf das Urtheil der Kunstverständigen.

Wenn Sie und Ihre Gemahlin, welcher ich mich zu wohlwollendem Andenken empfehle, in den Ferien nach unseren Bergen wandern sollten, so werden Sie sich wohl freundlich erinnern, daß Erdmannsdorf von der Straße zwischen Hirschberg und Schmiedeberg durchschnitten wird und darin ein Waffengefährte wohnt, dem Sie nicht vorbei gehen dürfen, ohne die Gesetze der Gastfreundschaft zu verletzen.

Gott erhalte Sie und Sie wollen meiner in Wohlwollen eingedenk sein.

Gr. Nd. Gneisenau.

Ihrem Herrn Schwager Raumer meine herzlichen Empfehlungen.

4.

Gneisenau an Helmina von Chezy.

Berlin, den 6. Februar 1818.

Hochwohlgeborene,
Sehr geehrte Frau!

Ew. Hochwohlgeboren remittire ich angeschlossen ergebenst, die mir mittelst gefälligen Schreibens vom 29. v. M. zugesandten Papiere, bei Versicherung meiner schuldigen Hochachtung, mit der ich mich zeichne

Ew. Hochwohlgeboren
ergebener Diener
Gr. Nd. Gneisenau.

5.

Gneisenau an General von Ende.

Berlin, den 3. März 1818.

Mein verehrter General!

Die Ansicht die Sie, mein verehrter Freund, über den pensionirten Lieutenant Nettelbeck mir geäußert haben, theile ich gleichfalls, und ich habe mich zu dem Ende an den Generalpostmeister gewendet, um ihm einen freien Postpaß von Köln nach Kolberg zu verschaffen. Diesen habe ich erhalten, hier beigelegt, und richte ich die Bitte an Sie, solchen dem Hrn. Nettelbeck zukommen zu lassen, falls er etwa davon Gebrauch machen wollte. Wäre dies, und er entschlösse sich, in seine Heimath zurückzukehren, so wollen Sie die Gewogenheit haben, ihm Namens meiner zur Beihülfe für diese Reise ihm 10 Rtl. auszuzahlen, welche ich dankbar wiedererstatten werde. Ist er in seiner Heimath angelangt, dann werde ich trachten, ihm vielleicht einen kleinen Posten zu verschaffen, welches indessen, wie ich aus

Erfahrung weiß, auch nicht eine so leichte Sache ist. Wenigstens ist er dann in seinem Vaterland, und kann daselbst wohlfeiler leben als am Rhein. Ob er seine Kinder bei sich habe, weiß ich nicht, indessen habe ich auch auf selbige den Postfreipaß richten lassen.

Wie Sie sehr richtig bemerken, so machen wir stets an neue Unterthanen die sonderbare Forderung, daß sie uns alsbald auf das zärtlichste lieben sollen. Auch ich meine, daß wir vor der Hand mit dem Grad der Ergebenheit als die Rheinländer uns bis jetzt bewiesen haben, zufrieden sein können. Es ist an uns, ihr Zutrauen, und ihre Achtung uns zu verdienen, und stelle man solche Personen an, deren Gerechtigkeit und Billigkeit Achtung gebietet. Sie Ihres Theils, mein lieber General, werden durch solche Eigenschaften wohl das Zutrauen Ihrer Kölner sich erwerben.

Görres Schrift macht hier viel Unruhe. Alle die dem Fürsten Hardenberg nicht wohlwollen, werfen sich tadelnd darauf.

Genehmigen Sie, verehrter General, die Versicherung meiner herzlichen Ergebenheit, und bewahren Sie mir Ihr Wohlwollen.

Gr. Nd. Gneisenau.

6.

Gneisenau an Blücher.

Erdmannsdorf, den 17. Juli 1818.

Durchlauchtigster,
Verehrtester Fürst.

Ew. Durchlaucht habe ich die Ehre zu melden, daß des Königs Majestät geruhet haben, mir das 9te Infanterie-Regiment (Kolbergische) als Inhaber gnädigst zu ertheilen.

Die Auszeichnung, die mir hierdurch widerfährt, verdanke ich der Führung Ew. Durchlaucht, unter deren Auspizien es mir vergönnt war, dem merkwürdigsten Kriege, den je die Annalen der Geschichte kannten, beizuwohnen, und Zeuge der Siege zu sein, die Ew. Durchlaucht erfochten haben.

Demjenigen, was Ew. Durchlaucht in Ihrem geehrten unterm 10. d. an mich gerichteten Schreiben über das Projektmachen und die Juden sagen, pflichte ich mit vollem Herzen bei. Es ist die Krankheit, ja eine Wuth des Zeitalters, alles Alte umzuwerfen und eine neue Gesetzgebung einzuführen. Dadurch und durch die Zeitläufte wird der Adel zu Grunde gerichtet, und an seine Stelle werden Juden und Lieferanten treten und künftighin unsere Pairs des Reichs werden. Dieser Judenunfug empört mein Innerstes, so wie die Schlechtigkeit des Zeitalters, wo man nur denjenigen achtet, der Aufwand machen und große Mahlzeiten geben kann, die man von ihm annimmt, sei er auch übrigens noch so verworfen.

Wenn Ew. Durchlaucht Gesundheit auch nur einigermaßen unterbrochen ist, so möchte ich Ihnen rathen, noch nach Karlsbad zu gehen, welches Wasser, wie ich glaube, Ihnen so sehr gute Dienste geleistet hat und Ihnen so sehr zuzusagen scheint.

Der König kommt den 29. d. nach Berlin zurück, den 21. kommt er nach Memel, den 20. nach Königsberg, den 25. nach Marienburg, den 26. nach Danzig, den 28. nach Stargardt. Der russische Kaiser dürfte in den ersten Tagen des Septembers in Berlin eintreffen.

Ew. Durchlaucht wollen die schuldige Verehrung genehmigen, womit ich zu sein die Ehre habe.

Hochdero
unterthäniger Diener
Gr. Nd. Gneisenau.

7.

Gneisenau an Bettina von Arnim.

Berlin, den 26. April 1820.

Gnädige Frau.

Eigentlich sollte ich Ihnen, einer so geübten Schriftstellerin gegenüber, es machen wie Wallenstein, und erklären, daß ich nichts Schriftliches von mir gebe. — Dennoch will ich meine Eitelkeit überwinden, und schriftlich zu Ihnen reden.

Auch ich, ehe ich Ihre nähere Bekanntschaft zu machen die Ehre hatte, theilte die Vorurtheile, die gegen Sie in der Gesellschaft umhergehen. Ihr tiefer philosophischer Blick, Ihr fertiger und leichtfertiger Witz fesselten endlich meine Aufmerksamkeit. Die edle Art wie Sie von Ihrem Mann mündlich und schriftlich redeten, gewann Ihnen endlich mein Vertrauen und ich legte jedes Vorurtheil gegen Sie ab und hatte meine Freude an Ihnen, wie ein Vater an seiner geistreichen Tochter, wenn ich auch nicht immer Ihre Vernachlässigung der konventionellen Formen zu vertheidigen vermochte, und Ihnen gern zuweilen eine väterliche Vermahnung gegeben hätte, wozu ich jedoch des Rechtes so wie der Hoffnung des Erfolgs entbehrte. Wenn sich das bekanntschaftliche Verhältniß eines alten Mannes zu einer jungen Frau solchergestalt ausgebildet hat, so können weibliche Zwiste solches nicht ferner stören. Dies ist meine kurze Antwort auf das was Ihr Schreiben enthält. Ihr Wunsch ist übrigens bereits erfüllt. Sie sehen, wie gehorsam ich bin Ihre Befehle auszuführen als

Ihr
ganz gehorsamer Diener
Gr. Nd. Gneisenau.

8.

Gneisenau an Bettina von Arnim.

Berlin, den 9. März 1827.

Die Umrisse Ihres Entwurfs zu einem Basrelief für das Monument zum Andenken des verstorbenen König von Baiern trage ich noch immer in angenehmer Erinnerung mit mir herum und ich werde mich auch nicht von ihnen trennen. Sie sehen, wie sehr ich der Künstlerin huldige; die Philosophie vermag ich nicht zu erreichen; sie steht mir zu hoch.

Ihr

Gr. Nd. von Gneisenau.

9.

Gneisenau an die Gräfin Julie von Egloffstein.

1828.

Kennst du das Land, wo dein Gedächtniß blüht?
Durch dunkles Laub die Abendsonne glüht?
Ein kühler Wind vom hohen Joche weht,
Der Kynast tief und hoch die Kappe steht?
Kennst du es wohl? dahin! dahin!
O möchte dich dahin dein Schutzgeist ziehn!

Kennst du das Haus mit seinem Schindeldach?
Da glänzt kein Saal, da schimmert kein Gemach,
Nur freundliche Gesichter sehn dich an,
Durch Zauber hast's du ihnen angethan;
Kennst du es wohl? dahin, dahin
Wirst du dahin nicht wieder zu uns ziehn?

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Dort suchtest du im Dunkel deinen Weg,
Dort schlummert Rübzahl's frevelhafte Brut,
Dort stürzt der Fels und über ihn die Fluth;
Kennst du dies wohl? dahin, dahin,
Wirst du dahin nicht bald selbander ziehn?

10.

Von Gräfin Julie von Egloffstein.

Antwort an Gneisenau.

Wohl kenn' ich es, das bergumgrenzte Land,
Wo mir die Zeit im heitern Fluge schwand,
Manch lieber Wunsch sich freundlich mir erfüllt,
Ein Paradies dem frohen Blick enthüllt, —
Wohl kenn' ich es —
dahin! dahin!
Mag ich so gern in der Erinnrung ziehn!

Und jenes Haus — im stillen Thal erbaut,
Deſſ' Zinne stolz die Fluren überschaut,
Wo Eich' und Lorbeer innigst sich verschlingt,
Dem Haupt des Helden kühlen Schatten bringt;
Wohl kenn' ich es —
aus gastlichem Gemach
Folgt heitrer Stunden liebes Bild mir nach!

Durch Wolk' und Nebel zu den kühnen Höh'n
Mußt' ich geweckt von bösen Geistern gehn;
Der Tag erschien — wo freundlicher geneigt

Sich Erd' und Himmel glänzend mir gezeigt.
Wohl kenn' ich ihn —
den Meister, dessen Macht
Die Geister dort so dienstbar mir gemacht!

Aus buntem Grund hebt sich das heitre Bild,
Winkt mir der Berg — umstrahlt mich das Gefild,
Und lockt auf's neu — den frohbewegten Sinn
Durch Fluß und Thal zu jenen Fernen hin!
Wohl kenn' ich Sie —
des tapfern Helden Hand,
Die solch Gebild mir freundlich zugesandt!

11.

Gneisenau an Varnhagen von Ense.

Berlin, den 27. Juni 1828.

Durch meine Schuld ist es vergessen worden, Ew. Hochwohlgeboren für heute, wo der Hr. General Fürst von Bentheim bei mir speisen wird, zum Essen einzuladen. Wenn es Ew. Hochwohlgeboren nicht zu spät ist, so bitte ich um Ihre Gegenwart, recht sehr um Nachsicht wegen meiner Alterschwäche bittend.

Hochachtungsvoll

Ew. Hochwohlgeboren
ergebener Freund und Diener
Gr. Nd. Gneisenau G. M.

12.

Gneisenau an Varnhagen von Ense.

Berlin, den 28. April 1830.

Ew. Hochwohlgeboren

habe ich meinen recht sehr verpflichteten Dank auszudrücken für das werthvolle Geschenk, das Sie mir mit der Fortsetzung Ihrer biographischen Denkmale gemacht haben. Obgleich die bürgerliche Verfassung und das äußere Dasein der Brüdergemeinde bei meinem Hang zu stiller, geräuschloser Zurückgezogenheit mich immer sehr angezogen haben, ich in ihren Wohnsitzen gern verweile, und ich sogar ihren, der Welt unbekannt, so sehr toleranten Religionsansichten huldige, so bin ich doch neugierig zu sehen, wie Sie die Klippen umschifft haben, die sich einem Biographen Zinzendorf's auf einer oder der andern Seite entgegen stellen. An solcher Geschicklichkeit ist etwas zu lernen.

Ew. Hochwohlgeboren wollen die Versicherung der Ihnen von mir gewidmeten, wohlbegründeten Hochachtung empfangen, womit ich zu beharren die Ehre habe

Ihr

ganz ergebener Freund und Diener
Gr. Nd. Gneisenau. G. M.

Brief von

Staatsminister Graf von Haugwitz.



Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Haugwitz.

(Vom Staatsminister von Schön erzählt, 8. Juli 1848.)

Als der Erste Konsul Bonaparte durch seine Truppen wollte Hannover besetzen lassen, drang Haugwitz darauf, Preußen solle erklären, wenn französische Truppen über den Rhein gingen, dies als einen Angriff gegen Preußen anzusehen; ferner wollte er, Preußen solle den Franzosen jedenfalls zuvorkommen und zuerst in Hannover einrücken, zum Schutze dieses Landes und ganz Norddeutschlands. Aber Graf Münster, ein entschiedner Feind Preußens, wollte lieber das Land in der Franzosen Händen als in denen der Preußen sehen, glaubte auch das Einrücken jener nicht so nah, und wandte in St. Petersburg alles an um Preußens Absicht zu vereiteln. Schon waren mehrere Regimenter bei Magdeburg (Pietzpuhl) versammelt, der König selbst dort zur Revue, der Aufbruch sollte eben beschlossen werden. Da kam ein Kourier aus St. Petersburg, der die Erklärung des russischen Hofes brachte, wenn Preußen in Hannover einrückten, so würden sogleich Russen in Ostpreußen vorgehen. Es wurde ein großer Kriegsrath gehalten. Haugwitz sprach gut und kräftig, ja mit verletzendem Nachdruck, der König solle der Drohung nicht achten, die ohnehin nur als solche gemeint sei, und wäre sie Ernst, so könne man ihr auch dann Trotz bieten. Der Beschluß war, man solle Hannover besetzen. Aber der König zauderte,

und zauderte. Die Franzosen besetzten Hannover, Preußen mußte zusehen. Haugwitz sagte damals mit Grimm: „Jetzt bleibt dem Könige nichts, als bei jeder fernern Gelegenheit Bonaparte'n die Füße zu küssen!"

Der Staatsminister von Schön erzählte mir, daß der verstorbene Gesandte von Küster ihm einmal eine prachtvolle Lobrede des Ministers Grafen von Haugwitz gemacht, dessen Feinheit, Uebersicht, Geistesgegenwart und Schlauheit er höchlich gerühmt, und wobei er zuletzt mit Eifer ausgerufen: „Und lügen kann er . .!" — Schön's Lachen weckte ihn aus seiner Begeisterung.

(Berlin 1848.)

Dies erinnert an Talleyrand's Wort über Maret, Herzog von Bassano, der die diplomatische Maxime de toujours tromper sans jamais mentir, so übel ausgeübt, qu'il mentait toujours sans jamais tromper.

Staatsminister Graf von Haugwitz an Bürde.

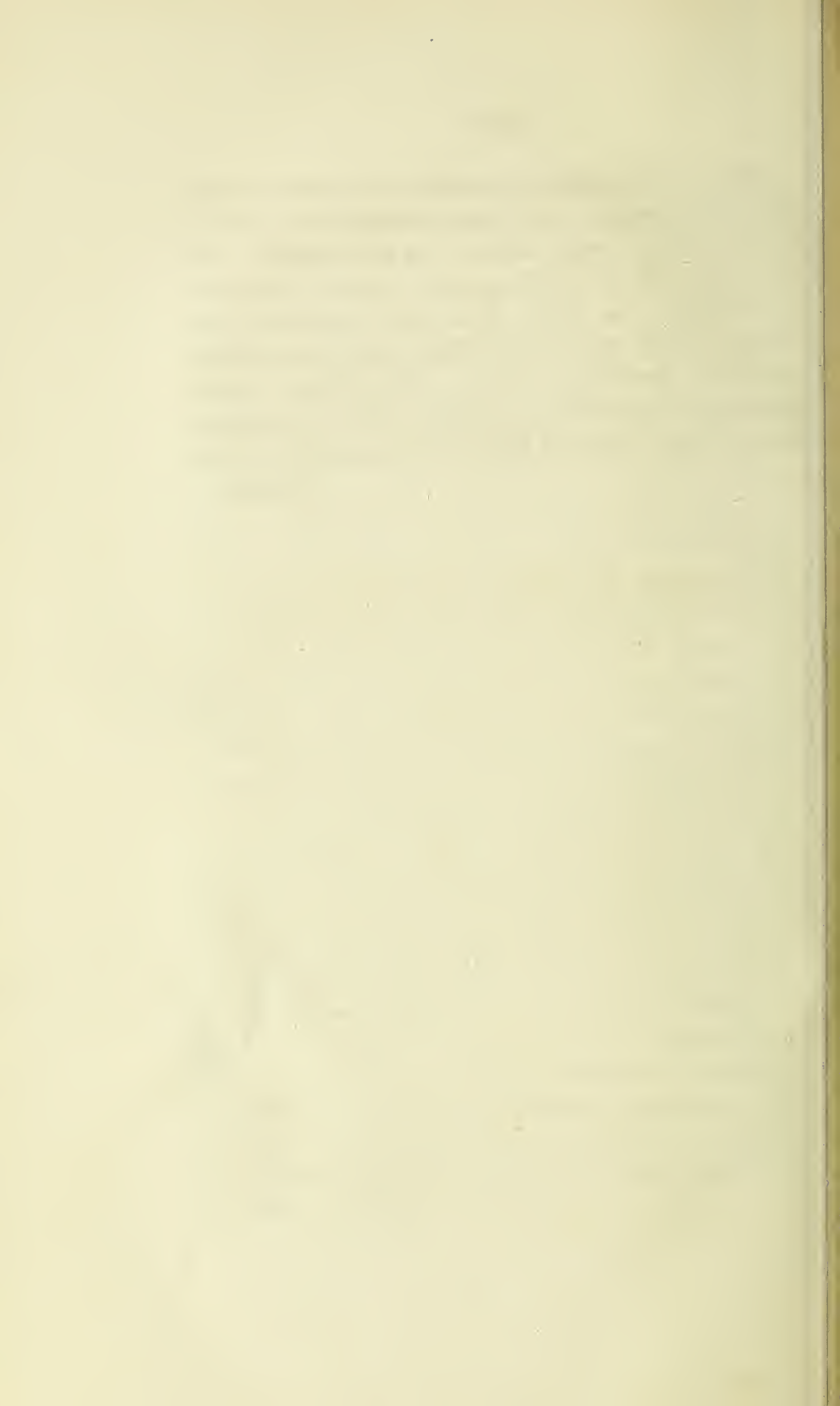
Luxemburg, den 25. September 1792.

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Der das zuerst gesagt hat, war ein weiser Mann und hat es gewußt, daß die Menschen alle gern selbst fahren und der liebe Gott im Himmel Sich nur reservirt hat einzulenken — besonders dann wenn sie nicht mehr ein noch aus wissen. Ich bin zwar auch ein Mensch und noch obendrein ein armer Sünder, aber wahrlich in diesem Stück bin ich's nicht; denn ich überlasse ihm nicht allein das Einlenken, sondern auch das Fahren, und es kann auch bei mir nicht anders sein, denn es geht so bunt über Eck, daß da kein Menschenverstand hilft, und ich also die Zügel wohl fallen lassen muß. In Proskau sahen wir uns das leztemal, liebster Bürde; ich ging nach Wien und meinte dort mein unruhiges Leben ruhig fortzuführen — am wenigsten aber dachte ich Ihnen nach vier Wochen von — Luxemburg aus zu schreiben und doch ist's so. Seit gestern bin ich hier, habe heute die herrliche schöne Festung gesehen, gehe morgen nach Verdun und von da in's Lager zum König. Was aber dann weiter, das sagt Ihnen der Eingang meines Briefes. Baron Spielmann ist vor mir von Wien abgereist und hier einige Stunden später als ich eingetroffen.

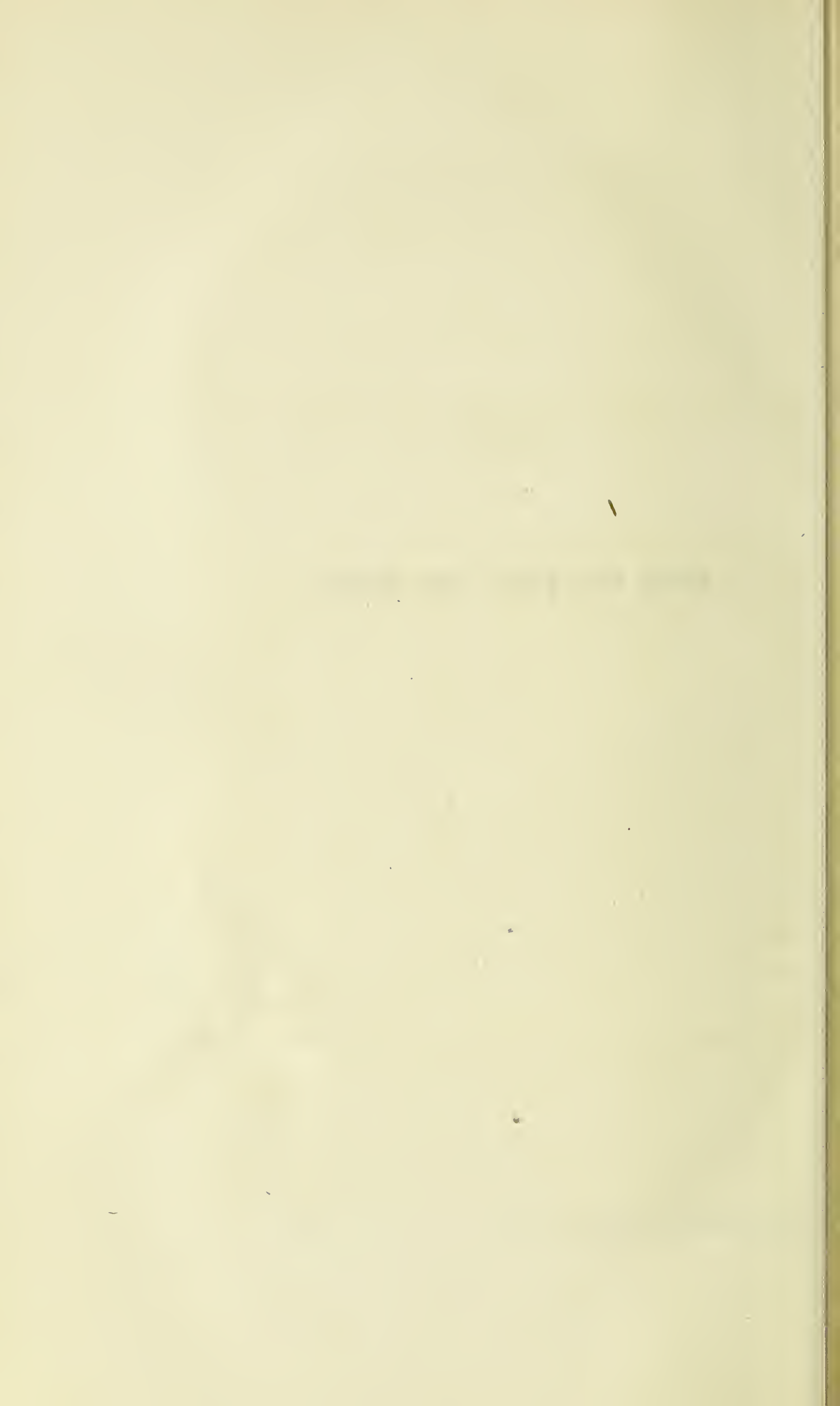
Meine Abreise von Wien kam schnell und unerwartet. Sie war die Folge eines heroischen Entschlusses, erzeugt aus demselben Prinzip, das den Mann mit den zehn Pfund lehrte Wucher damit zu treiben. Da der wahre Heroismus niemals detaillirt, und im Grunde auch das Detailliren nicht meine Sache ist, so hat's für mich unter anderem die widrige Folge gehabt, daß ich aus Wien gereist bin, als wollte ich nach Haimbach spazieren fahren mit einer mäßigen Sommergarderobe und jetzt in der Nachbarschaft der kalten Ardennen zu frieren glauben würde, wenn man in diesem Wirbel Frost und Hitze fühlte. — Ich habe zwei Seiten geschrieben, und Ihnen nichts gesagt, ich hoffe aber Sie werden daraus ersehen, daß ich Ihnen nur sagen konnte, daß ich heut in Luxemburg bin. Doch auch sollen Sie von der Armee und unserem lieben König Nachricht haben. Er steht heut mit dem Herzog von Braunschweig da, wo 452 Attila stand. — Und nun sagen Sie mir, daß die Dinge in der Welt sich nicht ähnlich sehen, ich für meinen Theil finde durchaus nur mein Gelüste an der Geschichte darin, daß ich sehe, die Menschen tanzen alle dieselben Touren von oben bis unten, (wenn Sie sich auf's englisch Tanzen nicht verstehen, so lassen Sie sich das Ihre Nachbarn erklären) also unsere Armee steht ohnweit Chalons und hat durch einen geschickten Marsch durch den bois de Bargonne die französische Armee umzingelt, welche in ihrem Rücken die Marne hat. Stündlich erwartet man den entscheidenden Schlag, und vielleicht ist er schon geschehen. Der König ist gesund, campirt mit seinen Soldaten, wenn's sein muß auch unter freiem Himmel, theilt, nicht als eine Form zum Nachstück, sondern au pied de la lettre sein Brot und Wasser mit ihnen.

Unserem lieben Minister empfehlen Sie mich herzlich und danken ihm für seine letzten Nachrichten aus Polen, die ich eben vor meiner Abreise von Wien erhielt, und sagen ihm, daß über Dinge, die ihn so wie mich interessiren, ich hoffe ihm bald schreiben zu können. Auch unsren lieben Wedel grüßen Sie herzlich von mir. Nun Gott befohlen, liebster Bürde, auf's Wiedersehen! Wenn Sie mir schreiben wollen, so adressiren Sie mir Ihren Brief nach Wien. Ich umarme Sie herzlich.

Haugwitz.



Brief von Peter von Pahlen.



Peter von Pahlen (Verschwörer gegen Kaiser Paul) an Löwis.

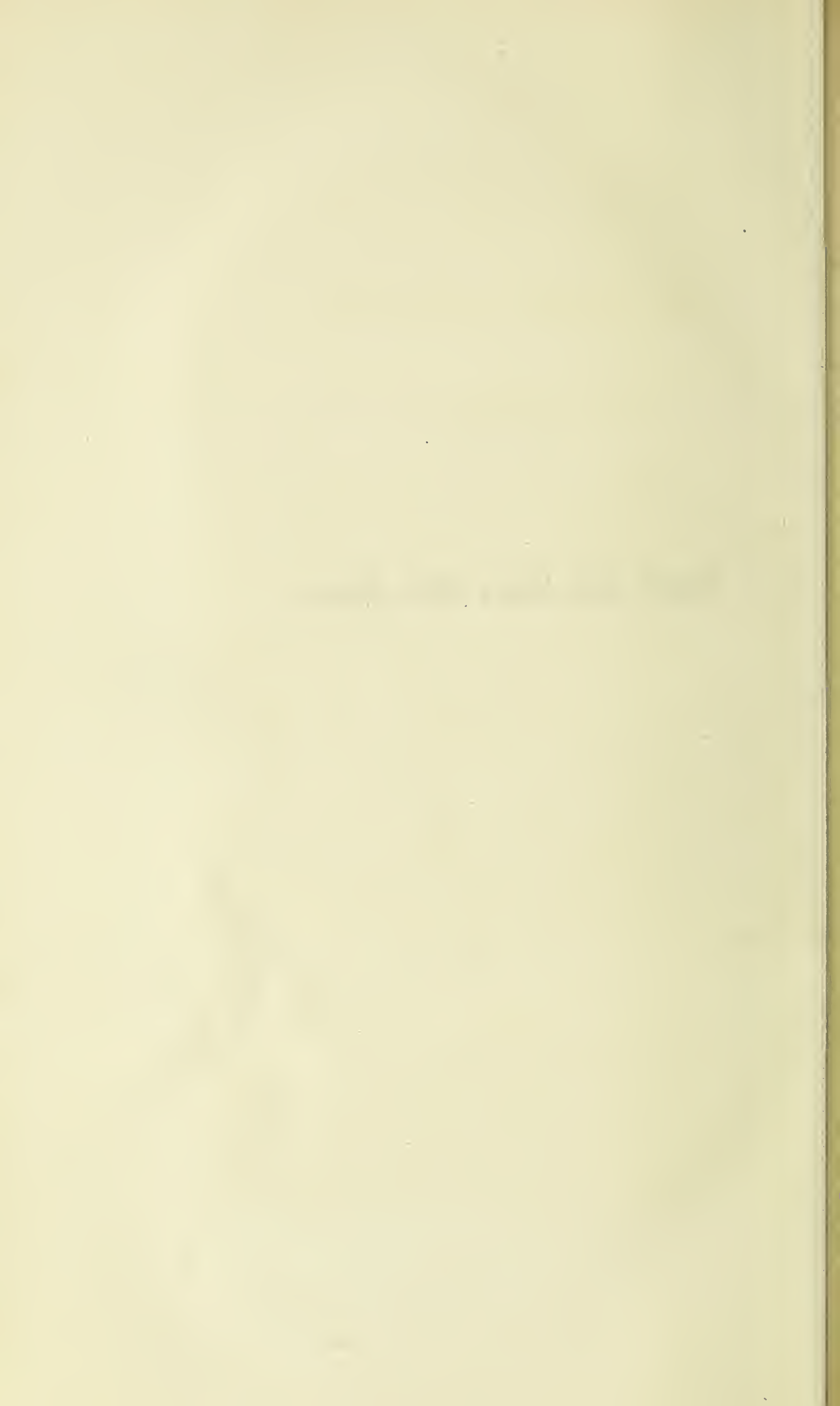
Pawlowski, den 30. Juni 1798.

Deinen freundschaftlichen Brief vom 8. dieses, habe ich erstlich gestern zu erhalten das Vergnügen gehabt, und bin Dir für Dein freundschaftliches Andenken unendlich verbunden; den schönen Lachs habe nicht gesehen, weil vermuthlich sich dazu ein Liebhaber gefunden haben muß, und da es mir auch widerfahren ist für diesen fremden Lächse zu verzehren, so sehe ich dieses wie ein Vergeltungsrecht an, und bitte in der Folge mir keinen mehr zu senden, weil meistens nicht in Scherrbang bin, und es sich abermalen Liebhaber finden möchten. Es thut mir unendlich leid, daß du nicht gesund bist; ein gutes Mittel will Dir vorschlagen, das ist, Du mußt Dich mit Dich Selbst nie beschäftigen, viel Bewegung machen, so wirst Du Dich wohlbefinden. Ich rechne noch recht sehr darauf in der Folge mit Dir in Balkahn zu leben. Deiner Gemahlin bitte mich bestens zu empfehlen, und von mich überzeugt zu sein, daß Zeitlebens Dein treuer Freund bin

Pahlen.



Briefe von Louis Elie Pajon.



Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Pajon.

Louis Elie Pajon de Moncets, geb. zu Paris 1730 aus einer armen adelichen Hugenottenfamilie. Der Vater verheimlichte seinen Glauben in Paris, sandte aber den Sohn nach Berlin, um im Collège français Theologie zu studiren. Er wurde Prediger zu Bernau, dann in Leipzig, wo er mit Gellert noch bekannt wurde.

Von Leipzig reiste er nach Paris, kehrte aber nach Berlin zurück, wurde auf's neue Prediger in Bernau, dann in Berlin. Er übersetzte Gellert's moralische Vorlesungen, dann einiges von Basedow. Er errichtete eine Erziehungsanstalt, die guten Fortgang hatte. Er wurde später Konsistorialrath und Inspektor des Collège français.

Von seiner ersten Frau bekam er in zwanzigjähriger Ehe keine Kinder. Darauf heirathete er eine Wittwe, die Tochter von Formey, von der er einen Sohn bekam. König Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in Betracht seiner adelichen Abstammung in den Adelstand.

1.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 12. janvier 1753.

Monsieur et très honoré Père.

La décision au sujèt des sermons de Mr. de Beausobre m'enhardit à vous en demander une autre. J'ai hérité quelques papiers d'Ostome; il s'y trouve une dissertation sur l'Apocalypse de Mr. Abauzit, qui me semble ébranler fortement l'authenticité de ce livre. Les autorités des P. P. pour et contre sont balancés, et j'avoue que si la crainte de décider trop vite dans un sujet si important, ne me retenait, je me dirais du même avis. Clarene qui m'a obligé à lui comuniquer cette pièce, donne à corps perdu dans l'idée de l'auteur, et il me persécute pour lui donner pouvoir de la faire imprimer. Je lui ai répondu que je ne savais pas à quelles conditions Ostome en avait obtenu copie, ni quel usage il en aurait fait; qu'ainsi je ne m'en croyais pas le maître. Qu'il en fallait laisser aux héritiers de Mr. Abauzit la disposition, et que d'ailleurs, vu le génie de notre siècle, en supposant même la thèse démontrée, pour quelques personnes qui s'en tiendraient à rayer du Canon des Ecritures l'apocalypse, il y en aurait un bien plus grand nombre qui conclueraient du particulier au général. Voici sa réplique.

L'intérèt de la vérité demande la publication d'un écrit qu'on juge propre à détruire l'erreur. Si la crainte des mauvais logiciens devait étouffer les bons ouvrages, combien nous en resterait-il? que deviendraient même les livres sacrés? Une chose qui vous a été leguée et donnée, vous appartient: donc — vous ignorez si Mr. Ost. et par cela même que vous ignorez absolument, vous êtes autorisé et les héritiers de Mr. Ab. n'ont rien à dire. Et puis ce n'est pas vous, c'est moi qui me charge du tout.

Je suis obligé pour vous exposer toutes les pièces du procès d'en ajouter une autre que Clarene me confie en secret. En passant en Hollande, le besoin d'argent lui fit vendre à Mr. Luzac un recueil de discours. Mais ce recueil ne composant que 12 feuilles, il souhaitte de pouvoir y ajouter de faire un volume in 12. Le discours sur l'apocalypse se présente fort à propos, dit-il.

Cette dernière raison est celle dont je suis le plus touché. Mais puis-je lui accorder en conscience ce qu'il souhaitte? C'est sur quoi je vous prie, Monsieur, de vouloir bien me décider.

J'ai lu l'Acakia, holà! J'ai été longtemps indécis si le holà de Boileau était admiratif, ou d'indignation; c'est dans le dernier sens que je l'applique ici. Laissant la question de droit à part, le fait me parait indigne, en l'envisageant d'un certain point de vue, je veux dire par rapport aux circonstances, m'était placé celui à qui on l'attribue. On débite ici qu'il a fait servir l'imprimatur à lui accordé pour quelque écrit sur les lettres de Milord Bolingbrocke, pour faire passer à la presse l'écrit justicié, et qui indépendament de cette crotte, ne peut que flétrir son coeur et ses sentimens.

Je doute qu'il puisse jamais en paraître de bonne Apologie. Quoique sur cet article je suis bien résolu à être réservé depuis que j'ai vu l'Apologie de l'Abbé de Prades. C'est ici où j'appliquerais volontiers le hélas! hélas pour le plaindre; hélas pour l'injustice de la Sorbonne, et la honte dont elle s'est couverte. Le Tombeau qu'elle s'est préparé ne pouvait guère être plus déshonorant et sans en dire ni plus ni moins que l'Abbé de Prades, je crois que s'il a avoué des erreurs, il a payé un tribut à l'umanité; mais qu'on ne doit pas le taxer pour cela d'irréligion, mais bien ses ennemis qui ne lui ont laissé aucun lieu de défense, et qui n'ont voulu entendre à aucune rétractation.

Vous m'avez si fort mis au crédit par la lettre à vignettes et autres nouveautés, dont je vous suis redevable, que l'on a même envoyé chez moi pour savoir si je n'avais rien de nouveau. Ce qui me plairait le plus, ce serait la certitude de votre entier établissement. Je voudrais bien qu'il me fut permis de vous envoyer une nouveauté. C'est un volume de Sermons de feu Mr. Coste, et sa Morale. Le frère les a remis en dépot chez une personne de notre Colonie, qui a bien voulu me comuniquer un exemplaire de chacun, à charge de les lui remettre bientôt. L'éditeur veut avant d'en permettre le débit, sonder Walther de Dresde pour savoir s'il ne veut pas s'en charger, et jusqu'à la foire de Paques, il n'y a pas apparence que le public en ait comunication. Les Sermons annoncées comme faisant partie d'un sistème, sont au nombre de 40. L'existencc et les perfections de Dieu font le sujet de la moitié; les autres titres sont de l'origine du mal, chute d'Adam, immortalité de l'âme, résurrection, jugement,

vie éternelle, connaîssance de J. C. Messie, Types, grace, coexistence des volontés divines, avantages qui distinguent les hommes, prédestination, espérance, providence, Révélation, résurrection de J. C. écriture sainte, lecture de la éparole, église, ministres, pouvoir des chefs, antechrist, conversion des juifs, embrasement du monde, connaîssance de Dieu. J'en ai lu deux qui ne m'ont pas paru si scientifiques que je le pensais sur l'idée des Principes de la science et des Mathem.

Les principes et les maximes de la morale sont distribuées en X livres, qui n'ont aucun titre particulier, et aucune table. Je ne puis jusqu'à present vous en donner aucune idée, n'en ayant d'autre que celle-ci; c'est que les principes me paraissent difficiles à saisir, les maximes paradoxes, il est vrai qu'il y a une explication jointe; et au surplus tant de petites questions qui semblent faites pour rendre une partie du livre aussi populaire que le reste l'est peu. Vous rirez sant doute quand vous comparerez mon jugement avec le livre même. Au risque d'en être un peu le sujet, je souhaitterais qu'aucun mal ne put jamais troubler votre bonne humeur. J'ai appris que votre guérison s'avançait; les voeux que je fais pour votre santé et votre satisfaction, ne sont pas des voeux de nouvel an, ils sont perpétuels et sincères. Nous souhaittons à Madame votre Épouse ce qu'on nous souhaitte à nous-mêmes, un héritier, et nous la prions d'agréer nos très-humbles complimens. Je suis avec respect

Votre très-humble et
très-obéissant serviteur
L. Pajon.

2.

L. Pajon an Formey.

(mars 1753.)

Monsieur et très honoré Père.

Il y a longtemps que je n'ai reçu de vos nouvelles ni par vous-mêmes ni par d'autres, et cela m'inquiète. Je crains que vous ne soyez malade. Naturellement je devrais penser que vos occupations et l'inutilité de mes lettres, sont des raisons suffisantes pour que vous différiez d'y répondre. Mais vous-même, vous m'avez appris à penser autrement, et votre exactitude avec moi, que je me suis dit plus d'une fois ne pas mériter, me fait soupçonner d'autres raisons de votre silence; celle de votre indisposition est surtout celle à laquelle je m'arrête, et qui, j'ose vous en assurer, me cause une véritable inquiètude.

J'ai rendu visite au médecin du Pape *), qui aurait lui-même besoin d'un bon médecin pour le corps et pour l'ame, mais je crois que celui qu'il lui faudrait, ne se trouve pas sur la terre. Je fus passablement content de sa réception, sans avoir cependant beaucoup d'envie d'y retourner; à quoi il m'a cependant forcé par le présent qu'il m'a fait de son S. de L... Je ne sais, si mon habit le mit en train, mais il fut beaucoup question entre nous d'une matière, où malgré toute sa réputation, je me fais gloire de penser tout autrement que lui; mille objects entassés, auxquelles il ne me donnait pas le temps de répondre, m'ont fait penser que j'achetais un peu cher le présent, dont je venais le remercier. Il fut aussi question des lettres que

*) Voltaire.

vous m'avez fait la grâce de m'adresser, et ce qui ne me fit pas peu de peine, c'est qu'il soutient fort et ferme, que vous y parliez d'un établissement public, en faveur de Mrs. les Candidats, qui répugnerait à cette pureté de moeurs sur laquelle vous insistez sur-tout, et que vous prescrivez comme première règle aux jeunes théologiens. De retour chez moi, je m'hazardai à lui écrire la lettre suivante, et sur laquelle je serai bien plus flatté de votre approbation, que de tout ce qu'il a pu en penser.

«Vous m'avez permis de vous envoyer le livre de Mr. F. pour y examiner un certain endroit, où ce Profeseur donne, selon vous, un conseil un peu trop humain. Je crois avoir trouvé la page, et j'y ai mis une marque (p. 80). Vous êtes trop équitable, Monsieur, pour ne pas permettre à ma reconnaissance de justifier mon ancien maitre de Philosophie du soupçon d'enseigner une morale trop relâchée, et qui pourrait lui faire quelque tort dans votre esprit. Une phrase de quatre ou cinq lignes, prise à part, pourrait donner quelque lieu à une idée que j'ose assurer que Mr. T. n'a point eu et qui ne peut lui être attribuée quand on lit ce qui précéde et ce qui suit. Mr. T. propose un moyen qui lui semble propre à obvier aux inconvéniens du célibat des Ecclesiastiques et aux embarras que leur cause dans l'état du mariage le soin de fournir avec de modiques revenus à la subsistance d'une famille souvent nombreuse. — Son projet est de charger l'État de pourvoir par quelque établissement à l'entretien des enfans nés d'un légitime mariage. La chose serait sans doute de difficile éxécution, aussi ne la propose-t-il qu'en riant.

Voilà, Monsieur, comment j'entends le passage en question. Je puis encore me tromper, mais je souhaiterais pouvoir mettre dans le même jour toutes mes idées par rapport à l'entretien que j'eus l'honneur d'avoir hier avec vous. Il y aurait de la témérité à entreprendre de faire plus pour votre conviction que les Abbadie (il disait n'y avoir pas trouvé de bon sens) et d'autres illustres défenseurs du xième n'ont pu faire. J'oserais seulement vous dire que vos objections ne m'ont point ébranlé. Je crois en général que pour pénétrer le sens d'un auteur sacré ou profane, comme nous parlons, il faut se transporter en idée sur les lieux, dans les temps où il écrivait; faire attention aux circonstances et aux vues particulières dans lesquelles il écrivait. Mr. de V(oltaire) lui-même, tout admiré et tout admirable qu'il est dans ses écrits, pourrait bien aux Saumaises futurs préparer des tortures. Et je m'étonnerais cependant que dans quelques siècles d'ici quelqu'un fut assez peu partisan du beau et du bon, pour ne pas gouter ses ouvrages à cause de quelques endroits qui lui paraîtraient avoir besoin d'explication, et que tout le monde entend et goute aujourd'hui. Je vous laisse à vous-même, Monsieur, à faire l'application, en vous priant de me pardonner et la longueur ennuyante de ma lettre, et la liberté que je prends de vous l'adresser. Hors un seul point, il n'y a personne que je souhaiterais voir autant consulté que vous sur la manière d'écrire et de penser, et ce point ne m'empêchera jamais de me dire avec respect votre. »

La fin de ma lettre un peu trop flatteuse sans doute, était pour mieux faire passer le reste. Sa réponse m'a étonné, couroucé, et cependant je la regarde comme

un triomphe que j'ai remporté sur lui, et un échantillon de la manière dont certaines personnes lisent et entendent, ce qui ne veulent ni bien lire, ni bien comprendre. Il me renvoya le libre, où il avait écrit à la marge de la page 80 les paroles de la ligne 21, auxquelles il avait ajouté deux hem, hem!

N'était la célébrité du personnage, et l'intérèt que j'ai pris à cette querelle, je ne vous aurais pas parlé de ces pauvretés. Et si je ne regardais de même tout ce que je vous en ai marqué, je vous prierais, Monsieur, de n'en parler à personne, mais cela va comme on dit, sans dire.

Le susdit que je crois à-présent à Gotha, m'a encore envoyé depuis ma lettre le supplément au livre dont je vous ai déjà parlé, la nouvelle édition de la Diatribe, le 1er et le 5^ieme^ vol. de ses oeuvres de l'édition de Valther 1748 et l'histoire militaire de France du P. Daniel 2 vol. 4°. Pour ce dernier livre assurément il fallait bien qu'il en fut embarassé pour me l'avoir envoyé.

Pour parler d'autre chose, j'ai sur le coeur de ne vous avoir pas envoyé un exemplaire des Sermons et de la Morale de Mr. Coste. Quand j'eus l'honneur de vous écrire en dernier lieu, le débit n'en était pas encore permis. Depuis je les ai envoyés à Mr. Achard, et la crainte seule que Mr. Coste de Halle ne m'eut prévenu en vous les envoyant, est cause que je n'en ai point joint pour vous. Comme je ne doute pas que vous ne les ayez eu en main, oserai-je vous demander ce que vous en pensez? Lorsque j'avais le bonheur de recevoir de vos lettres, j'étais riche en nouvelles, à présent, je ne sais rien. J'ignore par exemple si

Mr. Mousson, qu'on m'a dit avoir eu le plus de voix à la ville neuve, a reçu la confirmation du Roi, et si Mr. de Pérard s'est soumis à la réponse un peu mortifiante qui doit lui avoir été faite. Je ne crois pas que ce soit là trop de questions si vous vous portez bien, et d'ailleurs je ne me soucie pas beaucoup de la réponse, pourvu seulement que vous me fassiez la grâce de me faire savoir l'état de votre santé. J'ai vu entre les mains d'un de nos marchands qui vient de Lyon, le spectateur réduit, et augmenté en quelques endroits par Mlle. Hubert. C'est tout ce que je sais de nouveau. J'ai l'honneur d'être avec un profond respect, Monsieur et très-honoré Père,

Vôtre très humble
et obéissant serviteur
L. Pajon.

3.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 10. aout 1753.

Monsieur et très-honoré Père.

Graces à l'avertissement que j'ai vu dans la Gazette de Haude, je puis encore vous faire tenir quelques commissions pour la vente des livres de feu Mr. de Beausobre. Mr. Moscow ne m'a envoyé sa note qu'aujourd'hui, et j'en attends encore une demain de Mrs. Kästner et Christ.

Je viens de recevoir une traduction de la séance mémorable en allemand avec la vignette; mais vous n'en voulez plus, vous voudrez peut-être bien per-

mettre que je joigne ici un article du billet de celui de qui je la tiens.

On m'avertit qu'il y a de Maupertiana où Mr. de M. est représenté en Don Quichotte, Mr. Euler en Sancho Pansa, et Mérian en Arlequin, Voltaire en Satyre. J'avoue que quelque peu porté que je sois pour Mr. de M. pour le fond de la dispute, je crois qu'on a poussé déjà les choses trop loin il y a longtemps, et je ne trouve même dans la vignette en question que de la malice, sans quelle soit bien soutenu par de l'esprit. Je ne sais pas trop quelle ressemblance Mr. de M. peut avoir avec Don Quichotte, au moins le chevalier de la Manche n'ayant jamais eu d'Arlequin à ses trousses, le personnage qu'on donne à Mérian est très-mal choisi. D'ailleurs Mr. Mérian serait Arlequin pour endormir les gens, car je n'ai encore lu d'écrivain à qui il coutait plus de montrer de l'esprit. Je suppose que ces Maup . . tiana sont in 8°, cela fera un volume raisonnable avec la Voltairomanie.

C'est être destitué de nouvelles que de vous entretenir sur un sujet qui vous ennuye depuis longtemps. J'espère qu'il ne vous en coutera rien pour la lecture, et que Mrs. les acheteurs de livres payeront le port de lettre. Si l'envoi des livres vous causait quelques embarras, il faudrait que moi ou quelque autre vous en déchargions, à moins que vous ne voulussiez vous contenter de notre reconnaissance pour toute la peine que nous vous occasionnont. Je ne devrais pas parler de la mienne, puisque je vous la dois toute entière, et que je ne présume pas pouvoir jamais m'aquitter. Agréez cet aveu, et les assu-

rances du profond respect avec lequel je suis, Monsieur,

votre très-humble et
très-obéissant serviteur
L. Pajon.

4.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 19 mars 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Votre dernier billet m'intrigue: je voudrais bien paraître incognito dans votre Bibl. germ.; parler de Mr. Gellert, et répondre à votre invitation; à ces trois raisons s'opposent une révision d'un grand ouvrage de politique d'une personne que vous connaissez bien, qui vous en aura parlé, je pense, et que je ne dois pas nommer s'il vous a fait mystère de son travail: 2do je vous avouerai qu'une simple lecture d'un ouvrage allemand ne me suffit pas pour en bien saisir toutes les idées et les présenter en raccourci. Il m'est venu une autre idée assez singulière pour quelqu'un qui trouve un extrait difficile, c'est d'en entreprendre une traduction. Je suis placé avantageusement pour la rendre fidèle, et je puis avoir plus de temps que vous ne m'en donneriez pour un extrait que je hazarderai plus volontier en hazardant la traduction et pour l'annoncer. Au reste, vous savez que les oeuvres mêlées ont deux parties, dont la dernière est de pièces en prose et à laquelle seule aussi j'oserais toucher, en y joignant une petite brochure de Mr. G. intitulée Consolations pour une personne infirme.

Aujourd'hui même sortent de la presse Geistliche Oden und Lieder von C. F. Gellert, Leipzig in der Weidmann'schen Handlung, grand 8. de 12 feuilles: il y a un discours ou préface sur ces sortes de poésies et dont je crois pouvoir vous offrir l'extrait, si vous voulez l'accepter en échange de l'autre: en voici un trait qui fait honneur à la piété de l'auteur et que je crois bien conforme à ses sentimens.

«Scaliger dit d'une certaine Ode d'Horace qu'il aimerait mieux l'avoir faite que d'être Roi d'Arragon. Je connais de nos anciens cantiques, dont j'aimerais mieux être l'auteur de même que des airs sur lesquels ils se chantent, que de toutes les Odes de Pindare et d'Horace. On ne m'imputera pas de mépriser les chef-d'oeuvre de l'esprit humain: mais les poétes payens eux-mêmes ayant tenu à devoir et à honneur de consacrer la poésie à une religion corrompue, les poétes chrétiens ne se feraient-ils pas un devoir et une gloire, de consacrer leurs talens à une religion divine?»

Je crois tenir de bonne part que cet ouvrage sera celui qui peut faire le plus d'honneur à son auteur. Cependant il y a plus de personnes qui lisent et liront ses fables, qu'il n'y en aura qui gouteront ses cantiques sacrés: pour lui, il sacrifiera bien comme le passage ci dessus le dit, la réputation de fabuliste à celle d'écrivain ecclésiastique, si je puis ainsi dire, d'autant plus qu'il y a apparence que la plupart de ses cantiques étant sur des airs connus, acquerront force de cantiques d'Eglise.

Vous voyez que j'aime à parler de lui: je n'avais d'abord envie que de vous écrire aussi brièvement que votre dernier billet, et à peine puis-je vous témoigner

20*

ici combien je me réjouis du mariage de notre Chambellan, y ajouter les respects de ma femme et ceux de votre très-humble et obéissant

serviteur
Pajon.

5.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 16 fevrier 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Mon Epître à Mr. Poizeaux n'est pas de l'encre, du papier et du temps entièrement perdus, puisqu'en conséquence de votre conseil, j'ai mieux compris que jamais que les lettres anonymes ont quelque chose d'odieux ou de dangereux. Mon fiel, s'il y en avait, était occasionné par un principe d'équité, et à mon défaut, je voudrais encore que quelqu'un prit la plume pour que Mr. Poiz. n'eut pas impunémcnt défiguré Mr. Gellert: mais peut-être est-il assez puni par le peu de débit de sa traduction. N'en parlons plus, si ce n'est pour vous remercier très sincèrement de votre conseil, vous prier de me renvoyer dans l'occasion ma lettre et celle du professeur, et de faire remettre l'incluse avec l'exemplaire en question au dit sieur traducteur. Je ne ferme pas la lettre, ce que vous voudrez bien faire après en avoir pris lecture: ou je me trompe, ou je n'agis pas par un motif de vanité, quoique j'y sois trop bien traité: mon dessein est de vous prouver par la date que je viens de la recevoir et que c'est à l'attendre que j'ai laissé écouler un si long temps à vous répondre et à vous témoigner ma satisfaction: il me semble aussi que

vous ne serez pas fâché de voir comment Mr. Gellert en agit honnêtement avec un homme dont il n'a pas lieu de se louer, en le lui faisant cependant entendre. Je voudrais seulement qu'il ne m'eut pas exposé au ressentiment de Mr. Poizeaux, qui peut me deviner comme seul ministre français à Leipzig: peut-être sera-t-il assez généreux pour croire que je lui ai rendu service.

Et Mr. Frauensdorff, qu'en dire? Je me le représente faisant sa harangue; d'ailleurs fort bon enfant, et qui ne méritait pas le tour que je lui ai joué: il m'a fait présent de ces deux ouvrages dans les deux langues, ceux en allemand reliés en parchemin, et ceux en français, en beau veau fort. J'ai fait déshabiller ceux-ci pour révétir de leur dépouille quelques livres de meilleur qualité et trop simplement vétus. Ne pourrait ce pas être le sujet de quelque épigramme où d'une fable? On a cru jusqu'ici que les belles relieures faisaient passer les mauvais livres; qu'il y ait beaucoup d'avares comme moi, il sera dangereux à un livre plus que médiocre d'avoir un abit par dessus du médiocre; on vous l'obligera à changer de parure avec quelque bon livre modeste, qui ne sera couvert que de papier, et peut-être n'en revétira-t-on pas seulement le livre superbe, qu'on laisse dans sa nudité.

Cela me rappelle qu'un quelqu'un à qui vous avez donné place dans votre France littéraire, a été à peu près déshabillé il y a onze ans par vos hussards, que la curiosité l'avait conduit à aller examiner et comme recevoir à une demie lieue de la ville, avant qu'ils y entrassent. Cela entre autres raisons l'a mis de si mauvaise humeur contre de si officieux valets de

chambre et sans exception contre tous ceux qui ont avec eux conformité d'état, de domination, de patrie, que quelqu'un lui a préparé d'avance cette Epitaphe:

> Ci git qui haissait les Prussiens à la mort,
> Pourquoi le dire? il en est mort.

Vous pensez bien que les circonstances présentes ne sont pas un lénitif, et qu'au contraire la maladie a des accès qui pourraient bien hâter l'application de l'Epitaphe. Hélas! qu'il vive et que tout rentre dans l'ordre; je suppose qu'il n'y a personne des vôtres qui nous fasse du mal de gaîté de coeur, et je crois que nous sentissions la vôtre de plus d'une manière. D'ailleurs, s'il se passent ici des choses qui n'édifient pas, nous avons cependant plusieurs sujets d'édification: le dim. 9 janv. à la réquisition de Mr. de Schwerin, Major dans les Gendarmes, nous eumes une communion de 60 personnes tant officiers que soldats; et le dimanche suivant une autre d'environ 200: je n'officiai ce jour-là que comme vicaire de Mr. Gensike, ministre de Halle, qui fit le matin et la veille pour la préparation tout le service en allemand. J'ai depuis été appelé auprès d'un cuirassier malade à 3 milles d'ici, et voilà des nouvelles que je n'ose dire peu intéressantes, mais qui ne sont ici qu'au défaut d'autres; puissai-je avoir bientôt matière de vous féliciter de la réalité de vos pressentiments mentionnés dans le discours du 24 janvier, et que chacun retourne paisiblement chez soi: et pour souhaiter tous les bonheurs ensembles. Agréez ces voeux comme l'expression des sentiments avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Monsieur,

votre très-humble et
très-obéissant serviteur
Pajon.

J'aurais dû mieux ménager le terrain, et trouver encore place pour les très-humbles compliments que vous présente ma femme, nos respects et nos voeux pour Madame.

6.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 6 juillet 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Je me sens bien humilié quand je pense que j'ai à répondre à deux ou trois lettres que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, et que je ne suis pas en état de vous envoyer ni extrait ni traduction; à cela se joint l'idée de votre activité quoique valétudinaire: certainement vous m'accusez de paresse à tout le moins. Que dire, sinon que vous faites plus d'ouvrages (sans parler de la qualité intrinsèque) en une heure que moi dans toute une journée; que vous voudrez bien me juger avec indulgence. Selon cette proportion qui ne peut être tout à fait attribuée à ma paresse. Que la tâche que j'ai à remplir tous les huit jours, avec les distractions annexées à ma vocation absorbent presque tout mon temps: que l'esprit se refuse plus que jamais à l'ouvrage dans des circonstances qui ne le laissent pas bien tranquille. Que par rapport aux Odes sacrées Mrs. les Journ. de Göttingen m'ont fait peur: ils pretendent que ce genre de poésie n'est pas le fort de Mr. Gellert: tous ses amis sont indignés de la critique, je le suis aussi, mais je me défie trop de mon peu de gout et de connaissance par rapport aux poésies allemandes pour hazarder mon sentiment. Conclusion,

je suis un paresseux, et vous n'êtes pas moins indulgent.

En parcourant vos lettres selon l'ordre des temps, il faut que je vous ennuye encore en vous disant un mot de Dom Poiseaux: il a répondu à Mr. Gellert et il traite bien mal Mr. l'Ecclésiastique qui a pris la peine de faire des notes à sa Comédie. Quelle obligation ne vous ai-je pas de m'avoir détourné de donner à un si terrible champion un juste sujet de m'attaquer dans les formes. Par bonheur pour moi qu'il ne se bat qu'avec l'air, en s'efforçant de prouver qu'il sait mieux le français que moi: je me glorifie d'un plus beau triomphe, c'est d'avoir surmonté la démangeaison de lui jeter Vaugelas e Faretière à la tête, mais j'ai craint que l'effet de mes notes ayant été de le confirmer dans la résolution de donner au public une traduction de toutes les Comédies de Mr. G.; une seconde attaque ne seroit qu'à lui faire entreprendre de traduire toutes les oeuvres de ce digne homme qui méritait un plus digne sort que celui dont le menace son impitoyable, ou pitoyable traducteur. Voilà le dernier mot que vous en entendrez de ma part, et pour vous appaiser (car je crains presque d'avoir excité votre bile) je terminerai cet article par mille complimens cordials, affectueux et partants du fond du coeur de l'ami que je n'ai pas besoin de vous désigner autrement qu'en disant qu'il a le meilleur coeur du monde, et qu'il n'est qu'affection et cordialité.

Notre Chambellan ne m'écrit plus. Est-ce une suite des quinze joyes du mariage, et est-il si occupé à autre chose qu'on ne puisse en tirer une lettre?

Mais vous me faites une question qui m'oblige à retourner un vers de nos PS. et que les pleurs fassent place à la joye: ou à vous dire: Jubes renovare Dolorem. La peur d'être du nombre des otages (dont vous savez sans doute le nombre et les noms) a fait prendre la résolution (quelle résolution pour des marchands les plus attachées à leurs affaires!) à Mr. Benelle, Dubosc et Sechehaye de se retirer avant la foire de Pâques à Erfurt avec leur famille au nombre de 25 personnes. Depuis la famille Benelle a cherché un nouvel asyle en Hollande, et les deux autres se sont rapproché de Leipzig à l'occasion de la foire de Naumbourg: on ne sait encore vers quel lieu de l'Allemagne ou de l'Europe se dirigera leur course vagabonde. Mr. Meyer, qui au temps de la première fuite se trouvait à Francfort en Mein, n'a pu obtenir permission de son associé, Mr. Dub. de revenir ici, de peur qu'on ne s'attaquat à lui. D'ailleurs tout est à peu près dans le même état: on parle de grands changements ailleurs, qui font penser bien diversement, pour moi je crains que ce ne soit un obstacle à la paix et j'en gémis.

Mes occupations politiques consistent à revoir un manuscrit de Mr. de Bielfeld de plusieurs volumes, non quand à la politique, mais quand à l'expression. Permettez que pour abréger, je me signe pour moi et pour ma femme, Monsieur et Madame,

vos très-humbles serviteur e servante

L. Pajon.

7.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 21 septembre 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Vous êtes en possession de me faire des présens qui me sont bien agréables, mais je veux croire pour ma tranquillité que vous ne m'écrivez pas plus souvent que je vous réponds: n'en dites au moins rien à personne, on ne se contenterait pas de louer votre complaisance, on m'accuserait d'être un mal appris et un ingrat, et cette dernière épithète me serait insupportable, comme aussi je ne crois pas la mériter:

Cependant je dois réponse à deux lettres. Je n'ai point vu l'extrait de la citation d'une lettre de Leipzig dans la Gazette d'Amsterdam au sujet de votre sermon: quand j'en aurais eu de celui-ci quatre exemplaires, ils n'auraient pas suffi pour tous ceux qui voulurent le lire, et je l'ai prêté avec d'autant plus de plaisir qu'il ne manque pas de personnes peu modérées dans leurs discours qui se donnent déjà carrière dans l'espérance du Talionage evalûe par la passion.

La harangue à l'honneur de S. M. Dan. est destinée pour le 2. exempl., à la société du Journal Allemand auquel travaille Mr. Noltenius et qui a je crois pour président Mr. Sack: ce sont les deux seuls membres que j'en connaisse; le Journal lui-même a pour titre Vermischte Abhandlungen und Urtheile etc.

En suivant les articles de votre lettre, j'en viens à celui de Mr. de Bielfeld, a qui j'ai écrit ce dont vous faites mention à son sujet. Il faut lui pardonner son silence 1. à cause d'un grand incendie arrivé à Treben

et qui a consumé onze maisons de Paysans avec granges et appartenances: c'est un coquin de paysan qui a fait cette malheureuse action, laquelle a couté la vie à un des ministres, qui en est mort de frayeur. 2. Mad. de Bielfeld est accouchée d'un enfant mort: ce que j'aurais dû marquer en 1. lieu, car cet évènement est antérieur à l'autre de quelques jours; et enfin le départ précipité de Mr. de Bielfeld, sa femme et son enfant pour se retirer à Hambourg, où je les crois présentement arrivés. Treben a eu la visite d'un corps de hussards autrichiens et Altembourg d'un plus considérable, et c'est ce qui a donné au Seigneur de Treben autant de courage qu'en ont Mr. de Milsonneau, Achard etc.

Quoique nous soyons à peu près dans les mêmes circonstances, plusieurs de nos fuyards commencent à revenir voyant que leur crainte que la ville ne soutint une espèce de siège était mal fondée. Puissent ceux qui restent encore, de mêmes que les vôtres revenir bientôt, et surtout que le nombre n'en augmente pas ni de part ni d'autre!

Vous me demandiez il y a quelque temps, des nouvelles de Mr. Meyer: peut-être aviez-vous entendu dire qu'il voulait se retirer à Lyon; je ne l'ai appris que depuis peu, j'en ai témoigné ma surprise et mon chagrin à sa femme, mais il y a apparence qu'il n'y a rien à changer à cette résolution. Voilà des fuyards plus que pusillanimes, et qui cherchent la paix où nos pères auraient préféré une guerre telle que celle dont nous voyons les tristes effets.

Je me recommande et tout mon troupeau à vos bonnes prières, et je ne cesserai de faire les voeux les plus ardens pour la tranquillité de ma seconde patrie,

et de ceux au bonheur desquels je prends l'intérèt le plus particulier: c'est vous dire avec quels sentimens j'ai l'honneur d'être

Monsieur et très-honoré Père,
Votre très-humble
et très-obéissant serviteur
Pajon.

8.

L. Pajon an Formey.

Leipzig, le 24 fevr. 1757.

Monsieur et très-honoré Père.

Soyez trois fois félicité de ce qu'on vous fournit matière à chanter tant de Tedeum. Il en est de votre ordre, mais non de votre facilité à prêcher, et de la liberté que vous avez de le refuser; il est, dis-je de mes confrères brandebourgeois, qui quoique bons compatriotes doivent presque trouver pénible de composer dans l'espace d'un mois environ 3 sermons de victoire. Quand à nous, pas le moindre petit confortatif dans nos défaillances, si ce n'est (ce qui est bien chrétien) la joye que nous prénons à celle de ceux qui causent notre langueur par des saignées et purgatifs un peu violents.

Vous me parlez d'une lettre, qui renfermait une commission de livres; elle ne m'est point parvenue.

Mr. Gellert a été fort sensible à l'annonce que vous avez faite de ses Odes sacrées, et il ne l'a pas moins été, pour ne pas dire plus (car enfin il est auteur) à votre gracieuse réquisition d'avoir part à son amitié; il y répond d'une manière qui m'a fait souhaiter dans

le temps de vous envoyer la lettre, où il m'en parle, et je l'ai oublié. Aujourd'hui je crains de vous faire payer double port: ce sera donc pour une autre fois si tel est votre bon plaisir.

Notre petit ménage est toujours tel que vous l'avez vu; c'est-à-dire bien et mal, ou ni bien ni mal: toujours Pajon et sa femme, et rien plus, à moins que je ne compte un rhume qui m'aurait rendu un aide en petit colet bien nécessaire Dimanche dernier et ces fêtes que je vous souhaite aussi bonnes qu'elles le seront à ceux qui les passeront en votre compagnie.

On me marque de Gotha que Simon a les voix pour l'adjonction de Mr. Achard, et Mouline Madame la Chancelière. Je ne sais pas ce qui est résulté ou résultera de ce conflict de voix et de protection; je voudrais bien que Simon eut tort avec touts ses prétendus droits et qu'il fut relégué à Halle. Hélas, cela me fait penser que je vous dois un compliment de condoléance; que les choses de cette vie sont melées. Ne pouvoir terminer une lettre de félicitation sans complainte! Que les choses de ce monde sont incertaines et fragiles! Qui aurait dit que ce serait moi, qui vous parlerait du défunt Delos qui avait la mine de nous enterrer tout deux. Je le lui pardonne, comme je prie Dieu de lui faire miséricorde, et à nous misérables mortels. Ainsi s'est rempli mon papier sans que je puisse vous dire convenablement avec quel attachement respectueux j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissant serviteur

Pajon.

9.

L. Pajon an Formey.

(aout 1773.)

Monsieur et très-honoré Père.

Je regarde comme un vrai malheur qu'ayant été chez vous dans le dessein de vous demander explication de certain air froid que j'ai cru remarquer à mon égard, au lieu de le faire cesser, j'y aye peut-être donné lieu bien malgré moi. En effet, je vous proteste que c'est avec peine que j'ai quitté la partie; que si j'avais pu me douter qu'on viendrait m'enlever, je ne m'y serais pas engagé; que les deux dames, leur carosse à quatre chevaux, et Pancko n'auraient pu m'ébranler sans certaines circonstances, dont j'en appelle à vous-même. Je vais à l'insu de Cath. demander à Mad. de Thielemeyer, assez indiscrètement peut-être, si elle veut m'accorder de pouvoir l'accompagner, croyant qu'elle irait seule dans sa voiture. Elle me répond que cela ne se peut, s'étant associée avec Mesdames de Keith et de Schmettau, et que d'ailleurs la voiture n'est pas à sa disposition. Je ne pouvais pas prévoir que Mad. de Keith prendrait une autre voiture avec Mr. son fils: que Mad. de Thielemeyer arrivant chez Mad. de Schmettau, lui dirait mon intention, et encore moins que ces dames feraient un détour assez grand pour me venir prendre chez vous, où j'avais dit à Mad. de Thiel. que je voulais me rendre, pour m'excuser de ce que j'abrégeais ma visite. Que pouvais-je faire de plus que de leur aller représenter mon engagement avec vous et Mad. Achard; elles me représentent à leur tour la peine qu'elles ont bien voulu prendre, et me garantissent que Mad. Achard et vous me pardonnerez. Je l'espère et

vous en prie, m'offrant à vous donner satisfaction telle que vous exigerez. Daignez me prescrire le temps, le lieu, je dirais presque la restitution, tout ce que je gagnais lorsque je me suis retiré, me parait aggraver ma faute. Faute involontaire m'étant trouvé dans le plus grand embarras, et ne souhaittant rien plus que de vous prouver en tout temps l'attachement respectueux avec lequel je suis

Monsieur et très-honoré Père
votre très-humble
et très-obéissant serviteur
Pajon.

P. S. C'est ma femme qui a eu le plus sujet de se plaindre de moi, ayant été dans la plus grande inquiètude de ne me voir revenir qu'à 11½ h.

10.

L. Pajon an Formey.

Blois, le 22 8br. 1788.

Monsieur et très-honoré Père.

Vous m'avez déjà fait faire des reproches de ma négligence, et je les mérite, avec cette restriction, que ma maladie m'a réduit pendant un temps, au point d'être fatigué de la moindre occupation: je n'ai point écrit de lettre qu'à mon corps défendant, ou souffrant; mon esprit n'à pas moins souffert des délais que j'ai été obligé d'apporter à la lettre que j'ai l'honneur de vous écrire aujourd'hui: le lait d'anesse que je prends

avec succès depuis un mois environ me permet d'accorder ma santé, mon devoir et mon inclination en me conformant au désir si obligeant que vous m'avez marqué d'apprendre de mes nouvelles. Quelle impatience n'ai-je pas d'en savoir des vôtres, et de m'assurer que votre état, comme le mien, s'améliore au lieu d'empirer. Après la santé, la paix est le plus grand bien, et si vous me souhaitez le premier, je fais par rapport au second, pour vous, mes proches, mes amis, et ceux que je regarde comme mes vrais compatriotes, les voeux les plus ardents. On débite ici une nouvelle terrible de vos quartiers, mais que je ne crois occasionnée que par ce qui s'est débité de l'attentat commis sur le Roi de Portugal, que quelques personnes auront confondu avec sa Majesté Prussienne. Je parlerais plus affirmativement si j'étais à Paris, oû les nouvelles se confirment ou se démentent plus promptement que dans la province; je suis comme hors du monde à une lieue de Blois; et ce sera aussi la cause pourquoi je ne vous parlerai point du livre de Mr. Helvetius (de l'esprit), de sa condamnation (pour cause de matérialisme le plus outré), des rétractations de l'auteur; de deux nouvelles tragédies fort applandies au théatre, Iphigénie en Tauride et Hypermnestre; de jeunes enfans de 7—10 ans, qui jouent l'opéra comique avec beaucoup d'intelligence, et un grand concours de spectateurs; j'aurais dû vous dire cela dans le temps, aujourd'hui je ne sais rien. J'ai obligation à Mr. d'Alembert et aux complimens que je lui fis de votre part, d'avoir été fort bien placé à la réception de Mr. de Sainte Palaye à l'Académie française et à la séance publique le jour de St. Louis ou on lut un beau discours sur il n'y a point

de paix pour le méchant, et une belle ode sur l'immortalité de l'âme; si ces pièces ne vous sont déjà parvenues, je souhaite vous les communiquer bientôt en personne; il ne faut pour cela que deux choses, santé et paix; mon troisième désir étant de vous rejoindre au plutôt.

Puisque je suis en train de vous dire des choses que vous savez déjà, j'ajouterai au sujet de Mr. d'Alembert, qu'il se borne actuellement aux seuls articles de mathématique dans l'Encyclopédie. Si on se contentait, me disait-il, de nous accuser de n'avoir pas le sens commun, nous sérions contents, mais on nous tracasse sur mille choses, et cela décourage.

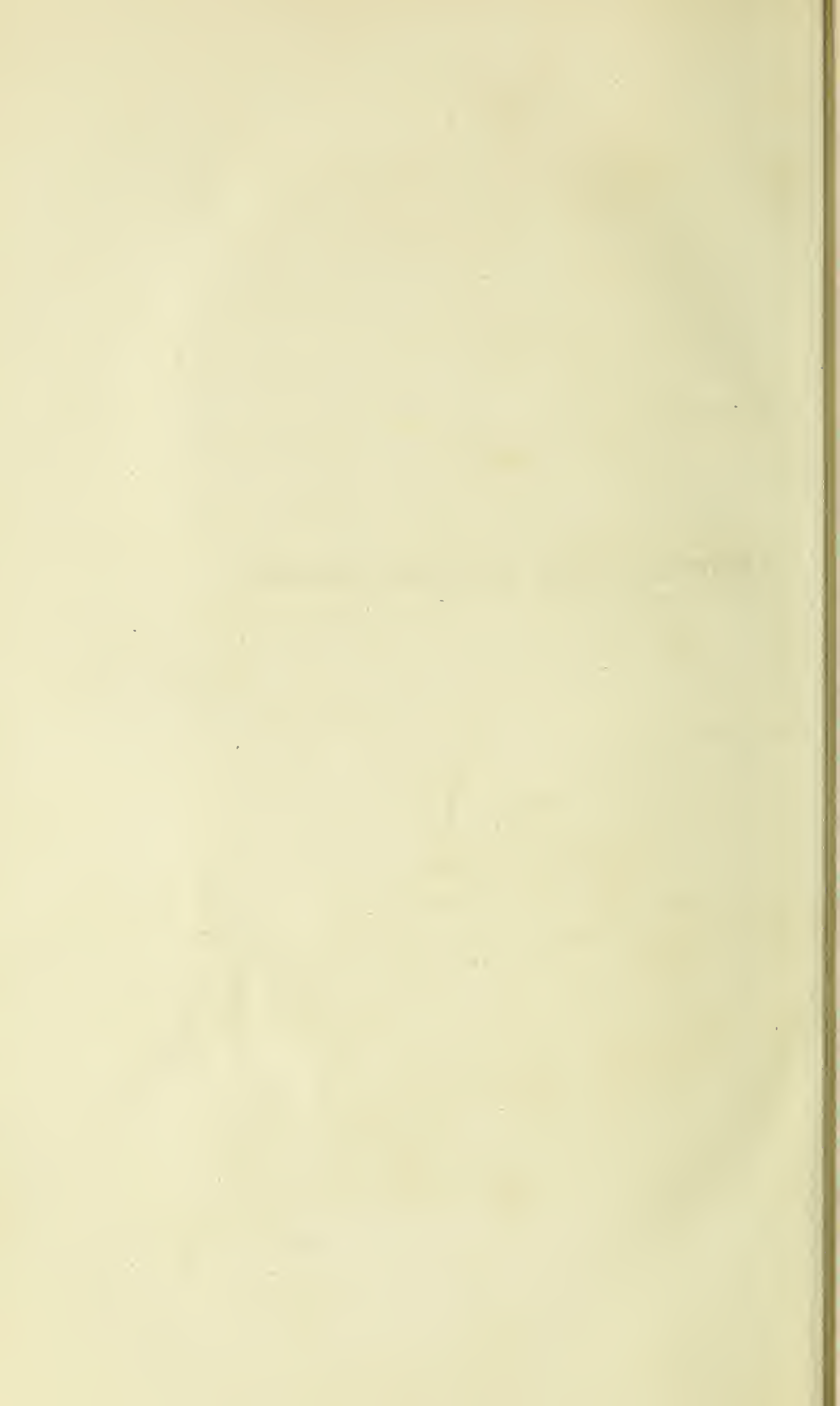
L'Abbé Trublet, dont je vous dois la connaissance, et mille remercimens, vous a plus d'une fois certifié que je n'étais pas mort, quoique je ne vous donnasse aucun signe de vie: il est peu visiteur et toujours occupé dans son cabinet; je l'irai un peu plus souvent détourner cet hiver, mes jambes pouvant mieux me servir que ci-devant, et m'épargner l'argent des fiacres; on ne s'ennuye pas avec lui, si ce n'est qu'il parle un peu trop de lui-même; du reste, il ne laisse pas tomber la conversation, sait mille anecdotes, est de bonne humeur, et veut qu'on en agisse sans façon avec lui, qui en fait plutôt moins que trop avec les autres. Je m'accomode presque mieux de Mr. de Machy, jeune homme de beaucoup d'esprit, qui sait son Paris à merveille, et tout propre à faire un bon ami; l'abbé sera mon mentor, et soit dit sans lui faire tort, il en prend un peu le ton. Mes autres liaisions les plus intimes sont avec Mr. de Lalande, que vous avez vu à Berlin, et qui convient modestement qu'alors il était un polisson; on peut à-présent le regarder comme un Académicien,

qui joint au savoir la science du monde et beaucoup d'enjouement jusqu'à contraster parfaitement avec Mr. Kaestner, son confrère et peut-être son maître en fait de sciences. Item Mr. Toussaint, qui m'a été dépeint dans son livre: je le connais par moi-même comme un homme des plus estimables pour les sentiments: il est fâcheux que sa religion n'y réponde pas, et je ne doute pas que ce ne soit sa religion (j'entends celle dans laquelle il est né) qui le rend incrédule.

Nous allons avoir dans deux jours à Blois quelques centaines d'Anglais prisonniers de l'affaire de St. Malo. Voilà ce que je sais de plus nouveau et de plus intéressant; c'est marque qu'il est temps de finir ma lettre, ce que je fais en vous présentant les embrassades respectueuses de ma femme et les respectueuses assurances de dévouement, de votre très-humble et obéissant serviteur

Pajon.

Brief von Graf von Saint-Germain.



Graf von Saint-Germain an Freiherrn von Gleichen, Kriegsminister.

Copenhague, le 2. fevrier 1765.

Une indisposition et des affaires ne m'ont pas permis de répondre plutôt à la lettre obligeante, dont vous avez bien voulu m'honorer. Je vous prie d'en agréer mes plus sincères remerciments, ainsi que les voeux bien sincères que je fais pour votre bonheur et votre satisfaction; ils partent d'un coeur qui vous est bien fidellement attaché.

Je ne vois guères de jour encore à ce que vous souhaiteriez, mais souvent un moment amène les choses les plus éloignées. L'Ambassadeur est de vos amis, il est très-officieux, on verrat, il ne faut pas perdre patience, les choses ne s'arrangent pas aisément, mais elles peuvent s'arranger avec du soin, des peines et du temps; le dernier article est le principal.

Je vous prie d'être bien persuadé de la sincérité de l'attachement et de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur,

Votre très-humble
et très-obéissant serviteur
Saint-Germain.

Dieser Brief des berühmten Grafen von Saint-Germain ist eine große Seltenheit, und befindet sich in Varnhagen's Handschriftensammlung. Der Freiherr von Gleichen, an welchen der Brief gerichtet ist, hat eine Schilderung des merkwürdigen Mannes entworfen, die im „Mercure étranger“ (Par Langlès, Guinguené, Vanderbourg ect. Paris, 1813) abgedruckt steht. Wir theilen sie hier mit:

Sur le fameux Mr. de Saint-Germain.

(Note tirée des Mémoires inédits du Baron Charles-Henri de Gleichen, Ministre de Danemark en différentes Cours. 1760—1771.)

A mon retour à Paris en 1759, je fis une visite à la veuve du chevalier Lambert, que j'avais connu précédemment; je vis entrer chez elle après moi un homme de taille moyenne, très-robuste, vêtu avec une simplicité magnifique et recherchée: il jeta son chapeau et son épée sur le lit de la maîtresse du logis, se plaça dans un fauteuil près du feu et interrompit la conversation en disant à l'homme qui parlait: vous ne savez ce que vous dites, il n'y a que moi qui puisse parler sur cette matière. Je l'ai approfondie ainsi que la musique, qu'il m'a fallu abandonner, ne pouvant plus aller au-delà.

Je demandais avec étonnement à mon voisin, qui était cet homme-là; et il m'apprit que c'était le fameux Mr. de Saint-Germain, qui possédait les plus rares secrets, à qui le roi avait donné un appartement à Chambord, qui passait à Versailles des soirées entières avec Sa Majesté et Mad. de Pompadour, et après qui tout le monde courait, quand il venait à Paris.

Mad. Lambert m'engagea à diner pour le lendemain,

ajoutant avec une mine toute glorieuse, que je dinerais avec Mr. de Saint-Germain, lequel, par parenthèse, faisait la cour à une de ses filles et logeait dans la maison. L'impertinence du personnage me retint longtemps dans un silence respectueux à ce diner: enfin je hasardai quelques propos sur la peinture, et m'étendis sur différens objects que j'avais vus en Italie; j'eus le bonheur de trouver grâce aux yeux de Mr. de Saint-Germain; il me dit: je suis content de vous, et vous méritez que je vous montre tantôt une douzaine de tableaux; certes vous n'en avez pas vu de pareils en Italie. Effectivement il me tint presque parole, car les tableaux qu'il me fit voir avaient tous un certain degré de singularité ou de perfection qui les rendait plus intéressans que bien des morceaux de la première classe; sur-tout une Sainte Famille de Morillos, qui égalait en beauté celle de Raphaél, à Versailles. Mais il me montra bien autre chose; c'était une quantité de pierreries et sur-tout des diamans de couleur d'une grandeur et d'une perfection surprénante. Je crus voir les trésors de la lampe merveilleuse. Il y avait entr'autres une opale d'une grosseur monstrueuse et un saphir blanc de la taille d'un oeuf, qui effaçait par son éclat celui de toutes les pierres de comparaison que je mettais à côté. J'ose me vanter de me connaître en bijoux, et je puis assurer que l'oeil ne pouvait rien découvrir qui fit même douter de la finesse de ces pierres, d'autant plus qu'elles n'étaient point montées. Je restai chez lui jusqu'à minuit et le quittai son très-fidèle sectateur. Je l'ai suivi pendant six mois avec l'assiduité la plus soumise, et il ne m'a rien appris, si non à connaître la marche et la singularité de la charlatanerie. Jamais

homme de sa sorte n'a eu le talent d'exciter la curiosité et de manier la crédulité de ceux qui l'écoutaient. Il savait approprier le merveilleux de ses récits au degré d'esprit et de crédulité de son auditeur. Quand il racontait devant une bête un fait du temps de Charles V, il lui confiait tout cruement qu'il y avait assisté; mais quand il parlait à quelqu'un de moins crédule, il se contentait de peindre les plus petites circonstances, les mines et les gestes des interlocuteurs, jusqu'à la chambre et la place qu'ils occupaient, avec des détails et une vivacité tels que l'on s'imaginait entendre un homme qui avait réellement été présent à tout cela. Quelquefois en rendant un discours de François I ou de Henri VIII, il feignait une distraction et disait: le roi se tourna vers moi.... Mais soudain il ravalait ce moi, et continuait avec la précipitation d'un homme qui s'est oublié, vers le duc un tel.

Il savait, en général, l'histoire minutieusement et s'était composé des tableaux et des scènes si naturellement représentés, que jamais témoin oculaire n'a parlé d'une aventure récente, comme lui de celles des siècles passés. «Ces bêtes de Parisiens, me dit-il un jour, croient que j'ai 500 ans, et je les confirme dans cette idée, puisque je vois que cela leur fait tant de plaisir; ce n'est pas que je ne sois infiniment plus vieux que je ne parais», car il souhaitait pourtant que je fusse sa dupe jusqu'à un certain point. Mais la bêtise de Paris ne s'en tint pas à ne lui donner que peu de siècles; elle est allé jusqu'à en faire un contemporain de Jésus-Christ, et voici qui a donné lieu à ce conte.

Il y avait à Paris un homme facétieux, que l'on appellait mylord Gower, parcequ'il contrefaisait les

Anglais supérieurement: (il avait été employé dans la guerre de sept ans par la cour, comme espion à l'armée anglaise). Les courtisans se servaient de lui pour jouer toutes sortes de personnages, et pour mystifier les bons gens; or, ce fut ce mylord Gower que des mauvais plaisans menèrent dans le marais sous le nom de Mr. Saint-Germain, pour satisfaire la curiosité des dames et des badauds de ce canton de Paris, plus aisé à tromper que le quartier du Palais-Royal; ce fut sur ce théâtre que notre faux Adepte se permit de jouer son rôle, d'abord avec peu de charge; mais voyant qu'on recevait tout avec admiration, il remonta de siècle en siècle jusqu'à Jésus-Christ, dont il parlait avec la plus grande familiarité, comme s'il avait été son ami. «Je l'ai connu intimement, disait-il, c'était le meilleur homme du monde, mais il était romanesque et inconsidéré: je lui ai souvent prédit qu'il finirait mal.» Ensuite notre acteur s'étendait sur les services qu'il avait cherché à lui rendre par l'intercession de Mr. de Pilate, dont il fréquentait la maison journellement. Il disait avoir connu particulièrement la Sainte-Vierge, Sainte-Elisabeth, et même Sainte-Anne sa vieille mère. «Pour celle-ci, ajoutait-il, je lui ai rendu un assez grand service après sa mort; sans moi elle n'aurait jamais été canonisée; pour son bonheur je me suis trouvé au concile de Nicée, et comme je connaissais beaucoup plusieurs évêques, qui le composaient, je les priai tant, leur répétai tant que c'était une bonne femme, que cela leur coûterait si peu d'en faire une sainte, que son brevet lui fut expédié.»

C'est cette facétie si absurde, et répétée à Paris assez sérieusement, qui a valu à Mr. de Saint-Germain

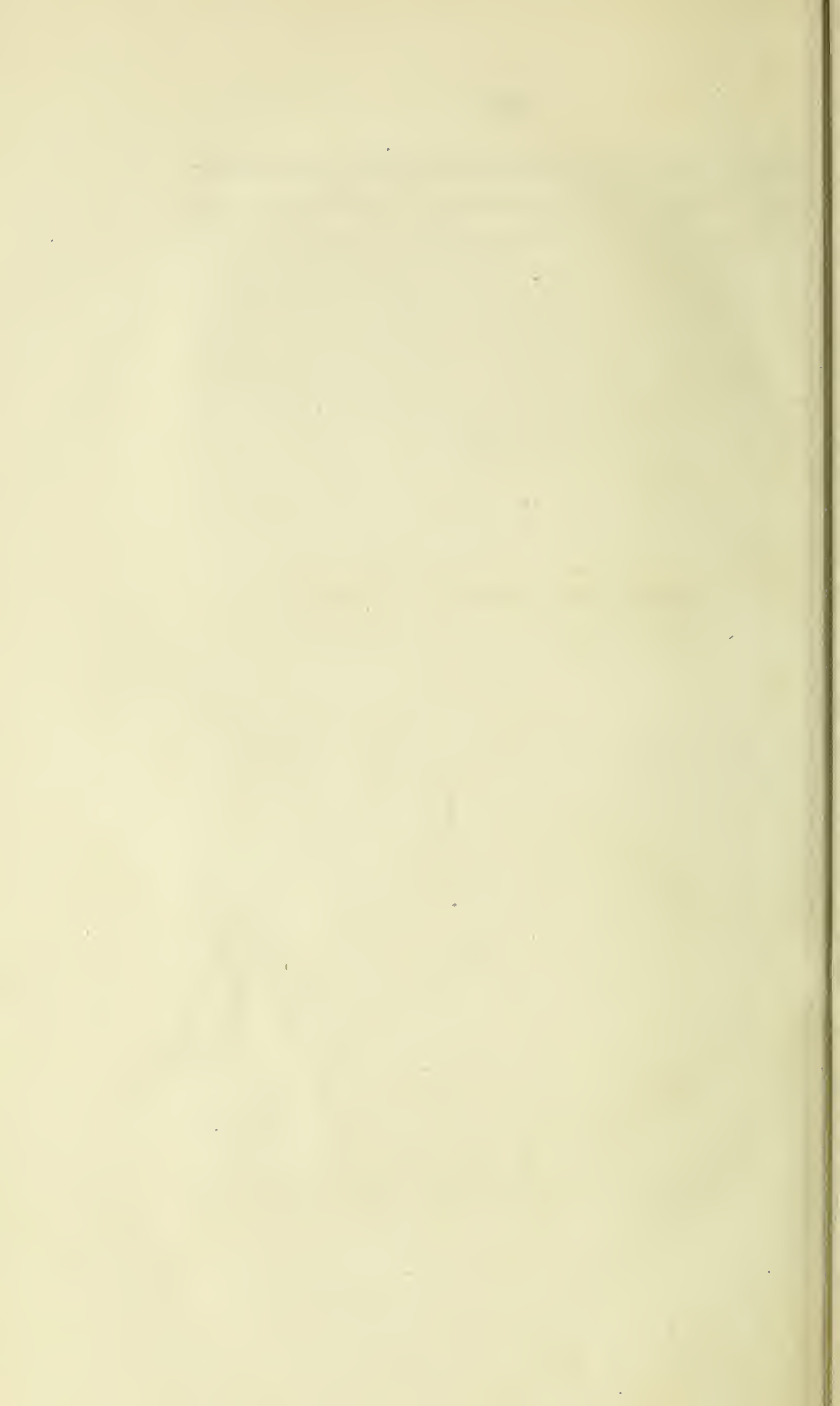
le renom de posseder une médecine, qui rajeunissait et rendait immortel; ce qui fit composer le conte bouffon de la vieille femme de chambre d'une dame, qui avait caché une fiole pleine de cette liqueur divine; la vieille soubrette la déterre et en avala tant, qu'à force de boire et de rajeunir elle redevint petit enfant.

Mr. de Saint-Germain vivait d'un grand régime, ne buvait jamais en mangeant, se purgeait avec des follicules de séné, qu'il arrangait lui-même, et voilà tout ce qu'il conseillait à ses amis, qui le consultaient sur ce qu'il fallait faire pour vivre long-temps. En général il n'annonçait jamais, comme les autres charlatans, des connaissances surnaturelles.

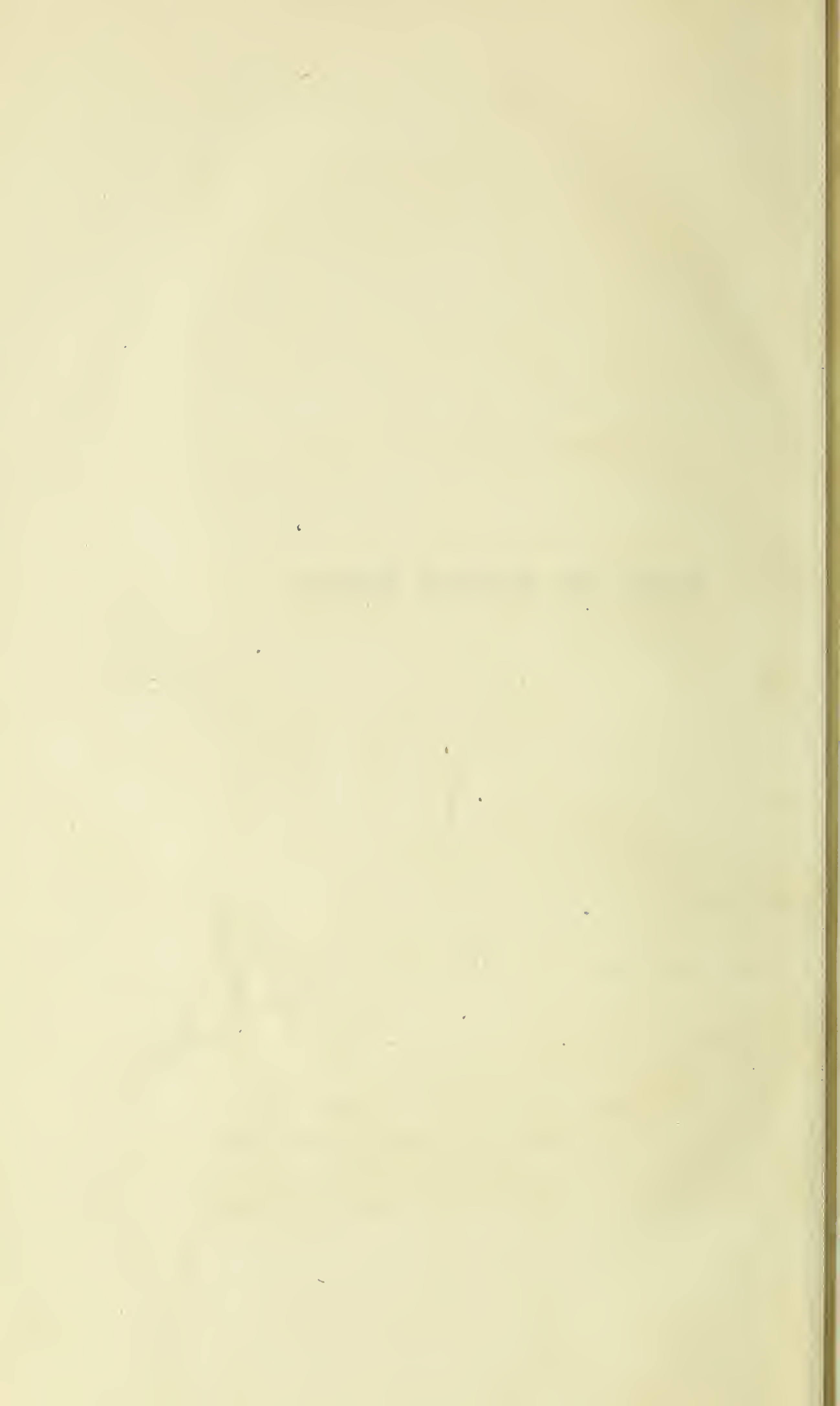
Il fréquentait la maison de Mr. de Choiseul et y était bien reçu; nous fûmes donc fort étonné d'une violente sortie que ce ministre fit à sa femme au sujet de notre héros.

Il lui demanda brusquement, pourquoi elle ne buvait pas? Et elle, lui ayant répondu, qu'elle pratiquait ainsi que moi, le régime de Mr. de Saint-Germain avec grand succès; Mr. de Choiseul lui dit: «Pour ce qui est du baron, à qui j'ai reconnu un goût tout particulier pour les aventuriers, il est le maître de choisir son régime; mais vous, madame, dont la santé m'est précieuse, je vous défends de suivre les folies d'un homme aussi équivoque.» Pour couper court à une conversation qui devenait embarassante, le baillif de Solar demanda à Mr. de Choiseul, s'il était vrai que le gouvernement ignorait l'origine d'un homme, qui vivait en France sur un pied si distingué? «Sans doute nous la savons, réplica Mr. de Choiseul; c'est le fils d'un juif portugais, qui trompe la crédulité de la ville

et de la cour. Il est étrange, ajouta-t-il, en s'échauffant davantage, qu'on permette que le roi soit souvent presque seul avec cet homme, tandis qu'il ne sort jamais qu'environné de gardes, comme si tout était remplis d'assassins.» Ce mouvement de colère provenait de sa jolousie contre le maréchal de Belle-Isle, dont Saint-Germain était l'ame damnée, et auquel il avait donné le plan de ces fameux bateaux plats, qui devaient servir à une descente en Angleterre.



Briefe von Friedrich Rückert.



1.

Friedrich Rückert an Achim von Arnim.

Koburg, den 9. Mai 1823.

Nur zwei Zeilen muß ich endlich schreiben, daß Sie wissen, daß Ihr Manuskript wirklich in meinen Händen ist. Ich danke herzlich für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, den armen Redakteur eines Taschenbuchs, das ihm wenig Freude macht, zu unterstützen. Daß es mir die Gelegenheit gegeben, Ihnen vorerst um den ersten schweren Schritt, und vielleicht künftig noch um mehrere näher zu kommen, ist ein Hauptvortheil davon. Aber was werden Sie denken, wenn ich sagen muß, daß ich Ihr Manuskript noch nicht ausgelesen? Ich muß gleich den Grund hinzufügen, daß mir in diesen Wochen ein (erster) Knabe geboren worden, der mich noch zur Zeit, durch die Neuheit der Sache für mich, ausschließlich beschäftigt. Ich wünsche daß Sie auch Kinder haben mögen, damit Sie mir verzeihen. So kann es wohl sein daß ich Ihre Geschichte erst gedruckt im Taschenbuch lese, wo es außerdem leichter sein wird als im Manuskript, das mir, wie die meisten deutschen Manuskripte, viel mehr zu schaffen macht, als die persischen und arabischen, mit denen ich mich gegenwärtig beschäftige. Denn Ihnen gestanden sei's, daß, da ich anfange einzusehen, daß ich's den Leuten mit meiner

Poesie nie recht machen werde, ich immermehr mein Treiben in eine andere Sphäre hinüberzuspielen suche, und nur noch Verse schreibe, oder vielmehr längst geschriebene noch drucken lasse, weil ich die kleinen Einkünfte davon ziemlich nöthig brauche, da mir das Orientalische noch nichts einträgt, vielmehr Ausgaben fordert. Ich stecke so eben in einer Arbeit die zwischen Poesie und Philologie die Mitte hält, in einem Studium und theilweiser Uebersetzung des Korans. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen erzähle was Sie nicht interessirt, es müßte denn sein, daß es Ihnen ginge wie mir, der ich auch gern wissen möchte, was Sie noch außer der Poesie treiben? Etwa Landwirthschaft? oder wenigstens Landleben?

Hochachtungsvoll,

Ihr ergebenster
Rückert.

2.

Friedrich Rückert an Varnhagen von Ense.

Erlangen, den 13. November 1833.

Verehrtester Herr!

Mit großer Freude habe ich bei meiner Rückkunft von einer langen, aber nicht weiten, Ferienreise, den Mahnbrief der Societät nur von Ihrem Namen unterzeichnet gefunden. — Wamik und Asra will ich gern, und zwar recht kurz abthun, sobald ich's zur Hand bekomme und es so finde, daß ich mit gutem Gewissen etwas Gutes davon sagen kann. Soeben bin ich fertig mit einer Gesammtrevision über Wilson's Hindu Theater, Chezy's Sakuntala,

Hirzel's Uebersetzung der Sakuntala, Lenz's Vikramorvasi (mir vom Verfasser mit dem Wunsche, mich darüber auszusprechen, überschickt) und Lassen's Malatî-Mâdhava mit gelegentlicher Berührung von Stenzler's Raghuvansa. Ich habe mir viele Mühe mit der Arbeit gegeben, und bitte nur, daß Sie ihre Ausführlichkeit dem Zusammenfassen so vieler wichtiger Bücher zu Gute halten. In der Kürze, das ist, obenhin, kann ich nichts Sprachliches abthun. Es ist aber hoffentlich eine sehr, auch für den Nichtsprachgelehrten, lesbare Darstellung geworden. In einigen Tagen erhalten Sie die Reinschrift, die zu machen ich mich nicht verdrießen lassen will.

Nun aber meinen schönsten Dank für Rahel. Sie haben das Ihnen und der Welt geraubte Juwel hiemit für sich und die Welt wieder erobert und unverlierbar gesichert. Das Buch ist auch für mich ein Schatz, über dessen Bedeutung mich auszulassen ich mehr Zeit brauchte als jetzt das Sanskrit mir läßt. Hier will es auch jederman lesen, und ich kann mein Exemplar, das einzige in der Stadt, gar nicht wieder nach Hause kriegen. Von Wangenheim werden Sie unterdessen gehört haben.

Mit vollkommenster Hochachtung

Ihr

ergebenster Diener

Rückert.

3.

Friedrich Rückert an Varnhagen von Ense.

Erlangen, den 22. Oktober 1834.

Verehrtester Herr und Freund!

Ich habe Sie immer mir freundlichgesinnt geglaubt, doch nicht in dem Maße, wie es mir Ihr Brief zeigt. Sie wollen mein Bestes, und geben mir noch die besten Wörtchen dazu. Dafür gehorche ich aber auch auf der Stelle. Doch, um keine Zeit zu verlieren, dann um Aufsehn hier auf der Post zu vermeiden, auch wohl um einige Groschen zu ersparen, muthe ich Ihrer Güte noch zu, die Versendung der drei beigeschlossenen Briefe zu übernehmen und jedem ein Exemplar meiner Gedichte beizulegen. Senden Sie deshalb nur in die nächste beste Buchhandlung (denn alle in Berlin sind in diesem Augenblick damit überschwemmt) und lassen sich 5 Exemplare geben (2 für Sie und Hrn. Schulze) mit der Anweisung, solche auf Rechnung des Hrn. Heyder dahier zu setzen. An den Kronprinzen zu schreiben, würde mir am schwersten gefallen sein, hätte ich nicht einen Anlaß darin gefunden, daß derselbe vor einiger Zeit einmal mich schriftlich über einige Punkte der persischen poetischen Litteratur, namentlich des Schâhnâme, befragen ließ. Nun mag Gott walten, und die Einsicht meiner Freunde. Wahl's Tod habe ich bestimmterweise erst durch Sie erfahren, ihn aber beinahe schon vermuthet, um einigermaßen ein wunderbares Gerücht zu erklären, das mich vorvorgestern bei meiner Rückkunft von einer Herbstferienreise hier empfing, ich sei nach Halle gegangen, um dort zu bleiben. Vermuthlich will man meiner hier gern los sein, und hält das für eine schickliche Gelegenheit. Ich meinestheils hätte auch gegen Halle nichts einzuwenden,

als daß es dahin nordwärts geht, und es mich eher südwärts zieht. Lassen Sie Lassen nach Halle versetzen, und mich an seine Stelle nach Bonn. Aber da verlöre Schlegel seinen unentbehrlichen Sekundanten. Doch ich erwarte, was da kommen will. Raumer grüßt bestens; Ihren Durchzug habe ich erst durch Frau Hegel in Schweinfurt erfahren, die ich gelegentlich zu grüßen bitte, wie auch Hrn. von Henning, dessen Brief und Wechsel ich erhalten habe. Meine herzlichsten Grüße an Sie und Schulze! Dankbarst

Ihr

ergebenster
Rückert.

4.

Friedrich Rückert an Varnhagen von Ense.

Erlangen, den 3. Januar 1835.

Verehrter Freund!

Der seltsame Umstand, von dem Sie mir melden, daß er mir die erwartete Antwort des Kronprinzen vorenthalte, ist wohl geeignet, einem auf einen Augenblick die Besinnung schwanken zu machen. Glauben Sie wirklich, daß man so etwas blos erträumen oder geträumt haben könne? Doch weil Sie selbst nicht ungeneigt scheinen, zu glauben, es könne hier so etwas bei mir mit unterlaufen, so mußte ich mich wirklich einen Augenblick ordentlich auf mich selbst besinnen. Den fraglichen Brief hatte ich vor wenigstens zwei Jahren empfangen, und weil er ohne weitere Folge blieb, ihn ganz aus dem Sinne verloren. Als ich aber nun den Gedanken faßte, dem Kronprinzen meine Gedichte

zu übersenden, mußte mir natürlich jener Brief wieder einfallen, und ebenso natürlich mußte ich desselben gegen den Kronprinzen gedenken. Der Brief selbst ist, bei inzwischen eingetretener Wohnungsveränderung, verräumt, und wird wahrscheinlich erst unter meinem Nachlaß wieder zum Vorschein kommen. Meine Frau, der den Brief damals gezeigt zu haben, ich mich erinnert, hat mir nun wenigstens die Wirklichkeit desselben und seines Bezugs auf den Kronprinzen bestätigen können; des unterzeichneten adeligen Namens erinnert sie sich so wenig als ich selbst. Ich weiß nur noch: der Name war mir damals nicht ganz bekannt, und um auf der Adresse meiner Antwort keinen Irrthum zu begehen, zeigte ich die Unterschrift einem Freunde, dem Postmeister, der mir auch sogleich Auskunft gab, so daß es also ein dem besser als mir Unterrichteten bekannter Name sein mußte. Vielleicht auch, daß dieser Freund, der jetzt in Nürnberg ist, sich noch gar des Namens erinnern kann. Der Inhalt des Briefes aber — jetzt vergegenwärtigt er sich mir wieder lebhafter — war, daß S. Königl. Hoheit von mir Auskunft wünsche über das Schâh-Nâme, und besonders über eine zu erwartende Herausgabe und Bearbeitung desselben durch einen Hrn. Mohl, und was ich über diesen selbst wisse. Ich schrieb darauf, was ich von Mohl wußte, daß er ein junger Schwabe und damals in Paris sei, und dergl.; fügte auch hinzu, daß ich selbst eine der wichtigsten Episoden des Schâhnâme, den Tod des Suhrâb (dessen Inhalt ich näher angab) schon längst bearbeitet, und in Text und Uebersetzung zur Herausgabe vorräthig habe. Und nun fällt mir auf einmal bei, daß ich auf diesen meinen Brief noch einen zweiten von jenem Schreiber des ersten muß erhalten haben, in welchem er mir für die gegebene Auskunft im Namen des Kronprinzen

dankt, und mir für den Fall der Herausgabe jener Episode oder des Ganzen die Unterstützung des Kronprinzen — ich denke durch Annahme einer bedeutenden Zahl von Exemplaren — anbietet. Da haben wir nun gar zwei Briefe statt des einen. Auf den letzten aber, der keine Antwort forderte, habe ich nicht wieder geantwortet, und überhaupt die Existenz des zweiten Briefes ist problematisch, keine bestimmte Erinnerung, sondern von mir nur daraus geschlossen, daß jener Bezug auf meine eigne Arbeit, dessen ich mich bestimmt erinnere, doch wohl nicht im ersten Brief stehen konnte. Aber vielleicht war es doch so, und jener Bezug nur allgemeiner. Ich gebe Ihnen auch meine Zweifel, damit das Sicher desto sichrer werde, nämlich daß ich die ganze Korrespondenz nicht erträumt habe. Aber was sollen wir nun davon denken? Hat sich ein Unbefugter den nüchternen Spaß gemacht, mich mystifiziren wollen? Aber dazu war der Brief zu wenig aufregend, wie der Erfolg zeigt. Und meine Antwort muß doch an die Adresse gekommen sein, sonst wäre sie mir auf der Post zurückgelaufen. Mir scheint es darauf anzukommen: hat der Kronprinz jemals wirklich ein Interesse für das Schâhnâme gehabt? Hat er vielleicht jemand seiner Umgebung aufgefordert, ihm darüber, und besonders über Hrn. Mohl, Auskunft zu verschaffen? Und hat denn vielleicht dieser Jemand sich auf gut Glück grade an mich gewandt, und, um mich lebhafter in Anspruch zu nehmen, die Wendung eines bestimmten Auftrags des Kronprinzen gebraucht? Ich erinnere mich wohl, daß ich damals, gleichsam in Ahnung eines Mißverständnisses, in meiner Antwort mit einfließen ließ, alle Auskunft, die man hier von mir verlange, sei eben so gut oder besser an Ort und Stelle selbst, in Berlin, bei den dortigen Gelehrten

des Faches zu haben. Ich denke, daß ich Wilken und Bopp namhaft machte. Doch nun genug davon. S. Königliche Hoheit, der Kronprinz, wenn Sie das Wesentliche dieser Aufschlüsse an ihn gelangen lassen können, wird mir nicht zürnen, daß ich zu der ihm zugedachten Huldigung durch Uebersendung meiner Gedichte, nicht den Beweggrund, ja nicht einmal die Veranlassung, sondern nur eben den entschuldigenden Vorwand für meine Erdreistung, von jenem apokryphischen Briefe, dessen Schreiber am besten unbekannt bleibt, hergenommen habe.

Ich bedaure herzlich, Ihnen diesen Wirrwarr gemacht zu haben, noch mehr aber, daß Sie noch immer nicht wieder wohl sind. Fassen Sie Muth, und werden's zum neuen Jahr! An Herrn Mundt schreibe ich heute; nur kann ich seiner Zeitschrift nicht viel versprechen, da ich mein Bestes einer eigenen vorbehalte, zu der ich mich endlich entschlossen habe. „Das Morgenland" vorläufig als Beilage zum Cotta'schen „Ausland"; worin ich nun endlich auskramen will, was sich seit zwanzig Jahren bei mir angehäuft, und wovon ich, nach dem Hariri, nur einzelne Schnitzelchen in Ihren „Jahrbüchern" einschwärzen konnte.

Hochachtungsvoll und freundschaftlichst

Ihr

ganz ergebener

Rückert.

5.

Friedrich Rückert an Professor von Henning.

Erlangen, den 16. April 1835.

Verehrter Herr und Freund!

Verzeihung, daß ich Ihre Sendung solange nicht beantwortete, aber natürlich wollte ich zugleich die versprochene Rezension einliefern, die, wie gesagt, nur des Abschreibens bedurfte. Doch es hat mich mit dem ersten Frühlingswind ein solcher Wirbel eignes zu schreiben, ergriffen, daß ich mich durchaus nicht dazu bringen kann, etwas Fremdes, d. h. über Fremdes abzuschreiben, so traurig mich auch eben vom Pult her Freund Stenzler's Raghivansa ansieht, es hilft nichts, er muß, wie ich selbst, warten, bis der Tanz vorüber ist, ich hoffe mit Walburgisnacht. Eben so geht's dem gleichfalls auf dem Stapel liegenden Besinnungsmondaufgang von Brockhaus, über dessen Zulassen zu den „Jahrbüchern" Sie sich noch nicht ausgelassen haben. Ueber die Rezension meiner Gedichte kann ich Ihnen kurz und gut sagen, daß ich ganz damit zufrieden bin, auch mit ihrer Einseitigkeit, die eben nur eine nothwendige Folge ihrer inneren Ganzheit, des Gebautseins aus Einem Stücke und aus Einem Gedanken ist. So kann ich mir in diesem Sinne selbst gar wohl Natur- und Gemüthspoesie absprechen lassen, die ich in einem anderen Sinne grade als mein rechtes Eigenthum in Anspruch nehme. Wenn Sie Hrn. Weiße schreiben, danken Sie ihm freundlichst in meinem Namen für diese kunstgerechte Konstruktion kunstgerechter Kunstpoesie. Mit meinen Beziehungen zu Berlin ist's so wie Sie schreiben, ich weiß aber durchaus nichts Näheres, dagegen als Neuestes, daß mich die Münchner bei sich vorgeschlagen

haben, woraus aber wirklich ein reiches Nichts wird, was mir denn auch recht ist.

Ihr ergebenster
Rückert.

6.

Friedrich Rückert an Varnhagen von Ense.

Erlangen, den 17. Juni 1837.

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Indem ich Ihnen hier ein Exemplar des nunmehr vollständig gewordenen Hariri übersende, will ich mir dadurch nur eine Gelegenheit machen, mich im Allgemeinen in Ihr gütiges Andenken zurückzurufen, insbesondere aber Sie zu erinnern an die vorlängst von Ihnen angeregte, nun ganz in Stocken gerathene Angelegenheit meiner Versetzung aus dem Erlangischen Sand in den Berlinischen. Ich würde die Sache, aus der eben nichts hat werden sollen, schweigend dahingestellt sein lassen, wenn ich nicht einer möglichen Mißdeutung meiner Gesinnung und Handlungsweise von Ihnen und andern in Ihrer Nähe, vorbeugen zu müssen glaubte. Ich habe nämlich, der ich selbst wenig Zeitungen lese, doch erfahren, daß in mehreren von meiner im Werk gewesen sein sollenden Berufung ein verkehrtes, verdrehtes, mir nachtheiliges Gerede geführt worden, und zuletzt habe ich selbst in einem schönwissenschaftlichen Blatt (ich glaube Mitternachtzeitung) einen kurzen Artikel gelesen, in dessen Fassung ich den Willen mir zu schaden, und mir jeden Weg nach Preußen für immer abzuschneiden, nicht verkennen konnte. Die schneidende Phrase war ungefähr so gestellt: Die Hoffnung, Fr. R. für Berlin zu gewinnen, ist gescheitert; er

hat die von einer hohen (oder höchsten) Person unterstützten Anträge abgelehnt (wo nicht gar: zurückgewiesen). Nun wissen Sie selbst, daß ich keine Anträge ablehnen konnte, weil keine bestimmten an mich gemacht wurden, und daß ich nur die unbestimmten vielleicht von meiner Seite versäumte der Bestimmtheit entgegenzuführen, nämlich Ihren Rath nicht befolgt, nach der Aufforderung des Ministers meine Bedingungen für eine künftige Anstellung in voraus auszusprechen. Dies that ich aber nicht, theils weil mir alles noch so in der Ferne gezeigt wurde, daß ich mich, ohne meine bisherige Lage zu gefährden, nicht näher darauf einlassen zu dürfen glaubte, worin ich vielleicht Unrecht hatte, theils auch weil die von Ihnen mir an die Hand gegebene Summe offenbar nicht zu einem anständigen Auskommen in Berlin hinreichte. Doch ich habe in meiner damaligen Antwort die Leitung dieser Angelegenheit dem Herrn Minister, mit so unumwunden und aus wahrem Gefühl ausgesprochenem Vertrauen in seine Einsichten und Absichten, anheimgestellt, daß ich von dieser Seite nicht mißdeutet worden zu sein fürchte. Desto mehr aber fürchte ich, daß der Kronprinz, wenn er die unziemenden Aeußerungen der Zeitungen erfahren sollte, mir seine, erst mühsam errungene Gnade wieder entziehen möchte. Dieses zweite Mißverständniß würde schwerer wegzuräumen sein als jenes erste glücklich durch Ihre freundlichen Bemühungen gehoben, dessen Grund auch, die wunderbare Verwechslung zweier Kronprinzen, Sie ganz richtig errathen haben. Die Bestätigung davon erhielt ich im vorigen Herbst aus dem Munde des Kronprinzen von Baiern, als ich ihn auf seinem Schlößlein Hohenschwangau sah. Leider aber hat er von seinem Vater die Gewohnheit, einen nicht zu Worte kommen zu lassen,

und ich fand keine Gelegenheit, wie ich wünschte, durch ein näheres Eingehen den schlimmen Eindruck zu verwischen, den auch bei ihm jene Verwechslung mag hinterlassen haben. So geht es mir, verehrtester Freund, übel mit den Fürsten, mit dem jetzigen Könige von Baiern selbst nicht besser, der mir deswegen, wenigstens zum Theil deswegen, abhold ist, weil man ihn glauben gemacht hat, er habe einst als Kronprinz mich in Nürnberg anstellen wollen, und ich habe es abgelehnt, woran auch kein wahres Wort ist. Desto mehr bitte ich Sie nun, in Ihren Kreisen meiner Unschuld das Wort zu reden, damit mir wenigstens eine Aussicht der Zukunft offen bleibe, ein Luftloch der Hoffnung, um in der hier immer dumpfer, unathembarer werdenden Atmosphäre nicht gar zu ersticken. Ob die Berliner Luft mehr für meine Lungen sei? Aber Sie sollten mir einmal eine Stelle am Rhein zu verschaffen suchen, eine Stelle, wobei es recht wenig oder gar nichts zu doziren gäbe. Mit vollkommenster Hochachtung, in Erwartung einer freundlichen Antwort,

Ihr
ergebenster
Rückert.

7.

Friedrich Rückert an Professor von Henning.

Verehrtester Freund!

Schon so lange bin ich Ihnen einen Besuch schuldig, und nun hätte ich noch dazu ein Gesuch an Sie; doch damit der Besuch ein uneigennütziger werden könne, will ich ihn lieber noch aussetzen, und hier das Gesuch vorher schriftlich anbringen. Es ist im Namen meines ältesten Sohnes, Dr. Heinrich Rückert, Privatdozenten in Jena,

der mich neulich, da ich auf meiner Hieherreise ihn dort besuchte, sehr angelegentlich bat, bei Ihnen mich für ihn zu bewerben, ob er nicht in die Stelle seines vorlängst ausgetretenen Vaters bei Ihrer Riesenanstalt eintreten könne. Er wünscht, und ich mit ihm, daß zu dem wenigen, was ihm sein Privatdoziren dort einbringt, er noch ein anderes weniges hinzuverdienen möge; noch mehr aber ist ihm darum zu thun, sich auf einem so ehrenvollen Tummelplatz der gelehrten Welt zu zeigen — er rezensirt, so viel ich weiß, auch für die Jenenser Blätter. Sein Fach aber ist Geschichte, besonders mittelalterliche deutsche, dazu auch altdeutsche Sprache; und was immer aus diesem Gebiete Sie ihm übertragen wollen, wird er dankbar übernehmen. Er hat mir insbesondre genannt ein neuerdings erschienenes Geschichtsbuch von Kopp; ich denke, Wiederherstellung und Verfall 2c. 2c. 1 Band, bei Weidmann. Ferner schreibt er mir so eben, an meine Empfehlung mich mahnend, von einem andern Werke: Geschichte des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Meißen, von Tittmann, 2 Bände, das er sich schon selbst angeschafft und durchgearbeitet habe. Nun bitte ich also schönstens, schicken Sie ihm wo möglich einiges Futter für seinen Heißhunger, und zwar recht bald, wenn es sein kann, damit ich selbst nicht vor ihm in Schanden bestehe, daß ich seinen Auftrag so spät ausgerichtet, und wirklich Schuld bin, daß er nicht selbst sich in gehöriger Form bittweise bei Ihnen gemeldet hat, weil ich eben das für ihn mündlich zu thun übernahm, was ich hier nun doch auch nur schriftlich thue. Mit vollkommenster Hochachtung

Ihr

ergebenster

Fr. Rückert.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







